Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXV.

(October — November — December 1895.)

37447
26/3/96

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhdl. — **Athen**, C. Beck (Friedrich Kilian's königl. ungar. Univ.-Buchhdl.). — **Basel**, Louis Jenke's Buchhdl. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandl. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandl. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Duiau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

		Seite
XIX.	Michael Saltykow. Von **Theophil Pezold.** I./V.	273
XX.	Gruß an Conrad Ferdinand Meyer	298
XXI.	Julius Zupitza. Von **Alois Brandl**	302
XXII.	Politische Rundschau	306
XXIII.	Die Silber- und Goldschmiedekunst Berlins. Von **Julius Lessing**	312
XXIV.	Literarische Notizen	315
XXV.	Literarische Neuigkeiten	319
XXVI.	Uebereilte Werbung. Eine kleine Geschichte von **Hans Hopfen**	321
XXVII.	Francesco Petrarca in seinem Briefwechsel. Von **Franz Xaver Kraus** I./II.	345
XXVIII.	Michael Saltykow. Von **Theophil Pezold.** IV./XI. (Schluß.)	375
XXIX.	Rom. September — October 1870. Aktenstücke. Der Generalsecretär des Ministeriums des Aeußern an den königl. Minister des Aeußern in Florenz. I./XI. Von **Blanc**	400
XXX.	Erinnerungen aus der Jugendzeit. Von **Julius Rodenberg.** Heinrich Marschner. (Schluß.)	418
XXXI.	Adolf Menzel. Zu seinem achtzigjährigen Geburtstage am 8. December 1895. Von **Julius Lessing**	434
XXXII.	Walter Robert-tornow. Von **Herman Grimm**	443
XXXIII.	Armer Calcedonio! Eine Geschichte aus den römischen Bergen von **Gustav Floerke**	448
XXXIV.	Politische Rundschau	462
XXXV.	Herman Grimm's „Homer". Von **Wilhelm Bölsche**	467
XXXVI.	Zwei neue Classiker-Biographien	473
XXXVII.	Literarische Notizen	475
XXXVIII.	Literarische Neuigkeiten	478

Rittmeister Brand.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Dietrich Brand entstammte einer uralten angesehenen Kaufmannsfamilie. Seit fast einem Jahrhundert bestand das Rohseidengeschäft Brand & Co. in Ehren auf dem Wiener Platze. Es hatte seine Begründer und ihre nächsten Nachfolger reich gemacht und trotz der Ungunst der Verhältnisse in den letzten Decennien keinen Rückgang erfahren. Diesen Erfolg verdankte das Haus der Tüchtigkeit seines Chefs, und Niemand zweifelte, daß sein willensstarker und energischer Sohn sein Nachfolger werden würde. Durch lange Zeit blieb das streng, sogar vor einander bewahrte Geheimniß seiner Eltern: Dietrich zeigt zum Kaufmannsstande wenig Lust und Talent.

Trotzdem war es ein Tag des Entsetzens für sie, als er kam und ihnen seinen unerschütterlichen Entschluß kund that, nichts anderes zu werden als, wozu er sich im Innersten berufen fühlte, Soldat.

Warum Soldat, um Gotteswillen? Warum nicht Beamter oder Landwirth, wenn schon durchaus nicht Kaufmann? — Ja, weil er dazu beitragen wollte, die außer Rand und Band gerathenen Menschen wieder an Zucht zu gewöhnen. Weil er erziehen wollte, wie er von klein auf gethan. Das mußten die Eltern gelten lassen. An dem Hunde und Papagei seiner Mutter, an den Tauben und Spatzen, die er mit Weißbrotkrumen auf den Fenstersims lockte, an Allen hatte er — und mit Glück — erzogen. Im Sommer, wenn die Familie in ihrer Villa in Neuwaldegg Aufenthalt nahm, kamen die Kinder dran. Da war er immer von einem Trupp umgeben, den er commandirte und der ihm gehorchte, weil sich's von selbst versteht, daß man dem Dietrich Brand gehorcht.

Dem Vater wollte das Befehlshaberische im Wesen seines Sohnes nicht gefallen: „Aus Dir wird einmal ein Schulmeister," sprach er zu ihm.

„Nicht ein Schulmeister, ein General," antwortete Dietrich.

Ja, sie hätten es voraus sehen können und nicht schweigen sollen. Auch nicht zu den schweren Kämpfen, die er im Stillen bestand. Den Trübsinn, der ihn seit längerer Zeit ergriffen hatte, sein übles Aussehen, die rothen, überwachten Augen, mit denen er jeden Morgen zum Frühstück kam, erklärte Vater Brand für Symptome der Uebergangsjahre, die einem „weiter keine“ Sorgen zu machen brauchen. Das sagte er freilich nur, um „die Frau“ zu beruhigen, die sich wieder ihm zu Liebe beruhigt stellte; denn die wahre Liebe, die Alles kann, kann sogar ihre eigenste Natur verleugnen, kann sogar lügen, wenn's gilt.

Als Dietrich ihnen sein Vorhaben mittheilte, wußten die Beiden gar wohl: Leicht ist es ihm nicht geworden, unsere Luftschlösser nieder zu reißen und unsere Altershoffnungen bankerot zu machen.

Was ihnen Anfangs ganz unauffindbar schien, war der Zusammenhang zwischen seiner Lust am Erziehen und seiner Liebe zum Militärstande. Er wies ihnen aber nach, daß kein anderer so viel Macht verleiht, auf den armen und ungebildeten Nächsten fördernden Einfluß zu nehmen. Und in diesem edelsten Stande gibt es wieder keine Waffengattung, die dem Erzieher so viele Möglichkeit bietet, sein Talent nutzbringend zu entfalten wie die Cavallerie. Das Wesen, dem ich meine Sorgfalt widme, wird zugleich angehalten, die seine einem anderen Wesen zu spenden — seinem Pferde. Da steht also der Mann gleichsam in der Mitte zwischen einer heilsamen Ursache und einer heilsamen Wirkung und erfährt zugleich zweifachen Nutzen. Deshalb wollte Dietrich Brand nicht nur ein Soldat, er wollte ein Reiter werden, ein schwer wiegender, ein Dragoner.

„Unser Sohn ist ein Feuergeist,“ klagten die tiefbetrübten Eltern ihrem Vertrauensmanne, dem greisen Buchhalter; und der dachte bei sich: Zur Hälfte Feuergeist, zur Hälfte Pedant. Die Sorte setzt Alles durch.

Klug wie er war, befolgte er auch dieses Mal die bewährte Praxis, die ihm das Vertrauen des Herrn und der Frau Principal sicherte. Er rieth ihnen, das zu thun, was sie ohnehin gethan hätten — nachzugeben.

Der Vater versöhnte sich nie ganz mit der Berufswahl Dietrichs; aber das uneingeschränkte und einstimmige Lob, das seinem Sohne gezollt wurde, freute ihn doch. Was seine Vorgesetzten am meisten an ihm rühmten, um was seine Kameraden ihn am meisten beneideten, das war die unerschöpfliche Geduld, die ihn bei all' seiner eisernen Strenge nie verließ.

„Hätten wir viele Officiere wie Sie, würde unsere Armee zur grandiosesten Volkserziehungsanstalt der Welt,“ hatte ein sehr hoher Herr zu Dietrich gesagt, und an diesen Ausspruch erinnerte man sich im Regimente noch lange, nachdem Brand aus ihm geschieden war.

Seine Mutter gerieth nach und nach in eine wahre Begeisterung für den Militärstand. Vom Tage der Ernennung ihres Sohnes zum Lieutenant begann sie den Militärschematismus zu studiren und fehlte bei keiner Revue auf der Schmelz. Remonte, Train, Ménage, Zug, Escadron, Regiment, Division, in der Tour, außertourlich u. s. w. wurden für sie gebräuchliche Worte. Von allen kamen aber keine so oft über ihre Lippen wie die: „Mein Sohn, der Lieutenant.“ Als sie sagen durfte: „Mein Sohn, der Ober-

lieutenant," und als er in dieser Charge die Wiener Garnison bezog, da mußte Vater Brand mit ihr hinaus fahren auf den Exercirplatz zu jeder Truppenausrückung. Die Gattin an seiner Seite gerieth beim Defiliren der Regimenter in solche Extase, daß er sich fragte, ob der Sohn nicht am Ende von ihr die kriegerischen und heroischen Neigungen geerbt habe. Aber die erbliche Belastung wäre in dem Falle schwer nachweisbar gewesen, denn Frau Brand entstammte, wie ihr Gemahl, einer alten, friedfertigen Kaufmannsfamilie.

Im Winter wurde der Zug des Oberlieutenants Brand mit Puls- und Seelenwärmern, mit Socken und Flanellunterkleidern so reichlich versehen, daß die Leute sich durch ihr behagliches Aussehen vor allen Anderen auszeichneten. Frau Brand erlebte auch noch die Glückseligkeit, von ihrem Sohne, dem Rittmeister, sprechen zu können und ihren guten Alten dazu ein wenig schmunzeln zu sehen.

Zu der Kaiserrevue in dem Jahre, in dem Dietrich zum ersten Male eine Escadron commandirte, kam seine Mutter allein gefahren im schönen, offenen Landauer. Die Pferde hatten schwarze Geschirre, und die Diener trugen schwarze Livrée, und im Wagen saß eine gebrochene Frau in Wittwentrauer. Noch ein Jahr, und der Rittmeister hatte keine Eltern mehr, er hatte auch sonst Niemanden, er hatte nur seinen Beruf.

Nein, man darf nicht sagen „nur", wenn von einem Beruf die Rede ist, von einem vollen, ganzen. Der Beruf ist Alles, ist mehr als Eltern und Kinder, als die Geliebte, als der Freund. — So glaubte Dietrich wenigstens damals.

II.

Wenn seine Mutter ihm gesagt hatte: „Du solltest doch endlich ans Heirathen denken," war seine Antwort gewesen: „In Gottesnamen; nur nicht zu viel, nur nicht zu oft; mein Beruf läßt mir keine Zeit zu Nebenbeschäftigungen."

Und gerade im ersten Sommer nach dem Tode der guten, alten Frau verliebte er sich. Es geschah so sachte, so allmälig, daß er's Anfangs gar nicht merkte. Die Ehe seiner Eltern hatte ihn gelehrt, von der Liebe den höchsten Begriff zu haben. Sie kommt nicht oder im Triumphe, die unwiderstehliche, allmächtige Siegerin. Und nun war sie erschienen ohne Sang und Klang, hatte sich ihm ins Herz geschlichen unter fremdem Namen in der bescheidenen Gestalt von Sympathie, Werthschätzung und tiefem Mitleid.

Die es ihm angethan hatte, hieß Sophie von Henning, und war die Tochter eines mährischen Landedelmannes, der sich, als Brand's Escadron in der Nähe seines Gutes einquartiert wurde, eben damit beschäftigte, die Reste seines einst ansehnlichen Vermögens in alle Winde zu streuen.

So lange seine, ihm weit überlegene Frau am Leben gewesen war, hatte sie verstanden, seiner Verschwendungssucht bis zu einem gewissen Grade Einhalt zu thun. Nach ihrem Tode, den er sechs Wochen lang leidenschaftlich betrauerte, erwachte er aus seinem Grame als ein verjüngter, lebensfreudiger Mensch. Er färbte seine Haare, unterzog sich einer Entfettungscur, machte den jungen Damen den Hof, stellte kostbare Pferde in den baufälligen Marstall

ein, steckte seine dörfliche Dienerschaft in Livréen von falscher Eleganz und hielt offenes Haus.

Seine Tochter sah den Augenblick des unabwendbaren Zusammenbruches immer näher heran kommen, war aber dem leichtsinnigen Vater gegenüber ohnmächtig. Sie konnte nichts thun, als mühsam und unter Entbehrungen aller Art die Lücken und Risse verkleistern, die hinter der kläglichen Herrlichkeit des zu Grunde gehenden Haushaltes klafften.

Herr von Henning nahm die Hülfe Brands, der ihn schon mehrmals aus momentaner Verlegenheit gerettet hatte, mit der größten Unbefangenheit in Anspruch. Sobald der hart gesottene Optimist die Spur einer Neigung des Rittmeisters für Sophie wahrgenommen hatte, stand es ihm auch fest: Brand wird sein Schwiegersohn und rangirt ihn. In fröhlicher Weinlaune vergaß er sich einmal so weit, daß er in Gegenwart der Beiden Anspielungen auf diesen Zukunftsplan machte.

Von Stunde an veränderte Sophiens Benehmen gegen Brand sich völlig; keine Spur mehr des unbefangenen Vertrauens, mit dem sie ihm bisher begegnet war, auch keine auffallende Zurückhaltung, die wieder auszeichnend gewesen wäre. Gleichgültigkeit schien an die Stelle der stillen, tiefen Neigung getreten zu sein, die in ihr erwacht war, ihren Ernst hold durchsonnte, ihr stilles Wesen lieblich verklärte.

Aber Dietrich ließ sich nicht täuschen; er bewunderte die Seelenstärke, mit der sie ihre Neigung verleugnete, den Stolz, aus dem diese Selbstverleugnung entsprang. Zum ersten Male erwog er die Möglichkeit, seine goldene Freiheit aufzugeben und sich fürs Leben an ein anderes Wesen zu ketten. Dann hatte er die Wahl: austreten — den Gedanken schleuderte er nur so hinweg; oder: allen seinen Ueberzeugungen und Grundsätzen untreu werden und als verheiratheter Mann weiter dienen. Also — thun, was er von jeher verschworen hatte: eine Frau, und weiß Gott wie bald, auch Kinder nachschleppen in kleine Cavallerie-Garnisonen, immer bereit, das eben erst errichtete Zelt wieder abzubrechen.

Militärwirthschaften — er hatte ihrer genug vor Augen — waren ihm Greuel. Kaum hat die Familie sich seßhaft gemacht, wohnt leidlich, schickt die Kinder in die Dorfschule oder den Dorfschullehrer zu den Kindern, und schon wieder heißt es wandern. Die richtige „ärarische Frau" sagt dann zu ihrem Manne: „Du brauchst Dich um nichts zu kümmern, die Uebersiedlung ist meine Sache." Der Bagagewagen steht vor der Thür und daneben sie und überwacht das Aufladen der Einrichtungsstücke, der Betten, der Kisten. Ein Kind hängt sich an ihr Kleid, ein anderes ist in Gefahr, unter die Räder zu kommen, wie der Wagen sich in Bewegung setzt, ein drittes heult um sein Schaukelpferd, das ihm davon geführt wird. Der „ahnungsvolle Engel" sieht es im Geiste schon nach dem Ueberladen auf den Lastzug und von da wieder auf den Fuhrmannswagen mit drei Beinen ankommen, wenn's gut geht. Die Tische und Stühle theilen sein Schicksal. Im unbekannten Lande, im neuen Haus, das meistens eine Hütte ist, wird dann geleimt, geflickt, die Bude wieder hergerichtet — fürs Auge.

So manche unternehmende Lieutenantsgattin lädt schon am Tage des Einrückens in die Station einige Officiere zum Thee. Auf einer umgestürzten Kiste wird er servirt, aus schartigen Tassen getrunken. Wie der Hausrath aussieht, wie die Kinder untergebracht sind, darüber geht man hinweg mit Leichtsinn und Humor. — Aber haben muß man die, ein Pedant darf man nicht sein, für den die schönste Frau allen Reiz verliert, wenn er dahinter kommt, daß sie nicht Ordnung hält in ihrem Wäscheschrank. Ein solcher Mann darf seine Frau nicht in Lagen bringen, in denen die Schönheit der äußeren Lebensform gar zu oft verletzt werden muß.

Nein denn, und dreimal nein.

Und nun kam er auf den Gedanken, den er schon als völlig unausführbar verworfen hatte, zurück — den Dienst aufgeben.

Ja, er überlegte, erwog die große Frage aufs Neue. Konnte es einen besseren Beweis geben, daß er liebte, innig und tief? Aber das Resultat seines peinigenden Nachgrübelns war doch wieder „nein" gewesen. Und nun stand es fest, und kein Gott hätte daran rütteln können. Dem Rittmeister blutete das Herz. Man sagt das oft so leicht hin: Mir blutet das Herz. Erfahre es nur an dir selbst, wie das ist, wenn sich's zusammenschnürt, immer fester, immer erstickender, bis man meint, die schweren, schmerzenden Tropfen hervorquellen zu fühlen, mit denen Frohsinn und Lebensfreude dahin fließen.

Er wußte auch: Sie leidet und vielleicht mehr als er selbst; sie hat ja nicht einen Beruf, der für Alles Trost bietet, sie hat nur elende Sorgen.

Seitdem Brand das Haus Henning mied, war dort ein Freier aufgetreten, der sich bisher vor dem brillanten Rittmeister bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte, ein Herr von Müller, Major in Pension, von dem es hieß, daß er ein wohlhabender Mann sei und den traurigen Muth haben wolle, das verschuldete Gut Henning's zu übernehmen. Er knüpfte an dieses problematische Erlösungswerk die Hoffnung, Sophie werde sich entschließen, ihm ihre Hand zu reichen. Sie that es nicht, sie widerstand seinem treuen Werben, dem flehenden Beschwören ihres Vaters.

Brand hörte durch gemeinsame Bekannte ab und zu von ihr in der fernen Garnison, in die sein Regiment versetzt worden war.

Zwei Jahre gingen vorüber, da traf eine überraschende Kunde ein. Müller's Großmuth und Güte mußten Sophie endlich gerührt haben, sie war seine Frau geworden.

III.

Nun erfuhr Brand, was heiße Reue ist. Er sagte sich, daß es doch besser gewesen wäre, im Kampfe gegen seine Herzensneigung zu unterliegen als zu siegen. Schade, schade um diese edle Sophie, die ihm herabgewürdigt schien durch eine nicht aus Liebe geschlossene Verbindung. Die Schuld an dem schweren Unrecht, das damit an ihr begangen wurde, maß er mit gutem Grunde sich selbst zu.

Alles, was Brand damals im Stillen litt, trat aber bald in den Hintergrund vor einem anderen wichtigen Ereigniß, das über seine ganze Zukunft entscheiden sollte.

Von Kind auf hatte er bedauert, daß er keine Geschwister gehabt, keinen schwachen, kleinen Bruder, den er hätte beschützen, leiten, erziehen können. Im Regimente fand er, was die Familie ihm schuldig geblieben war, den jüngeren, etwas unselbständigen Kameraden, auf den er alle Bruderliebe, die in ihm geschlummert hatte, übertragen konnte, und der ihm dafür durch unbedingte Ergebenheit dankte.

Es war ein schöner, etwas zur Melancholie geneigter Mensch, dem das Leben mehr Bitternisse zu kosten gegeben hatte als gut ist für eine feine, scheue Natur. Früh verwaist, arm, die ganze Kindheit hindurch auf das Gnadenbrot angewiesen, das wohlhabende Verwandte ihm und seiner Schwester widerwillig reichten, schlug für ihn die erste glückliche Stunde, als seine Angehörigen seinem Drängen nachgaben und ihm erlaubten, in eine Militär-Erziehungsanstalt zu treten. „Er wird die harte Schule bald satt haben," meinten sie, „und ungestümer herausstreben als er hineingestrebt hat." Sie irrten. Er bestand die harte Schule, zum Verdruß der Onkel und Tanten, denen seine Ausdauer als eine weitgetriebene und ziemlich respectlose Rechthaberei erschien. Sobald die lange — wie oft endlos scheinende — Lehrzeit vorbei und er Officier geworden war, hatte er seine Schwester zu sich nehmen wollen. Darüber lachte man nur. Einem zwanzigjährigen Lieutenant, wenn er auch ein Muster von Solidität ist, pflegt man nicht ein achtzehnjähriges Mädchen zur Vollendung ihrer Erziehung zu übergeben. „Ihr müßt warten," sagten der Onkel-Vormund und seine Frau, denen es sehr angenehm war, eine unbesoldete Bonne im Hause zu haben, auf die man sich unbedingt verlassen konnte.

Die Geschwister warteten, bis die Ernennung Wildenstein's zum Rittmeister nahe bevorstand und seine Schwester mündig gesprochen werden sollte. Sie hatten in dem kleinen, dunkeln Hofzimmer, das sie bewohnte, das letzte, kurze Wiedersehen vor der letzten Trennung gefeiert. „In drei Wochen also komme ich und hole Dich" — hatte er gesagt, und sich erhoben und ihr die Hand gereicht. Aber sie hatte die Hand nicht erfaßt, sie war in unaussprechlichen Jubel ausgebrochen — die Schüchternheit, von der sie sonst in der Nähe des abgöttisch verehrten Bruders ergriffen wurde, verschwand. Sie stürzte in seine Arme, und ihre Glückseligkeit verrieth ihm, wie viel sie bisher gelitten hatte: So nahe der Augenblick, in dem die Sehnsucht ihres ganzen Lebens sich erfüllen sollte! So nahe die Erlösung! Es war kaum zu fassen, es berauschte sie, es stand vor ihr wie das plötzlich geöffnete Himmelsthor: „Ich werde bei Dir sein!" Sie lag an seiner Brust, die kleine, stille Dulderin, seine echte Schwester, so schweigsam und tapfer in ihrer Weise, wie er in der seinen, und weinte.

Da verlor er seine gewohnte Selbstbeherrschung, sein Herz überfloß. Sie erfuhr, daß er ihrer bedurfte, ihrer tröstenden, heilenden Nähe, der immer wach erhaltenen Ueberzeugung: da ist ein Wesen, für das ich leben muß. Wäre sie nicht, würde er selbst nicht mehr sein; er hätte längst den Qualen einer thörichten, verdammenswerthen und unüberwindlichen Liebe ein Ende gemacht. Als er seine Schwester in die Tiefen seiner Seele blicken ließ, lernte

sie mit Entsetzen eine Leidenschaft kennen, von der bis jetzt nicht die leiseste Ahnung in ihr gedämmert hatte. Ihr Bruder liebte eine Unerreichbare, liebte wie nur einsame und verschlossene Menschen lieben, die bezaubernde, junge Frau seines Oberst. Gräfin Erny ermuthigte ihn nicht — er betheuerte, daß sie es nie gethan habe. An Wahnsinn grenzte, sich einzubilden, der Wunsch vermöchte die Erfüllung zu erzwingen, es war Aberwitz, kühne Hoffnungen zu nähren. Er wollte sie austilgen, sich befreien, dem entnervenden Kampfe ein Ende machen, und zählte dabei auf die Hülfe seiner Schwester.

Als er sie verließ, blieb sie, im Innersten erschüttert, zurück. Erhört oder zurückgewiesen werden, fragte sie verwirrt und rathlos: Was ist das größere Unheil in dieser sündhaften Liebe? Aus ihrem Gleichgewicht gebracht, in unsäglicher Angst um ihn, hätte sie sich an seine Fersen heften, nicht mehr von ihm weichen mögen. Sie hatte so lange geduldig gelitten und gewartet; die zwanzig Tage, die sie noch von dem Zusammenleben mit ihm trennten, glaubte sie nicht überdauern zu können. Sie schrieb ihm täglich; er beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu ihrem Empfange, und Rittmeister Brand, der sonst zu zetern und zu wettern pflegte, wenn die Ankunft einer Frau in der Station bevorstand, erwartete die Schwester des Freundes mit fast ebenso großer Ungeduld wie dieser selbst. Ehe noch ein Auge sie erblickt hatte, that sie Wunder: Brand sehnte ihr Erscheinen herbei, Wildenstein brachte es in der Selbstbeherrschung so weit, vierzehn Tage lang den Anblick der geliebten Frau zu meiden. Das war mehr, als er sich zugetraut hatte, und es gewährte ihm eine stolze, schmerzvolle Freude, der Schwester schreiben zu können: „Wieder ein Tag, an dem ich sie nicht gesehen habe. Sei Du nur einmal da, und was mir jetzt als etwas Ungeheueres erscheint, wird mir leicht werden."

Die Oberstin zeigte sich verstimmt; sie wollte Wildenstein nicht verlieren. Es verdroß sie nicht nur, es kränkte sie, daß er vermochte, den Gleichgültigen zu spielen, zu thun, als ob sie ihre Macht über ihn eingebüßt hätte.

Gräfin Erny war mehr als schön, sie war bildhübsch, lebenslustig, emotionsbedürftig und hatte Anwandlungen von Sentimentalität. Als fünfte Tochter eines unbegüterten, ungarischen Edelmannes geboren, bei reichen Verwandten aufgewachsen, kehrte sie nach deren Tod in das väterliche Haus zurück. Die kühle Aufnahme, die sie dort fand, that ihr weh, die kleinlichen Verhältnisse beengten sie. Nur fort, wieder fortkommen, heirathen, gleichviel wen, wenn er sie nur erlöst aus der Familie, in der sie buchstäblich das fünfte Rad am Wagen ist, war fortan ihr heißer Wunsch. Als ihr Vater ihr lachend mittheilte, der alte Oberst Graf Prach habe bei ihm um sie geworben, dachte sie einen Augenblick lang nach und rief dann entschlossen: „Hol's der Kuckuck, ich nehm' ihn!"

Er war freilich nicht verlockend, der unförmig dicke Oberst. Um ein Vierteljahrhundert älter als sie, so plump, wie sie zierlich, so langweilig, wie sie sprühend von guten Einfällen war. Allerdings hatte auch Prach eine kurze Blüthezeit gehabt, als er, ein junger Major, mit seinem Regimente die Garnison Wien bezog. Da war er in der Gesellschaft bis in exclusive Kreise

vorgedrungen und hatte dort den Spitznamen: „Le bœuf à la mode“ erhalten, denn Anlagen zum Dickwerden zeigte er schon damals und war auch nicht gescheidter als jetzt. Aber er konnte doch vor seiner Braut mit einst errungenen Erfolgen prahlen, und sie fühlte sich befriedigt in ihren Ansprüchen auf Glück, wenn sie die Frau eines Mannes wurde, der eine Stellung in der „großen Welt“ hatte und Commandant eines eleganten Cavallerieregiments war.

Kurz nach ihrer Verheirathung erlebte sie eine bittere Enttäuschung. Prach, der bisher immer von väterlicher Freundschaft und von der Unabhängigkeit gesprochen hatte, die Erny als regierende Frau Oberstin genießen sollte, wurde ein verliebter, eifersüchtiger Gatte und ein engherziger Haustyrann. Die schönen, glänzenden Augen der jungen Frau verschleierten sich allmälig, und die leise Trauer, von der die angeborene Munterkeit und Frische ihres Wesens nun oft gedämpft wurde, gab ihr einen neuen Reiz. Auf keinen ihrer zahlreichen Verehrer wirkte dieser so ergreifend wie auf Rittmeister Wildenstein.

Erny hatte mit ihm gespielt wie mit Jedem, der ihr huldigte. Sie ließ sich gern den Hof machen — in allen Ehren. Weiter als bis zu einem Handkuß brachten es bei ihr selbst die Unternehmendsten nicht. Seltsam war, daß fast Jeder, der in ihren Banden gelegen hatte, ihr Feind wurde von der Stunde an, in der er seine Eroberungspläne aufgab. Sie mußte eine gar unangenehme Manier haben, die Leute abblitzen zu lassen. Andere wieder, die ihr Glück bei ihr gar nicht versucht hatten, behandelten sie mehr als einen lustigen Kameraden, denn als Respectsperson.

Herr von Wildenstein war ihr von allem Anfang an anders als alle Anderen begegnet. Er verehrte sie wie eine Königin, wie ein höheres Wesen. Ihr mochte das etwas komisch vorgekommen sein, nach und nach aber begann sie den Unterschied zwischen den Huldigungen, an die sie gewöhnt war und denen, die der junge Rittmeister ihr darbrachte, zu fühlen. Der Ton, den sie ihm gegenüber angeschlagen hatte, ihr gewöhnlicher, spielerischer, den Scherz herausfordernder Ton stimmte sich allmälig um. Sie mußte einen Blick in dieses Männerherz gethan haben, der ihr etwas völlig Neues, Schönes enthüllte: eine tiefe, ernste, an die Wurzeln des Lebens greifende Empfindung.

Und die wollte Erny nicht einbüßen, sie wußte sehr wohl, daß sie damit ihren besten Reichthum verlor. Sie beging eine große Unvorsichtigkeit, sie schrieb, sie beschied Wildenstein zu sich. Er kam nicht; sie erfuhr, daß er einen kurzen Urlaub nach Wien genommen hatte. Einige Tage hindurch waren die Briefe von seiner Schwester ausgeblieben, dann gab ihr Vormund traurige Nachricht von ihr. Sie hatte ihre Zöglinge in einer ansteckenden Krankheit gepflegt und lag nun selbst schwer darnieder.

Als Wildenstein zur bestimmten Frist zurückkehrte, kam er vom Begräbnisse seiner Schwester.

Die Gräfin äußerte ihr Mitgefühl in liebenswürdiger Weise, schonend und herzlich. Wildenstein und sie hatten die Rollen getauscht; sie zeigte sich ihm dankbar, wenn er einer Gelegenheit, ein freundlich tröstendes Wort von

ihr zu hören, nicht auswich. Seine Leidenschaft schien erloschen, untergegangen in seinem tiefen Schmerz.

Und doch war der Oberst nie eifersüchtiger auf ihn gewesen als jetzt. Er bewachte, er belauschte seine Frau, er verschlang sie mit den Augen, wenn sie den Namen Wildenstein aussprach, er hätte den zweiten Rittmeister von der Erde forttilgen mögen — und den ersten dazu. Die Eifersucht auf den einen ließ ihn nicht schlafen, der Neid auf das Ansehen, die Beliebtheit, die der Andere im Regimente genoß, raubte ihm den Appetit. Die Anlage zur Grausamkeit, das Erbtheil vieler bornirter Menschen, entwickelte sich unter solchen Umständen zu üppiger Blüthe. Das Officiercorps und die Mannschaft hatten schlechte Zeiten und waren überzeugt: es gibt keine Hoffnung auf bessere, bevor der Oberst die beiden Rittmeister „weggebissen" haben wird.

Mühe genug ließ er sich's kosten.

Die Escadron Brand's lag in der Stabstation, und der Morgenritt des Obersten führte an der Reitschule vorbei. Alle Augenblicke war er da, spöttelte, nörgelte — raste, brachte die Leute zur Verzweiflung und Brand beinahe um seine Geduld.

Auch seiner Frau machte der Oberst das Leben schwer. Einmal, in einer Stunde der Empörung über ihn, ließ sie sich hinreißen, Wildenstein ihr Leid zu klagen. Das wurde für beide verhängnißvoll. Die lange zurückgedämpfte Empfindung im Herzen Wildenstein's brach mit elementarer Macht hervor; er entrang der Geliebten ein halbes Geständniß ihrer Gegenliebe und drückte in an Wahnsinn grenzendem Entzücken den ersten Kuß auf nur schwach widerstrebende Lippen. Sie hatte ihm durch ihre Klage das Recht gegeben, sie zu beschützen, und dieses Recht war nun sein, und er wollte es wahren, es vertheidigen, und *sie* war sein. Um dieses höchste Gut sollte ihn keine Macht der Erde bringen. Aber nicht unrechtmäßig, nicht in Unehren wollte er sie besitzen. Er sprach von der Scheidung ihrer Ehe, von dem Eingehen einer neuen mit ihm. Er entrollte vor ihr ein Zukunftsbild, das ihm die Seligkeit auf Erden verkörperte, vor dem ihr aber graute. So hatte sie es nicht gemeint! Empörend und lächerlich erschien der gesellschaftlich hoch stehenden, an Luxus gewöhnten Frau die Zumuthung Wildenstein's und er selbst als ein rücksichtsloser Egoist.

Am folgenden Tage erhielt er einen langen Brief von der Gräfin. Sie bat ihn, ihre „gestrige Uebereilung" großmüthig zu verzeihen. Sie war seitdem von Neue gefoltert. Sie hatte schwer gegen ihren Gatten gefehlt, dem sie ja im Grunde keinen anderen Vorwurf machen durfte als den, daß er sie zu sehr liebe. Sie hatte sich auch an Wildenstein schwer versündigt, sie hatte ihn — freilich eine Selbstgetäuschte — über die Stärke ihrer Empfindung für ihn getäuscht. Sie würde sich nie entschließen können, ihren Pflichten untreu zu werden, ihren Gatten zu verlassen. „Ich bin in Ihrer Hand," hieß es am Schlusse. „Sie können mich verderben, Sie sind ein edler Mensch, Sie werden es nicht thun. Ich hoffe, ich baue auf Sie, Sie werden die arme, kleine Frau nicht unglücklich machen wollen. Ich wage nicht, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten, ich bitte nur, seien Sie nicht mein Feind."

IV.

Eines Abends in der Officiersmenage, — auch der Oberst war da und saß an einem Tische mit Brand, — kam das Gespräch auf allgemeine militärische Verhältnisse. Die Herren geriethen in Eifer, Dietrich behandelte mit besonderer Wärme sein Lieblingsthema: Keine Institution ist zur Erfüllung des hohen Zweckes, die Menschen zu erziehen, so berufen und so fähig wie die Institution des Waffendienstes. Sie stellt die strengsten Anforderungen an die Pflichttreue, Ehrenhaftigkeit, den Muthes. Sie verlangt blinden Gehorsam von den Geführten und deshalb von den Führern sehende Augen, klaren Vorausblick, scharfen Einblick. Sie verlangt von ihnen Gerechtigkeit und Strenge, denn nicht Freiheit braucht der Mensch, der Mensch braucht Zucht. Aber weise muß die Strenge sein; unweise Strenge wird immer Grausamkeit und unter dem grausamen Führer die Mannschaft zur wilden Rotte. Der Dutzendofficier verroht, der tüchtige verbittert. Ein Fluch für die Armee ist Jeder, der Gewalt hat über Andere und nicht über sich selbst, ein Verräther, der unseren Stand dem Haß und der Verleumdung ausliefert.

Er sah, während er sprach, dem Obersten fest ins Gesicht, und der erwiderte kein Wort, zog die giftigen Aeuglein nur immer mehr zusammen. Plötzlich stand er auf, nickte den Herren, die alle zugleich seinem Beispiel folgten, kaum merklich zu und ging nach Hause.

Besonders zeitig fand er sich am nächsten Morgen auf der Reitschule ein, wo Brand Chargenreiten abhielt.

Schon als er vom Pferde stieg, sich in den breiten Hüften wiegte, die Beine warf, daß ihm die Kniescheiben knackten, und am staubfarbigen Schnurrbart ungeduldig zupfte, wußten seine unglücklichen Untergebenen: Der ist geladen. Gnade Gott Jedem, den er heute aufs Korn nimmt.

Der Oberst untersuchte die Packung, die Zäumung, die Bügelschnallung, tadelte Alles, fand auch die Wartung der Pferde, die Haltung der Reiter miserabel, unterzog die Abrichtung selbst einer herben Kritik.

„Herr Rittmeister Brand," hieß es auf einmal, „Sie scheinen vorzugehen nach einem ganz neuen, eigens von Ihnen erfundenen Reglement. Ihre Unterofficiere haben die schlechtesten Pferde."

„Entschuldigen Herr Oberst, das ist nicht der Fall," antwortete Brand.

„Wie, nicht der Fall?" Er bezeichnete ein Pferd in der Abtheilung Wildenstein's, der eben aufgesessen war, und auf den Befehl, in die Reitschule zu kommen, wartete: „Der Braune dort im zweiten Glied ist mir lieber als alle Ihre Unterofficiers-Pferde."

„Aber auf einem Auge blind" sprach Dietrich mit größter Ruhe.

Der Oberst schnaubte: „Was? . . . Sie . . . Den mein' ich nicht. Den andern, den lichten, der ist das richtige Unterofficiers-Pferd."

„Er ist's auch gewesen, aber Herr Oberst haben ihn selbst vor vierzehn Tagen als untauglich dazu erklärt."

Das auf offener Reitschule, vor aller Mannschaft. Dem Obersten liefen dicke Schweißtropfen über die Hängebacken, er biß die Lippen und wendete sich

der Abtheilung des zweiten Rittmeisters zu. Mit dem war der Kampf leichter aufzunehmen, der sollte jetzt büßen für den Freund und für sich selbst, hatte ihn der Regiments-Commandant doch schon lange genug im Magen, den melancholischen Frechling, der es wagte, die Frau Oberstin anzuschmachten.

Die Nörgeleien begannen. Wildenstein erfuhr Rüge um Rüge, Spott um Spott. Was einen Menschen, der seine Schuldigkeit thut, und mehr als seine Schuldigkeit, nur reizen und demüthigen kann, folgte Schlag auf Schlag. Nun that der Oberst, als ob er sich über das Aussehen eines der Dragoner besonders entsetze.

„Commandiren Sie den Mann in die Mitte der Reitschule," befahl er, und nachdem dies geschehen war, betrachtete er den armen Teufel von Recruten, einen blutjungen, plumpen, hochschultrigen Burschen, und schrie dann auf, mit geheucheltem Zorn: „Der ist ja bucklig. Sagen Sie mir einmal, Herr Rittmeister Wildenstein, wie heißt der Mann? — Wie er heißt, frag' ich."

Merkwürdig — der Rittmeister besinnt sich. Hat ihn das Gedächtniß verlassen, hat er nicht reden können — weil es schon so gekocht hat in ihm — er antwortete nicht. Da brach der Oberst in ein abscheuliches Lachen aus: „Ach ja, freilich, Männernamen merken Sie sich nicht. Freilich, freilich, wenn eine Amalia Rosenduft oder eine Eulalia Lilienstengel da oben säße, da hätten Sie nicht nöthig, erst lange nachzudenken. Ich muß Ihnen doch rathen, befassen Sie sich, zeitweise wenigstens, mit dem, was Ihre Pflicht ist."

„Herr Oberst," knirschte Wildenstein, und in seine Arme hätte Dietrich ihn nehmen, wegtragen hätte er ihn mögen. Er sieht es ihm an, es ist aus mit seiner Selbstbeherrschung, seiner Willenskraft, mit Allem.

„Schweigen Sie," donnert der Oberst ihn an. „Riskiren Sie nicht ein einziges Wort, man soll das Schicksal nicht versuchen, wenn man so wenig Glück hat wie Sie."

Das war mit einer so schändlich gemeinen Ironie gesprochen, daß es Jeden anwiderte, der es mit anhören mußte. Wildenstein war weiß wie Kreide: „Herr Oberst," sprach er mit lauttönender Stimme, „ich dulde das nicht, das gehört nicht hierher." Seine Hand ballte sich um den Säbelgriff, er trat auf den Commandanten zu.

Brand sprang ihm nach, packte ihn und hielt ihn fest.

„Gehen Sie zum Profosen, ich mache Ihnen den Proceß," sagte der Oberst. Er triumphirte; endlich war die Gelegenheit da, Herrn Rittmeister Wildenstein den Hals zu brechen.

Als der sich wendete, um zu gehorchen, stand Dietrich vor ihm und sah ihn unsagbar besorgt und beschwörend an. Wildenstein antwortete mit einem ernsten, entschlossenen Blick, einem Blick, der deutlich sprach für den verstehenden Freund: „Sag' selbst, ist's nicht genug?"

Nach dem Schluß der Reitschule ging Brand gerade aus ins Quartier seines Freundes. Da fand er ihn, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, auf seinem Bette sitzend, neben ihm lag die abgeschossene Pistole; er hatte sich meisterlich ins Herz getroffen. Auf dem Tische war sein Geld ausgebreitet, zweiundvierzig Gulden, und ein Briefbogen, auf dem mit Bleistift geschrieben stand:

„Lieber Dietrich, zwanzig Gulden meinem Burschen, den Rest den Leuten meiner Abtheilung. Hab' Dank für Deine Liebe und Treue. Auf Wiedersehen. Ich glaube dran."

Dieser Tag und die darauf folgende Nacht waren die schwersten im ganzen Leben Dietrich Brands. Da muß er fürchterlich mit sich gerungen haben. Am Morgen war sein Entschluß gefaßt. Beim Begräbniß des Freundes hat er zum letzten Male den Säbel gezogen.

Nach der Heimkehr von der Beerdigung verfaßte er sein Gesuch um Enthebung von der Militärcharge.

Im ganzen Regimente rief der Entschluß Brand's Bestürzung hervor. Aber das änderte nichts daran. Er that auch keinen Dienst mehr. Der Regimentsarzt stellte ihm ein Krankheitszeugniß aus und konnte es mit gutem Gewissen thun. Er war ehrlich besorgt und sagte: „Ein Nervenfieber oder der Wahnsinn — der Herr Rittmeister kann von Glück sagen, wenn er ohne eines von beiden durchkommt."

Als das Gesuch Brand's bewilligt worden und er wieder in den Civilstand zurückgetreten war, schickte er seine Herausforderung dem Oberst zu. Der nahm sie an; seine Secundanten und die Brand's einigten sich ohne Schwierigkeiten über die Bedingungen des Duells: Pistolen, zehn Schritte Barrière. Nie waren zwei Leute entschlossener, einander das Lebenslicht auszublasen. Der Oberst wußte: treff' ich ihn nicht, bin ich ein todter Mann, und Brand hatte sich's zugeschworen: dem grausamen Führer wird das Handwerk gelegt. Gute Pistolenschützen waren beide. Und doch — die Anwesenden trauten ihren Augen nicht, der Oberst drückte los und — fehlte. Auch sein Gegner fehlte. Nachdem die Secundanten einen pflichtgemäßen und selbstverständlich nutzlosen Versöhnungsversuch gemacht hatten, wurden die Pistolen wieder geladen. Der Oberst zielte und traf Dietrich in die linke Schulter. Dieser zuckte. Die Secundanten wollten hinzu springen, doch winkte er sie fort, ließ den Obersten bis an die Barrière heran kommen und schoß ihn durch und durch. Die Kugel prallte an einem kleinen Baume ab, der Mann stürzte nieder ohne einen Laut. Für todt — nicht todt. Im Wagen schon, in dem sie ihn nach Hause brachten, erlangte er die Besinnung wieder. Es fand sich, daß die Kugel zwischen den Lungen durchgegangen war. Er genas nach verhältnißmäßig kurzem Siechthum. Aber Brand hatte ihm das Handwerk doch gelegt; der Oberst mußte den Dienst aufgeben, denn seine Stimme war zum Commandiren zu schwach geworden.

Die Verwundung Dietrichs erwies sich als eine schwere; lange Zeit verging, bevor er die volle Gesundheit wieder erlangte.

Den Titel, dessen er sich entäußert, erhielt ihm die Tradition. Die Erinnerung an seine ehrenvolle Dienstzeit, an die Beliebtheit, die er genossen hatte, blieb unvergessen, und er, trotz all' seines Protestirens, Verbietens und Verbittens, für Jeden, der ihn in früheren Jahren gekannt und in späteren von ihm gehört hatte, der Rittmeister Brand.

V.

Gescheitert, wie Robinson, richtete er sich auf seiner Insel ein. Er änderte, als Feind der halben Maßregeln, seine Lebensweise aus dem Grunde, verschenkte seine Pferde, seine Waffen an arme, einstige Kameraden, zog nach der Stadt und vegetirte dort wie ein pensionirter Hofrath. Er mied die Kaffeehäuser, in denen Officiere verkehrten, machte große Spaziergänge, besuchte Museen, Kunstausstellungen, Concerte, Theater und populäre Vorlesungen. Er holte manches nach, was ihm an literarischer Bildung fehlte, las die Classiker, las auch moderne Poeten, konnte sich erfreuen an einem schönen Buch, einem schönen Bildwerk und an guter Musik. Diese wohlthuenden Eindrücke gingen aber nicht tief; hinter der flüchtigen Wärme und dem Interesse, die sie erregten, schauerte es kalt, gähnte die Leere.

Der Zeit wilder Aufregung war eine unausbleibliche Reaction gefolgt. Brand hatte einem gebieterischen Müssen gehorcht, als er Alles hingab, was den besten Inhalt seines Daseins ausmachte, um einen Verbrecher bestrafen zu können. Er hatte nicht rechts noch links geschaut, nur nach dem einen, einzigen Ziele hin; nicht gefragt: wenn es erreicht sein wird, was dann? Und als dieses „dann" zur Gegenwart wurde, erschien sie ihm recht öde, nutzlos und armselig, und der Blick in die Zukunft wie ein Blick ins Grab.

Die Wohnung, die er für sich und für seinen ehemaligen Privatdiener gemiethet hatte, lag im zweiten Stock eines schönen Hauses der Rathhausstraße, war hell und freundlich und zeichnete sich durch die höchste, eine wahrhaft erfinderische Reinlichkeit aus. Wer die drei Zimmer durchschritt, aus denen sie bestand, brauchte keinen besonderen Scharfsinn, um zu erkennen: hier haust ein einfacher und solider Mann, und er hat eine Vorliebe für mattgeschliffenes Nußholz und für die grüne Farbe.

Zwischen der Thür, die aus dem conventionell ausgestatteten Salon herein führte und dem ersten Fenster links ragte ein hoher Bücherschrank fast bis zur Decke, und die Bücher darin waren nett gebunden und sorgfältig eingereiht. Dem Bücherschrank gegenüber, zwischen dem zweiten Fenster und der Thür des Schlafzimmers, machte sich ein großer Schreibtisch breit, ein Strohsessel mit runder, niederer Lehne stand vor ihm, und über ihm hingen zwei schöne Kupferstiche: Erzherzog Carl, nach dem Gemälde von Kellerhoven, und Laudon, nach L'Allemand's prächtigem Reiterbilde.

Die Längswand wurde zur Hälfte von einer großen Ottomane, eine der Ecken von einem Kachelofen eingenommen, der in sanftem Maigrün schimmerte, die andere von einer Etagère mit Rauchrequisiten, Alles gediegen, lauter brave Arbeit von tüchtigen Handwerkern, natürlich auch der Tisch, die Fauteuils und die Stühle, die mit der Ottomane zusammen eine Familie bildeten. Sie wieder hatte ein würdiges vis-à-vis in der zwischen den Fenstern angebrachten Console, der Trägerin einer vortrefflichen, altdeutschen Uhr.

Neben ihr standen zwei Armleuchter aus Messing. Das mattfarbige und weichliche Silber wird in Brand's Haushaltung nur in Gestalt von Eßbestecken geduldet. Wohl verpackt steht der Schatz an schönem Silbergeräth, der von

seinen Eltern und Großeltern her stammt, im Schranke und wird auf Dietrichs nicht gerade lachende, aber gleichgültige Erben übergehen, entfernte, wohlhabende Verwandte. Mit Fug und Recht darf er sich sagen, daß sein Tod keinem seiner sogenannten Angehörigen eine Stunde trüben oder erheitern wird. Und dessen freut er sich. Wo er gleichgültig ist, will er auch gleichgültig lassen. Das Aergste wäre ihm, in der Schuld eines Anderen stehen, ob sich's nun um Gulden handelt oder um liebevolle Empfindungen.

Es war an einem heißen Mainachmittag des Jahres 1890, und Brand eben aus dem Restaurant zurückgekommen, in dem er seine einfache Mahlzeit einzunehmen pflegte. Die Sonne brannte mit sommerlichen Gluthen zur Erde nieder und machte jedes Fenster, das sie beschien, zu einem Brennspiegel, und jeden Pflasterstein zu einem kleinen Ofen.

Mit Behagen empfand der Heimgekehrte den Contrast zwischen der drückenden Schwüle, dem grellen Lichte auf der Straße und der angenehmen Temperatur in seinem hohen, luftigen Zimmer. Leicht gedämpft durch die herabgelassenen Storen fiel das Licht herein, ein mildes, grünliches Licht, bei dem man ungemein gut lesen konnte. Brand zündete eine Cigarre an, setzte sich auf seinen Sessel vor den Schreibtisch und nahm ein Buch, das aufgeschlagen neben der Mappe gelegen hatte, zur Hand: Möllhausen's Reisen im Felsengebirge Nordamerikas.

Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Lectüre, um einen Blick nach der riesigen Weltkarte zu werfen, die über der Ottomane hing. Einen scharfen, durchdringenden Blick aus seinen grauen, tiefliegenden Augen, die von ihrer ungewöhnlichen Sehkraft noch nichts verloren, obwohl achtundvierzig Jahre verflossen waren, seitdem sie sich zum ersten Male aufgeschlagen hatten. Dabei zog er seine dichten Brauen zusammen, und auf der viereckigen Stirn entstanden zwei tiefe Furchen, die ihm einen klugen und strengen Ausdruck gaben.

Eine halbe Stunde verging. Die Thür des Salons wurde geöffnet, und Jemand trat ein. Brand wußte, ohne sich umzusehen, wer es war. Er kannte den festen und zugleich discreten Schritt, den sein Diener sich hatte angewöhnen müssen, er kannte auch dessen Art, die Thüre zu öffnen und zu schließen. Wer hatte sie ihm denn beigebracht?

„Die äußere Klinke gefaßt, Du Waldmensch. Eins! — niedergedrückt: Zwei! — Thür auf! — Vorwärts, und die andere Klinke gefaßt: Eins! — niedergedrückt: Zwei! — Thür zu! —"

Diese Uebung zehnmal nach einander durch drei Tage wiederholt, und ein ehemaliger Waldmensch war für den ganzen Rest seines Lebens befähigt, als ein Gesitteter unter Gesitteten zu erscheinen. Ist solcher Gewinn nicht der kleinen Mühe werth?

Peter Peters war also eingetreten. Ein weiteres Lebenszeichen gab er nicht. „Was willst Du?" fragte Brand nach einer Weile, ohne sich umzusehen.

Peter zögerte, seine Stimme war furchtbar gepreßt, als er sie endlich erhob, um seine „gehorsamste Mittheilung" vorzubringen.

Eigentlich wurde die Mittheilung hinterbracht, denn er sagte, was er zu sagen hatte, in seines Herrn Rücken, der ihm wohl auch imponirte, aber doch nicht so sehr wie seines Herrn Gesicht.

Wenn er gesehen hätte, was auf dem vorging, während er sprach, würde er seine Rede schwerlich zu Ende gebracht haben. Bestürzung, Zorn, Wehmuth spiegelten sich in den Zügen des erregten Mannes, um, als sein Diener schwieg, einer rasch erkämpften, eisernen Ruhe zu weichen. Jetzt wendete er plötzlich den Kopf. Er, der Sitzende, der Kleine maß den stehenden großen Peter von oben herunter und sagte, die Ellbogen auf die Sesselle hnen gestützt, die Cigarre zwischen den Zähnen: „Heirathen willst Du, wenn ich nichts dagegen habe? — Was soll ich dagegen haben? — Du heirathest und Du gehst. Einen mit Familie behafteten Diener kann ich nicht brauchen. Und wie heißt die Gans, die Dich nimmt?"

Nicht ein protestirendes Wort zu Gunsten seiner Erkorenen kam über Peter's Lippen. „Du gehst." Wie eine Pistolenkugel hatte es ihn getroffen. Er wunderte sich, daß er noch aufrecht stand. „Du gehst." Diese — Unmöglichkeit hatte er nicht erwogen.

„Wie heißt sie?" wiederholte Brand.

Tonlos, mit verglasten Augen vor sich hinstarrend, gab Peter die Antwort: „Magdalena Sänftenträger. Kinderlose Wittwe. Das Delicatessengeschäft grad gegenüber gehört ihr. Wo ich zum Souper für den Herrn Rittmeister die kalte Küche hole."

„Die kalte Küche, schön. Bei der haben die Herzen Feuer gefangen. Gut. Abgemacht. Geh'."

Peter ging, und die grollenden Gedanken Brand's folgten ihm nach. Der will heirathen, der will sich etabliren, einen Haushalt gründen, dieser Peter, an dem immer noch erzogen werden muß, der nichts kann und ist ohne seinen Herrn. Wenn man nur denkt! — Zum zweiten Dragonerregiment war er gekommen vor zwölf Jahren, halb verhungert, der verwaiste Sohn einer armen Tagelöhnerin, die mit ihm in der Welt herumgezogen war, da- und dorthin, wo sie gerade Arbeit fand, der nie eine Schule regelmäßig besucht, nie einen ganzen Rock am Leib gehabt hatte. Und nun auf einmal gut genährt, gekleidet und bewohnt, von seinem Rittmeister mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt als der ärmste, im Zustande ärgster Verwahrlosung übernommene Recrut. Man konnte Freude an ihm haben, an seinem physischen, geistigen und moralischen Gedeihen, an dem Glück, das sich auf seinem gutmüthigen, braunen Gesichte spiegelte — wenn er nicht gerade weinte — denn das war seine Schwäche. Viel zu leicht für einen Mann, einen Soldaten, traten ihm Thränen in die Augen. Der bärenhafte Bursche konnte nicht leiden sehen, am wenigsten Thiere. Er war allem Lebendigen ein Freund; er hielt sich für den Beneidenswerthesten auf Erden, als ihm ein Pferd anvertraut wurde. Keines im ganzen Regimente wurde besser gehalten als Peter's Sinbad, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit keines besser geritten. Auf dem Rücken des Thieres, dessen Gedanken er und das seine Gedanken errieth, verlebte er seine glücklichsten Stunden.

Neun Jahre hatte er schon gedient und sich mit seinem Stande immer gleich zufrieden gefühlt, als die große Katastrophe im Leben Brand's eintrat, als das Unerwartetste, Unglaublichste geschah, als er den Dienst aufgab; da bewährte sich Peter Peters, da bethätigte er die Liebe und Dankbarkeit, die sich allmälig in ihm angesammelt, aber nie einen Ausdruck gefunden hatte. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, als ob es nicht anders sein könnte, brachte er sein Opfer. Er verließ den Dienst, das Regiment, seinen Sinbad und folgte dem Rittmeister, der ihn vor Jahresfrist zu seiner Ordonnanz gemacht hatte, „ins Civil".

Dummer Peter, treuer Peter, dachte Brand, als diese Erinnerungen in ihm aufstiegen, und mit ihnen zugleich alle die anderen, die er nie wissentlich, nie mit Willen herauf beschworen, die er am liebsten ruhen ließ. Er seufzte schwer. Was vorbei ist, ist vorbei; ein Schwächling, der widerbellt gegen die Nothwendigkeit. Wenn er noch so tief überlegte, mußte er sich sagen: Alles, was geschehen war, war regelrecht geschehen. Brand hatte gehandelt, wie er seinem Charakter nach handeln mußte, wie er, in dieselbe Lage versetzt, noch einmal handeln würde. Keine Reue — darüber nicht. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken — darüber nicht!

Schattengleich zog eine schlanke Mädchengestalt an seinem innern Auge vorbei, und er streckte mechanisch abwehrend die Hand gegen sie aus, die in ihrer Lieblichkeit vor ihm aufgetaucht war.

Verdrießlich über die Träumerei, in die Peter's scheinbare Treulosigkeit ihn versetzt hatte, richtete er sich entschlossen auf und schrieb an ein Dienstvermittlungsbureau, das er täglich in seiner Zeitung angekündigt fand. Dann erhielt Peter Peters den Befehl, den Brief aufzugeben. Das war für den Mann ein großer Schmerz. Er hätte gern Einwand erhoben, brachte es nur zu einem: „Aber Herr Rittmeister," weil seine Stimme in einem Schluchzen erstickte, das doch um keinen Preis vor dem strammen Herrn laut werden durfte.

So trug er das unselige Schreiben ins nächste Postkästchen und ging dann, sich ausweinen, zu seiner Magdalena.

Am nächsten Vormittage schon stellte sich eine Anzahl Bedienter, vom Dienstvermittlungsbureau entsendet, dem Rittmeister vor. Er wählte den, dessen Aeußeres den schärfsten Contrast zu dem Aeußeren Peter's bildete: einen feinen, wunderhübsch frisirten Menschen, der ausgezeichnet gute Manieren und wohlgepflegte Hände hatte.

Vier Wochen später, am Hochzeitstage seines Vorgängers, trat er den Dienst an, und zwar, wie er sich ausbedungen hatte, mit dem Range eines Kammerdieners.

Bevor Peter seine Braut zum Altar führte, mußte sie mit ihm zu Brand, der die schöne, von Kraft und Gesundheit strotzende Wittwe ernsthaft betrachtete und sprach:

„Stattlich, stattlich. Du hast Dir eine gewichtige Lebensgefährtin ausgesucht, Peter."

Peter strich über seinen dicken, rothen, an den Enden leicht gelockten Schnurrbart und versetzte: „Ich mag die Mageren nicht."

„Und ich," sprach Magdalena und warf dabei einen zärtlichen Blick auf den Auserwählten, „habe mir vorgesetzt: wenn ich wieder heirathe, nehme ich einen Großen. Ein Kleiner kann grad so grob sein und macht kein Ansehen."

Brand meinte, dem Peter seien noch andere gute Eigenschaften nachzurühmen als seine Größe, und als ganz armer Schlucker käme er ihr auch nicht ins Haus. Damit legte er ein auf zweitausend Gulden lautendes Sparkassenbuch in die Rechte des Bräutigams und schloß:

„Ich danke Dir für Deine treuen Dienste. Werde ein so braver Ehemann wie Du ein braver Diener warst. Leb' wohl."

Peter schluchzte laut während der ganzen Fahrt zur Kirche und vor dem Altare stieß ihn der Bock so heftig, daß er sein „Ja" mehr bellte als sprach.

Vom Hochzeitsmahle sprang er auf, als eben die Torte mit den verschlungenen Lettern „P" und „M" servirt wurde, und lief hinüber zum Herrn Rittmeister, um zu sehen, ob der „Neue" die Lampe angezündet und das Bad ordentlich hergerichtet habe. Und am nächsten Morgen kam er, sich zu überzeugen, wie denn der Kaffee gemacht und die türkische Pfeife gestopft worden war. Einmal da, blieb er auch gleich beim Aufräumen.

Als Brand ihn erblickte, fuhr er ihn an: „Was willst Du hier, närrischer Kerl? Geh' zu Deiner Frau."

Aus diesen Worten fühlte Peter die Eifersucht seines Herrn auf seine Herrin heraus, und Thränen traten ihm in die Augen. Die Eifersucht rührte ihn und der „närrische Kerl" auch. Wer besser dran war mit seiner Vernunft, wußte Peter gar gut, respectirte aber die Täuschung, in der der Rittmeister sich über diesen Punkt befand. Möge er nur in ihr fortleben und wenigstens die Freude haben, er, der sonst keine hat.

Um das grausame Lebewohl, das Brand gesprochen, Lügen zu strafen, fand er sich alle Finger lang bei ihm ein und wünschte ihm eine gute, jeweilige Tageszeit.

Arbeit gab es „drüben" immer. Der elegante Kammerdiener überließ ihm neidlos die ganze. Seine eigene Thätigkeit beschränkte sich darauf, das Haus durch seine Gegenwart zu schmücken. Aber auch das wurde ihm nach und nach lästig, und eines Abends verschwand er, nachdem er vorher mit seinen wohlgepflegten Händen den Schreibtisch Brand's erbrochen und eine reich gefüllte Brieftasche daraus entnommen hatte.

Ueber diese kurze Majordomus-Epoche im rittmeisterlichen Intérieur wurden nicht viel Worte gemacht. Wie von selbst kam Alles ins alte Geleise. Höchstens, daß Peter früher als sonst die kalte Küche zum Souper holen ging und später als sonst zurückkehrte, wozu Brand regelmäßig bemerkte:

„Bist schon wieder da?"

Einmal fragte er: „Was sagt denn Deine Frau dazu, daß sie Dich so wenig sieht?" Und die Antwort lautete:

„Die sagt niemalen nichts. Die hat eine Kusin, der Ihrer trifft nur alle vier Wochen einmal nach Haus."

VI.

Genau am ersten Jahrestage ihrer Vermählung erschien Magdalena Peters bei Dietrich Brand und brachte ohne viel Umstände die Bitte vor, er möge, im Falle es ein Bub werden sollte, sich gütigst herbeilassen, ihn aus der Taufe zu heben. Die Erfüllung ihres Wunsches wurde ihr sogleich und mit großem, feierlichen Ernste zugesagt. Brand holte sofort die genauesten Erkundigungen über die Pflichten ein, die er mit der Taufpathenschaft auf sich nahm. Er gedachte sie pünktlich zu erfüllen und erhielt Gelegenheit dazu, denn — es wurde ein Bub, ein niedlicher Peter junior.

Sein Vater übergoß ihn mit Thränen der Rührung, das Kindlein nieste, und Dietrich selbst, sehr bewegt durch den ihm völlig fremdartigen Anblick eines neugeborenen Menschen, führte Peter von der Wiege fort und sagte:

„Blamire Dich nicht vor Weib und Kind."

Brand's Fürsorge wuchs mit ihrem Gegenstande. Er schrieb sich Eigenthumsrechte über das Knäblein zu und forderte, daß ohne Unterlaß an ihm erzogen werde.

Frau Magdalene verlor endlich die Geduld. „Dein Rittmeister", sagte sie zu ihrem Manne, „wie der's treibt. Bald wird Niemand mehr wissen, bin ich die Mutter, oder ist er's!"

Peter hatte Mühe, sie mit der Versicherung zu beschwichtigen, darüber könne kein gescheidter Mensch im Zweifel sein.

Das Interesse, das der Rittmeister für den kleinen Peters gefaßt hatte, breitete sich allmälig auch auf andere Kinder aus. Man muß doch vergleichen, den Blick schärfen, Erfahrungen sammeln. Dietrich, der bisher ziemlich gleichgültig an Allem vorüber gegangen war, was nicht im Alter der Militärpflicht stand, begann nun, dem Kindervolke seine Aufmerksamkeit zu schenken. Es traf sich, daß er mit kleinen Schulbesuchern, Knaben und Mädchen, die mit ihm im selben Hause wohnten und denen er täglich auf der Treppe begegnete, einen Gruß tauschte. Zu dem Gruße kam bald eine Ansprache, und aus der entwickelten sich nach und nach förmliche Conversationen, die man nicht schon unterm Thor abbrechen wollte. Nicht selten geschah's, daß Brand dem oder jenem jugendlichen Geschöpfe das Geleite gab bis zur Schule.

Er hatte sich zuerst an die Kinder der Armen gewendet und ihr Vertrauen und, bis zu einem gewissen Grade, das ihrer Eltern errungen. Dann schritt er an verfeinerte Gesellschaftskreise heran, machte auch da Glück und war bald wieder in seinem Elemente, konnte wieder erziehen. Er übte auch Gastfreundschaft. An jedem Samstag-Nachmittag wimmelte es von Jugend in seiner Wohnung; die verschiedensten Stände waren da durch auserlesene Exemplare vertreten. Entsprechende Kost für Kopf und Herz lieferte der Hausherr, das Ehepaar Peters sorgte für den Magen; Ueberladung, in irgend einer Weise, kam nicht vor. Glücklich, gesund, von frischem Eifer zur Bravheit beseelt, kehrten die Kinder heim.

Im Frühling des zweiten Jahres nach der Geburt Klein-Peters' frühstückte Brand an jedem schönen Morgen, statt zu Hause, im Stadtpark und

ging dann in den Kinderpark hinüber, wo sein Täufling im Korbwägelchen unweigerlich bis zehn Uhr zu schlafen hatte.

Dabei schenkte Brand aber auch fremden Kindern seine Aufmerksamkeit, sah ihren Spielen zu, ermunterte die Schüchternen, ging den Ungeschickten zur Hand, beschützte die Unterdrückten und hatte eine beneidenswerthe Art, die Uebermüthigen und Tyrannischen zurecht zu weisen. Durch eine kurze Bemerkung, einen Blick verstand er zu bändigen, ohne zu empören und zu erbittern.

Eines Tages war Dietrich vom Stadtpark auch noch in den Volksgarten gegangen. Er nahm dort Platz auf einer Bank mit der Aussicht auf das Grillparzer-Denkmal und freute sich, daß es wieder Frühling war, daß die Natur in erneuter Jugendherrlichkeit blühte und daß die Menschen ihrer pflegten, mit so viel Sorgfalt und Geschmack, wie es hier geschah in diesem kleinen irdischen Paradiese. Er freute sich auch, daß sie in all' die Schönheit Schönes hingestellt haben, das edle Denkmal, das unsern Dichter veranschaulicht mit ergreifender Wahrheit, und die Werke seines Schöpfergeistes im beseelten Steine vor uns aufleben läßt.

Brand lächelte vor sich hin. Er gedachte der Aeußerung, die eine seiner Cousinen jüngst gethan hatte: „Heirathe doch, es ist gerade noch Zeit. Du hast Kinder so gern, und eigene sind noch etwas ganz Anderes als fremde, und eine angenehme Häuslichkeit ist auch nicht zu verschmähen."

Häuslichkeit, eigene Kinder — als ob ein Mensch ihrer bedürfte, der gewöhnt ist, sich überall häuslich einzurichten; dem alles Gute und Schöne in der Welt gehört, weil er es lieben und bewundern kann. Die glauben, nur das zu besitzen, was sie an sich gerissen haben, das sind die ewig Unersättlichen und ewig Entbehrenden.

In seiner Nachbarschaft hatten sich drei fein aussehende Damen auf eine Bank niedergelassen; offenbar Gouvernanten in sehr wohlhabenden Häusern. Es waren zwei ältliche Engländerinnen, die in guter Laune und schlechtem Französisch ein eifriges Gespräch mit einer jungen — ihr tadelloser Accent verrieth's — Pariserin, führten. Ihre drei Zöglinge, nicht Kinder mehr und noch nicht Backfische, pendelten auf dem Wege zwischen ihren Bändigerinnen und Brand hin und her.

Er konnte Einiges hören von ihrer laut und ungenirt geführten Conversation:

„Du, Aurora," sagte das muntere Ding am linken Flügel, das in Blau gekleidet, blond, frisch und ein wenig untersetzt war, zu der in der Mitte Schreitenden, „Deine Stiefeletten sind hübscher als die meinen, aber ich habe einen hübscheren Fuß."

„Und ich habe eine hübschere Taille," fiel das Fräulein zur Rechten ein. „Die Deine ist ja viel zu lang." Sie prangte havannafarbig, und man konnte schwerlich eine zierlichere Gestalt sehen.

Allerdings durfte sich die zwischen den Beiden wandelnde, eckige und blasse Aurora an persönlichen Vorzügen mit ihnen nicht vergleichen. Dafür aber schlug ihre Toilette die der Freundinnen völlig. Allererstes Ranges waren der hellgraue Stoff und die Mache des Kleides, und der Hut mit seiner breiten, genial aufgestülpten Krempe und seinem Federngewoge. Wenn eine Harpye

ihn aufgesetzt hätte, Jedermann würde ausgerufen haben: „O wie anmuthig sehen Sie heute aus, meine Gnädige!“

Ihre Verhandlung eifrig fortführend, hatten sich die Fräulein mitten auf dem Wege aufgepflanzt, als von der Ringstraße her, in der Richtung gegen den äußeren Burgplatz, zwei ärmlich gekleidete Kinder einher kamen. Ein Knabe von etwa sieben Jahren und ein viel jüngeres Mädchen. Der Knabe, hoch aufgeschossen und schmächtig, trug an einem Riemen am Arme eine der mit Wachsleinwand überzogenen Schachteln, in denen Modehändler ihre Waare verschicken. Das kleine Mädchen im ausgewaschenen Percailkleidchen, einen blauen, gestrickten Capuchon auf dem Kopfe, ein Tüchlein um die mageren Schultern geschlungen, hüpfte neben ihm her.

Beim Anblick der aufgeputzten Fräulein blieb sie plötzlich stehen und staunte, wie angenagelt vor Entzücken, zu ihnen hinauf. Besonders hingerissen schien sie von dem grauen Federhut; zu ihm kehrte ihr leuchtender Blick immer wieder zurück.

Sie wurde bemerkt, die Modedöckchen nahmen den Zoll naiver Bewunderung, den das Kind ihnen darbrachte, spöttisch auf, und die Blaue sprach:

„Wie dumm sie ist!“

„Und wie sie nach Armuth riecht,“ setzte Aurora mit der langen Taille hinzu. „Meine Mama sagt, das ist der ärgste Geruch. Böhmische Spitzen riechen manchmal so.“

Die Kleine verstand sie nicht. Seelenvergnügt blieb sie regungslos wie ein hypnotisirtes Hühnchen, bewunderte weiter und bemerkte nicht, daß sie ausgelacht und verachtet wurde.

Der Auftritt hatte außer Brand noch einen Beobachter gehabt, einen sehr jugendlichen. Ein braunes, ungemein feinknochiges Bübchen verließ eine Gruppe Spielgenossen und kam auf die Verspottete zu mit einer herzigen und komischen Gebärde. Er verschränkte die Finger so fest er konnte und streckte die gerungenen Hände einmal ums andere mit heftigem Rucke von sich. So trat er, kämpfend mit Empörung und Rührung, vor das arme Kind hin und sagte im durchdrungensten Tone:

„Wenn sie nur zu mir käm', in mein Haus, ich würd' ihr geben, was ich nur hab!“

Sie sah ihn eine Weile überrascht und zweifelnd an, steckte zuerst ihr Zeigefingerchen in den Mund, zog es dann heraus und deutete schüchtern auf seine hundsledernen Handschuhe: „Die gib mir.“

Sogleich fing er an, hastig an ihnen zu zerren, brachte sie auch herunter; als er sie aber der Kleinen reichte und sie danach griff, kam ihr Bruder ihr zuvor:

„Wir dürfen nichts annehmen. Du weißt, Annerl, die Mutter will's nicht,“ sagte er sehr sanft und sehr entschieden, und es war ein merkwürdig trauriger Klang in seiner Stimme. „Wir danken Ihnen vielmals, junger Herr; komm Annerl,“ er zog seine Schwester mit sich fort.

Der abgewiesene Wohlthäter sah ihnen verdutzt und bestürzt nach. Dietrich stand auf und half ihm seine Handschuhe wieder anziehen, allein wäre er damit kaum fertig geworden.

„Wie alt bist Du?“ fragte Brand, als die für sie beide sehr schwierige Arbeit zu Stande gebracht war.

„Fünf Jahre.“

„Wie heißest Du?“

Der Taufname des Bübleins war Fritz, sein Familienname der eines österreichischen Grafen- und Fürstengeschlechts.

„Fritz,“ sagte der Rittmeister, „Du hast einen schönen Namen, weißt Du, was das heißt? Weißt Du auch, was es heißt, seinem Namen Ehre machen?“

Der Kleine hob seine prachtvollen, von langen dunkeln Wimpern beschatteten Augen zu Brand empor und erwiderte ohne Zögern: „O ja.“

Dietrich verbiß ein Lächeln: „Nun, wenn Du das jetzt schon weißt, dann salutire — das heißt,“ verbesserte er sich, „dann grüße ich Dich.“

Er lüftete den Hut, und der Kleine riß den seinen förmlich herunter, holte weit aus mit der Rechten und machte eine tiefe, respectvolle Verbeugung.

„Der verspricht, der verspricht,“ dachte Brand; „so jung er ist, kennt er schon das Mitleid und die Ehrfurcht. Beim Mitleid und bei der Ehrfurcht fängt der Mensch an, sehr früh also bei diesem Fritzchen.“

Er verließ den Garten und folgte den Kindern, die „nach Armuth rochen“.

VII.

Er hatte die kleinen Gestalten bald entdeckt, und bald auch hatte er sie eingeholt. Was war es doch, was ihn unwiderstehlich zu ihnen hinzog? Nicht Theilnahme, nicht sein immer reger Helfedrang allein. Es war mehr; ein tieferes, ein ganz eigenes Interesse, das besonders der Anblick des Knäbleins in ihm erweckt hatte. Er fragte sich, an wen er ihn mahne, mit seinen aschblonden Haaren, seiner durchsichtigen Haut, seiner Sprechweise, seiner Haltung, in der zwei Gegensätze sich so anmuthig vereinten: Stolz und Schüchternheit.

Die Kinder gingen über die beiden Burgplätze und verschwanden auf dem Kohlmarkt im Thorweg eines alten, stattlichen Hauses, einst das Eigenthum eines großen Herrn, jetzt das eines Pferdehändlers, und vermiethet an allerlei Parteien. Ein Schild mit der Aufschrift: „Madame Amélie“ war unter dem Mittelfenster des ersten Stockes angebracht, und hinter den großen, blanken Spiegelscheiben blühte ein Garten von Hüten und Hauben, quollen aus halbgeöffneten Cartons Bäche von Spitzen, Ströme von Gaze und Seidenstoffen hervor.

So wenig Dietrich Brand sich auch um die Berühmtheiten der Damenmodenwelt kümmerte, der Name Amélie Vernon war bis zu ihm gedrungen. Seine Cousinen sagten in einem Tone: „O Madame Vernon! Ja, Madame Vernon!“ der so viel hieß wie: „Inbegriff aller Vollkommenheit.“

Eine solche Großmacht schickt ihre Waaren gewiß nicht durch Kinder aus. Was hatten die armen Beiden hier zu holen oder hierher zu bringen?

Er wollte es wissen und entschloß sich, auf ihre Rückkehr zu warten. Nach einer Viertelstunde erschien klein Annerl wieder und trug ein Weißbrot in der einen und einen Apfel in der anderen Hand. Blaß und müde kam ihr Bruder nach. Brand hielt ihn an und fragte auf gut Glück und in

geschäftsmäßigem Tone, ob Madame Vernon zu Hause sei? Ja wohl, die Kinder kamen von ihr, hatten sie eben gesprochen.

„Und das hat sie mir geschenkt," sagte Annerl, und hob ihr Weißbrot und ihren Apfel triumphirend in die Höhe.

„Und das darfst Du auch annehmen, die Mutter erlaubt's, nicht wahr, Annerl?"

„Ja, das erlaubt die Mutter, und auch Georg erlaubt's."

„Georg," wiederholte Brand. „Dein Bruder, nicht wahr?" Er legte die Hand auf den kleinen, blauen Capuchon und sagte ziemlich unüberlegt: „Ich wäre froh, wenn ich Dir auch etwas schenken dürfte, Annerl."

„Nein, nein, dank', wir danken," stieß Georg rasch hervor. Er war bei den Worten Dietrich's roth geworden über das ganze Gesicht bis unter die Haare, und seine Augen leuchteten plötzlich auf.

Jetzt wußte Brand, an wen ihn das Kind vom ersten Moment an erinnert hatte. Vergessene Unvergessene, arme Sophie! Dieses Erröthen, dieses Aufleuchten im Blicke hatten oft sein stilles Entzücken ausgemacht. Die ganze Reinheit, aller Stolz des Mädchens, das er liebte, sprachen aus ihnen. Was ihr das Blut in die Wangen und die Stirne trieb, war nicht Verwirrung, nicht Beschämung, es war ein schmerzliches Staunen, eine leidvolle Entrüstung: „Ich erröthe, ja, aber für Euch!" — Brand sah sie vor sich, wie damals in der peinlichen Stunde, in der der Riß zwischen ihnen entstanden war. . .

„Du heißest Georg Müller, mein lieber Junge," sagte er zu dem Knaben.

Der erschrak und sah ihn voll Mißtrauen an. Wie kam der fremde Mann dazu, nach seinem Namen zu fragen? Er suchte seine Angst hinter einer trotzig abwehrenden Miene zu verbergen, ergriff die Hand seiner Schwester und hastete mit ihr davon.

Brand blickte ihnen nach: Ihre Kinder! ja gewiß — auch das Mädchen hatte Aehnlichkeit mit ihr in den Bewegungen, dem Gang, in der Art und Weise, den Kopf zu tragen. Im Forteilen noch wendete die Kleine sich mehrmals um und lächelte den ernsten, alten Herrn an, vor dem davon zu laufen ihr Bruder sie zwang, und der ihr gar keine Furcht einflößte, o nein, nicht die mindeste!

Ihre Kinder — das waren sie, so hatte er sie gefunden. Die Wirklichkeit übertraf seine traurigsten Befürchtungen. Das scheue Wesen des Knaben, seine Beschäftigung, die Kleidung, das Aussehen der Kinder, Alles, Alles an ihnen erzählte von Dürftigkeit, von Entbehrung, von einem harten Kampfe um das tägliche Brot.

Dietrich blieb noch eine Weile unter dem Thore stehen. Mit mächtiger Selbstüberwindung rang er die tiefe Gemüthsbewegung nieder, die ihn ergriffen hatte; kein äußeres Zeichen durfte verrathen, was in ihm vorging.

Als ein sehr gelassener, fast übertrieben höflicher Mann betrat er den Modesalon und wurde von Fräulein Julie, einer gut erhaltenen Schönheit, „comme il faut" bis an die Spitzen ihrer langen, lanzenförmig zugeschnittenen Nägel, würdevoll empfangen. Sie schien befremdet, als er sie bat, fragen zu wollen, ob er die Ehre haben könne, mit Madame Vernon selbst und zwar

privatim zu sprechen. Das Fräulein übernahm seine Karte, warf einen Blick darauf — und war elektrisirt.

„Dietrich Brand! Herr Rittmeister Brand . . ."

„Nein, mein Fräulein, Brand kurzweg; ich habe meinen Militär-Charakter abgelegt."

Aber das wußte Fräulein Julie besser. Ablegen, einen solchen Charakter? Als ob man das könnte! Nie! O, sie hatte die Gnade, den Herrn Rittmeister zu kennen, hatte so viel von ihm gehört. O, und wer nicht? Und einige ihrer Verwandten hatten die Gnade gehabt, unter ihm zu dienen. Und nun wollte sie die Gnade haben, ihn der gnädigen Frau zu melden. Einen solchen Besuch werde sie sicherlich empfangen, wenn auch sonst keinen andern, denn die gnädige Frau sei heute nervos.

Sie enteilte, und Brand ließ ein mißbilligendes: „Hm, hm, nervos" vernehmen, worauf ihn einige der Magazins-Damen verstohlen anguckten. Andere kicherten vor sich hin, und ein lustiges Ding von einer Modistin, das eben einer ältlichen Kundin einen sehr jugendlichen Hut anprobirte, rang mit einem Lachkrampfe.

Nach kurzer Zeit war Fräulein Julie wieder da und ersuchte den Herrn Rittmeister, die Gnade zu haben, ihr zu Madame Vernon zu folgen. Sie geleitete ihn durch eine Reihe von Ateliers und Salons und verabschiedete sich mit einem wundervollen Knix, in den sie ihre ganze Seele legte, an der Thür des Boudoirs der Gebieterin.

VIII.

Das war ein Schmuckkästchen. Die Wände mit hellblauem Seidenstoff verkleidet, die Möbel mit demselben Stoffe überzogen, Tische, Tischchen, Etagèren von den verschiedensten Formen, mit theils sehr kostbaren Nippesgegenständen besetzt, ein großer Ankleidespiegel mit vergoldetem Gestell, und mitten in all' der Pracht die berühmte, geniale, viel umworbene Madame Amélie. Sie war schön und geschmackvoll angethan in einem spitzenbesetzten Schlafrock aus Atlas, der wie die Abendröthe schimmerte und eine zwei Meter lange Schleppe hatte. Der Anzug war ein Kunstwerk und machte so schlank als möglich; aber auch den höchsten Toilettenkünsten sind die Wege gewiesen; Anmuth konnten sie der vierschrötigen Gestalt nicht verleihen, die sich beim Eintreten Brand's von dem Ruhebette erhob. Der Kopf Madame Amélie's saß auf kräftigem Nacken und trug eine Fülle stark angegrauter Haare. Die gewellte, gelockte Frisur erinnerte in ihrem künstlichen, architektonischen Aufbau an die der römischen Kaiserinnen. Das Gesicht hatte einen ausgesprochenen Neger-Typus, aber die Augen waren schön und intelligent. Leider befanden sie und auch die Nase sich eben in einem Zustande, der nicht gleich errathen ließ, ob die Dame geweint habe oder an Schnupfen litt.

Als Dietrich eintrat, rieb sie sich eben die Schläfen mit weißer Matteischer Elektricität. Auf einem Tischchen neben ihr befanden sich allerlei Riechmittel; in einer mit heißem Wasser gefüllten Achatschale verdampften einige Tropfen Fichtennadelextrakt.

Brand dankte in seiner ritterlichen Weise für die Gunst, die Madame Vernon ihm erwies, ihn trotz ihres Unwohlseins zu empfangen. Er wollte ihre Güte nicht mißbrauchen, sie nicht lang in Anspruch nehmen; er kam nur, um sich von ihr Auskunft zu erbitten über die beiden Kinder, die eben bei ihr gewesen waren. Nicht Neugier leite ihn, sondern ein ernstes Interesse, dessen Grund er ihr, wenn sie es gestatte, ein nächstes Mal darlegen werde.

Madame Amélie versicherte ihn, daß sie bei einem Manne „de sa trempe“ nur die edelsten Absichten voraussetze, zögerte aber doch mit der Antwort, als er nach dem Familiennamen der Kleinen fragte.

„Fürchten Sie nicht, ein Geheimniß zu verrathen,“ sagte er und faßte sie scharf ins Auge. „Es sind die Kinder des Majors von Müller.“

Sie widersprach nicht.

„Eines meiner besten Freunde und einstigen Kameraden,“ fuhr er fort, „der vor drei Jahren in seiner Vaterstadt Klausenburg gestorben ist. Ein nur zu edler und großmüthiger Mensch.“

„Certainement,“ fiel die Französin ein, „so großmüthig für Andere, daß die Seinen in der gêne zurückblieben.“

„Gêne?“ wiederholte Brand mit qualvoll gepreßter Stimme. „Was ich eben gesehen habe, ist schlimmer als gêne. Diese Kinder sind schlecht genährt, schlecht gekleidet, sie darben.“

„Nun, jetzt eigentlich nicht mehr,“ meinte Madame Vernon und widerstand nicht länger der Versuchung, „Monsieur Brand,“ der ein so „noble cœur“ war und so tiefe Theilnahme für die Hinterbliebenen seines Freundes hatte, die ganze Wahrheit zu sagen, und bei dieser Gelegenheit sich selbst in schönem Lichte zu zeigen.

Dietrich erfuhr nun Alles.

In der langen Krankheit des Majors waren die Reste des Vermögens aufgebraucht und leider sogar einige Schulden gemacht worden. Sophie mußte ihre Pension für Jahre hinaus verpfänden, um die dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Sie wäre dem Elend preisgegeben gewesen, ohne ihr außergewöhnliches, dem der großen Wiener Modistin congeniales Talent. Mit ihren „doigts de fée“ gewann sie den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder. Kärglich, wie sich von selbst versteht, „mon Dieu, en province!“ bis eine Verwandte Madame Amélie's und Gattin eines österreichischen Oberstlieutenants nach Klausenburg kam, dort erst die Werke Frau von Müller's, dann sie selbst kennen lernte und eine begeisterte Freundschaft und Bewunderung für sie faßte.

„Unglück und Talent, quels titres auf unsere Theilnahme, Monsieur,“ sprach die Modistin mit einer pathetischen Gebärde.

Die Frau Oberstlieutenant brauchte nur einige Proben der Kunstfertigkeit Sophie Müller's an Madame Vernon zu schicken, um ihr Mitgefühl für die arme Wittwe zu erwecken. Amélie hatte ihr sogleich geschrieben und sie eingeladen, nach Wien zu kommen. Seit einem halben Jahre war sie da, stellte ihre Begabung und ihren Fleiß ausschließlich in den Dienst des Hauses Vernon und dürfte keinen Grund haben, es zu bereuen. Sie wurde besoldet wie keine zweite. Ihre Verhältnisse müssen sich jetzt schon gebessert haben.

„Müssen sich? Sie wissen nichts Genaues darüber?“ fragte Brand.

„Das nicht. Frau von Müller spricht nie von sich. Sie ist sehr stolz, sehr zurückhaltend.“

„Jawohl, sehr stolz.“ Er beugte sich vor auf dem niederen Fauteuil, den Madame Amélie ihm angewiesen hatte, und wieder mußte sie den forschenden Blick seiner ernsten, grundehrlichen Augen eine ganze Weile hindurch aushalten und that es mit der Unbefangenheit eines vortrefflichen Gewissens. Plötzlich gab sie ihrem Kopfe einen kleinen Ruck, ein muthwilliges Lächeln glitt verschönernd über ihr derbes Gesicht, und sie sprach:

„Ja, ja, Monsieur, ich bin eine gute und brave personne, man kann auf mich zählen.“

Brand verneigte sich: „Gut und brav, ich bin überzeugt. Aber außerdem auch Gedankenleserin? Ich bewundere. Eine echte Künstlerin freilich hat immer etwas Divinatorisches.“

„O Monsieur!“ Ihre Augen glänzten vor Freude über diese Schmeichelei: „Vous êtes aussi aimable que celèbre.“

Er lehnte ab: „Loben Sie mich nicht. Ich habe große Schwächen.“

„Zum Beispiel?“

„Unter Anderem eine gewisse Schwäche für Damen-Mode-Artikel,“ erwiderte er scherzend. „Ich wäre zum Beispiel neugierig, die Putzgegenstände zu sehen, die Frau Major Sophie von Müller Ihnen eben geschickt hat. Ich möchte diese Putzgegenstände sogar an mich bringen.“

Amélie war erstaunt: „Sind Sie verheirathet?“

„Nicht im Geringsten. Aber ich habe Cousinen und sogar Nichten“ . . .

„Die Brand heißen?“ Beinahe wäre der Zusatz: „Brand tout court?“ ihr entwischt, doch verschluckte sie ihn noch rechtzeitig.

„Brand und anders,“ erwiderte Dietrich.

„Anders?“ Sie war auf einmal merkwürdig kühl geworden, sie bedauerte, auch nicht über ein Stück im Magazin verfügen zu können, der Bedarf war so groß, der Vorrath so klein, man mußte doch einige Auswahl haben für die älteren, werthen Kunden.

„Ich würde höhere Preise bezahlen als Ihre ältesten, wertheften Kunden,“ sagte Dietrich langsam, nachdrücklich, aber auffallend sanft und fast liebreich.

„Bedaure. Ich habe eine große Verehrung für Herrn Rittmeister Brand, aber seine Nichten müssen warten.“

Da ergriff er ihre kleine, harte, bräunliche Hand und führte sie rasch an seine Lippen: „Respect vor Ihnen, Madame! Ihr Verdacht ist ganz unbegründet — Ihre brave Gesinnung steht wie ein Fels. Ich sehe voraus, daß sich eine gute Freundschaft zwischen uns bilden wird.“

Sehr entzückt über seinen Handkuß, aber doch noch etwas unsicher, bat Amélie, ihr zu verzeihen, wenn sie ihm Unrecht gethan habe.

„Ich verzeihe jeder Frau jeden, auch den schnödesten Verdacht gegen jeden Mann in dem einen Punkte,“ entgegnete er. „Wir verdienen es nicht besser — im Allgemeinen.“

Seine Worte wirkten wie ein Petroleumguß in glimmendes Feuer. Sie richtete sich auf, sie rückte näher zu ihm und brach flammend und hochathmend in einen Hymnus des Lobes aus. Rittmeister Brand war mehr als liebenswürdig und berühmt, er war einzig. Er kannte sein Geschlecht. O, und sie ebenfalls, wenn auch nur in einem Exemplare, in dem freilich die Fehlerhaftigkeit de tout le genre masculin vertreten war. O, wenn er ahnen könnte! wenn er wüßte . . .

Ein discretes Klopfen an der Thür unterbrach sie.

Fräulein Julie zeigte sich, sie trug einen Carton unter dem Arme und meldete, die Fürstin A. habe sich für den Nachmittag ansagen lassen und da mußte Madame doch bestimmen, ob die heutige Sendung Sophie Müller's sogleich oder erst zuletzt vorgezeigt werden solle. Mit zierlichst gerundeten Handbewegungen entnahm sie dem eleganten Behältnisse nach einander vier Hüte und stellte sie auf Haubenstöckchen vor die Gebieterin hin:

Nein, das waren wieder Sachen! Sachen! Nicht eines dieser „Huterln" würde auch nur einen Tag alt werden im Salon. Die Fürstin A. würde gewiß zwei Stück nehmen und Prinzessin B. die andern zwei; sie waren wie geboren für die beiden Damen, und nur auf ihren Häuptern wollte Fräulein Julie sie sehen. Der Baronin C. dürfen sie gar nicht vor Augen kommen, die kauft sonst den wirklichen Damen alle vier auf einmal weg.

Amélie prüfte jeden einzelnen Hut genau: „Ja, Madame Müller ist erstaunlich, sie übertrifft sich bei jeder neuen Leistung. Was für Ideen sie hat! Sehen Sie nur, Mr. Brand, wie die Aigrette auf diesen Spitzenhut placirt ist. Welche Grazie und welcher Geschmack in der Wahl der Farben, eine hebt die andere, und keine schlägt die andere. Den Hut verkaufen wir als Modell."

„So schön! so schön!" fiel Julie ein, „und diese Nettigkeit! Alles wie aus dem Ei geschält."

Brand blieb stumm und betrachtete die Hüte mit tief innerlichster Rührung. Dieses schimmernde, phantastische, kostbare Zeug hat der Mangel geschaffen, die Armuth hat es gemacht für den übermüthigsten Luxus. Die Schönheit dieses Zeugs ist wie Hauch, einige Regentropfen vernichten sie. Und dafür den Schlaf der Nächte, das Licht der Augen . . . Dafür!

Wieder wurde geklopft und angezeigt, daß der Wagen der Fürstin vorgefahren sei. Fräulein Julie raffte hastig ihre Waaren zusammen und eilte in den Salon.

Madame Amélie und Brand waren zugleich aufgestanden. Er verabschiedete sich sehr bewegt und sagte: „Der Wittwe meines Freundes muß geholfen werden. Helfen Sie mir helfen. Ueber das wie müssen wir uns berathen. Wann darf ich wiederkommen?"

„Kommen Sie morgen," sprach sie huldvoll.

IX.

Am selben Nachmittage lief Peter zu seiner Magdalena hinüber. Er hatte es sehr eilig, blieb aber doch einen Augenblick in Bewunderung vor dem breiten „hauchrein" geputzten Auslagefenster des Ladens stehen. Wie köstlich sah der

heute wieder aus, in seinem Reisig- und Blumenschmuck! Ein zierliches Gärtlein, in dem Schinken, geräucherte Zungen und Fische und allerhand Pasteten wuchsen. Auf der Marmorplatte im Fenster erhoben sich zwischen üppigen Hortensienstöcken die appetitlichsten Wurstpyramiden, schimmerten rothe und gelbe Aspicrotunden. Hinter der frischlackirten Tafel, neben der großen Waage, deren Schüsseln wie Gold glänzten, prangte sie, die Herrin, in ihrem unverwüstlich jugendlichen Flor. Ihr Häubchen schien mit Schneeflocken garnirt, ihr kurzärmeliges Kleid und ihre Wangen hatten dieselbe Centifolienrosenfarbe. Der Latz der weißen, mit einem Spitzenstreifen besetzten Schürze bedeckte die mächtige Brust, warf nicht eine Falte, hatte nicht das kleinste Flecklein. Frau Magdalena zerlegte eben mit spielender Meisterschaft ein junges, fettes Huhn.

Ein Herr, der vorüberging, warf auch einen Blick in den Laden, lächelte und sagte: „Zum Hineinbeißen!"

Peter sah ihn unwirsch an; er wußte nicht, ob das Huhn gemeint sei oder die Frau, rasch trat er ein und befahl ihr, verdrießlich wie Einer, der gerade einen kleinen Anfall von Eifersucht gehabt hat, das Huhn auf einem Teller anzurichten.

„Das thu' ich ohnehin," sagte sie, „es gehört für den Hofrath im zweiten Stock."

Peter schüttelte den Kopf: „Wird nicht gehen; dem Hofrath gibst ein anderes, das da nehm' ich gleich mit für meinen Herrn Rittmeister, der heute vergessen hat, ins Gasthaus zu gehen."

„Was? Vergessen! Der was vergessen, das ist ja wie wenn die Uhr am Stephansthurm stehen geblieben wär." Sie hatte das Huhn schon auf ein Schüsselchen gelegt, umgab es mit Rauten aus Aspic, verzierte es geschmackvoll mit kleinen Bouquets aus Petersilie, stellte das Ganze auf eine vor Neuheit schimmernde Serviette und hielt ihrem Manne die zusammengefalteten Enden hin. Statt diese zu ergreifen, trat Peter hinter die Pudel, gab der Gemahlin einen nachdrücklichen Kuß auf die Lippen, einen zweiten mitten in die blonden Löckchen hinein, die sich ihr übermüthig im Nacken kräuselten, und dachte: Teufel, Teufel, ich hab das Frauenzimmer alle Tag lieber!

„Wieso hat er denn vergessen ins Gasthaus zu gehen?"

Ja, Peter würde es sagen, wenn er's wüßte. Der Herr kam nach Hause um eine halbe Stunde früher als sonst und: „Ich seh' ihm's gleich an, daß er noch nicht gespeist hat."

„Was Du ihm nicht Alles ansiehst!"

„Natürlich, was ich ihm nicht Alles ansieh'. Auch gleich, daß er nicht zugeben will, daß er vergessen hat, und wie ich sag': „Haben denn gespeist?" sagt er: „Esse heute nicht; bring Thee und Cigarretten. Den Speisezettel kenn' ich von damals, wo er verliebt gewesen ist. Ich hab' aber immer etwas dazu gegeben, und er hat's hinunter geschlungen in der Zerstreutheit."

Peter lief davon, und seine Frau rief ihm nach: „Du, zum Hinunterschlingen hätt's ein mageres Hendl auch gethan. Verliebt, der alte Brand?" Es kam ihr unglaublich lächerlich vor. Aber, dachte sie, so übel wär's am

End' nicht, vielleicht thät' er sich dann weniger hineinmischen in die Erziehung von meinem Peterl.

Und wirklich kümmerte sich Brand in den nächsten Tagen ein bißchen weniger um Peterl's physisches und moralisches Wohlergehen. Seine Gedanken waren augenscheinlich von etwas Bezwingendem erfüllt, das ihn manchmal erheiternd, manchmal betrübend, immer aber völlig in Anspruch nahm. Er machte auch sehr oft Besuche, zu denen er sich aufs Feinste kleidete. Peter war nicht der Mann, der seinem Herrn nachspürte, zur Spionage erniedrigte er sich nicht; aber seines Verstandes, seines Scharfsinns konnte er sich nicht entäußern, die Fähigkeit, richtige Schlüsse zu ziehen, konnte er nicht plötzlich los werden. An dem Tage, an dem er mit einem prachtvollen Bouquet zu Madame Amélie geschickt wurde, wußte er Alles.

Daß es eine marchande de modes war, kränkte ihn tief, das sagte er nicht einmal seiner Magdalena.

Der Verdacht Peter Peters' war nicht unbegründet; sein Herr ging wirklich auf Eroberung aus. Aber nicht Liebe wollte er gewinnen, sondern Vertrauen, und errang es auch in einem Maße, das seine Erwartungen und sogar seine Wünsche überstieg. Madame Amélie machte ihn mit ihrem Lebenslauf bekannt und schüttete ihr ganzes, übervolles Herz vor ihm aus.

Sie stammte aus einer guten Pariser Familie, hatte in früher Jugend ihre Eltern und später dann durch die Unredlichkeit eines Verwandten ihr Vermögen verloren. Eine alte, alleinstehende Tante, Madame Justine Vernon, die in Wien ein einträgliches Modengeschäft führte, erbarmte sich ihrer Verlassenheit und nahm sie zu sich. Und nun kam das Talent zur Entfaltung, dem Amélie ihre späteren Erfolge verdanken sollte. Ein Talent, das sie, genau wie diese liebe Madame Müller, ahnungslos besessen hatte, bis äußere Verhältnisse die schlummernde Gottesgabe in ihr weckten. Sehr bald zeigte sich, daß die Thätigkeit, die ihr aufgezwungen worden, eine ihren Anlagen und Fähigkeiten völlig zusagende war. Sie ging aber auch in ihr auf. Sie trat nach dem Tode Madame Vernon's an die Spitze des Hauses, erweiterte das Geschäft zu einer Putzwaaren- und Confectionshandlung, erwarb einen Wohlstand, der an Reichthum grenzte, und nahm eine Stellung ein, wie noch nie eine Modistin vor ihr. An Bewerbern hatte es ihr natürlich nicht gefehlt: „Die Männer sind so geldgierig und immer bereit, sich zu verkaufen."

„Auf den Sclavenmarkt mit dieser Männer-Ausschußwaare!" murmelte Brand.

Aber Amélie Vernon dachte nicht daran, ihre Freiheit aufzugeben; sie war stolz auf ihre jungfräuliche Unabhängigkeit und bewahrte sie bis zu ihrem vierzigsten Jahre. Dann war das Verhängniß hereingebrochen mit dem Tode des alten und mit der Aufnahme des neuen Buchhalters, eines glänzend empfohlenen, jungen Menschen. Tüchtig in seinem Fache, verläßlich in Geldsachen, solid und rangirt, hieß es, und das glaubte Madame Amélie; aber auch hübsch, liebenswürdig, bezaubernd, und das sah Madame Amélie. Ach! der schöne Buchhalter spielte sich auf den schmachtenden Troubadour, und sie

gab seinen Schwüren, seinem Flehen, seinen Thränen nach und erhob ihn zum Chef des Hauses und zu ihrem Gatten.

„Vor zwei Jahren, Monsieur. Ja! die Monate, die Wochen und Tage, die seitdem vergangen sind, kann ich zählen — die infidélités, die Edouard an mir begangen hat, nicht. Er betrügt mich wie ein Franzose, Ihr biederer Oesterreicher!“ rief sie und sah Dietrich so feindselig an, als ob er ein Mitschuldiger ihres Ungetreuen wäre. O der Quäler! Wie sie ihn liebte, ihn haßte, ihm fluchen und ihn vertheidigen mußte in einem Athem, denn — war er schlecht, die Frauen waren schlechter. Sie stellten ihm nach, er konnte sich nicht retten vor ihnen. Damen, „de vraies dames“ schickten ihm Bouquets. „Pauvre chéri!“ aber — ein „fier miserable!“ Heuchlerisch, gewissenlos und von einer Eitelkeit! . . . Wenn eine Frau gleichgültig an ihm vorbeigeht, fühlt er sich von ihr insultirt und nimmt sie en grippe. So z. B. Madame Müller.“

„Frau Major von Müller?“ Brand mußte sich fest anklammern an die Lehnen seines Fauteuils, um nicht in die Höhe zu fahren: „Dieser . . . Herr wird doch nicht wagen“ . . . Er hielt inne, vollbrachte ein Meisterstück der Selbstbeherrschung und fragte gelassen und kühl: „Sie kommt zu Ihnen? Wann? Wie oft?“

Nun, früher, als sie ihrer Sache noch nicht ganz sicher war, kam sie allwöchentlich. Sie hatte die Bestellungen selbst abgeliefert und das Urtheil und die Rathschläge der Meisterin erbeten. Derer bedurfte sie jetzt nicht mehr und fand sich nur noch an jedem Letzten des Monats zur Abrechnung bei der Principalin ein; zwischen Elf und Zwölf, die Stunde, in der der Chef im Bureau festgehalten ist. Höchst seltsam, aber — sie hat für ihn etwas Abstoßendes: „Was für eine steifleinene Person hast Du da aufgegabelt?“ fragte er schon mehrmals. Die Majorin scheint bemerkt zu haben, daß sie ihm mißfällt, sie vermeidet, ihm zu begegnen, betritt die Ateliers nicht mehr, sondern kommt über die Seitentreppe direct in den Privatsalon Amélie's.

„So — weil sie ihm mißfällt? Das ist merkwürdig. Sie muß sich sehr geändert haben, wenn sie irgend Jemandem mißfallen kann.“

„Mir nicht, o mir nicht,“ versicherte Amélie, „für mich hat sie etwas sehr Anziehendes, einen außerordentlichen charme. Und ihre Kinder sind entzückend, besonders der kleine Junge. Ich lasse ihn immer rufen, wenn er die Arbeiten seiner Mutter abliefern und Material zu neuen Arbeiten holen kommt. Er hat so touchante Augen. Um diesen Schatz beneide ich Madame Müller. O, wenn der Himmel mir Kinderchen mit so touchanten Augen schenken wollte!“

Brand wartete ihr mit einer guten Lehre auf: „Den besten Trost für den Mangel an eigenen Kindern findet man in der Liebe zu denen der Anderen. Schließen Sie fremde Kinder ans Herz, Madame. Was mich betrifft, ich beabsichtige mich der Kinder meines verstorbenen Freundes anzunehmen. Zu dem Ende will ich sie aufsuchen, muß demnach wissen, wo sie wohnen, und bitte Sie, mir ihre Adresse mitzutheilen.“

Die war: VII. Bezirk, Berggasse Nr. 19, Erster Stock, Thür 6½. Aber hingehen? Amélie widerrieth's. Sie hatte schon mehrmals bemerkt, wie vorsichtig Frau von Müller jedem Zusammentreffen mit Bekannten aus früheren, besseren Tagen auswich. Sehr begreiflich das, wenn man so viel Charakter hat, so viel Stolz. Weder die Neugier noch das Mitleid sollen Einblick nehmen in ihre traurigen Verhältnisse. „Etwas gebessert haben sie sich übrigens schon. Madame Müller verrichtet nicht mehr alle Hausarbeit selbst, ihre Zeit ist kostbar geworden, ihre kunstreichen Hände brauchen Schonung; sie hat eine Magd aufgenommen."

„Etwas gebessert haben sich die Verhältnisse der Frau Major, sagen Sie, Madame. Das ist zu wenig," versetzte Brand, „sie müssen gut werden. Wir wollen dafür sorgen, wir Zwei. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, Sie werden das meine nicht täuschen. Ich rechne auf Ihren Tact, Ihre Feinfühligkeit."

„Feinfühligkeit? das ist Delicatesse? O, Sie können auf die meine zählen."

Dietrich nahm ein Couvert aus seiner Tasche und legte es auf das Tischchen, auf dem heute eine blaue Mattei'sche Elektricität stand. „Erweisen Sie eine Wohlthat, Madame, unter dem Scheine eines entrichteten Honorars. Wenn Sie sagen: ‚ich habe alle Hüte, die Sie mir neulich geschickt haben, als Pariser Modelle verkauft und betheilige Sie mit fünfzig Procent am Reingewinne', das müßte doch eine hübsche Summe ausmachen. Nicht?"

Amélie zog die Augenbrauen in die Höhe: „O, Monsieur, so viel wie allgemein angenommen wird, kommt bei unserem Geschäfte nicht heraus. Doch will ich Mittel finden, Madame Müller glauben zu machen, daß wir eben jetzt, die Saison ist ja sehr günstig, ungewöhnlich hohe Preise für unsere Arbeiten fordern konnten."

„Thun Sie das, Madame," sprach Brand mit großer Wärme. „Geben Sie mir meine Seelenruhe wieder; der Gedanke an die Kinder meines verstorbenen Kameraden läßt mich nicht schlafen."

X.

Brand ging in gedrückter Stimmung und mit sich selbst unzufrieden heim. Es mißfiel ihm, daß er eine Freundschaft für den seligen Major von Müller heuchelte, von der sein Herz nie etwas gewußt. Warum? Weil ihm der brave Mann, der genau das gethan hatte, was Dietrich hätte thun sollen, ein lebender Vorwurf war.

„Verzeih mir, Major," sagte Brand unwillkürlich laut und trat in seiner Benommenheit einem dürftig gekleideten, schmalen, schüchternen Herrn, der bescheiden an ihm vorüberhuschte, auf den Fuß. Der Herr grüßte und — entschuldigte sich. Für einen Major gehalten zu werden, schmeichelte ihm; denn er war nur ein ganz kleiner Beamter.

„Verzeihung," wiederholte Dietrich, zog den Hut und dachte: Demüthiges Menschlein, wenn Du ahntest, wie klein ich mich fühle!

Sein Elend und seine Qual mußten ein Ende nehmen; er faßte einen großen Entschluß. Wenn er auch nicht wagen durfte, Frau von Müller zu besuchen, sehen mußte er sie. Morgen ist der letzte April, da tritt sie ihre

Wanderung zu der Brotgeberin an, da will er sie erwarten vor ihrem Hause, will ihr folgen, vorerst unbemerkt. Wer weiß, vielleicht zeigt der Zufall sich günstig und bietet Brand Gelegenheit, sich ihr vorzustellen.

Er schlief wenig in dieser Nacht, verfiel erst gegen Morgen in einen unerquicklichen, durch wirre Träume gestörten Schlummer. Als er erwachte, war es fünf Uhr, und aus grauen Wolken, die den ganzen Himmel bedeckten, strömte dichter Regen nieder. Nach dem Frühstück ging Dietrich in die Wohnung hinüber, die er für das Ehepaar Peters im dritten Stock des Hauses gemiethet hatte, in dem das Geschäft Magdalena's sich befand. Er kam gerade zurecht zum Bade seines Täuflings, und Frau Peters erschrak nicht wenig, als sie ihn erblickte; denn das war die Gelegenheit, bei der Dietrich mit Ermahnungen am Wenigsten sparte und so oft gesagt hatte, daß es ihr schon „auf die Nerven" ging:

„Ja, meine Liebe, das Baden eines kleinen Kindes ist keine leichte Sache. Ich habe darüber in ganz vortrefflichen Büchern gelesen und auch gesprochen mit Widerhofer, Auchenthaler und Monti."

Heute kein Wort, nicht einmal ein recht aufmerksames Zusehen, und als die Uhr Neun schlug, nahm er seinen Hut (seinen schönsten Cylinder — bei dem Wetter) und ging und vergaß den Regenschirm. Zum Glück bemerkte Frau Peters es gleich und schickte ihm den Unentbehrlichen nach und dachte bei sich mit aufrichtigem Bedauern: „Der ist wirklich verliebt und fest, der arme Alte!"

Es hatte ihn auf einmal gepackt: Vielleicht kommt sie heute früher als gewöhnlich zu Madame Vernon. Warum sie das thun sollte, da sie doch einen bestimmten Grund hat, zu keiner andern Stunde als zwischen Elf und Zwölf zu kommen, wußte Brand nicht und konnte es nicht wissen. Aber möglich war's ja doch, und wenn ein vernünftiger Mensch eine Möglichkeit einmal angenommen hat, dann richtet er sich auch nach ihr ein.

Er war ein guter Geher und erreichte in erstaunlich kurzer Zeit sein Ziel, die lange Berggasse. Sie machte ihrem Namen Ehre und stieg ziemlich steil in die Höhe. Zwischen ihren alten, niedrigen Häusern ragten hie und da neue, thurmartige Zinskasernen in den Himmel und raubten seinen Anblick ihrem armen Gegenüber und waren trotz ihres unverschämt protzigen Aussehens doch nur Wohnstätten der Armuth und der Noth.

Auch Nummer 19 hatte solch' ein lichtraubendes vis-à-vis und schien aus Ehrfurcht vor ihm halb in die Kniee gesunken. Brand trat durch das schiefe Thor in einen elend gepflasterten Hof, der ein schmales, unregelmäßiges Viereck bildete. Rings um die zwei Geschosse liefen offene Gänge mit Geländern aus verbogenen Eisenstäben. Die Fenster waren klein und in defectem Zustande. Im Hofe unter einem Vordach über dem Eingang, der zu der Hausmeisterswohnung führte, beschäftigte sich ein derbes Weib mit dem Reinigen des Küchengeräthes und wurde dabei von einer Schar von Hühnern umgackert und von zwei Katzen umschmeichelt. Auf einem leeren Fasse saß ein schwarzer Kater; und ein kleines, steinaltes, kaffeebraunes Thierchen, mit weißen Pfoten und langen, flatternden Ohren, das beim Anblicke Brand's eine Art Gebelle

erhob, mußte man erst eine Weile betrachten, um zu erkennen, daß es zum Hundegeschlecht gehörte.

Die Hausmeisterin musterte den durch das Hündlein Angekündigten vom Kopf bis zu den Füßen und fragte unfreundlich: „Was wünschen's denn?"

Auf einem Gang des ersten Geschosses war eine alte Frau mit zerzausten Haaren und mit einer Brille auf der Nase, in einen fettigen Schlafrock gekleidet, erschienen, hatte sich ängstlich umgesehen, einen kleinen, zerfetzten Teppich auf das Geländer gelegt, und angefangen, ihn so leise als möglich auszuklopfen.

Aber die Hausmeisterin bemerkte die geplante Unthat sogleich und hemmte ihre Fortsetzung durch energische, mit Schimpfworten reichlich gespickte Einsprache. Die erschrockene Alte raffte ihren Teppich zusammen und verschwand in der Thür, aus der sie getreten war.

Diesen Zwischenfall benützte Brand, um sich aus dem Hause und aus der Nähe seiner groben Beherrscherin zu stehlen. Diese Person nach Sophie Müller zu fragen, widerte ihn an. Diese Person schien ihm so recht fähig, alle möglichen infamen Schlüsse aus der einfachen Erkundigung zu ziehen: „Wohnt hier Frau Major von Müller, und ist sie zu Hause?"

Nein, er wollte nicht fragen, er wollte warten; geduldig, mehr als geduldig, mit dem Wunsche sogar, sie möge noch nicht kommen. Ihr Anblick wird ihm eine große Gemüthsbewegung verursachen. Er hatte sich das kaum eingestanden, als er sich auch sofort ins Gebet nahm. Und was weiter? Hat er eine feige Scheu vor Gemüthsbewegungen? Ist es so weit mit ihm gekommen in dem Schlaraffenleben, das er führt, und vergißt er vor lauter Erziehen an Anderen die Erziehung seiner selbst? Gemüthsbewegung, ja — es wird eine sein, und er wird sie aushalten.

Nach langem Auf- und Abgehen blieb er in der Nähe des Thores stehen. Unaufhörlich strömte der Regen nieder, Brand nahm sich unter den acht Wasserfäden, die von seinem Schirm herunter liefen, wie ein steinerner Wassergott aus. Es wurde halb Elf. Sie kommt nicht, das Wetter ist zu schlecht, dachte er und — wartete weiter, obwohl er recht gut merkte, daß er schon die Aufmerksamkeit einiger Schuhmacher erregt hatte, die an einem Fenster des gegenüber liegenden Hauses arbeiteten.

Zu jeder anderen Zeit würde er hingegangen sein und die jungen Leute gefragt haben, was sie zu gaffen und zu kichern hätten? Ob die Beobachtung der Passanten oder das Verfertigen von Schuhen ihre Pflicht und ihr Geschäft sei? Jetzt aber ließ er die Tröpfe ungehindert in dem Pfuhl ihrer Nichtsnutzigkeit versinken und blieb auf seinem Posten, bis die Uhr des nächsten Kirchthurms Elf schlug und der letzte Schein von Hoffnung, der noch in ihm glimmte, erlosch.

Und gerade in dem Augenblick, in dem er jede Hoffnung aufgegeben hatte, wurde sie erfüllt. Er war noch einige Schritte hinauf bis an das Thor von Nummer 21 gegangen, da war ihm, als ob er zurückgezogen würde an unsichtbaren, aber starken Fäden. Etwas Geheimnißvolles, nie Empfundenes zwang, ja zwang ihn, sich umzuwenden.

Da trat sie aus dem Hause. Er erkannte sie sogleich. Wie zögernd blieb sie ein paar Secunden vor dem kleinen Wasserreservoir stehen, das sich zwischen der Schwelle und dem Trottoir gebildet hatte, sah zum trostlos grauen Himmel hinauf, öffnete rasch ihren Schirm, hob sich auf die Fußspitzen, und schritt eilig und entschlossen des Weges.

Brand folgte ihr Anfangs aus einiger Entfernung, dann wagte er sich näher heran, ging auf die andere Seite der Gasse, ging ihr vor, sah ihr ins Gesicht. Sie trug einen dichten, schwarzen Schleier, hielt die Augen aufmerksam auf das Pflaster gerichtet und suchte die Steine aus, auf welche sie ihre schlanken, schmalen Füße setzte. Sie hatte ihren leichten und entschlossenen Gang, die anmuthig aufrechte Haltung behalten, die ihm so deutlich in der Erinnerung geblieben waren. Sie sah wie ein junges Mädchen aus und fein und elegant in ihren alten Kleidern. O wie alt, wie abgetragen!

Brand verlangsamte seine Schritte und ging wieder hinter ihr her; und als ein Lümmel, der ihr entgegen kam, sie beinahe vom Trottoir gestoßen hätte, schob er ihn zur Seite mit solchem Nachdruck und so aggressiver Miene, daß der Mensch ein „Pardon" stammelte und sich davon machte.

Sie waren am Ziele. Frau von Müller lief mehr als sie ging ins Haus, und Brand dachte daran, heim zu gehen. Aber er that es nicht, er brachte sich nicht fort. Er hatte ja die Möglichkeit, sie noch einmal zu sehen, ihr noch einmal zu folgen, sie vielleicht noch einmal in Schutz zu nehmen vor irgend einem Lümmel und sich dann — ein Wort des Dankes von ihr zu verdienen. . . . Daß sie doch in eine große Gefahr gerathen möchte, daß er ihr Leben um den Preis seines eigenen retten und ihr sterbend sagen könnte: „Frau von Müller, jetzt sind wir quitt!"

Sie war nicht die breite Treppe zum ersten Stockwerk hinaufgestiegen, die links in die Salons führte, sondern die Seitentreppe rechts, über die man zur Privatwohnung Madame Amélie's gelangte. Brand hatte sich in den Hof zurückgezogen und beobachtete von dort aus, was unter dem Thorwege vorging. Nach kaum zehn Minuten kam Sophie die kleine Treppe wieder herab. Ihre Wangen waren leicht geröthet, ein heller Ausdruck von Freude verklärte ihr Gesicht. Die angenehme Ueberraschung, die Brand ihr zugedacht, war gelungen; Madame Amélie hatte ihre Sache gut gemacht.

Mit großer Raschheit eilte Frau von Müller vorwärts und wäre beinahe an einen großen, breiten, nach der neuesten Mode gekleideten Herrn angeprallt, der plötzlich und ebenfalls sehr rasch aus der Thür der gegenüber liegenden Treppe getreten war. Brand erkannte in ihm das Urbild der vielen Porträts, die das Zimmer seiner Gattin schmückten, den Chef des Hauses, Herrn Eduard Weiß. Das waren seine impertinent blauen, vorstehenden Augen, seine üppigen Backenbärte, die schwellenden Lippen, die — um mit Amélie zu sprechen — unter dem blonden Schnurrbart hervorblinkten, wie rother Mohn aus dem Weizenfelde.

Er lachte laut auf über den Schrecken, mit dem Sophie vor ihm zurückgefahren war, und sprach, ohne den Hut zu rücken: „Seh'n Sie, da haben Sie's.

Zur Strafe, daß Sie immer vor mir davonlaufen, wirft Sie der Zufall in meine Arme."

Sie wendete sich und eilte dem Ausgang zu; Eduard vertrat ihr den Weg:

„Nein, nein, Sie bleiben! Warum so scheu? Hab' ich Sie beleidigt, oder fürchten Sie, daß ich Ihnen gefährlich werden könnte? Wenn das wäre, schöne Frau, wenn ich das hoffen dürfte" . . .

Zärtlich, mit elegischer Gebärde, streckte er die fein behandschuhte Rechte aus, um ihren Arm zu fassen; aber im selben Augenblick legte sich eine nervige Faust auf den seinen, und eine gebieterische Stimme befahl:

„Platz da, Herr!"

Betroffen sah Eduard sich um und maß den kleinen, unscheinbaren Mann, der ihn angerufen hatte, mit einem häßlichen, verächtlichen Blicke. Dieser Mann lüftete jetzt vor Frau von Müller den Hut wie vor einer Königin und fragte ehrfurchtsvoll:

„Darf ein alter Bekannter Ihnen sein Geleite anbieten, gnädige Frau?"

Sie war zurückgewichen. Ein leises Beben durchrieselte ihren ganzen Körper, mit groß geöffneten Augen starrte sie ihn an, ihre Oberlippe zog sich ein wenig in die Höhe, man sah, wie ihre weißen Zähne sich fest auf einander klemmten. „Herr Rittmeister Brand," sprach sie zagend, fast unhörbar.

„Brand?" wiederholte Herr Eduard eingeschüchtert. Rittmeister Brand, von dem Amélie in den letzten Tagen so oft und mit so herausforderndem Entzücken sprach? Derselbe Brand, von dem man wußte, daß er den Dienst aufgegeben hatte, um sich mit seinem Oberst schießen zu können. War er's? war er's nicht? Für alle Fälle fand Herr Weiß es gerathen, die Augen zu senken.

Sophie hatte ihre Fassung bald wieder gewonnen. Ruhig, höflich, aber unwiderruflich entschieden sprach sie, als Brand seinen Antrag wiederholte: „Ich danke Ihnen, Herr Rittmeister, nein, nein."

Dietrich trat schweigend zur Seite, und sie schritt an ihm vorbei und hinaus in den strömenden Regen, in den Sturm, der sich erhoben hatte und die Straßen durchfegte.

Eduard machte einen zaghaften Versuch, ihr zu folgen. Aber Brand sah zu ihm hinauf (er reichte ihm genau bis zum Ohrläppchen) und sprach:

„Ich bitte Sie um eine kurze Unterredung. Ich begleite Sie auf Ihr Comptoir."

„Ich komme von dort," versetzte der schöne Mann und wußte nicht recht, ob er mehr Grund zur Entrüstung oder zur Bestürzung habe. „Ich gehe jetzt aus. Ich habe zu thun."

„Auch ich habe zu thun, und zwar mit Ihnen", sagte Dietrich bestimmt, aber durchaus nicht aggressiv. Dem Chef lief es trotzdem eiskalt über den Rücken, und er fragte sich, ob das vielleicht die Art der Herren vom Militär sei, einen Civilisten zum Duell heraus zu fordern. Zum Duell! Diesem Unsinn, diesem Verbrechen, das jeder vernünftige und rechtgläubige Mensch verabscheut. Aber Gottlob, beschwichtigte er sich, wir haben ein Gesetz, und dieses hat einen Paragraphen, der Schutz gewährt gegen Bedrohung am Leben. Diese Erwägung gab ihm einige Sicherheit und den Muth, zu sagen:

„Eigentlich weiß ich nicht . . . Mit wem hab' ich denn eigentlich die Ehre?"

„Eine ganz berechtigte Frage, Herr Eduard Weiß. Ich habe versäumt, mich Ihnen förmlich vorzustellen. Mein Name ist Dietrich Brand."

„Also wirklich . . . Meine Frau hat schon öfters das Vergnügen gehabt, Herr Rittmeister" . . .

„Nicht mehr. Ich habe meinen Militärcharakter abgelegt."

„Ja so, also richtig, also — bitte."

Wenn Du nur nicht so verflucht martialisch aussähest, Du alte Tugendpolizei, dachte Eduard.

Er hatte den Gast in das ebenso elegant wie gediegen eingerichtete Comptoir geführt, wies ihm dort einen prächtigen, weitläufigen Fauteuil an und setzte sich ihm gegenüber an den Schreibtisch. Da hatte er die Taster der elektrischen Glocken in der Nähe. Ihr Anblick und der des Telephons an der Wand war ihm erfreulich. Es berührte ihn auch angenehm, als er aus dem zweiten Zimmer die süße Stimme Fräulein Juliens, die mit dem Zuschneider conferirte, herüberflöten hörte.

Brand nahm von dem ihm angebotenen Platz nur so viel in Anspruch, als seine schmächtige Gestalt durchaus brauchte. Er saß kerzengerade, mit fest geschlossenen Beinen, und als Eduard ihm den Hut, den er in der Hand behalten hatte, abnehmen wollte, lehnte er kurz ab: „Nicht nöthig. Ich habe Ihnen nur mitzutheilen, daß der verstorbene Major von Müller ein Kamerad von mir gewesen ist. Erst neulich habe ich erfahren, daß seine Wittwe hier lebt. In wie traurigen Verhältnissen, theilte Ihre Frau Gemahlin mir mit. Ich bin nun entschlossen, Frau von Müller und ihre Kinder in meine Obhut zu nehmen. Soeben war ich Zeuge des Benehmens, das Sie sich gegen diese Dame erlauben; wohl nur, weil sie von Ihnen für schutzlos gehalten wird. Sie ist es nicht mehr. Wer sie beleidigt mit einem einzigen Worte, einem einzigen Blick, beleidigt *mich*. Ich aber brauche Ihnen nicht zu versichern, daß ich Beleidigungen nicht dulde. Das wollte ich Ihnen sagen."

Er stand auf, und Eduard folgte seinem Beispiel. Er sprach nicht, er verbeugte sich nur, über sein wohlgenährtes Gesicht flog aber ein Ausdruck . . . Alles zugleich, cynisch, frech, feige.

Brand nahm sich zusammen; er wollte seinen Zorn nicht überwallen lassen. Das kostete ihn aber einen schweren Kampf. Unbegreiflich! Seinen Soldaten gegenüber war seine Ruhe unerschütterlich, seine Geduld unerschöpflich gewesen. Wie kam dieser Bengel zu der Ehre, ihn dergestalt in Aufregung zu bringen?

(Schluß folgt.)

Vor Paris.

Von der Beschießung bis zum Waffenstillstand.

Persönliche Erinnerungen an den Krieg 1870—71.

Von

J. von Verdy du Vernois.

[Nachdruck untersagt.]

Frankreich raffte sich zu einem letzten Versuch auf; alle bisherigen Anstrengungen zum Entsatz von Paris waren mißlungen, und die Ueberzeugung hatte sich schließlich aufgedrängt, daß in kürzester Zeit der Fall der Hauptstadt erfolgen mußte, wenn ihr nicht noch rechtzeitig geholfen wurde.

Zwar sammelten General Chanzy im Westen bei Le Mans die bei Beaugency geschlagenen Truppen und General Faidherbe nach der Niederlage an der Hallue im Norden seine Corps, beide unter Heranziehung von Verstärkungen, zum erneuten Vorgehen gegen unsere Einschließung von Paris; vornehmlich aber erhoffte man den gewünschten Erfolg durch eine anderweitige Operation. Diese bestand darin, daß die in der Nähe der Loire sich retablirenden Corps des Generals Bourbaki mittelst Eisenbahn nach dem Osten geschafft wurden, um von Besançon aus im Verein mit den dort befindlichen französischen Truppen und Garibaldianern den General von Werder zurückzuwerfen, Belfort zu entsetzen und vor Allem durch ein Vordringen gegen die Verbindungslinien der deutschen Armeen oder selbst durch einen Einfall in Süddeutschland hinein diese zur Aufgabe der Einschließung von Paris zu zwingen.

Der deutschen Heeresleitung war die Neuorganisation der französischen Armee bei Le Mans und im Norden bekannt; dagegen war es bis Ende December nicht erreichbar gewesen, genügende Klarheit über den Verbleib der Bourbaki'schen Corps zu erlangen. Allerdings hatte sich unter verschiedenen Gerüchten auch die Nachricht verbreitet, daß dieselben im Transport nach der Ostgrenze begriffen wären, andererseits waren aber auch Anzeichen vorhanden, die auf ihre Vereinigung mit den Truppen Chanzy's hindeuteten.

Um hierüber Klarheit zu gewinnen, erhielt Prinz Friedrich Karl am 1. Januar 1871 den Befehl, unter Besetzthaltung von Orléans die Offensive

in westlicher Richtung gegen den hier zunächst erreichbaren Gegner, den General Chanzy, zu ergreifen, dessen Truppen sich bereits wieder im Vorgehen bemerkbar machten. Dem Prinzen wurden hierbei, außer den Corps der II. Armee (III., IX. und X.), noch das provisorisch aus der 17. und 22. Division gebildete XIII. Armeecorps unter dem Großherzog von Mecklenburg und 4 Cavalleriedivisionen zur Verfügung gestellt.

Diese Offensive führte in siebentägigen schweren Kämpfen von Vendôme bis Le Mans, welches am 12. Januar Abends genommen wurde. Die Armee Chanzy's ging zum großen Theil in Auflösung zurück, kurze Strecken weit noch von einzelnen Colonnen verfolgt. Bis zum Waffenstillstande kam es hier, wie an der Loire, nur noch zu kleineren Gefechten. Das XIII. Armeecorps schied demnächst wiederum aus dem Verbande der II. Armee und traf am 25. Januar in Rouen ein, um die dort befindlichen Truppen der I. Armee zu den Operationen gegen die Streitkräfte Faidherbe's frei zu machen.

Die Ereignisse im Norden hatten inzwischen folgenden Verlauf genommen: Der äußerste linke Flügel der I. Armee war bereits Anfang Januar bis in die Nähe von Le Hâvre gelangt. Auf dem rechten Flügel dagegen wurden durch erneutes Vorgehen von Abtheilungen der französischen Nordarmee unsere zur Deckung der Belagerung von Péronne vorgeschobenen Truppen bereits am 2. und 3. Januar bei Bapaume in Gefechte verwickelt, in welchen diese sich jedoch behaupteten. Am 8. Januar übernahm General von Goeben den Oberbefehl über die I. Armee an Stelle des Generals von Manteuffel, der zur Leitung der Operationen an der Ostgrenze berufen wurde. Die in der Nacht vom 9. zum 10. Januar erfolgende Capitulation von Péronne verbesserte wesentlich die allgemeine Lage der I. Armee, welche mit ihren Hauptkräften nunmehr eine Aufstellung hinter der Somme nahm.

Aus dieser Stellung brach General von Goeben am 18. Januar aber wieder vor, als sich stärkere Massen des Gegners St. Quentin genähert und diesen Ort besetzt hatten. Dort kam es in Folge dessen mit den versammelten Streitkräften Faidherbe's am 19. Januar zur Schlacht, in Folge derer diese ebenfalls in Auflösung den Rückzug antraten. Die Verfolgung wurde auch hier nur auf kurze Strecke fortgesetzt. General von Goeben führte demnächst seine Truppen wieder hinter die Somme zurück.

Vor Paris hatte in dieser Periode die Armirung des Mont-Avron auf der Ostfront seitens der Besatzung, sowie das Vorgehen derselben mit Truppen-Arbeiten und Anlage schwerer Batterien im Norden gegen Le Bourget Veranlassung gegeben, zunächst Theile der Belagerungsartillerie gegen ersteren Posten in Thätigkeit zu bringen. Das Feuer wurde gegen denselben am 27. December mit über siebzig schweren Geschützen eröffnet und hatte die Räumung der verschanzten Stellung auf dem Mont-Avron zur Folge. Demnächst konnten auch Belagerungsbatterien im Norden das Vorgehen des Feindes bekämpfen und weiterhin am 5. Januar 1871 der artilleristische Angriff gegen die Südfront erfolgen, sowie der gegen St. Denis im Norden vorbereitet werden.

Die Wirkung des Feuers gegen die Forts der Südfront war eine derartige, daß binnen wenigen Tagen die Artillerie der angegriffenen Werke nieder-

gekämpft wurde und diese selbst sehr bedeutende Beschädigungen erlitten, so daß man mit neuen Batterien weiter vorzugehen und auch mit dem Hauptwall den Kampf aufzunehmen vermochte. Letzterer führte indeß bis zum Schluß des Waffenstillstandes noch zu keinem entscheidenden Erfolge.

Dazwischen versuchte die Besatzung zwar, noch einige Ausfälle zu unternehmen, wie in der Nacht vom 13. zum 14. und vom 14. zum 15. Januar, diese aber wurden mit leichter Mühe zurückgewiesen.

Der 18. Januar war der denkwürdige Tag, an welchem in erhebender, aber den Verhältnissen entsprechender einfacher Weise die Proclamation Sr. Majestät des Königs Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser erfolgte und die Vereinigung der deutschen Stämme auch nach dieser Richtung hin ihren Abschluß fand.

Der folgende Tag — der 19. Januar — sah die letzten Anstrengungen der Pariser Armeen. Der gegen die Stellungen des V. Armeecorps, also nach der Versailler Seite, gerichtete Massenausfall scheiterte unter großen Verlusten der Franzosen in der Schlacht am Mont St. Valérien.

Am 23. Januar begannen die Verhandlungen aufs Neue, welche nunmehr zu einem einundzwanzigtägigen Waffenstillstande führten, der jedoch nicht auf die Belagerung von Belfort und die Operationen in den dieser Festung benachbarten Departements ausgedehnt wurde.

Die Ereignisse auf diesem, von der Waffenruhe vor der Hand ausgeschlossenen Theile des Kriegsschauplatzes sind hier noch nachzuholen.

Nach der Einnahme von Straßburg erweiterte sich allmälig die Aufgabe des Generals von Werder dahin, auch den oberen Elsaß mit seinen Festungen in Besitz zu nehmen, Belfort zu belagern und diese Belagerung zu decken. Die Absicht, den größeren Theil seiner Kräfte in Richtung auf die Loire vorgehen zu lassen, mußte bald aufgegeben werden, da diese durch die unmittelbar vor ihnen stehenden feindlichen Abtheilungen, welche fortwährend Verstärkungen aus dem Süden erhielten, in Anspruch genommen wurden. Um Mitte December hatte der General den im Felde verfügbaren Theil seiner Truppen um Dijon concentrirt, als der Gegner — Garibaldianer und französische Truppen — anfing, bereits stärkere Massen zu zeigen, wobei es zum Gefecht von Nuits kam. Vom 21. December an tauchten Gerüchte und Nachrichten auf, die auf die Annäherung größerer Heereskörper aus dem Innern Frankreichs deuteten und den General bewogen, links abzumarschiren, um einem feindlichen Vorstoße auf Belfort begegnen zu können; in kleineren Gefechten am 5. Januar 1871 aber vermochte man erst festzustellen, daß die gesammte Armee Bourbaki's zu den bereits hier befindlichen Truppen herangezogen war und sich im Vorgehen befand. Der Vorstoß dieser gewaltigen Uebermacht wurde in den ruhmvollen Kämpfen an der Lisaine am 15., 16. und 17. Januar zurückgewiesen.

Inzwischen waren anderweitige Maßregeln eingeleitet worden, deren Durchführung die Niederlage auch dieser französischen Armee zu einer Katastrophe gestalteten.

Seitens der obersten Heeresleitung waren, sobald die Meldungen den Verbleib der Bourbaki'schen Truppen sicher festgestellt hatten, am 6. und 7. Januar

Befehle ergangen, daß das VII. Corps, welches sich zur Zeit zwischen dem General von Werder und der Loire befand, sich bei Châtillon sur Seine vereinigen und das bei Montargis eben eingetroffene II. Armeecorps nach Nuits vorrücken sollte. Das Obercommando über die gesammten Streitkräfte auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes wurde dem General von Manteuffel übertragen.

In geschickter Durchführung des Vormarsches gelang es demselben, die abziehenden Corps der Bourbaki'schen Armee in Flanke und Rücken zu fassen und nach verschiedenen ernsten Gefechten mit großen Verlusten am 1. Februar zum Uebertritt in die Schweiz zu zwingen.

Der Waffenstillstand fand demnächst auch auf das dortige Gebiet Anwendung. In Folge desselben wurde Belfort am 18. Februar den deutschen Truppen übergeben; die Garnison erhielt freien Abzug.

Aus dieser letzten Periode des Krieges stammen die in Nachstehendem gegebenen Aufzeichnungen.

„Versailles, den 27. December.

„Seit 7 Uhr feuern auf der uns entgegengesetzten Seite von Paris einige siebzig Geschütze der Belagerungsartillerie gegen den vorgeschobenen, verschanzten Mont-Avron, woselbst Oberst Stoffel (der frühere Militär-Attaché in Berlin) commandirt. Leider ist das Wetter in Folge Schneetreibens heute für den Geschützkampf nicht günstig. Auf die weiten Entfernungen lassen sich dabei die Wirkungen der Schüsse sehr schwer beobachten und corrigiren."

„Versailles, den 29. December.

„Gestern hat der Mont-Avron dem Feuer unserer Artillerie nicht mehr geantwortet; ob er verlassen worden ist, sollte erst in der Nacht festgestellt werden; doch haben wir bis jetzt darüber noch keine Meldung.

„Die für den Angriff auf Paris bestimmten höheren Führer, General v. Kamecke und Prinz Krafft Hohenlohe sind hier eingetroffen; sie müssen sich jedoch erst gründlich orientiren, bevor sie ein Urtheil abgeben können, wann der Kampf gegen die Südfront aufgenommen werden soll. Ein leichtes Stück Arbeit ist es nicht, und es fragt sich noch immer, ob wir unsere Geschosse soweit in das Innere der Stadt treiben können, daß ein größerer moralischer Effect dadurch erzielt wird. Eine Belagerung ist, wie ich schon früher dargelegt habe, nicht angängig. Die unvollkommene Beschießung, die überhaupt nur erreicht werden kann, wird auch dann erst von größerer Wirkung sein, sobald die beginnende Noth die bisher so resignirte Haltung erschüttert hat, und dieser Zeitpunkt dürfte jetzt erst im Eintreten begriffen sein. Die Leute daheim sind in ihrem Urtheil meistens sehr aufgeregt; sie sind verwöhnt durch die großen Erfolge im Anfange des Krieges und übersehen die ungeheuren, schwierigen Aufgaben, die seitdem erwachsen sind, und die, wenn wir sie im Anfange des nächsten Jahres lösen, in ihrer Gesammtleistung mindestens ebenso

großartig dastehen, wie die Operationen in der ersten Hälfte des Krieges. Daß ein derartiges Drängen von außen und die darüber gemachten Bemerkungen, welche wir erfahren, nicht ohne Einfluß auf die Freudigkeit bleiben, mit welcher die schweren Aufgaben, die uns noch bevorstehen, doch durchgeführt werden müssen, das kann sich ein Jeder wohl selbst sagen."

„Versailles, den 30. December.

„Brandenstein und Bronsart, die zeitweilig überangestrengt waren, geht es wieder ganz gut. Jedoch kam für Jeden von ihnen eine Zeit, in der wir besorgt wurden, ob sie weiter durchhalten könnten.

„Die Situation ist gut. Der Mont-Avron ist vorläufig in unseren Händen. Ob sich auf jener Front noch Weiteres ausführen lassen wird, werden wir sehen. Auch für den Angriff gegen die Südfront ist noch nicht Alles aus dem Wege geräumt, um schnell vorgehen zu können."

„Versailles, den 30. December.

„Als wir vom Bureau zum zweiten Frühstück gingen, freute ich mich daheim auf ein warmes Stübchen; denn ich hatte dem Burschen gesagt, nunmehr bei dieser Kälte doch einmal ordentlich einzuheizen, da wir in der letzten Zeit thatsächlich gefroren haben. Das hatte er denn auch gethan; aber was war das Ergebniß? Der ganze Kamin war eingestürzt, die Marmorconsole mit Allem, was sich darauf befand, heruntergefallen, und Alles lag in Stücken umher. Das war eine nette Geschichte! In Folge dessen natürlich allgemeiner Aufruhr im ganzen Hause. Um warm zu werden, blieb schließlich nichts übrig, als daß ich zum ersten Mal seit langer Zeit spazieren lief und zwar nach der Eisbahn im Park des Schlosses, woselbst der Großherzog von Oldenburg, der mich aus Warschau her noch kannte, und der Großherzog von Sachsen-Weimar mich in ihre Mitte nahmen, und eine längere Promenade ausgeführt wurde. — —

„Gewiß, wenn wir es auf Menschenleben nicht ankommen ließen, hätten wir vielleicht früher mit dem Schießen anfangen können; aber theuer genug wäre es uns zu stehen gekommen, und voraussichtlich hätten wir nicht reüssirt. Jetzt brauchen wir hier keine großen Menschenverluste mehr zu besorgen; die werden nicht stattfinden, es sei denn bei Ausfällen. Die Maßregeln sind danach getroffen, die Ziele beschränkt worden. Diese beschränkten Ziele werden wir nach meiner Ansicht jetzt erreichen, und so wird es mit der ganzen Geschichte vor Paris bald zu Ende gehen. Das vermochten wir aber zu einer früheren Periode nicht zu leisten."

„Versailles, den 1. Januar.

„Gestern um sieben Uhr bei Stosch gegessen; Fürst Pleß und Herzog von Ujest, Graf Stolberg, Graf Maltzahn, Salisch u. s. w. waren dort. Nach Elf ging ich zu meinen Kameraden, die im Bureau ihren Punsch gebraut, und so verlebten wir gemeinschaftlich die letzte Stunde des bedeutungsvollen Jahres.

„Ich komme eben von der Gratulationscour zurück, die sehr großartig im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles abgehalten wurde."

„Versailles, den 4. Januar.

„Der Himmel will uns heute nicht wohl. Seit Tagesanbruch stehen an 200 Geschütze bereit zum Angriff auf Paris, und Alle erwarten den ersten Kanonenschuß. Es ist aber ein so dicker Nebel, daß man nicht drei Schritt weit sieht, und, ohne zu sehen, wohin man schießt, kann man mit dem Schießen doch überhaupt nicht anfangen. Es ist fatal. Gar keine Aussicht, daß dies besser wird, so viel und so lange man auch den Himmel besieht!"

„Versailles, den 5. Januar.

„Der heutige Tag ist ein schöner Wintertag, und die Beschießung hat daher heute früh um 8¼ Uhr begonnen. Doch liegt im Seinethal noch dichter Nebel, so daß nicht alle Batterien in Thätigkeit zu treten vermögen. Bis jetzt haben wir nach den Meldungen in den Batterien drei verwundete Officiere.

„Ferner bekommen wir soeben von dem General Werder aus dem oberen Elsaß ein Telegramm, daß er heute angegriffen sei. Bestätigt sich das Gerücht, daß die Bourbaki'sche Armee dorthin abmarschirt sei, so könnte allerdings ein nicht unbedeutender Trubel dort entstehen und namentlich in Süddeutschland Besorgniß Platz greifen. Sicher aber ist, daß, wenn es auch einige Tage dort schief gehen sollte, die ganze Angelegenheit daselbst in kürzester Zeit wieder eingerenkt sein wird.

„Prinz Albrecht Vater ist erkrankt, und der arme Versen, sein Generalstabsofficier, kaum eingetroffen, hat die Pocken bekommen."

„Versailles, den 6. Januar.

„Die Verhältnisse im oberen Elsaß werden muthmaßlich einiges Kopfzerbrechen verursachen; denn es erscheint doch sehr wahrscheinlich, daß gegen Werder bedeutende Truppenmassen im Anrücken sind. Das schadet indessen Alles nicht viel; die Geschichten werden dort ganz gut arrangirt werden.

„Gestern war es hier vor Paris auch noch theilweise so neblig, daß unsere Batterien nur allmälig ihr Feuer eröffnen konnten. Trotzdem war das Resultat ein recht befriedigendes. Heute ist der Wind umgeschlagen; es ist wärmer und bisher auch klarer geworden, so daß die Beschießung wohl größere Ergebnisse haben dürfte. Sind die Batterien erst auf die Forts eingeschossen, dann kann auch die Stadt an die Reihe kommen, da es dann nicht nöthig sein wird, alle Geschütze gegen die vorgeschobenen Festungswerke in Thätigkeit zu bringen."

„Versailles, den 7. Januar.

„Unser Stocken soll gestern im siegreichen Gefecht bei Vendôme verwundet worden sein. Man hat überaus große Schwierigkeiten, Näheres hierüber zu erfahren; doch habe ich Fürst Pleß, der durch seine Johanniter noch am Frühesten davon Kunde erhält, um Auskunft gebeten, und sobald ich weiß, wo er sich befindet, werde ich weiter Nachricht geben [1]).

[1]) Ein Telegramm des Prinzen Friedrich Karl über das Gefecht hatte die Verwundung des Majors Stocken mitgetheilt. Die Nachricht war nur insoweit zutreffend, als eine in seiner Nähe springende Granate ihn kurze Zeit betäubt und leicht contusionirt hatte.

„Ueberhaupt stehen für die zur Deckung der Cernirung von Paris im Felde befindlichen Truppen in allernächster Zeit wieder sehr blutige Tage bevor.

„Prinz Friedrich Karl ist im Zusammenstoßen mit der Armee Chanzy's, und eigentlich muß Werder heute im Gefecht mit Bourbaki'schen Truppen sein. General v. Werder hat keine leichte Aufgabe; doch es schadet durchaus dem großen Ganzen nichts, wenn er ein paar Gefechte verlieren und selbst die Belagerung von Belfort aufheben müßte. Bei der großen Freiheit der Bewegung, die der Feind durch die bedeutende Anzahl von Bahnen hat, ist sein stärkeres Auftreten an irgend einem entfernten Theile des Kriegsschauplatzes gar nicht zu verhindern. Wir werden bei diesem Herumwerfen seiner Streitkräfte nicht stets an jeder Stelle gleich im ersten Augenblick stark genug sein, um ihm begegnen zu können. Es handelt sich alsdann nur darum, den weiteren Folgen vorzubeugen. Indeß, wenn Werder mit Umsicht verfährt, kann er allein schon gute Resultate erreichen."

„Versailles, den 8. Januar.

„Die nächsten acht Tage können die bedeutendsten in der ganzen jetzigen Periode des Feldzuges werden. Prinz Friedrich Karl hat die uns zunächst befindliche feindliche Armee Chanzy's, wie es scheint, ordentlich angefaßt. Im Norden werden wir uns der erneuten Angriffe des Generals Faidherbe wohl erwehren, und was beim General Werder passiren kann, hat auf die Hauptentscheidung vor der Hand zu wenig Einfluß.

„Paris hat seine erste Granate in das Innere der Stadt bekommen. Wir haben Zeitungen aus der Stadt vom 6. Januar, wonach schon am ersten Tage Kugeln in den Garten des Palais Luxembourg eingeschlagen sind. Das waren aber nur einzelne verloren gegangene Schüsse, wahrscheinlich auch absichtlich verloren gegangene[1]). In unserem Hause hier in Versailles war eine größere Anzahl von Artilleristen einquartiert worden. Als sie in der Nacht vor der ersten Beschießung im Hofe antraten, um zu den Batterien abzumarschiren, hörte ich einen derselben sagen: ‚Na, das müßte doch mit dem Kuckuck zugehen, wenn ich mich nicht einmal versehen sollte und in die Stadt hineinfeuerte!' — In Paris drängen sie auf eine sortie en masse."

„Versailles, den 9. Januar.

„Was Moltke betrifft, so lebt er nur mit seinem Stabe zusammen und ist stets gleich gütig gegen jeden Einzelnen von uns. Niemand hat je ein unfreundliches Wort während des ganzen Feldzuges zu hören bekommen. Mit uns ist er auch munter in seiner einfachen Heiterkeit und vollständigsten Anspruchslosigkeit. Wir fühlen uns Alle dabei wohl und verehren ihn so, daß wir ihn auf Händen tragen möchten. Aber auch außerhalb unseres kleinen Kreises gibt es nur eine Stimme der Anerkennung für ihn; ein Jeder sagt: er wäre ein wahrhaft classischer Charakter!"

---

[1]) Am ersten Tage ist allerdings auch die Stadt absichtlich beschossen worden, aber nur von einem Geschütz.

„Versailles, den 10. Januar.

„Schneefall verhindert das pünktliche Eintreffen der Züge, was in mancher Beziehung störend ist. Aber ebenso verhindert Nebel und Schnee auch, ein geregeltes Feuer gegen Paris zu eröffnen. Der Hauptwall der Stadt ist so stark armirt und mit solch' schweren Geschützen versehen, daß wir nur durch förmliche Belagerung in den Besitz desselben gelangen könnten, und eine solche ist unausführbar. Es kommt Alles, wie wir es vorhergesehen haben: der Geschützkampf ist allein mit den vorgeschobenen Stellungen des Feindes und den Forts aufzunehmen, und nur, was man an Kanonen zu diesem Zweck nicht gebraucht, kann zur Beschießung der Stadt benutzt werden. Letzteres ist aber auch nur, da wir nicht nahe genug heran können, auf kolossale Entfernungen zu ermöglichen und kostet uns bei den großen Pulverladungen manches Geschütz. Dem gegenüber drängen die Pariser den General Trochu, durch einen großartigen Ausfall die ihnen täglich näher rückende Gefahr zu beseitigen."

„Versailles, den 12. Januar.

„Gestern brannten ein paar Kasernen in den Forts. Aus den neuen Pariser Zeitungen, die wir erhielten, ging hervor, daß unser Feuer bereits materiellen Schaden herbeiführt. Einzelne Häuser sind zerstört, kleine Feuersbrünste entstehen fast an jedem Tage; aber noch wirkt die Beschießung nicht. Die Pariser in der großen Mehrzahl betrachten sie noch als ein Schauspiel. Eine ihrer Zeitungen sagt: ‚Die Trocaderos bilden die Tribüne, wo ganz Paris zur Vorstellung sich vereinigt.' Infolge dieser Notiz werden sie heute wohl einige Granaten dorthin bekommen.

„Unsere Leute sind gar nicht dazu angethan, auch ihrerseits den Krieg à l'outrance zu führen; sie sind zu gutmüthig, wie beispielsweise folgender Fall beweist: Dicht vor den Vorposten wird ein großer Weinkeller entdeckt. Die zunächst befindlichen Truppen räumen seinen Inhalt auf; aber das Lager ist so groß, daß sie es nicht vollständig leeren können. Was geschieht? Sie winken den französischen Vorposten; diese setzen die Gewehre zusammen, kommen heran und schleppen den Rest des Weines fort, den unsere Leute ihnen überdies noch aus dem Keller herausholen. Zum Executor passen unsere Leute nicht.

„Gestern aß ich bei unserem Kronprinzen. Ich hatte ihn zu Neujahr im Saal bei der Gratulationscour nicht gesprochen, aber nachher wenigstens gesehen, als Er an der Statue Ludwig's XIV. in größerer Entfernung bei mir vorüberfuhr, wobei Er mir in auffälliger Weise freundlich zunickte. Gestern sagte er zu mir, indem er zum eisernen Kreuz gratulirte: ‚Sie können sich vorstellen, wie ich mich über die Verleihung gefreut habe. Ich wußte es schon vorher. Sie haben doch meinen Gruß aus dem Wagen am Neujahrstage verstanden? Es sollte schon damals meine Gratulation sein." (Wir drei Abtheilungs-Chefs hatten nämlich das Kreuz I. Classe noch vor Jahresschluß erhalten.)

„Versailles, den 13. Januar.

„Wir haben russisch Neujahr heute bei unserem guten Kutusow gefeiert. Von Russen waren noch anwesend: Oberst Walberg und Capitän Seddler, ein

sehr unterrichteter und liebenswürdiger Officier, welcher dem VI. Corps zugetheilt ist [1]); von uns Claer und ich. Wir blieben bis gegen 1 Uhr zusammen und haben einen sehr harmlosen und hübschen Abend verlebt.

„Die heute eingegangenen Pariser Zeitungen lassen erkennen, daß sich die Stimmung über das Bombardement bereits zu ändern beginnt. Bisher äußerte man sich dort mit einer gewissen Verhöhnung darüber; jetzt zeigen die Ausdrücke bereits, daß sie en rage gerathen. Die Granaten gelangen schon bis in die Nähe des Hôtel de Ville und bis zur Kirche St. Sulpice, so daß das ganze linke Seineufer beunruhigt wird. Nächstens wird es auch im Norden losgehen, zunächst gegen die Befestigungen des dort vorliegenden kleinen Städtchens St. Denis. Dann folgt auch die Beunruhigung des rechten Seineufers."

„Versailles, den 14. Januar.

„Heute Nacht hatten wir verschiedene kleine Ausfälle zurückzuweisen. Die helfen ihnen nichts mehr!"

„Versailles, den 17. Januar.

„Zu Hause scheint man sich vorzustellen, daß wir hier in Versailles ruhig sitzen und eigentlich nichts weiter thun, als abwarten, was aus der ganzen Geschichte wird. Die Leistungen der unübertrefflichen Truppen, ihre Verluste und Strapazen springen der Welt ins Auge; von den großartigen Sorgen und Mühen der obersten Heeresleitung haben Wenige eine Ahnung. Und doch sind auch für diese die Verhältnisse recht schwieriger Natur. Eben jetzt erleben wir hier eine ebenso bedeutsame, wie aufregende und interessante Zeit. Wird sich Werder so lange halten können, bis Manteuffel's Annäherung sich dem Feinde fühlbar macht? Welche Wirkung wird die Direction der Manteuffel'schen Corps gegen Flanke und Rücken Bourbaki's ausüben? Hält Werder aus, und zieht Bourbaki nicht schleunigst ab, wie groß wird die Katastrophe sein, die Letzterem bevorsteht? Und eben so wichtig werden sich in den nächsten Tagen im Norden die Operationen zwischen Goeben und Faidherbe gestalten.

„Gestern Abend traf auch Freund Toeche, der Chef von Mittler & Sohn, in Angelegenheiten, die uns gemeinschaftlich berühren, hier ein. Holleben ist zum General v. Manteuffel commandirt worden; dafür soll Hackewitz zu uns kommen.

„Das Wetter ist plötzlich umgeschlagen; statt strenger Kälte haben wir Frühling.

„Von der Findigkeit unserer Post hatten wir heute gleichzeitig zwei Belege. Aus einem Briefe aus Berlin ersah ich, daß ich auf der Adresse eines Schreibens von hier an meine Frau vergessen hatte, überhaupt „Berlin" zu setzen, und doch gelangte dieses Schreiben ohne Verspätung an sie. Als ich dies im Bureau erzähle, sagt Blume: ‚Dazu kann ich ein Pendant liefern. Eben finde ich einen Brief für mich hier auf meinem Tische vor, dessen Adresse zwar alles Sonstige enthält, nur nicht meinen Namen.'

„Am Abend kam Seine K. H. der Kronprinz Albert zu der morgenden Kaiserproclamation hierher und verbrachte den Rest des Tages bei Moltke mit uns."

[1]) Jetzt commandirender General in den Ostseeprovinzen.

Der folgende Tag — der 18. Januar — wurde zu einem Marksteine in der Geschichte unseres Volkes: Es war der Tag der Kaiser-Proclamation Ewig denkwürdig für alle Zeiten, unvergeßlich für uns, die wir das Glück hatten, Zeuge jener geweihten Stunde zu sein!

Im großen Spiegelsaale des stolzen Schlosses vollzog sich der feierliche Act. Dort an der schmalen Seite, auf einer kleinen Erhöhung standen, im Halbkreise den Raum abschließend, die ruhmgekrönten Fahnen und Standarten der vor Paris befindlichen Regimenter, fast alle Stämme repräsentirend. Dort befanden sich auch die im Feldlager anwesenden deutschen Fürsten, sowie die Prinzen aus regierenden Geschlechtern, dort hinauf trat die ehrwürdige Gestalt des siegreichen Führers der deutschen Heere, Preußens edler, Gott vertrauender König.

Und vor Ihm, da standen zunächst die gewaltigen Paladine, auf die wir Alle mit Stolz und Verehrung blickten: Bismarck, des Staatsschiffes kräftiger Steuermann, Roon, der das Schwert zum Kampfe geschmiedet, Moltke, der es so mächtig geführt hatte. Und an diese reihten sich die Generale, die Stäbe, die Vertreter der Truppen, die aus der Heimath entsandten Deputationen und wer nur Zutritt hatte erlangen können in bunter Reihenfolge, in dicht gedrängten Massen an. Der Widerschein aus den Spiegeln ließ die Menge noch größer erscheinen, als sie thatsächlich war.

An der Seite, an welcher sich die Fenster befanden, war ein freier Gang gelassen und in der Mitte desselben ein kleiner Platz zur kirchlichen Feier hergerichtet und mit einem kleinen Feldaltar versehen worden.

Nach Beendigung der Predigt trat Graf Bismarck an die Erhöhung heran, auf welche der Kaiser sich inzwischen gestellt hatte und las das wichtige Document vor, worauf der Großherzog von Baden das Hoch auf den ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches ausbrachte.

Dann defilirten die Anwesenden vor dem Kaiser, Ihm ihre Huldigungen darbringend.

Die gesammte Feier war eine einfache und würdige, aber eben hierdurch eine um so eindrucksvollere.

Mit gehobenen Gefühlen und voller Dank für den höchsten Lenker der Geschicke, daß endlich dieser so lang ersehnte Tag für das deutsche Volk gekommen war, hatten wir der Feier beigewohnt.

Wohl befürchteten wir noch vor derselben eine Störung durch einen erneuten Ausfall der Franzosen, indeß fand ein solcher glücklicher Weise heute nicht statt. Dagegen gingen Nachrichten ein von starken Ansammlungen des Feindes an verschiedenen Stellen hinter den Forts, die als Vorbereitungen für einen Ausfall zu deuten waren, und so beeilten wir uns, unser Bureau wieder aufzusuchen, wo die Meldungen aus der Einschließungslinie zuerst eintreffen mußten.

„Versailles, den 19. Januar, Abends.

„Das neue deutsche Kaiserreich hat heute seine Bluttaufe erhalten, indem die Franzosen einen Ausfall mit starken Kräften unternahmen, und zwar auf

den Theil unserer Stellung, der Versailles zunächst liegt. General Moltke schickte herunter nach dem Bureau: ich sollte ihn in seinem Wagen begleiten. Wir begaben uns wieder nach dem Wasserthurm von Marly, wo auch Se. Majestät eintraf. Das Gefecht war bereits recht lebhaft im Gange; namentlich hatte der Feind viel Artillerie im Feuer, auch der Mont-Valérien machte sich mit seinem schweren Geschütze sehr bemerkbar. Der eigenthümliche Ton der Geschosse aus der dort befindlichen Riesenkanone kennzeichnet sich von Weitem, indem er absticht von dem der anderen Projectile; die Sprengstücke ihrer Kugeln haben einen besonders hellen Ton.

„Vor uns standen die Batterien der Garde-Landwehr-Division im Feuer in einer guten, gegen den Mont-Valérien gerichteten Stellung. Die meisten Kugeln des großen Geschützes aus dem Fort galten ihr, und da der aufsteigende Rauch ihrer Schüsse ein annäherndes Ziel bot, schlugen sie meist auch in nächster Nähe ein, ohne indeß von den braven Artilleristen in irgend welcher Weise beachtet zu werden.

„In den Ortschaften und Parkanlagen vor uns war Infanteriegefecht; doch richtete sich der Angriff des Feindes vorzugsweise gegen den in umfassendster Weise verschanzten Theil der Stellung des V. Corps westlich von St. Cloud. Wir sahen die feindlichen Bewegungen auf das Deutlichste, und zwar, da wir schräg zum Angriff standen, in ihrer Flanke und im Rücken. Verschiedentliche Male setzten starke französische Truppenmassen an, über die vorliegende Höhe gegen die Parkmauern vorzudringen. Sobald sie aber den Kamm der kleinen Erhebung, die sich dort befand, überschritten, wurden sie stets von so heftigem Feuer empfangen, daß sie sehr bald wieder zurückflutheten. In Richtung auf uns zu kam von Zeit zu Zeit eine gepanzerte Locomotive vor, auf welcher sich ein Geschütz befand; nach abgegebenem Schuß kehrte sie jedesmal zurück. Schließlich erlahmte der feindliche Angriff vollständig. Man bemerkte bereits den Abmarsch einzelner Truppentheile nach Paris, und auch wir kehrten beim Anbruch der Dunkelheit nach Versailles zurück.

„In Paris brannte es inzwischen wieder an verschiedenen Stellen.

„Heute, denke ich, wird Goeben auf Faidherbe gestoßen und mit ihm fertig geworden sein. Werder hat Stand gehalten, und Bourbaki mußte zurück. Wenn er sich nicht sehr dabei beeilt, macht ihm Manteuffel sein Zurückkommen unmöglich. Ich kann nur meine Ansicht wiederholen: die Sache neigt sich ihrem Ende zu."

„Versailles, den 20. Januar.

„Die Franzosen haben hier von einer Fortsetzung des gestrigen Angriffes Abstand genommen. Bei den großen Mitteln, welche sie auf denselben verwandten, hätten sie mehr leisten können. Der Ausfall, der doch zu nichts zu führen vermochte, hat uns wieder über zwanzig Officiere und ein paar Hundert Mann gekostet.

„Unsere Arbeiten häufen sich so, daß wir fast den ganzen Tag auf dem Bureau sitzen müssen."

„Versailles, den 21. Januar.

„Wenn der Nebel heute fällt, so wird unsere Belagerungsartillerie St. Dénis vornehmen. Dann dürfte es auch dort nicht lange währen, bis daß die nördliche Hälfte von Paris, die bisher verschont geblieben war, die Bekanntschaft unserer Granaten macht."

„Versailles, den 22. Januar.

„Jetzt naht sich Bourbaki's Ende. Angelegt sind die Operationen dort recht gut und, wenn die Franzosen von ihren Eisenbahnen nicht noch den ausgiebigsten Gebrauch machen können, so kommen sie dort unten in die übelste Lage. Alsdann werden wir vor den französischen Armeen wohl so lange Ruhe haben, bis sich das Schicksal in Paris erfüllt. Die Capitulationsbedingungen und ihre Ausführung werden allerdings eine sehr schwierige Aufgabe bilden. Die Vorarbeiten zu denselben nehmen schon seit Langem unsere ganze Thätigkeit in Anspruch."

„Versailles, den 23. Januar.

„Da haben die Franctireurs einen Pfeiler an einem der Moselübergänge zerstört und dadurch die directe Bahnverbindung mit der Heimath unterbrochen. Wir haben uns schon immer gewundert, warum sie nicht thätiger gegen unsere Bahnlinien gewesen sind. Wenn sie erst einmal dahinter kommen, müssen wir alle Tage auf Sprengungen dort rechnen. Indeß, was früher eine wesentliche Störung für uns gewesen wäre, ist jetzt nur noch eine Unbequemlichkeit. Damit wir aber nicht allein darunter leiden, ist sofort telegraphisch dem Generalgouvernement von Nancy anbefohlen worden, eine Strafcontribution von einigen Millionen Francs aufzuerlegen.

„In St. Dénis brennt es; ebenso hier und dort auch in Paris. Die Verluste, welche die Franzosen beim Ausfall am 19. Januar hier erlitten haben, sind sehr groß; sie mögen an 5000 Mann betragen. Aber auch in Bezug auf die unsrigen hat sich ergeben, daß sie bis an 700 Mann umfassen, darunter einige 30 Officiere.

Alle Pferde scheinen in Paris, abgesehen von den zum Dienst tauglichen, doch noch nicht in die Schlächtereien gewandert zu sein; man konnte gestern durch das Fernrohr deutlich Equipagen mit Damen am Pont d'Jéna fahren sehen.

„Bourbaki's Lage wird immer gefährlicher; die letzten Stunden sind da, in welchen er sich überhaupt noch zu retten vermöchte!"

„Versailles, den 24. Januar.

„Gestern ist Herr Jules Favre wieder aus Paris hier eingetroffen und beim Grafen Bismarck abgestiegen. Bei den sich entspinnenden Unterhandlungen werden gewiß Anfangs die Ansichten auf deutscher und französischer Seite noch weit auseinander gehen. Die Unterhandlungen dürften sich daher etwas in die Länge ziehen. Aber wenn sie selbst heute oder morgen abgebrochen werden sollten, müssen uns die Franzosen doch kommen und sich in das fügen, was wir wollen."

„Versailles, den 26. Januar.

„Jules Favre, der inzwischen nach Paris zurückgekehrt ist, befindet sich seit gestern wieder hier. Es brennt ihm das Feuer unter den Nägeln. Am meisten wirkt wohl dabei die Besorgniß vor einer in der Stadt drohenden Revolution, deren Anzeichen bereits hervortreten."

„Versailles, den 27. Januar.

„Seit heute 12 Uhr schweigt das beiderseitige Geschützfeuer vor Paris, und wir haben mit den Capitulationsverhandlungen vollauf zu thun. Fraglich scheint's noch, inwieweit das dortige Gouvernement einen Einfluß auf das gesammte Land ausübt."

„Versailles, den 29. Januar.

„Wir haben gestern den ganzen Tag an Ausführungsartikeln der Bismarck'schen Convention mit den betreffenden französischen Officieren gearbeitet. Heute früh nach elf Uhr sollen die Forts übergeben werden. Die französischen Machthaber scheinen den besten Willen zu haben, zum Frieden zu gelangen; bei einzelnen Punkten, die man ihnen nicht gleich gewähren wollte, sollen sie bemerkt haben: „Wir können dann nicht einstehen, daß wir die Macht behalten, um das, was wir durchsetzen wollen, auch durchsetzen zu können." Wir warten mit Neugierde darauf, wie die französischen Provinzen sich zu dem hier getroffenen Abkommen stellen werden.

„Major Krause ist erst heute Nacht wieder gekommen, nachdem er vorgestern Abend zum Kronprinzen von Sachsen mit den Befehlen zur Uebernahme der Forts auf der Nord- und Ostfront abgesandt worden war. Er hat den Einzug in St. Dénis mitgemacht."

„Versailles, den 30. Januar.

„Die Pariser haben sich sehr spät in ihr unabweisbares Schicksal ergeben. Bei der Zerstörung der Eisenbahn ist es fraglich, ob sie noch rechtzeitig ausreichend Lebensmittel empfangen werden. Wir werden ihnen für einige Tage aus unseren Beständen aushelfen. Im Großen und Ganzen ist im Lande der Wunsch nach Frieden thatsächlich vorhanden; ob man sich aber an einzelnen Punkten, namentlich im Süden, wie z. B. in Marseille, nicht dagegen sträuben wird, ist fraglich. Die Aussicht, daß sie sich noch gegenseitig bekämpfen werden, ist die wahrscheinliche. Indeß wird aus dem augenblicklichen Zustande der Frieden hervorgehen, es sei denn, daß die Regierung, mit der wir verhandeln, durch einen Krawall in Paris gesprengt wird, was nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Ausgeschlossen ist vorläufig vom Waffenstillstande das Gebiet, wo Manteuffel und Werder sich mit Bourbaki messen, und zwar ist dies auf Verlangen der französischen Unterhändler geschehen. Sie glauben vielleicht noch, daß es Bourbaki gelingen werde, mit unseren ihm gegenüber stehenden Streitkräften fertig zu werden und daß dann eine glückliche Wendung der Dinge daselbst für sie von größtem Einfluß auf die weiteren Verhandlungen sein würde. Dieser Glaube ist ein gewaltiger Irrthum! Wir sehen deutlich die Katastrophe von Bourbaki vor Augen; uns kann es daher nur recht sein, daß jener Theil des Kriegsschauplatzes vom Waffenstillstande ausgeschlossen ist.

So werden wir dort noch die Früchte unserer Kämpfe und Operationen ernten!"

„Versailles, den 1. Februar.

„Gestern habe ich mit Bronsart, Brandenstein und Krause eine mehrstündige Fahrt nach solchen Punkten ausgeführt, deren Betreten bis dahin die Feindseligkeiten unmöglich gemacht hatten. Wir gingen zunächst über die Batterie von St. Cloud hinaus, um zu sehen, welchen Anblick diese von französischer Seite aus bot. Sie war sehr geschickt am Berghang angelegt, vom Feinde kaum zu bemerken, sobald sie nicht feuerte; wenn dies aber geschah, bot sie einen sehr guten Anhalt als Ziel für die feindlichen Geschütze. Von der Stadt aus in der Front bekämpft, lag ihr der Mont-Valérien, gegen den sie allerdings durch waldige Höhen geschützt war, in der Flanke. Das Feuer vom Mont-Valérien wurde jedoch von dem vorliegenden Stadtwalle aus beobachtet und das Ergebniß dieser Beobachtung durch Signale übermittelt[1]).

„Von dort wanderten wir nach der gesprengten Brücke von Sèvres, wo sich bereits ein sehr lebhafter Verkehr französischerseits mit unseren Vorposten entsponnen hatte. Ueberdies war an verschiedenen Stellen durch die Linie der Letzteren eine große Anzahl von Leuten aus Paris durchgelassen worden, die heraus gekommen waren, um zu sehen, was aus ihren Häusern geworden sei. Viel Vergnügen werden sie bei dieser Besichtigung nicht gehabt haben; denn ein großer Theil derselben hatte, um die Stellung des V. Corps vertheidigungsfähig zu machen, zerstört werden müssen.

„Weiter ging es nach den Batterien von Meudon, die auf den Terrassen des Schlosses angelegt sind. In noch nicht aufgeklärter Weise ist das Schloß vor ein paar Tagen in Brand gerathen, und zwar brach das Feuer aus den Kellerräumen gleich so heftig hervor, daß an ein Löschen gar nicht mehr zu denken war. Noch gestern schlugen im Innern an verschiedenen Stellen die Flammen auf; sonst ragen nur die leeren Wände und Mauern empor, und leichte Rauchsäulen umziehen die Trümmer des Schlosses, in dem der Prinz Napoleon einst gehaust hat."

„Versailles, den 2. Februar.

„Gestern traf die Nachricht vom Uebertritt der ehemaligen Bourbaki'schen Armee nach der Schweiz ein. Das ist von doppeltem Werthe: einmal als Abschluß einer der glänzendsten militärischen Operationen; dann aber auch als eine Bürgschaft mehr für den Frieden, indem Frankreich sich nunmehr seiner stärksten Armee beraubt sieht."

„Versailles, den 5. Februar, Abends.

„Am 4. Februar benutzte ich die freie Zeit, um mit Brandenstein nach dem Mont-Valérien hinauf zu fahren. Das Wetter war herrlich. Viele Truppentheile wechselten ihre Quartiere, indem die näher nach Paris heran gelegenen Ortschaften jetzt auch belegt werden können. Diese, in der Zone der bisherigen Gefechte liegend, waren von ihren Bewohnern vollständig geräumt

[1]) Diese Batterie bei St. Cloud hat wohl das stärkste feindliche Feuer auszuhalten gehabt; sie verlor acht Todte und einige dreißig Verwundete.

worden. Der Umzug unserer Truppen in die leer stehenden Häuser gestaltet sich wie ein vollständiger Quartalswechsel in einer größeren Stadt: der eine Soldat trägt eine Lampe, der andere einen Stuhl, dieser Teller, Messer und Gabeln, jener die Betten u. s. w.; Alles benutzbare Hausgeräth wandert von einem Dorf zum anderen. Mancher Bewohner wird erstaunt sein, bei seiner dereinstigen Rückkehr ein ganz fremdes Ameublement in seinen Räumen wieder zu finden.

„Der Weg zum Mont-Valérien hinauf ist ziemlich steil. Man passirt zunächst die „Sandrart'schen Gartenanlagen", die man gesehen haben muß, um sich einen Begriff davon zu machen[1]). Mehrere Monate hat sein Ingenieur, Hauptmann Pirscher, auf diese Arbeit verwandt; sie sind thatsächlich in ebenso großartiger wie praktischer Weise durchgeführt worden. Tausende von Schritten entlang sind die großen Berglehnen mit abgehauenen Bäumen bedeckt, um für die verschiedenen hinter einander liegenden Stellungen der Vertheidigung freies Schußfeld zu erhalten. Die in dem Wege gelegenen Landhäuser sind zerstört, viele der schönsten Villen in ihrem Innern ausgebrannt; keine Treppen, keine Fußböden mehr, nur die leeren Wände, damit der Feind in ihnen keine Deckung fände. Mächtige Verhaue und Barrikaden, Palliſadirungen, gedeckte Unterkunftsräume, aufgeworfene Gräben mit Caponièren, neu angelegte Colonnenwege u. s. w. wechseln in reichster Fülle.

„Wir fuhren durch den Park von St. Cloud auf das Schlachtfeld vom 19. Januar, was um so interessanter war, als wir unsere Stellungen nun auch von französischer Seite aus zu überblicken vermochten und nach der entgegengesetzten Richtung einen schönen Blick auf Paris hatten. Vor uns lag der Mont-Valérien, von dessen großen Kasernen die mächtigen deutschen Flaggen wehten. Ueberall strömten Soldaten der verschiedensten Regimenter in geschlossenen Abtheilungen, die Feldmützen auf, jedoch für alle Fälle mit Gewehr und Patronen versehen, den steilen Kegel hinauf. Sie wurden auf höheren Befehl von ihren Officieren dorthin geführt, um sich den unangenehmen „Bullerian", wie sie das Fort getauft, dessen Feuer sie so lange Tag und Nacht belästigt hatte, in der Nähe zu besehen. Vom Fuß des Kegels aus nahmen sich die großen Kasernen hoch oben wie eine mächtige Bierbrauerei aus, und die Tausende von Soldaten, welche auf den Wällen standen, um sich Paris anzusehen, gaben dem Ganzen den Anstrich eines großen Volksfestes.

„Oben war der Boden sehr aufgeweicht. Mit großem Interesse wanderten wir auf den Werken umher, da jeder Punkt ein neues sehenswerthes Bild bot. Friedlich lag das Bois de Boulogne zu unseren Füßen, dahinter still und geräuschlos das weite Häusermeer mit seinen Thürmen und Kuppeln, die Höhen von Romainville schlossen den Horizont ab. Nach Westen zu erblickte man das waldbedeckte Hügelland von Garches und Marly, den dortigen Thurm des Aquäducts, von wo wir so oft hier herüber gesehen hatten, wenn die Kuppe des Mont-Valérien sich plötzlich in Rauchwolken hüllte und ihre

[1]) Die umfassenden Verschanzungen in dieser Gegend waren vom General v. Sandrart, dem Commandeur der 9. Infanteriedivision, angeordnet worden.

lärmenden Grüße bis nahe zu unseren Füßen sandte. Weiterhin lag St. Germain mit den dunklen Schatten seiner Parklisière, die sich auf steilem Abhange hinter der Seine markirte. Weithin überblickte man das Thal mit den großen Windungen des Flusses bis Génévilliers und in demselben die vielen Ortschaften, wie das einst so liebliche Malmaison, die langgestreckten Häuserreihen von Rueil und Bougival, wo so reichlich Blut geflossen war. Eine besondere Aufmerksamkeit wurde noch dem Riesengeschöpfe, der Monstrekanone, gewidmet, deren springende Granaten uns mit ihrem Getöse so oft aus dem Schlafe geweckt hatten.

„Oben traf auch noch der Kronprinz ein. Dann sprach ich Fräulein v. Kleist, die Schwester der Fürstin Pleß, welche als Diaconissin hier ist. Sie hat in Folge einer Blutvergiftung bei der Pflege Verwundeter lange in Lebensgefahr geschwebt; auch jetzt konnte sie den einen Arm noch nicht gebrauchen.

„Den Rückweg nahmen wir längs der Seine durch den an ihr liegenden Theil von St. Cloud nach der Brücke von Sèvres, und von dort ging es durch die Stadt Sèvres nach unserem Bureau zurück.

„Interessant war der dabei berührte Theil von St. Cloud. Hier hatte sich nach dem Gefecht am 19. Januar in ein paar Häusern nahe der Seine eine Abtheilung Franzosen festgesetzt, deren Ueberwindung uns verhältnißmäßig viele Opfer kostete. Damit dies bei einer anderen Gelegenheit nicht wieder geschehe, hatten einige Häuser von St. Cloud niedergelegt werden müssen."

„Versailles, den 7. Februar.

„Ich kann nur die Ansicht wiederholen, daß das Bedürfniß nach Frieden in Frankreich vorherrschend ist. Aber im Süden, welcher die große Last des Krieges in ihrem schwersten Drucke noch nicht kennen gelernt hat, wird man sich nicht so leicht strecken. Toulouse, Bordeaux, Marseille, Lyon sind die Stützpunkte eines Widerstandes, bei dem es sich nur darum handelt, welche Gestalt und Dimensionen er annehmen wird. Darüber werden wir binnen Kurzem orientirt sein. Jedenfalls müssen wir die Entwicklung der Dinge in Frankreich selbst noch abwarten und sehen, ob das französische Gouvernement, welches aus den Wahlen hervorgehen soll, stark genug sein wird. Indeß kann sich das Alles in ziemlich kurzer Zeit abspielen. Kommt es nicht zum Abschluß, so stehen wir vor ganz neuen Verhältnissen, zu deren Ueberwältigung erst die Truppen gruppirt werden müßten. Ueber die Rückkehr nach Berlin läßt sich daher noch nichts bestimmen."

„Versailles, den 8. Februar.

„Eine kurze Verlängerung des Waffenstillstandes dürfte nothwendig werden. Ende Februar oder Anfangs März werden wir wohl nach Hause zurückgehen können. Für alle Detailangelegenheiten in Bezug auf Paris ist eine Commission eingesetzt, welche deutscherseits aus dem Wirkl. Geh. Legationsrath Grafen Hatzfeld und mir besteht, französischerseits aus M. de Ring, uns von Berlin her bekannt, mit einigen Commissaren."

„Versailles, den 9. Februar.

„Von hier marschiren heute und in den nächsten Tagen ein paar Armeecorps ab, da die Karten zum Spiel neu gemischt werden müssen, wenn die Franzosen es fortsetzen wollten. An letzteres glaube ich nicht, wohl aber dürfte der Waffenstillstand nächstens noch eine Verlängerung von acht oder vierzehn Tagen erfahren, da in der bisher gestellten Frist die Erledigung nicht stattfinden kann."

„Versailles, den 11. Februar.

„Der Ausfall der Wahlen, die heute und morgen bekannt werden, wird auch unsere Haltung gegenüber den Franzosen beeinflussen."

„Versailles, den 13. Februar.

„In der Zeit, als die Operationen am lebhaftesten waren, hatte ich mehr Augenblicke frei als jetzt. Es sind so viele Detailsachen zu bearbeiten, daß man kaum weiß, wie man fertig werden soll. Allein aus der gestrigen Commissionssitzung mit den Franzosen liegen ein Dutzend Anträge von ihnen vor, die beim besten Willen noch nicht zu erledigen waren. Um mir den Gang vom Bureau nach Hause zu ersparen, hat mich unser Chef zum Frühstück bei sich eingeladen; ich habe ihm auch dazu einen Fisch geschenkt!"

„Versailles, den 14. Februar.

„Heute haben mich die verschiedenen Commissionssitzungen u. s. w. von 1/2 8 Uhr früh bis 1/2 7 Uhr Abends ununterbrochen in Anspruch genommen. — J. Favre wird wegen Verlängerung des Waffenstillstandes erwartet. Er soll nämlich eine solche letzthin vom Grafen Bismarck bis zum 31. d. M. verlangt haben, worauf der Reichskanzler ihm geantwortet: „Alors l'armistice ne finira jamais!" — Wir befinden uns bekanntermaßen im Februar!"

„Versailles, den 15. Februar.

„Gestern kam J. Favre nicht, wie er es in Aussicht gestellt hatte. Wir hätten Grund, die Convention jeden Augenblick zu kündigen, da die Franzosen mit Auslieferung der Waffen noch im Rückstande sind."

„Versailles, den 16. Februar.

„Vergangenen Nachmittag hatte ich mich auf kurze Zeit nach der Brücke von Neuilly begeben, um etwas Luft zu schöpfen. Es war im hohen Grade amüsant, zu sehen, wie die Pariser der verschiedensten Stände sich auf einem kleinen diesseits befindlichen Markt Lebensmittel einkauften. Ueberall, wohin man blickte, bot sich ein reizendes Genrebildchen: Hier die elegante Dame, die voller Seligkeit das zappelnde Karnickel in die Höhe hob, dort der alte Herr, der sich, mit den beiden erstandenen Hühnern unter den Armen, mit vergnügtem Lächeln durch die Menge drückte. Eigentlich war der Zugang auf beiden Seiten abgesperrt, aber man ließ doch die Leute truppweise hindurch, um sie ihre Einkäufe machen zu lassen. Dabei spielte unten am Seineufer das Musikcorps eines unserer Garderegimenter heitere Weisen.

„Am Abend war ich beim Prinzen Karl. An der schmalen Seite des Tisches sitzend, hatte ich neben mir zwei hochgestellte Herren, von denen ein jeder unglücklicher Weise gerade auf dem mir zugewandten Ohre taub war. Was gab das für Mißverständnisse, wenn der eine dieser Herren über die Flugbahn der Geschosse und der andere gleichzeitig über Tancred und Clorinde sprach!"

„Versailles, den 17. Februar.

„Die Verlängerung des Waffenstillstandes ist vorläufig bis zum 24. Februar, also vom 19. Februar an gerechnet nur auf fünf Tage, erfolgt, wird wohl aber noch auf eine kurze Zeit hinausgeschoben werden müssen. — Alles strömt jetzt her, Versailles zu sehen; bei jedem Schritt stößt man auf alte Freunde: Paul Kropff, Karlchen Schmeling, August Kühne (Johannes van Devall) u. s. w. waren schon hier, Flatow und Stocken erwarte ich in diesen Tagen, und noch eine ganze Anzahl anderer Bekannter haben sich bereits angesagt."

„Versailles, den 19. Februar.

„Wie die Dinge liegen, gehen die Friedensverhandlungen und die Wahl der neuen Regierung in Frankreich gleichzeitig vor sich. Ich denke mir nun, daß sich das doch kaum Alles im Handumdrehen arrangiren läßt. Voraussichtlich wird also am 24. Februar nur von französischer Seite im Princip das, was wir als Friedensbedingungen fordern, anerkannt werden, möglicher Weise kommt ein Präliminarfrieden zu Stande; die Verhandlungen über die Einzelheiten werden sich aber wohl noch länger hinziehen. — Von unseren Armeen können wir nach dem 24. Februar daher unter diesen Verhältnissen Landwehren und einzelne Abtheilungen nach Hause schicken, das Uebrige wird aber wohl noch länger hier verbleiben, nur werden die Truppen sich für ihre Bequemlichkeit weiter ausbreiten können.

„In Paris fürchten die Leute seit einigen Tagen, daß doch noch eine Emeute ausbricht."

„Versailles, den 20. Februar.

„Herr Thiers soll wieder eintreffen; man munkelt auch, unser Einmarsch in Paris stände in naher Aussicht. Mit Sicherheit aber weiß noch Niemand, wie es nach dem 24. Februar aussehen und was sich dann ereignen wird. Unsere Aufgabe ist daher von der Vorsicht für alle Eventualitäten dictirt und geht dahin: für eine etwaige Fortsetzung des Krieges alles Erforderliche bereit zu stellen. Uebrigens glauben nur sehr Vereinzelte an diese Fortsetzung."

„Versailles, den 21. Februar.

„Die Herren Thiers und Favre sind hier, und die erste Conferenz zwischen ihnen und dem Reichskanzler wird um ½1 Uhr wohl begonnen haben. Es sind bedeutungsvolle Stunden, die heute und in den nächsten Tagen die Ereignisse zum Austrage bringen sollen. Eine Verlängerung des Waffenstillstandes kann nur unter besonderen Garantien und in Verbindung mit den Friedenspräliminarien gedacht werden."

„Versailles, den 23. Februar.

„Metz und die Zahl der Milliarden scheinen der Streitpunkt in den Verhandlungen zu sein. Es scheint übrigens wenig Leute bisher gegeben zu haben, die einen Begriff von einer Milliarde besaßen. Seit Christi Geburt bis heute ist noch nicht eine Milliarde Minuten verflossen!"

„Versailles, den 25. Februar.

„Wenn wir auch nicht Alles erreicht haben, was wir wollten, so können wir doch immerhin zufrieden sein. So werthvoll Belforts Besitz auch an und für sich sein mag, so gab doch die Ueberzeugung, daß wir dasselbe nur durch eine Fortsetzung des Krieges erhalten könnten, den Ausschlag, auf dieser Forderung nicht weiter zu bestehen. Die Mittel für eine Fortsetzung des Kampfes besitzen wir zwar in völlig ausreichender Weise, aber weder die Dauer desselben noch die Opfer, die dann noch zu bringen sind, lassen sich übersehen, am Allerwenigsten aber die Gestaltung der inneren Verhältnisse Frankreichs, welche auf den Friedensschluß vom wesentlichstem Einflusse sein muß. Jetzt haben wir wenigstens noch ein Gouvernement, mit dem man zu unterhandeln vermag und das seine Herrschaft zu behaupten hofft."

„Versailles, den 27. Februar.

„Gestern ist der Präliminarfrieden hier unterzeichnet worden; über die Details ist es wohl überflüssig, etwas mitzutheilen, da der Telegraph Euch das Nähere übermittelt hat. Am Mittwoch sollen die ersten Abtheilungen von uns in Paris einrücken. Binden sich die Franzosen jedoch in Bordeaux mit der Ratification, dann können sie uns überhaupt um das Einrücken bringen; aber sie werden wohl wieder zu viel reden müssen, so daß Theile unserer Armeen doch wohl noch einige Tage sich Paris werden ansehen können. Daß in Bordeaux der Präliminarfrieden ratificirt wird, scheint mir keinem Bedenken zu unterliegen; wie lange aber Truppen von uns überhaupt in Frankreich verbleiben werden, läßt sich noch nicht übersehen.

„General von Kamecke ist zum Commandanten in Paris, Alfred Waldersee zum Chef seines Stabes ernannt worden.

„Wir befinden uns hier in ununterbrochenen Detailverhandlungen mit den Parisern behufs Einmarsches, Einquartierung u. dgl.

„Beim Diner gestern bei Sr. Majestät, als der Präliminarfrieden bereits unterzeichnet war, umarmte und küßte der Allergnädigste Herr unseren Moltke auf das Herzlichste."

„Versailles, den 1. März.

„Der Einzug in Paris findet am 1., 3. und 5. März statt, es sei denn, daß die Herren aus Bordeaux früher mit dem genehmigten Vertrage hier eintreffen. In diesem Falle haben wir uns verpflichtet, Paris zu räumen, sobald sie kommen. Es werden jedes Mal nur 30 000 Mann dort einrücken, auch ist nur ein sehr kleiner Rayon, vom Arc de Triomphe bis zum Garten der Tuilerien für uns bestimmt, um Conflicte in der großen Stadt zu vermeiden. Der Kaiser wird hier bleiben. Im Bois de Boulogne, auf den Longe-

champs, werden die einrückenden Truppen von ihm besichtigt werden; vielleicht daß er dann auch gelegentlich auf ein paar Stunden hineinfährt."

„Versailles, den 2. März.

„Die Herren aus Bordeaux mit dem genehmigten Vertrage sind unterwegs, und da derselbe möglicher Weise bereits heute hier unterschrieben wird, müßten wir schon morgen Paris wieder räumen."

„Versailles, den 3. März.

„Gestern waren wir in Paris; es war dort sehr interessant, allerdings in anderer Weise, als man dies sonst von einem Aufenthalt in der Métropole sagen konnte. Wir fuhren nach 1 Uhr von hier fort, Krause, Holleben und ich, und kamen nach 6 Uhr wieder zurück. Unseren Weg nahmen wir zunächst längs der Seine, dann über eine am Fuße des Valérien geschlagene Pontonbrücke, durch das Bois de Boulogne nach dem Arc de Triomphe, demnächst die Champs Elysées entlang nach der Place de la Concorde, wo wir an verschiedenen Stellen einige Zeit verblieben. So an dem nach der Madeleine zu gelegenen Straßeneingange, ferner an der Ecke der Rue Rivoli, dann an der Grille des Tuileriengartens, an dem Schilderhause, in dem wir beide vor ein paar Jahren auf Einladung des liebenswürdigen Postens, eines Gardezuaven, Schutz fanden gegen den Platzregen, der plötzlich losbrach.

„Das Wetter war vortrefflich. Von den Trocaderos aus hatten wir einen wundervollen Blick über ganz Paris bis zum Montmartre, den Buttes de Chaumont und den Höhen von Romainville einerseits und der Terrasse von Meudon nach der anderen Richtung hin. Das Marsfeld unter uns, auf der linken Seite der Seine, sah freilich anders aus, als ich es zuletzt gesehen hatte. Damals standen die mächtigen Industriegebäude dort, heute war Alles angefüllt von Zelten und Baracken, in denen die französischen Truppen lagen.

„Allerdings waren sämmtliche Läden geschlossen; doch promenirte eine ganze Anzahl Pariser in dem von uns besetzten Stadttheile umher, die Damen in Schwarz gekleidet. Uebervoll war es dagegen von unseren Soldaten, deren verschiedenartige Uniformen das Bild ausreichend belebten. Außer den 30 000 Mann, welche den Stadttheil besetzt hielten, befand sich mindestens noch eine ebenso große Zahl unserer Leute in demselben. Denn das Gerücht schwebte schon in der Luft, daß es zu einer Ablösung unserer Besatzung am 3. März wohl nicht mehr kommen würde, und Jeder, der überhaupt von seinem Quartier aus Paris erreichen konnte, zog hinein, ganze Compagnien und Bataillone, mit grünen Zweigen geschmückt, stets dem Arc de Triomphe ein Hurrah bringend; ein Jeder wollte doch wenigstens nun auch ein Mal in Paris gewesen sein, nachdem er so lange vor der Stadt gelegen hatte.

„Wo unser Rayon endete, waren die Straßen durch Armeefuhrwerke von den Franzosen abgesperrt und mit starken Pikets besetzt; aber dahinter bis auf die Stufen der Madeleine hinauf und in den anderen Straßen, soweit das Auge reichte, stand Alles Kopf an Kopf, dicht gedrängt, daß kaum eine Armbewegung möglich war, voller Neugieriger. Das sonst so laute Leben und Treiben in den Straßen, das Ausrufen, Schwatzen, das ununterbrochene

Rollen der Wagen, Alles, Alles war verstummt. Und diese schweigenden Menschenmassen, die überall unter den Waffen befindlichen Truppen, das sah so eigenartig, so mystisch, verschwörungsvoll aus, als ob es gleich los gehen sollte.

„Vorgekommen ist nichts; die Besorgnisse, welche man seit Monaten in der Heimath in Bezug auf den Einmarsch hegte, haben wir niemals getheilt. Beim Einrücken am Tage vorher pfiffen einige Gamins dann und wann, was ein lautes Gelächter unserer Leute hervorrief; das war Alles. Doch halt! damit ich nichts Unrichtiges sage: die Gesichter der die Place de la Concorde umstehenden Städtefiguren waren schwarz verhüllt worden! Ich glaube, der Eindruck, den dies auf unsere Leute machte, war sicherlich ein anderer als bei den Franzosen!

„Wir trafen später noch den Kronprinzen, sowie Moltke in Paris, als wir uns bereits auf der Rückfahrt befanden.

„Da nun gestern der Friedensvertrag unterschrieben ist, rücken heute unsere Truppen wieder aus der Stadt. Wir werden wohl in einigen Tagen nach Compiègne gehen und dann uns allmälig nach der Heimath begeben."

„Versailles, den 4. März.

„Das war am 3. März eine sehr schöne Parade. Wenn Truppen bei Beendigung eines so schweren Feldzuges sich in solch' einer stattlichen Haltung zeigen, wie dies hier der Fall war, dann kann man wohl versucht sein, zu sagen, daß die Welt eine solche Armee noch nicht gesehen habe.

„In Paris stehen Aufstände bevor."

„Versailles, den 5. März.

„Gestern hatten wir den ganzen Tag Unterhandlungen mit den französischen Generalen wegen Rückgabe der Forts und anderweitiger militärischer Abkommen.

„Wahrscheinlich werden wir Versailles übermorgen oder am Dienstag verlassen und wieder nach Ferrières gehen. Auf dem Weg dorthin soll noch Parade über die Sachsen, Württemberger und Bayern stattfinden. Von Ferrières aus will dann der Kaiser noch die Forts auf der Nordfront besichtigen, auch die Truppen in Rouen und Amiens sehen und, nach den bisherigen Dispositionen, am 18. März in Berlin wieder eintreffen.

„Das französische Gouvernement erwartet jeden Tag einen Aufstand in Paris; auf seine dringende Vorstellung ist ihm gestattet worden, schleunigst Verstärkungen aus den Provinzen heranzuziehen; diese werden wohl schon heute oder morgen per Bahn eintreffen.

„Ueberhaupt haben die Machthaber dort noch kolossale Schwierigkeiten zu überwinden, und wenn wir auch unsere Landwehren zurückschicken, ein großer Theil unserer Armee wird doch für alle Eventualitäten längere Zeit in Bereitschaft gehalten werden müssen. Ich werde also doch wohl mit dem, was ich Anfangs Februar hierüber schrieb, Recht behalten."

„Versailles, den 6. März.

„Morgen früh geht es nun fort von hier nach Ferrières. Doch hat sich unsere Gesellschaft schon sehr gelichtet. Auch Graf Bismarck reist heute ab,

Roon kehrt morgen nach Berlin zurück, nur Prinz Karl bleibt noch, und der Kronprinz kommt noch auf zwei Tage zu uns.

„Hoffentlich tritt unseren Absichten nichts mehr in den Weg, so daß wir wirklich am 18. März auch in Berlin eintreffen; indeß muß man bei derartigen Dingen nie zu sicher zählen. Wir freuen uns Alle auf die Heimkehr. Wohl sind die Strapazen bei den Truppen zu Zeiten viel anstrengender, aber bei uns läßt die ununterbrochene Arbeit mit ihrer Tragweite für das Ganze und ihrer Verantwortlichkeit, mit der stets auf das Höchste getriebenen Anspannung aller geistigen Kräfte auf die Dauer doch auch ihre Last fühlen. Einige Wochen der Ruhe und Erholung sind für uns zu wünschen." —

In der That war bei Jedem von uns doch hier und da ein Moment eingetreten, wo sich die Nerven fühlbar machten. Auch ich habe schließlich Tage der Abspannung gehabt, in welchen ich mich nur noch mit Mühe nach dem Bureau schleppte, und wo ich, sobald die Arbeit nicht das Zusammennehmen der letzten Kräfte erforderte, mich doch in einem gewissen lethargischen Zustand befand. —

Nach dem Abschluß der großen Ereignisse bieten die Einzelheiten, welche sich jetzt noch ereigneten, nur wenig Interesse. Ich kann mich daher begnügen, das Weitere kurz zusammen zu fassen.

Die beabsichtigte Fahrt nach dem Norden mußte Seine Majestät in Folge einer leichten Erkältung unterlassen, und sie wurde daher nur vom Kronprinzen ausgeführt. Am 13. März begab sich das Große Hauptquartier nach Nancy, am 15. März über Metz und Mainz nach Frankfurt a. M., am 16. März nach Erfurt, während der Kaiser nach Weimar vorausging. Am 17. März, um 5 Uhr Nachmittags, erfolgte das Eintreffen des kaiserlichen Zuges in Berlin, von dem endlosen Jubel der dicht gescharten Bevölkerung in erhebendster Weise begrüßt.

Ein Theil der Armee verblieb noch längere Zeit in Frankreich und wurde vor Paris noch Zeuge des blutigen Kampfes, den die dortige Regierung mit den entfesselten Elementen der Commune zu führen hatte. —

So endete für uns jener ewig denkwürdige Feldzug, in welchem das deutsche Volk in Gefahr und Noth einmüthig unter den Waffen zusammenstand und sich als des Sieges höchsten Preis das neue Deutsche Reich errang.

Möge dem deutschen Volke jene glorreiche Zeit stets vor Augen stehen! Möge es nie vergessen, mit welchen Opfern, mit welchen Mühen das Ziel erreicht wurde, nach dem es sich seit Jahrhunderten vergebens gesehnt hatte. Was durch die Einigkeit auf blutigen Feldern errungen wurde, kann nur Einigkeit in treuer Friedensarbeit erhalten und kräftigen.

Daß dies geschehe, das walte Gott!

Heinrich von Sybel.

Geb. 2. December 1817 zu Düsseldorf, gest. 1. August 1895 zu Marburg.

Von

Paul Bailleu.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Aus einer jener evangelischen Pfarrersfamilien, denen unsere nationale Cultur so Unschätzbares zu danken hat, ist auch der große Historiker hervorgegangen, dessen unerwartetes Hinscheiden Deutschland und die deutsche Wissenschaft beklagen. Weitverzweigt wohnte das altbürgerliche Geschlecht der Sybel's in der Grafschaft Mark, einige Kaufleute, die meisten Theologen, unter ihnen des Geschichtsschreibers Großvater, Subrector in Soest und Pfarrer in Sassendorf, ein trefflicher Lehrer und Prediger, von tüchtiger Bildung, die er auch als Verfasser von „Beiträgen zur westfälischen Kirchen- und Literaturgeschichte" (1793) bekundete. Unter seinen hinterlassenen Schriften finden sich noch Abhandlungen über das „Testament Friedrich's des Großen", über die Frage: „Ist durch Revolutionen in den Staaten wahre Verbesserung für das Menschengeschlecht zu erhoffen?" — gleichsam Vorarbeiten für die späteren Forschungen des Enkels. Sein Sohn, anfangs gleichfalls zur Theologie bestimmt, wählte sich nach eigener Neigung die juristische Laufbahn, in der er, leicht emporsteigend, zur Franzosenzeit kaiserlicher Procurator, später Justitiar bei der preußischen Regierung in Düsseldorf wurde. Vermählt mit der Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns in Elberfeld, Amalie Brügelmann, die in Heidelberg eine vortreffliche Erziehung genossen hatte, gelangte er bald zu Ansehen und Wohlstand und wurde 1831 von König Friedrich Wilhelm III. in den Adelstand erhoben. In dem unter preußischer Herrschaft rasch emporblühenden Düsseldorf wurde sein Haus ein Mittelpunkt literarischen und künstlerischen Lebens. Auch er war schriftstellerisch thätig; noch sind Aufzeichnungen von ihm erhalten, hauptsächlich Schilderungen aus der Franzosenzeit, in denen er Autobiographie und Culturgeschichte glücklich verbindet. Uebrigens war er ein eifriger preußischer Patriot, ein ausgezeichneter Beamter, kirchlich und politisch liberal, aber, wie es scheint, nicht ohne eine rechthaberische, streitlustige Ader.

In diesem Hause wuchs der am 2. December 1817 geborene älteste Sohn Heinrich heran, ein Knabe von lebhaftem und empfänglichem Geiste, von schöner Begabung und ausdauerndem Fleiße. Sybel selbst hat es immer als ein besonderes Glück seiner Jugend gepriesen, daß er in einer solchen Umgebung, unter so reichen und schönen Eindrücken, groß geworden ist. Er schreibt darüber[1]): „In den letzten zwanziger Jahren kam W. Schadow als Director der Kunstakademie nach Düsseldorf, mit ihm seine damaligen Schüler Lessing, Hübner, Bendemann, Hildebrand, Schirmer u. s. w. Um dieselbe Zeit wurde K. Immermann dorthin versetzt, bald nachher Felix Mendelssohn als städtischer Musikdirector gewonnen. Alle diese Männer verkehrten viel und dauernd in unserem Hause, wo ihnen meine Mutter, eine für alles Schöne höchst empfängliche Frau, das lebhafteste Interesse entgegenbrachte. Immermann war lange Jahre hindurch täglicher Gast; ich habe selten eine Persönlichkeit wiedergesehen, die jedem Begegnenden in solchem Maße den Eindruck geistiger Superiorität bei hinreißender Liebenswürdigkeit und Frische erweckte. In demselben Kreise erschien dann mit etwas ernsteren Zügen der Kunsthistoriker Schnaase, der Dichter Uechtritz. Eine Fülle der edelsten ästhetischen Eindrücke umgab den heranwachsenden Knaben und regte zugleich den Sinn für schöne Form und den Trieb zu philosophischer Betrachtung an. Auch das Gymnasium wirkte auf ihn in entsprechender Weise." Von anderer Seite hören wir, daß schon der Schüler seine Neigung der Geschichte zuwandte und mit Vorliebe historische Werke las, unter denen Niebuhr's römische Geschichte und Edmund Burke's Werke tief und nachhaltig auf ihn wirkten.

Nach einer glücklichen Schulzeit ging Sybel, noch nicht ganz siebzehnjährig, nach Berlin, wo er Collegien mannigfaltigster Art (auch chemische bei Mitscherlich), hauptsächlich aber historische und juristische Vorlesungen bei Ranke und Savigny besuchte. Savigny, bei dem er Institutionen und zweimal Pandekten hörte, hat er immer für einen der ersten, wenn nicht den ersten akademischen Lehrer unseres Jahrhunderts gehalten. „Mit der größten Ueberraschung," schreibt er, „wurde ich inne, welche Fülle ethischen und culturgeschichtlichen Reichthums das wegen seiner Trockenheit berufene Pandektenstudium birgt, und mit welcher classischen Meisterschaft und Klarheit der verehrte Lehrer diesen edlen Kern uns genießbar zu machen wußte. Ich konnte mich daran nicht sättigen." Man sieht, es war der historische und culturgeschichtliche Gehalt der juristischen Vorlesungen, wohl auch die meisterhafte Verknüpfung der Entwicklung des Rechts mit der Entwicklung des Volksgeistes überhaupt, was ihn besonders zu Savigny hinzog. Mächtiger aber noch als Savigny packte und fesselte ihn doch Ranke, dessen „Fülle der Kenntniß, gedankensprühender Vortrag, stets originelle und individuelle Darstellung ihm eine neue Welt eröffneten." Ranke hatte eben das erste jener historischen Seminare begründet, die, von seinen Schülern weiter gebildet, auf allen

[1]) In Aufzeichnungen, die mir der älteste Sohn des Verewigten, Herr Regierungsrath von Sybel, gütigst zur Verfügung gestellt hat. Vergl. auch Sybel's Vorwort zu den „Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz" (1884).

deutschen Universitäten den Stolz unserer Geschichtswissenschaft, die methodische Quellenforschung gepflegt haben. „Die Morgenstunde in der Jägerstraße," da Sybel sich in Ranke's Wohnräumen zu den historischen Uebungen zum ersten Mal einfinden durfte, bezeichnete er später als den „Anfang seines wissenschaftlichen Lebens"[1]). So schreibt er dem verehrten Lehrer, dem „historicorum Germaniae principi", als „treuer Schüler" zum Doctorjubiläum: „Wie so vielen Anderen haben Sie auch mir die Wege zur Wissenschaft gewiesen. Sie sind mir stets das überlegene und antreibende Vorbild geblieben, Sie haben mich fort und fort mit thätiger und erfrischender Freundschaft gefördert. Es ist mir eine erquickliche Freude, heute an die Tage zurückzudenken, wo ich als junger Student dort in Ihren Arbeitsräumen in der Jägerstraße die ersten und als solche kräftigsten Anregungen empfing und sich ein ganz neuer und unabsehbarer Gesichtskreis vor den Blicken des Anfängers eröffnete." (20. Februar 1867.)

Aus den Anregungen, die Sybel im Verkehr mit dem großen Meister, an dessen Uebungen er zwei Jahre hindurch theilnahm, und mit Ranke's älteren Schülern Waitz, Giesebrecht, Dönniges, Wilmans empfing, gingen seine ersten Arbeiten hervor, zunächst die Dissertation: „de fontibus libri Jordanis de origine actuque Getarum", mit der er am 27. April 1838 die Doctorwürde erwarb, eine scharfsinnige Untersuchung über die Quellen des großen Geschichtsschreibers der Gothen, aber eben doch nur eine Arbeit, wie sie damals und später nicht wenige in Ranke's Seminar entstanden. Weit individueller als die Dissertation selbst erscheinen mir die beigegebenen Thesen, unter denen einige wie die Leitsätze zu Sybel's ganzer wissenschaftlicher Arbeit klingen: „Ohne Philosophie kein ordentlicher Historiker." „Die Kunst der Geschichtschreibung blüht, wenn die Objecte der Geschichtschreibung in Blüthe stehen." „Der Geschichtsschreiber soll cum ira et studio schreiben." „Von den Personen, nicht von den Einrichtungen hängen die Geschicke der Völker ab." Hier haben wir bei einander, was die geistige Eigenart des Historikers Sybel im Wesentlichen ausmacht: die philosophische Durchdringung und Auffassung der geschichtlichen Entwicklung; die Abhängigkeit der Geschichtsschreibung von dem jedesmaligen Stande der staatlichen und geistigen Cultur; die Forderung Niebuhr's, daß der Geschichtschreiber die Vergangenheit wie etwas Gegenwärtiges durchlebe und empfinde und „mit bewegten Lippen" darüber rede; endlich die Betonung des „höchsten Glücks der Erdenkinder", der Persönlichkeit, eine Auffassung, der Sybel bis an sein Ende treu geblieben ist, wie er denn noch vor Kurzem den Vorkämpfer für die Bedeutung der Persönlichkeit innerhalb der historischen Entwicklung, Max Lehmann, bei dem gegen Karl Lamprecht geführten Streite mit seinem Beifall begleitet hat.

Sybel's Thesen durchbrechen mit hellem, scharfen Tone die quiescirende Beschaulichkeit von Savigny's historischer Rechtsschule ebenso wie das treufleißige Stillleben der Quellen sichtenden und Chroniken schreibenden Schüler

[1]) Nach den Briefen Sybel's an Ranke, die mir dessen Söhne mit dankenswerther Freundlichkeit mitgetheilt haben.

Ranke's. Sie zeigen die Erscheinung des zwanzigjährigen Jünglings schon mit denselben festen Umrissen, die noch am fünfundsiebzigjährigen Greise bemerkbar sind, und sie deuten zugleich auf einen, seiner inneren Selbständigkeit wohl bewußten Historiker, der an ihnen und durch sie sich fortentwickelnd, in freier und kräftiger Eigenart sein Haupt über die Schranken der Schule emporhebt. Ich meine: Ranke hat Sybel zum Reiche der Wissenschaft das Thor erschlossen; seinen Weg darin hat er sich selbst gesucht, seinen Platz sich selbst errungen.

Nicht lange nach der Promotion ging Sybel nach Bonn, wo er sich im Sommer 1840 als Privatdocent habilirte, mit einer Vorlesung, deren Stil die durch seine „guten Kenntnisse" und „gesunde Kritik" sonst höchlich befriedigte Facultät tadeln zu müssen glaubte. Wie erzählt wird, war es August Wilhelm von Schlegel, der die Vorliebe des jungen Docenten für Fremdwörter mißfällig bemerkte. Sybel las dann Geschichte der Völkerwanderung, der Kreuzzüge, auch rheinische Geschichte, nicht gerade unter erheblichem Zulauf, da neben ihm noch sechs Docenten, darunter Dahlmann, Löbell, E. M. Arndt, Geschichte vortrugen. Größeren Erfolg hatte seine literarische Thätigkeit. Noch im Jahre 1841 veröffentlichte er sein erstes größeres Werk „Die Geschichte des ersten Kreuzzuges," deren allseitig anerkannte Bedeutung ihm einen Namen unter den deutschen Historikern erwarb. Ranke selbst begrüßte mit warmer Anerkennung die Schrift seines Schülers; „mit voller Ueberzeugung," schrieb er an den Minister Eichhorn, der ihn um ein Gutachten ersucht hatte, „spreche ich aus, daß sich von dem so jungen Verfasser vieles Gute erwarten läßt und daß er aller Aufmunterung würdig ist." (6. Juli 1841.) Sybel's Schrift darf noch heute als ein Muster methodischer Quellenforschung gelten. Mit eindringendem Scharfsinn sondert er die bisher neben und durch einander benutzten Quellen, scheidet die echten historischen Zeugnisse der Theilnehmer von den mythischen Legenden der Ueberlieferung und gibt dann in klarer und überzeugender Darstellung eine Geschichte des ersten Kreuzzuges, bei der der sagenhafte Ruhm des Eremiten Peter und Gottfried's von Bouillon gründlich zerstört, Boemund von Tarent dagegen in sein historisches Recht eingesetzt wird. Uebrigens zeigt die Schrift, im Inhalt wie in der Form, in der Schöpfung wie in der Fassung der Gedanken, durchaus noch den beherrschenden Einfluß Ranke's; Sätze wie: „Den weltumwälzenden Ideen Gregor's setzte sich die Kraft der bestehenden Dinge entgegen" tragen ganz Ranke'sche Prägung.

Nicht den gleichen Erfolg hatte Sybel mit der im Jahre 1844 erschienenen „Entstehung des deutschen Königthums", eine Schrift, welche die Nachwirkung der Berliner Rechtsstudien — auch in der Ueberschätzung des römischen Einflusses — erkennen läßt, in der Heranziehung der Verhältnisse anderer Völker — Afghanen und Russen, Schotten und Sulioten — etwas von Ranke'scher Universalität zeigt, welche aber zugleich durch die starke Betonung der Bedeutung hervorragender Persönlichkeiten für die Staatenbildung doch wieder Sybel's Eigenart verräth. Keck lich wendet sich der junge Historiker gegen Jacob Grimm, der die Continuität der deutschen Entwicklung behauptet hatte; er leugnet die Entwicklungsfähigkeit der alten Geschlechterverfassung,

den einheimischen germanischen Ursprung des deutschen Königthums, und leitet dies aus den Dienstverträgen germanischer Häuptlinge mit römischen Imperatoren ab, eine Auffassung, gegen die sogleich Georg Waitz und später Felix Dahn lebhaften Widerspruch erhoben. Wie die Geschichte des ersten Kreuzzuges, zeigt auch die Entstehung des deutschen Königthums scharfe und eindringende Kritik, eine ungesuchte Selbständigkeit und Ursprünglichkeit der Auffassung, die sich keiner Autorität unterordnet, besonders aber einen entschiedenen Gegensatz gegen die romantische Verklärung des deutschen Mittelalters, die, mit den Freiheitskriegen emporgekommen, unter König Friedrich Wilhelm IV. neues Leben gewonnen hatte.

Neben diesen größeren Schriften veröffentlichte Sybel noch eine Anzahl von Abhandlungen und Kritiken und arbeitete fleißig an einer rheinischen Geschichte, in der er besonders die administrative, ständische und kirchliche Entwicklung der Rheinlande darzustellen beabsichtigte. Wir sehen schon hier eine Wandlung in dem jungen Historiker langsam sich vorbereiten. Neben dem historischen Sinne regt sich leise das politische Interesse; aus der Ferne des deutschen Mittelalters nähert er sich der Gegenwart: er will die ältere rheinische Geschichte durchforschen, hauptsächlich auch um, wie er damals schreibt, den richtigen „geschichtlichen Standpunkt" für die Beurtheilung seiner eigenen Zeit und seiner eigenen Umgebung zu gewinnen.

Inzwischen hatte Sybel sich mit einer jungen Dame aus Darmstadt, Caroline Eckhardt, vermählt, die ihm in glücklicher dreiundvierzigjähriger Ehe mehrere Söhne schenkte, von denen zwei noch am Leben sind. Er lebte in fruchtbarer Arbeit, unter den angenehmsten Verhältnissen in einem rührigen Kreise junger Docenten, zu denen der Orientalist Gildemeister, der Pandektist Windscheid, dem er schon von der Schule und Universität her befreundet war, die Philologen Urlichs und Heimsoeth und Andere gehörten. „Wir hielten," so schreibt Sybel, „nicht bloß bei den Büchern zusammen, sondern führten auch ein lustiges Leben, stifteten einen Schwanen-Orden, so genannt nach dem Wirthshaus[1]), wo er tagte, veranstalteten Concerte, Bälle, Landpartien und genossen eines guten Ansehens in der Gesellschaft." Aus diesem Kreise entsprang die Anregung zu der mit Gildemeister gemeinsam herausgegebenen Streitschrift „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig anderen heiligen ungenähten Röcke" (1844), eine Streitschrift, durch die Sybel mit den Waffen der Wissenschaft, mit dem schweren Rüstzeug Ranke'scher Kritik in die Tageskämpfe unmittelbar eingriff.

Noch vor Veröffentlichung dieser Schrift war Sybel zum außerordentlichen Professor ernannt (April 1844), auf Antrag der Facultät, die ihm „ausgezeichnete Kenntnisse, viele Fähigkeiten und echten wissenschaftlichen Sinn" nachrühmte, und nach Befürwortung des Ministers Eichhorn, dem, wie Sybel erzählt, eine scharfe Kritik von „Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts" besonders gefallen hatte. Indessen blieb die akademische Stellung, bei der

[1]) Ueber dies Wirthshaus, dem in der Culturgeschichte von Bonn eine Stelle gebührt, vergl. auch Springer's „Aus meinem Leben". Springer nennt es ein „Gasthaus dritter Classe" (S. 206).

großen Zahl älterer Professoren, nach wie vor ungünstig und aussichtslos, so daß es begreiflich ist, wenn Sybel, obwohl Preuße und Rheinländer mit Leib und Seele, doch schon im nächsten Jahre der Berufung zu einer ordentlichen Professur der Geschichte in Marburg ohne langes Bedenken folgte. Der spätere Minister Bethmann-Hollweg, damals Curator der Universität Bonn, sah „den jungen Mann, der schon so früh seltene Gaben gezeigt", ungern scheiden, aber, wie er dem Minister Eichhorn schrieb: „Da Sybel durch Geburt und freie Neigung dem preußischen Staate angehört, so kann auch er dereinst, an Tüchtigkeit und Ruhm gewachsen, zu uns zurückkehren." (12. Juli 1845.)

Es sollte noch sechzehn Jahre dauern, ehe diese Hoffnung, der auch Sybel selbst in seinem Abschiedsgesuche lebhaften Ausdruck gab, sich verwirklichte.

In Marburg, „dem kleinen alten Bergstädtchen, im breiten Lahnthal, auf allen Seiten von Waldhängen und Wiesengründen berührt," gefiel es dem jungen Professor bald gar wohl. Zu alten Freunden (Gildemeister war gleichzeitig nach Marburg berufen) gesellten sich neue, Bergk, Bunsen, vornehmlich Zeller, mit dem er viele Jahrzehnte später den Marburger Freundschaftsbund in Berlin erneuerte, und der radical gesinnte Nationalökonom Hildebrand, der ihn zugleich in die Interessen seines Faches und in die politische Bewegung hineinzog. Alte Studien wurden wieder aufgenommen, Sybel schrieb über „Geten und Gothen", und faßte den Plan, den Zerfall des Römerreiches darzustellen in dem Niedergang des Wohlstandes, dem Absterben des politischen Sinnes, Studien, aus denen viele Jahre später ein Vortrag über „politisches und sociales Verhalten der ersten Christen" hervorgegangen ist. Dann aber ergreift ihn die politische Bewegung der Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt und gibt seinem Leben und seinen Arbeiten einen neuen Gehalt und eine neue Richtung.

Sybel selbst hat die Entwicklung unserer Geschichtsschreibung immer nur im Zusammenhang mit der Entwicklung unseres nationalen Lebens überhaupt verstanden: wir werden ihm nicht Unrecht thun, wenn wir auch die neue Richtung seines eigenen Strebens und Wirkens aus der Wandlung des politischen und geistigen Lebens in Deutschland mehr noch als aus inneren, angeborenen Trieben ableiten.

II.

Ich spreche von jener mächtigen Bewegung der Geister in Deutschland, die der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm's IV. folgte und der Erschütterung von 1848 voranging, eine Bewegung, die sich zugleich auf eine stärkere Theilnahme der Bevölkerung an den öffentlichen Angelegenheiten und auf eine straffere Zusammenfassung des lockeren deutschen Staatenbundes richtete. Wie unsere Geschichtschreibung den Wandlungen des deutschen Geisteslebens, von dem sie selbst einen so wichtigen Theil ausmacht, immer gefolgt ist, also geschah es auch jetzt: Philosophisch und ästhetisch in den Tagen Kant's und Schiller's, national seit der Erhebung gegen die napoleonische Weltherrschaft, wird die deutsche Geschichtschreibung jetzt politisch in Dahlmann's „zwei Revolutionen", Droysen's „Vorlesungen über die Freiheitskriege", Gervinus' „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen".

Es konnte nicht anders geschehen, als daß auch Sybel von dem starken Zuge dieser Bewegung ergriffen wurde, die ohnedies in seinem Innern verwandte Saiten berührte. Wir erinnern uns, er war ein Sohn des politisch angeregten Rheinlandes, dessen zu blühendem Wohlstand gelangtes Bürgerthum jetzt auch nach einem Antheil an der politischen Macht emporstrebte. Und wie hätte der Historiker, der in dem freien Walten der Persönlichkeiten den Lebensnerv der historischen Entwicklung erkannte, dauernd von dem Mittelalter befriedigt sein können, in dem der Einzelne fast nichts ist, der Stand, die Corporation, die Zunft fast Alles? So wirkte Alles zusammen, um ihn zugleich zur Politik und zur neueren Geschichte hinzudrängen. Er legt die Kirchenväter bei Seite und greift zu den eben (1844) erschienenen Briefen Edmund Burke's, an dessen Hand er die große revolutionäre Bewegung zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts studirt. Kein Ausdruck könnte stark genug sein, um den Einfluß zu bezeichnen, den dieser mächtige Geist auf Sybel's historische und politische Anschauungen gewonnen hat. Neben Burke behauptet sich nur noch Niebuhr, an dem er außer der überlegenen Einsicht und staatsmännischen Sachkunde die Energie des sittlichen Urtheils und die starke Betonung politischer und nationaler Gesichtspunkte bewundert. Wie weit tritt Ranke dahinter zurück! Ranke hatte es einst von sich gewiesen, in der Historie „die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren": eben dies ist es, worin Sybel jetzt seine Aufgabe als Lehrer und Geschichtschreiber vornehmlich erblickt. Ranke schwelgt in der beseligenden Wonne des „Erkennens": Sybel will vom Baume der Erkenntniß Früchte pflücken, zur Erfrischung und Stärkung der in mächtigem Aufschwung ringenden Gegenwart. Was soll ihm da ein Ranke, der die Zeichen der Zeit so wenig zu verstehen scheint, daß er, gerade am Vorabend von 1848, in den „Neun Büchern preußischer Geschichte" das alte Preußen in der Blüthe seines Particularismus und Absolutismus bewundernd darstellt?

Unter solchen Eindrücken, in diesen Jahren stiller und starker Arbeit und aufrüttelnder geistiger Bewegung, reifen Sybel's historische und politische Anschauungen, doch so, daß immer die historisch gewonnene Ueberzeugung der politischen Ansicht vorausgeht. Kein Zweifel, Sybel ist politisch und kirchlich freisinnig, aber dabei keineswegs theoretisch liberal: man könnte ihn einen conservativen Whig nennen, wie er selbst Burke charakterisirt hat. Er wünscht die Verwirklichung der liberalen Ideen zunächst durch die Einführung von Reichsständen in Preußen und in Deutschland, aber nicht vermöge einer gewaltsamen Umwälzung, die nur allenthalben eine zügellose Herrschsucht entfesselte und jede wahre Freiheit ertödte, auch nicht als ein Postulat des Naturrechts oder der Menschenrechte von 1789, deren Verderblichkeit ihn Burke gelehrt hat: er verlangt sie als das historische Ergebniß der deutschen Entwicklung, aus Gründen der „Zweckmäßigkeit", und er will sie verwirklicht sehen durch eine monarchische That. Er bekämpft den Ultramontanismus und den Feudalismus; aber er verwirft ebenso die Lehre von der Souveränetät des Volkes. Er ist überzeugt, daß nur das preußische Königthum, national aber zugleich verfassungsmäßig beschränkt, sein Ideal, den deutschen Rechtsstaat, verwirklichen

kann. In diesem deutschen Rechtsstaat aber verschmilzt sich ihm Christenthum und Deutschthum, Göttliches und Menschliches. „Der Rechtsstaat, so formulirt er es später, ist der irdische Abglanz des christlichen Willens, wie er das uranfängliche Ziel des germanischen Gemeinwesens ist."

Eng verbunden mit diesen historisch-politischen Anschauungen sind die Forderungen, die Sybel an die deutsche Wissenschaft, an die Geschichtschreibung insbesondere stellt. „Die Universitäten," verlangt er, „sollen die Farbe der Gegenwart tragen;" in den Mittelpunkt alles wissenschaftlichen Lebens soll der Staat treten. Niemand darf, meint er, seine Gedankenarbeit von den großen Aufgaben seines ganzen Volkes ablösen; nur aus der engen Verbindung mit „den praktischen Angelegenheiten des Volkes" strömt in die wissenschaftlichen Arbeiten diejenige Wärme und Frische, die religiöses und philosophisches Interesse allein nicht gewähren können. Wie einst Niebuhr, fordert Sybel von den Geschichtschreibern seiner Zeit nicht antiquarische Kenntnisse und ästhetische Formen, sondern ein politisches und nationales Gewissen[1]).

Mit diesen Anschauungen und Bestrebungen trat Sybel in die Bewegung des Jahres 1848 sie erklären seine Erfolge wie seine Niederlagen. Es war ein Glück für den jungen Historiker gewesen, daß er sich in der strengen Schule Ranke's und Savigny's mit dem Ernste historischen Sinnes erfüllt hatte: das bewahrte den vielseitig Angeregten, für die Gedanken des Tages Empfänglichen, vor der Flachheit politischer Tagesschriftstellerei; es war jetzt ein gleich großes Glück für ihn, daß er eben noch rechtzeitig in Burke seinen politischen Lehrmeister gefunden hatte: das bewahrte ihn vor dem Versinken in die unfruchtbare Oede des abstracten Radicalismus, dem so mancher seiner Landsleute in Westdeutschland anheimfiel. Kampflustig und redegewandt wie ein echter Rheinländer, warf er sich nun in den Strom der revolutionären Bewegung, mit seinem Vater erschien er in Frankfurt zum Vorparlament, wo sie auf der Linken Platz nahmen — doch hören wir, wie er selbst seine damalige politische Thätigkeit geschildert hat.

„Ich machte," schreibt Sybel, „das Vorparlament in Frankfurt mit und stimmte mit Freund Hildebrand tapfer für dessen Permanenz, wurde dadurch in Marburg ein populärer Mann, vermochte aber einen Wahlkreis für das Parlament selbst nicht zu erobern. Auch die Marburger Volksthümlichkeit hielt nicht lange vor, da ich mich bei der allmälig eintretenden Sonderung der Parteien entschieden der gemäßigt constitutionellen anschloß. Als ich mich nun den Anträgen eines philosophischen Collegen auf deutsche Republik widersetzte, und als ich vollends den einsichtigen Streich beging, in einer Volksversammlung gegen das gleiche allgemeine Stimmrecht zu sprechen, warf mir Abends das souveräne Volk die Fenster ein und wiederholte seitdem bei jeder

[1]) Vergl. „Burke und die französische Revolution", „Die politischen Parteien in den Rheinlanden", „Ueber das Verhältniß unserer Universitäten zum öffentlichen Leben", „Ueber die heutigen Tories" (sämmtlich 1846 und 1847). Bei Uebersendung dieser Schriften an Eichhorn bemerkte Sybel, er glaube darin den Anschluß an dasjenige politische System nicht zu verleugnen, „in welchem Männer wie Burke und Niebuhr die festeste Stütze und den schönsten Schmuck ihres Lebens gefunden haben" (12. März 1847).

populären Festlichkeit dies Vergnügen. Im Herbst wählte die Universität mich zu ihrem Deputirten bei dem kurhessischen Landtag, dessen Hauptaufgabe die Votirung eines neuen, von dem Märzministerium vorgelegten Wahlgesetzes gegen die doppelte Opposition der Conservativen von rechts und der Demokraten von links war. Ich gewann durch die kräftige Vertheidigung desselben ein näheres persönliches Verhältniß zu dem trefflichen Eberhard, damals Minister des Innern, und zu dessen vertrautestem Berather, dem ausgezeichneten Ministerialrathe Wiegand. Meine Freunde verhießen mir, daß ich in der nächsten Session zum Präsidium des Landtags berufen würde. Aber ich sollte so hoch nicht steigen. In dem mir bestimmten Wahlkreise siegte die demokratische Partei, und ich blieb draußen. Zu meinem Glücke. Denn der nachherige Präsident, welcher 1850 den Kampf gegen Hassenpflug zu leiten hatte, trug aus demselben eine längere Festungshaft davon; ich hätte ohne Zweifel das gleiche Schicksal gehabt und mein ganzer Lebensgang eine andere Richtung genommen." Dafür wurde Sybel 1850 in das Erfurter Parlament delegirt, wo er an den Berathungen über die Unionsverfassung den lebhaftesten Antheil nahm. „Das Staatenhaus," so erzählt er, „ernannte den jetzigen Finanzminister Camphausen, den früheren Minister von Patow und mich zu Referenten über die Verfassung. Außer ihnen verkehrte ich dort von hervorragenden Personen mit Radowitz, Rudolf von Auerswald, Georg Beseler, Max Duncker, Graf Dyhrn, sowie mit dem zu längerem Besuche eintreffenden Droysen. Gemeinsame parlamentarische Arbeit übt bei Gleichstrebenden rasche und warme Annäherung, wie sie sonst nach zurückgelegter Studienzeit nicht leicht zwischen Männern stattzufinden pflegt. So nichtig zuletzt die Versammlung auslief, so erfreulich ist mir durch jene dort geknüpften Verbindungen die Erinnerung davon geblieben."

Die Bewegung des Jahres 1848 ließ ihn freilich nicht politisch „hoch steigen," wie er vielleicht gehofft haben mochte; aber indem sie seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in der schon vorher ergriffenen Richtung einen neuen und starken Impuls gab, erhob sie ihn zu der höchsten Stufe literarischen Ruhmes.

Dem Ungewitter von 1848 folgten stille Jahre rastloser und gesegneter Arbeit. „Ich zog mich," erzählt Sybel, „zu den wissenschaftlichen Studien zurück, aber allerdings nicht zur römischen Kaiserzeit. Der Sturm der revolutionären Jahre hatte auch meine historische Forschung auf andere Wege getrieben, bei deren Betreten ich freilich nicht ahnte, daß ich die Hauptarbeit meines Lebens begann. Die Radicalen von 1848 zeigten vielfach socialistische Tendenzen; mir kam der Gedanke, eine Broschüre zu schreiben, in der gezeigt würde, welche Folgen solche Dinge in der großen französischen Revolution gehabt." Aus der Broschüre wurde, wie man weiß, ein fünfbändiges Werk, dessen erster Band 1853, dessen letzter 1879 erschien, die „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800," die, in zahlreichen Auflagen verbreitet, ins Englische und Französische übersetzt, den europäischen Ruf Sybel's begründet hat. So ist das Werk, an dem in dreißigjähriger Arbeit ein Menschenleben sich abmühte, entstanden wie eine Gelegenheitsschrift — das schlagendste Zeugniß für die innige Verbindung der wissenschaftlichen Thätigkeit seines Verfassers mit den

Ideen des Tages. Auch dies Werk zeigt den uns schon bekannten polemischen Grundzug aller Werke Sybel's: der Legende von den Ideen und der großen Revolution von 1789, wie sie kurz zuvor in Michelet's und Lamartine's Werken eine fast dichterische Ausgestaltung und Verklärung erfahren hatte, setzt Sybel die aus den echtesten Quellen der Archive zu Paris und Wien, London und Berlin geschöpfte geschichtliche Wahrheit entgegen. Wie räumt seine kräftige Hand auf unter dem wuchernden Wust von Legenden, die den Zugang zum Verständniß der großen Umwälzung versperren! Er zerstört die Fabel von den goldenen Tagen der Freiheit von 1789, unter deren schimmernder Oberfläche er Rohheit, Gewaltthätigkeit und Tyrannei schon in den Anfängen der Revolution aufdeckt, die Fabel von den edlen und ewigen Idealen der Menschenrechte und der Constitution von 1791, in denen er die Keime zu allen Schrecken und Greueln des Terrorismus und zu der Militärdespotie des Imperialismus nachweist; er beseitigt die Fabel von der großen Fürstenverschwörung in Pillnitz, von den aus dem Boden gestampften vierzehn Armeen u. s. w. Es ist das Ergebniß einer Gedankenarbeit, bei der sich die von Ranke übernommene kritische Quellenforschung und das durch Burke geschärfte politische Urtheil vereinigen. „Die Schöpfung von 1789, das System der Menschenrechte und die neue Verfassung waren als Form und Cement eines freien Gemeinwesens völlig unbrauchbar; die dort verkündete Schrankenlosigkeit jedes einzelnen Menschen führte nothwendig zu anarchischer Willkürherrschaft, die dort begehrte mechanische Gleichheit zur Zerstörung der Freiheit, die dort formulirte Volkssouveränetät zu Pöbelregiment oder Militärdictatur." Man glaubt, eine Stelle aus der „Geschichte der Revolutionszeit" zu hören: thatsächlich sind es, in Sybel's Worten, Gedanken Burke's. (Vergl. den Aufsatz über Edmund Burke in Sybel's „Kleinen historischen Schriften", Bd. I, S. 160.)

Aber Sybel's Buch vernichtet nicht bloß, es baut mächtiger wieder auf. Sybel sieht in der Revolution nicht, wie Dahlmann in dem oben erwähnten Werke, einen Kampf um Verfassungsfragen; mit scharfem Blick und eindringendem Verständniß verfolgt er die Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse in ihrer Wechselwirkung mit dem Wandel der Staatsformen, und aus der Fülle der Thatsachen und Beobachtungen über ländliche und städtische Verhältnisse, über Gütereinziehungen und Assignatenwirthschaft, erschließt er den socialen Charakter der großen Revolution und ihre in einem ungeheuren Besitzwechsel gipfelnde Bedeutung. Reicher noch als für das Verständniß ihrer nationalen und politischen Bedeutung ist das Ergebniß für die Kenntniß der internationalen Beziehungen der Revolution, der selbständigste und ursprünglichste Theil von Sybel's Arbeit. Vor Allem hat Sybel — und damit nenne ich das zweifellos wichtigste und bleibende Ergebniß seiner Forschung — den zerrissenen Zusammenhang zwischen der geschichtlichen Entwicklung des Ostens und Westens von Europa wieder hergestellt: unwiderleglich hat er nachgewiesen, daß die große Umwälzung ihre allumfassende Ausdehnung ebenso sehr durch die aggressive Politik Katharina's von Rußland, wie durch die propagandistischen Tendenzen der Revolution erhalten hat. Ohne die französische Revolution, lehrt er uns, keine zweite und dritte Theilung Polens. Eine großartige Auf-

fassung, die den Umsturz des alten Frankreich, des alten Deutschen Reiches und der polnischen Republik unter Einem Gesichtspunkt, als Einen historischen Zersetzungsproceß in Causalnexus bringt. Für den Ursprung des Revolutionskrieges selbst stellt er die oft verdunkelte Mitschuld der Franzosen in helleres Licht, indem er die kriegschürenden Wühlereien der Girondisten und besonders Brissot's hervorhebt; Brissot, man gestatte das Wort, ist ihm der Gramont des Krieges von 1792. Während er hierbei die österreichische Politik rechtfertigt, belastet er sie auf der andern Seite um so schwerer mit der Verantwortlichkeit für den elenden Ausgang des ersten wie des zweiten Coalitionskrieges. Wenn dabei die Persönlichkeit des österreichischen Staatskanzlers Freiherr Franz Thugut als der Hauptschuldige erscheint, als der Träger einer politisch verfehlten und selbst sittlich verwerflichen Staatskunst — es ist eben immer noch der Sybel der Thesen von 1838, der in den Personen die Träger der Weltgeschicke erblickt und „cum ira et studio" Geschichte schreibt.

Gerade hieran nun knüpft die ernsteste Einwendung an, die Sybel's Werk überhaupt erfahren hat. Es hatte dem Buche, seinen formalen Eigenheiten, schneidenden Kritik, befremdenden Ansichten, auch sonst nicht an Tadlern und Kritikern gefehlt. Die französische Revolution selbst fand in Frankreich, die österreichische Politik in Deutschland und in Oesterreich ihre Vertheidiger, die Sybel in geistvoller und derber Polemik abzuwehren wußte, niemals gewandter und scharfsinniger als dann, wenn er einmal einen verlorenen Posten behaupten zu müssen glaubte. Den stärksten Eindruck aber mußte es ihm doch später machen, daß sein eigener Lehrer, der allanerkannte Meister der deutschen Geschichtschreibung, Leopold von Ranke, in dem 1875 erschienenen Buche vom „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege" eine der seinigen gerade entgegengesetzte Auffassung entwickelte. Ranke würdigte sonst Sybel's Arbeit, namentlich seine Quellenforschung, im vollen Maße. „An Sybel," sagte er mir einmal, „muß ich besonders anerkennen, daß er immer an der richtigen Methode festgehalten hat, Waitz und Giesebrecht haben es ja auch gethan, aber die hatten es auch leichter." Aber Ranke sah nicht in einer Partei oder in einem Manne die Urheber der Revolutionskriege: er fand die Ursache in einer Idee, in der Idee der Volkssouveränität, die in der französischen Revolution zur Erscheinung kommt und ihre Wirkung nach zwei Richtungen hin äußert: wie im Innern zum Sturz des alten Königthums, so führt sie nach außen mit gleicher Nothwendigkeit zum Kriege gegen diejenigen Mächte, welche auf die Entwicklung der revolutionären Idee Einfluß zu gewinnen und auszuüben suchen. Sybel, einer ausführlichen Polemik ausweichend, begnügte sich, zu erwidern, daß er seinerseits die Ideen nicht „außerhalb des Menschen als dämonische Kräfte sehe, die ihn wider seinen Willen fortstoßen"; er sehe „in aller Geschichte die Menschen, die sich das Gedankenbild erschaffen, danach handeln und dafür einzustehen haben." Es ist der uralte Streit zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, der Gegensatz zweier geschichtsphilosophischer Systeme, der in dieser Discussion zu Tage tritt, ein Gegensatz, den wir hier nur verzeichnen, nicht zu erörtern haben.

Indessen, wie wiederum Ranke sagt, „bei Arbeiten dieser Art kommt es nicht darauf an, daß jeder Satz, den man aufstellt, von den Nachfolgern für richtig erklärt wird. Das Verdienst großer Werke beruht darauf, daß sie auf neue Bahnen weisen, und sie selbständig und mit Erfolg einschlagen." Sybel's Werk ist ohne Zweifel, wie es der beste Kenner, Ludwig Häusser, sogleich aussprach, „epochemachend" (Allgemeine Zeitung, 1853, 24. September), in demselben Sinne, wie es etwa die gleichzeitig erschienene „Römische Geschichte" Mommsen's und Droysen's „Preußische Politik" waren. Für die wichtigste Begebenheit der neueren Geschichte verdrängte es, wenigstens in Deutschland, die französische Auffassung zu Gunsten einer nationalen und deutschen. Und auch die neueren großen französischen Historiker der Revolution, Sorel und Taine (den Sybel selbst einst den Lesern dieser Zeitschrift vorgestellt hat)[1], haben, der eine für die auswärtigen Beziehungen, der andere für die innere Entwicklung der Revolution, bewußt oder unbewußt, stillschweigend oder ausgesprochen, Sybel's Ansichten wenigstens zum großen Theil aufgenommen.

An der dreißigjährigen Thätigkeit für die „Geschichte der Revolutionszeit" hat Sybel's großes Talent sich zur Meisterschaft emporgearbeitet: Anfangs mit der Größe und Mannigfaltigkeit des Stoffes mühsam ringend, erhebt sich die Darstellung durch einleuchtende Klarheit der Composition, Anschaulichkeit der Gestaltung, Kraft und Fülle des Ausdrucks, in den letzten beiden Bänden, namentlich in der Schilderung des Emporkommens Napoleon Bonaparte's, des Zerfalls der Coalition von 1799 und des Untergangs der Directorial-Regierung, zu einer Vollendung, die auch in seinem späteren großen Werke nicht wieder erreicht ist.

Mit dem durchschlagenden Erfolge der Geschichte der Revolutionszeit, dieses rechten Werkes zur rechten Zeit, hatte Sybel sich einen Platz erobert in der ersten Reihe jener Historiker, die nach der Erschütterung von 1848 unter der Theilnahme und dem Beifall der deutschen Nation die Geschichte der Vergangenheit mit politischem Verständniß erfaßten und in einer großen Zahl ausgezeichneter Werke zur Anschauung brachten. Sein wachsendes Ansehen veranlaßte den König Max von Bayern, auf Empfehlung und unter Vermittlung Ranke's, schon im Jahre 1854 bei Sybel wegen der Uebernahme einer Professur in München anzufragen. Auf beiden Seiten fanden sich Schwierigkeiten. In München nahm man weniger noch an Sybel's politischer als an seiner kirchlichen Haltung Anstoß, beruhigte sich aber, nachdem er, bei der Besprechung eines französischen Werkes über das Directorium, den siegreichen Widerstand der katholischen Kirche gegen die französische Revolution und die würdevolle Haltung Papst Pius' VI. anerkennend erörtert hatte. Sybel seinerseits war, wie wir aus dem Briefwechsel mit Ranke entnehmen, mit der materiellen Ausstattung seiner Stelle nicht zufrieden, gab jedoch nach, als Ranke ihm schrieb: „Weil ich Sie liebe und ehre, weil ich Ihnen das Beste gönne, wünsche ich, daß Sie annehmen." So erfolgte nach zweijähriger Verhandlung Sybel's Berufung

[1] „Der alte Staat und die Revolution in Frankreich", Deutsche Rundschau, 1879, Bd. XXI S. 29 ff.

nach München (1856), wo er bald in hervorragender wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Stellung eine überaus regsame und fruchtbare Thätigkeit entfaltete. Er war ein regelmäßiger und willkommener Theilnehmer jener Abendgesellschaften, bei denen König Max eine so glänzende Schar ausgezeichneter Gelehrter, Dichter und Künstler um sich vereinigte. Seine Vorlesungen gehörten zu den besuchtesten Münchens, Männer, wie Emanuel Geibel und Melchior Meyr saßen zu seinen Füßen; zu den öffentlichen Vorträgen, die er in Liebig's großem Hörsaal veranstaltete, drängten sich die Herren und Damen der besten Münchener Gesellschaft. Er errichtete mit staatlicher Unterstützung das erste historische Seminar in München, aus dem tüchtige Schüler hervorgingen, organisirte in Gemeinschaft mit Ranke die „historische Commission bei der bayrischen Akademie der Wissenschaften", deren erster Secretär, später Präsident er wurde, und an deren großartigen Unternehmungen, der Herausgabe der deutschen Reichstagsacten, der Allgemeinen deutschen Biographie u. s. w. er den regsten und wirksamsten Antheil nahm. Daneben gründete er die „Historische Zeitschrift" mit der ausgesprochenen, echt Sybel'schen Absicht, bei den Veröffentlichungen solche Fragen zu bevorzugen, die mit der Gegenwart noch lebendigen Zusammenhang haben; die Zeitschrift wurde rasch zum Mittelpunkt der literarischen Bewegung in der Geschichtswissenschaft und hat in ihren nunmehr gerade 75 Bänden eine ungeheure Masse des historischen Stoffes bewältigt. Die Hauptsache aber ist, daß in dieser Münchener Zeit auch Sybel's eigene Production abermals einen neuen Aufschwung nimmt.

III.

Sybel's wissenschaftliche Laufbahn gliedert sich nicht nach den Wendungen seines äußeren Lebensganges: wie er in Marburg zunächst die Bonner Studien wieder aufgenommen und fortgesetzt hatte, so schlossen sich die ersten Münchener Arbeiten den Marburgern an. Er führte die Geschichte der Revolutionszeit weiter, erörterte das politische und sociale Verhalten der ersten Christen und die Geschichte der Kreuzzüge. Dann aber greift abermals die Gegenwart entscheidend und bestimmend in den Gang seiner Arbeiten. Das schlummernde öffentliche Leben Deutschlands, das von dem Krimkriege nur leise berührt war, regt sich bei dem Lärm des Streites zwischen Oesterreich und Frankreich, und mit der italienischen erwacht die deutsche Frage. Wie hätte Sybel, allezeit so empfänglich für den Geist der Gegenwart, davon unberührt bleiben sollen? Er greift zur Feder und behandelt das Leben und die Ansichten Joseph de Maistre's, des italienischen Staatsmannes und Gegners Oesterreichs; er schildert in glänzenden Vorträgen Kaiserin Katharina I. und die Erhebung Europa's gegen Napoleon I. — alles Geschichten aus der Vergangenheit, die er mit einem „fabula docet" für die Gegenwart abschließt.

Ganz unmittelbar aber packt er die große Frage des Tages in einem das weiteste Aufsehen erregenden Vortrage „über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit" (28. November 1859), ein neuer Vorstoß in dem Kampfe gegen die urtheilslose Verherrlichung und romantische Verklärung des Mittelalters, zugleich eine Art Glaubensbekenntniß. Von dem festen Boden einer

nationalen und realen Politik aus, wie ihn nach seiner Ansicht vornehmlich der deutsche König Heinrich I. behauptet hat, wendet sich Sybel in scharfer Kritik gegen das weltumfassende theokratische Kaiserthum des deutschen Mittelalters, gegen die Politik Kaiser Karl's des Großen und Otto's des Großen, welche die besten Kräfte Deutschlands in Italien vergeudeten, statt in Erfüllung der deutschen Mission den Osten zu germanisiren. Zwei Jahre später, um das gleich zu bemerken, hat Sybel diesen Vortrag in erweiterter Gestalt als „eine historisch-politische Abhandlung" herausgegeben, mit einem Vorwort, in dem er erklärte: „So sicher, wie die Ströme seewärts fließen, wird es zu einem engeren deutschen Bunde (neben Oesterreich) unter Leitung seines stärksten Mitgliedes kommen."

Wir sehen den Fortgang einer persönlichen und wissenschaftlichen Entwicklung, die sich abermals der Wandlung der deutschen Geschichte anschmiegt. Die aus den historischen Studien längst in ihm erwachsene Ueberzeugung von dem deutschen Beruf Preußens kommt, wie früher in seiner politischen, jetzt in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit energisch zum Durchbruch und gibt seiner Geschichtschreibung, wenn wir so sagen dürfen, einen specifisch preußischen Charakter, doch ohne damit deren ältere Grundlagen zu verändern. Nach wie vor bleibt er der „conservative Whig", nach wie vor durchdringen sich in ihm, wie damals schon Bluntschli in einer Rede hervorhob, historisch conservative und politisch liberale Elemente, dieselben Elemente, auf deren fruchtbarem Zusammenwirken die neuere Entwicklung Deutschlands überhaupt beruht. Diesen Elementen Raum zu verschaffen, den deutschen Rechtsstaat zu verwirklichen, gilt jetzt ausschließlich seine Arbeit.

Es begreift sich, daß der Träger solcher Bestrebungen in München seinen Platz nicht zu behaupten vermochte. Sybel selbst wäre gern geblieben, allein der König hielt ihn nicht, und so entschloß er sich, nicht leichten Herzens, im Jahre 1861 als Dahlmann's Nachfolger den Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Bonn zu übernehmen.

Kaum in Bonn angelangt, wo er mit „erquickender Herzlichkeit" aufgenommen wurde, fand Sybel sich in den schweren Conflict hineingezogen, der durch den Widerstand des preußischen Abgeordnetenhauses gegen die unerläßliche Heeresreform entstanden war. „Sybel," erzählt sein College Anton Springer von jener Zeit, „lebte und webte in den parlamentarischen Kämpfen." Er wurde von Crefeld in das Abgeordnetenhaus gewählt, an dessen Verhandlungen er als Mitglied des linken Centrums von 1862 bis 1864 durch Anträge und Reden lebhaft sich betheiligte. In der Alles beherrschenden Militärfrage nahm er anfangs eine vermittelnde Stellung ein, mit Twesten und Stavenhagen wollte er die Cadres für die Neuformationen genehmigen, unter Herabsetzung der Kosten durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit, was aber weder im Abgeordnetenhause noch bei der Regierung Anklang fand. „Für mein persönliches Theil," erzählt Sybel, „mußte ich mich jetzt entscheiden. Die Wahl war schwer, nachdem das nach meiner Ueberzeugung Wünschenswerthe evident gesetz- und verfassungswidrig geworden war. Ich sagte mir endlich, daß über die Zweckmäßigkeit der Armeeformation mir ein bindendes Urtheil nicht zustehe,

die Verletzung des Verfassungsrechtes aber über jeden Zweifel erhaben sei. Ich trat also jetzt zur entschiedenen Opposition." Wie man auch über diese Motivirung denken möge, es ist gewiß, daß er von einer seinem Wesen sonst durchaus widersprechenden radicalen Strömung mit ergriffen wurde, und man könnte es fast ein Glück für ihn, jedenfalls für die Wissenschaft nennen, daß er zu Anfang 1864, in Folge eines körperlichen Leidens, sich von der politischen Thätigkeit zurückzuziehen genöthigt wurde. Später, in der Zeit des norddeutschen Bundes, den er mit Freude begrüßte — wie er auch 1866 seinen ältesten Sohn sogleich hatte als Freiwilligen eintreten lassen, — und in den Tagen des Culturkampfes hat er, wie man sich erinnert, noch einmal wirksam in die Politik eingegriffen, wie früher als entschiedener Gegner des allgemeinen Stimmrechts und der Ultramontanen, die er am Rhein selbst durch die Gründung des „Deutschen Vereins" nicht eben glücklich zu bekämpfen suchte.

Inzwischen hatte Sybel unter den Lehrern der Universität Bonn zweifellos die erste Stelle eingenommen; seine wissenschaftliche und politische Bedeutung sammelte einen Kreis um ihn, den er — nach Springer's Worten — durch „Leutseligkeit, eine heitere und leichte Natur" zu fesseln wußte. Ihm wurde 1867 das Rectorat und damit die Leitung und Festrede bei der Jubelfeier der fünfzigjährigen Gründung der Universität Bonn übertragen. Von seinen Vorlesungen erzählt einer seiner damaligen Schüler und Zuhörer (Pflugk-Harttung): „Selbst in den schwülen Nachmittagsstunden des Spätjuli saßen auf den Bänken dicht geschart Studenten aller Facultäten, Officiere, jugendliche Engländer und ergraute Rentiers." Sein Vortrag, ursprünglich weder recht ansprechend noch erfolgreich, hatte sich wie sein Stil in strenger Selbstzucht schön entfaltet; Sybel sprach, in Anlehnung an wohl ausgearbeitete Hefte, leicht und fließend, nicht schnell, nicht langsam, bei hoher Stimme stets allgemein verständlich, immer anregend, fesselnd, zuweilen, wie bei dem Schicksal des Don Carlos, den Greueln der Schreckensherrschaft und den Niederlagen König Friedrich's, so ergreifend, daß Zuhörer und Zuhörerinnen den Thränen ihren Lauf ließen. Seine begabteren Schüler vereinigte er zu historischen Uebungen, in denen es nicht selten zwischen ihnen und dem Lehrer zu lebhaften Erörterungen kam, da Sybel, indem er seine Schüler an die festen Grundsätze der methodischen Quellenforschung band, doch zugleich eigenes Denken und selbständiges Urtheil zu erwecken suchte. Denn so streng er alle Subjectivität bei der kritischen Feststellung des Thatbestandes ausschloß, so bereitwillig ließ er bei der zusammenfassenden Anschauung und Beurtheilung die Subjectivität wieder gelten. Eine große Anzahl der tüchtigsten Geschichtsforscher und geistvollsten Docenten ist aus diesen Uebungen hervorgegangen, fast alle leicht erkennbar an der Selbstständigkeit und Energie des sittlich-politischen Urtheils, das hier und da vielleicht der kritischen Feststellung des Thatbestandes vorauseilt. Von Sybel's eigenen Arbeiten aus diesen Jahren — meist „Gelegenheitsschriften" — möchte ich hier nur erwähnen den Vortrag „über die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen", eine gedankenreiche und geistvolle Nachweisung der inneren Continuität in der Entwicklung des preußischen Staates bei dem Uebergang von der alten absoluten Monarchie zum modernen Verfassungsstaat,

eine anticipirte Widerlegung der neuerdings in Frankreich (von Godefroy Cavaignac) aufgestellten Anschauungen über die ausschließende Beeinflussung und Beherrschung der preußischen Reformepoche durch die Ideen der französischen Revolution. Besonderes Aufsehen erregten, in Deutschland wie in Frankreich, die kritischen Untersuchungen über die von Hunolstein und Feuillet de Conches veröffentlichten Briefe Marie Antoinette's, deren Unechtheit Sybel entdeckte und in scharfsinniger Beweisführung überzeugend nachwies. Es war ihm eine Genugthuung, noch vor wenigen Monaten von mir zu hören, daß die Pariser société d'histoire contemporaine in ihrer eben erscheinenden Gesammtausgabe der Briefe Marie Antoinette's die Ergebnisse seiner Forschungen voll anerkannte, indem sie die von ihm als gefälscht bezeichneten Briefe von der Veröffentlichung ausschloß.

Aus dieser großen akademischen Wirksamkeit heraus wurde Sybel im Juni 1875 zur Leitung der preußischen Staatsarchive und des Berliner Geheimen Staatsarchivs insbesondere berufen. Zögernd nahm er an, wie einst bei der Berufung nach München, nicht ohne das drängende Zureden seines alten Lehrers Leopold von Ranke. Dann aber, obschon er auch als Archivdirector nach seinen eigenen Worten mehr Professor blieb als Verwaltungsbeamter wurde, hat er in freiem und großem Geiste, mit fester und geschickter Hand und unter den glücklichsten Erfolgen, genau zwei Jahrzehnte hindurch das preußische Archivwesen geleitet. Die lästigen Bestimmungen, welche den Zutritt erschwerten und die Benutzung der Archive beschränkten, wie die Controle über die angefertigten Auszüge u. s. w. fielen eine nach der anderen; an Stelle der alten und unzulänglichen Gebäude erstanden stattliche Neubauten; die systematische Ordnung der Actenmassen wurde nach einfachen und klaren Grundsätzen consequent durchgeführt, die Zahl der Beamten erheblich vermehrt, das preußische Archivwesen, von dessen Ansehen der Ruf der deutschen Wissenschaft auch im Auslande mit abhängig ist, zu hoher Blüthe emporgehoben. Eine besondere Theilnahme widmete Sybel den von ihm ins Leben gerufenen und jetzt bereits in 62 Bänden vorliegenden „Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven", in denen er, gegen alle bisherige Gepflogenheit, auch Actenstücke der jüngsten Vergangenheit, so die Berichte Bismarck's aus Frankfurt a. M., zur Veröffentlichung brachte. Den wissenschaftlichen Arbeiten seiner Beamten widmete er eine stets verständnißvolle und bereitwillige Unterstützung. „Zu einem so guten Zweck bekommen Sie immer Urlaub," schrieb er mir vor Jahren, als ich für Studien im Wiener Staatsarchiv um Urlaub nachsuchte. Nur in einem Punkte blieben seine Bemühungen erfolglos. Er hatte es verstanden, für den Dienst der Archive tüchtige und selbst ausgezeichnete Kräfte zu gewinnen; allein es gelang ihm nicht, sie durch die unerläßliche Hebung und Aufbesserung der Stellen dauernd zu fesseln: gerade einige der besten sind bald wieder ausgeschieden.

Mit der Verwaltung der Staatsarchive, der Herausgabe der Archivpublicationen, dem Präsidium der historischen Commission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften verband Sybel noch die Leitung des von ihm begründeten preußischen historischen Instituts in Rom und als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften die Aufsicht über die Veröffentlichung

sowohl der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen", wie der „Acta borussica", der großen Quellensammlung zur Geschichte der preußischen Verwaltung im 18. Jahrhundert. Man darf es aussprechen: wenn Ranke der deutschen Geschichtswissenschaft einst den stärksten und entscheidenden Impuls gegeben hat, so hat doch für Förderung und Organisirung wissenschaftlicher Unternehmungen auf historischem Gebiete, anregend und leitend, Niemand mehr gethan und gearbeitet, als Heinrich v. Sybel.

Im Jahre 1881 erhielt Sybel, der sich nach Abschluß der „Revolutionszeit" Anfangs mit dem Plane einer „Deutschen Geschichte" trug, von dem Fürsten Bismarck die Ermächtigung, für eine Darstellung der neueren und neuesten Geschichte Preußens und Deutschlands die preußischen Archive benutzen zu dürfen. Es ist bekannt, daß aus diesen Forschungen das Werk von der „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." erwuchs, dessen erste Bände 1889 erschienen und dessen letzte Bände (VI. und VII.) die Geschichte des Norddeutschen Bundes und den Ursprung des Krieges von 1870 umfassend, zu Ende des vorigen Jahres veröffentlicht sind. Von einem näheren Eingehen auf dies Werk, das in Aller Händen ist, glaube ich um so eher absehen zu können, als es erst vor Kurzem hier nach seinen Vorzügen und Verdiensten von berufenster Seite wiederholt gewürdigt ist[1]). Jedermann weiß, daß es namentlich in der Kunst der klarsten Erzählung diplomatischer Verhandlungen unerreicht ist. Nur darauf darf ich nicht unterlassen hinzuweisen, daß es in der Entwicklung von Sybel's Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung doch eine neue Phase bezeichnet. Wie die früheren Arbeiten, ist auch dies Werk entstanden im innigsten Connex mit der Zeitgeschichte, im Zusammenhang mit dem Kampf um die Lösung der großen deutschen Frage, und insofern trägt es durchaus einen politischen und nationalen Charakter. Allein Sybel steht auf dem Schlachtfeld jetzt nicht mehr als Kämpfer, sondern als Sieger; keine Ahnung kommender Kämpfe dämpft ihm die helle Siegesfreude, und mit leichter Feder schreibt er den Schlachtbericht. Wie anders Treitschke's Werk, aus dessen Blättern es hervorrauscht wie brausendes Kampfgeschrei und schrilles Schwerterklirren, als ob der erbitterte Kampf um Deutschlands Einheit immer fortdauere. Und dazu kommt noch ein Anderes. In der akademischen Gedächtnißrede auf seinen großen Lehrer und Meister hatte Sybel einst das Streben Ranke's, auch die Gegner und ihre Tendenzen, selbst schlechthin verwerfliche Persönlichkeiten, forschend zu „begreifen", nicht ohne kritisches Bedenken erörtert; jetzt bezeichnet er selbst als seine Aufgabe, „das Verhalten der Gegner, die Motive ihres Thuns nicht aus Thorheit oder Schlechtigkeit abzuleiten, sondern nach den historischen Voraussetzungen ihrer ganzen Stellung zu begreifen." Aus diesem Wandel erklärt sich in Sybel's jetziger Geschichtsanschauung die, bei aller Entschiedenheit des politischen Standpunkts und bei aller Wärme vaterländischer Gesinnung, maßvolle Auffassung, die milde Gerechtigkeit des Urtheils; daher, in der Schreibweise, der tiefgehende Unterschied zwischen der temperamentvollen, leidenschaftlichen, aber auch kraftvollen „Geschichte der Revolutionszeit" und der reifen und ab-

[1]) Deutsche Rundschau, 1889, Bd. LXI, S. 451 ff.; 1890, Bd. LXII, S. 127 ff. und Bd. LXIV, S. 251 ff.; 1895, Bd. LXXXII, S. 279 ff.

geklärten, aber zuweilen doch etwas zu geglätteten Darstellung der „Begründung des Deutschen Reiches".

In rastloser und unablässiger Arbeit hatte der Siebenundsiebzigjährige an dem großen Werke geschafft und geschrieben. Unter den Fenstern der Räume in der Hohenzollernstraße, die er seit der Uebersiedelung nach Berlin bewohnte, dehnte der Thiergarten die grüne Pracht seiner Bäume: er achtete dessen nicht; nur zuweilen erhob er sich von dem Schreibtisch, um, langsam schreitend, im Zimmer auf- und abzugehen und der ihm dringend empfohlenen Bewegung durch etwas häusliche Gymnastik nachzuhelfen. „Ich bin buchstäblich Monate lang nicht aus dem Zimmer gekommen", sagte er mir im Winter, als ich ihn besuchte und zur Vollendung des VII. Bandes beglückwünschte; „nun will ich mich aber auch ordentlich ausruhen und erholen." Ob er es gethan hat? Als ich ihn zum letzten Male sah, in diesem Frühjahr, fand ich ihn wie immer an seinem Schreibtisch, unter Büchern und Zeitschriften, die große lässige Gestalt tiefer als sonst gebeugt, die Stimme zuweilen von Husten unterbrochen, die ganze Erscheinung sichtlich leidend unter den Folgen schwerer Erkältung, in den Augen aber und um den Mund das alte freundliche und liebenswürdige Lächeln. In lebhafter Unterhaltung erörterte er den Ursprung des Krieges von 1870, indem er allen Einwendungen gegenüber seine bekannte Auffassung nachdrücklich festhielt, berührte die durch M. Lehmann wieder angeregte Frage nach dem Ursprung des siebenjährigen Krieges, und verweilte endlich, im Anschluß an einen ihm für seine Zeitschrift überreichten Aufsatz über die Vorgeschichte des Friedens von Basel, in freundlicher Rückerinnerung bei der Zeit seiner Arbeiten in den Pariser Archiven. Jedes Wort zeigte, wie er in der Bewegung der Geschichtswissenschaft, die er selbst mit geschaffen hatte, lebte und webte.

Einige Wochen später, am 13. Juni, verließ Sybel Berlin und reiste nach Marburg, wo er einst so gesegnete Jahre verlebt hatte, und wo er jetzt bei seinem jüngeren Sohne[1]) einen Theil seines alljährlichen Urlaubs zu verbringen pflegte. Seine Gesundheit war durch wiederholte Krankheitsanfälle erschüttert, mit der verminderten Lebenskraft die frühere Beweglichkeit fast verschwunden; aber in der liebevollen Pflege der Seinigen, in der kräftigen und belebenden Luft der das Lahnthal umschließenden Höhen erholte er sich rasch wieder und konnte selbst allein einen Ausflug nach Wiesbaden unternehmen, von dem er in bester Frische zurückkam. Sogleich wandten sich seine Gedanken wieder der geliebten Arbeit zu; er sprach davon, die Erinnerungen seines Lebens, namentlich aus der Münchener Zeit, aufzuschreiben, entschied sich dann aber doch zunächst für die Fortsetzung seines großen Werkes, dessen Vollendung ihm als eine schwere Aufgabe, aber zugleich wie eine heilige Pflicht erschien. Lebhaft beschäftigte ihn dabei der Eindruck, den seine letzten (in der historischen Zeitschrift veröffentlichten) Mittheilungen zur Vorgeschichte des Krieges von 1870 in Deutschland und besonders in Frankreich machten. Ein französischer Publicist hatte ihn eingeladen, darüber für Frankreich zu schreiben, und sich erboten,

[1]) Professor der Kunstgeschichte in Marburg, dem ich die obigen Mittheilungen verdanke.

die Arbeit zu übersetzen und ihre Veröffentlichung zu vermitteln. Sybel fühlte sich geneigt, darauf einzugehen; in französischer Sprache antwortete er dem Schriftsteller — vielmehr er fing an, ihm zu antworten, denn eben bei der zweiten Seite des Briefes nahm ihm eine schwere Erkrankung, eine Art Lungenlähmung, die Feder aus der Hand. Nur einen Tag hat er dann im Bette zugebracht; am nächsten Morgen (1. August) in aller Frühe, ist er, umgeben von den Seinigen, kampflos verschieden.

Sybel's Leben war voll ausgelebt. Eine ursprüngliche und starke Begabung, die unter der belebenden Gunst glücklichster Verhältnisse reich und schön sich entfaltet hat, von den Strömungen der Zeit immer gefördert und getragen, nie ganz hingerissen; ein vielseitig und lebhaft angeregtes Interesse, das sich der Wissenschaft und Kunst der Historie zuwendet, aber mit der Politik des Tages immer im Connex bleibt, ohne doch ganz in sie aufzugehen; eine durchaus moderne Natur in der Abneigung gegen mittelalterliche Romantik wie gegen den rein ästhetischen Classicismus, und in der Empfänglichkeit für das warme Leben des Tages, der rechte Historiker des 19. Jahrhunderts.

Vier Eigenschaften, lehrt Sybel selbst, muß der Historiker von heute haben: Sinn und Fähigkeit für kritische Forschung und für philosophische Durchdringung des Stoffes, sittlich-politisches Urtheil, lebendige Anschauung und Vergegenwärtigung der Vergangenheit. Zweifellos gab es und gibt es Historiker, die Sybel in irgend einer dieser Eigenschaften übertreffen; keine hat er selbst in sich zur höchsten erreichbaren Potenz gesteigert. Allein ebenso zweifellos ist auch, daß Niemand alle diese Eigenschaften in gleich starkem Maße so harmonisch in sich verschmolzen hat wie Heinrich v. Sybel. So bleibt er der vornehmste Repräsentant jener reichen und glänzenden Epoche unserer Geschichtschreibung, die, in den vierziger Jahren beginnend, unter dem Druck und in dem Schwung der schweren politischen und nationalen Kämpfe Deutschlands ihr eigenartiges Gepräge erhalten hat, und die jetzt, wo das Ziel des Kampfes erreicht, der nationale deutsche Staat gegründet ist und Aufgaben anderer Art ihre Lösung heischen, ihrem Ende zuzuneigen scheint. Bedeutet Sybel's Tod den Abschluß jener Epoche? Wie dem auch sei, als Historiker wie als Politiker hat Sybel seine Aufgabe innerhalb seiner Zeit ganz erfüllt. Er selbst spricht einmal (in der „Begründung des Deutschen Reiches") von dem „langen pädagogischen Proceß", der erforderlich war, ehe den Deutschen die Bildung des nationalen Staates gelang. In diesem pädagogischen Proceß, meine ich, ist auch Sybel ein kräftiges Element gewesen, er selbst, seine Arbeit und seine Werke; und in diesem Sinne konnte ihm vor sieben Jahren Fürst Bismarck danken „für seine langjährige Mitarbeit an dem gemeinsamen vaterländischen Werke".

Man hat Sybel wohl mit dem kurz vor ihm heimgegangenen Rudolf von Gneist verglichen; mich erinnert er eher an einen anderen der großen Todten dieses mörderischen Jahres: ich möchte ihn neben Gustav Freytag stellen, neben den Dichter den Historiker des liberalen protestantischen deutschen Bürgerthums.

Die Idee des ewigen Friedens.

Von

Otto Pfleiderer[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Es ist jetzt gerade ein Jahrhundert verflossen, seit Kant's Abhandlung „Zum ewigen Frieden" erschien, die als Schlußstein seines Systems der praktischen Philosophie und als präcisester Ausdruck der politischen Denkweise des achtzehnten Jahrhunderts von hervorragendem geschichtlichen Interesse ist. Eine kritische Beleuchtung dieser Abhandlung dürfte aber auch für unsere Gegenwart lehrreich sein, in welcher das Nationalgefühl der Völker mit den internationalen und antinationalen Zukunftsträumen mancher Kreise im Kampfe liegt.

Kant's Abhandlung zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste die Präliminarartikel und der zweite die Definitivartikel zum ewigen Völkerfrieden enthält. Die Präliminarartikel stellen folgende Forderungen auf: Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem neuen Krieg gemacht worden. Es soll kein für sich bestehender Staat von einem anderen Staat durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können, denn damit würde er als moralische Person aufgehoben und zu einer Sache gemacht, was der Idee des ursprünglichen Vertrages widerspräche, ohne die sich doch kein Recht über ein Volk denken lasse. Stehende Heere sollen ganz aufhören, denn sie enthalten eine stete Bedrohung für andere Staaten, legen dem eigenen Volke unerträgliche Lasten auf und erniedrigen die geworbenen Soldaten zu Maschinen, was mit dem Recht der menschlichen Persönlichkeit unvereinbar sei. Beachtenswerth ist jedoch die von Kant hier beigefügte Bemerkung, es verhalte sich anders mit der freiwilligen, periodisch vorgenommenen Uebung der Staatsbürger in Waffen, um das Vaterland gegen Feinde von außen zu schützen. Weiterhin wird gefordert, es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden, weil dadurch den Machthabern das Krieganfangen zu leicht gemacht werde. Es soll kein Staat sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewalt-

[1]) Rede zur Gedenkfeier des 3. August 1895 in der Aula der Königl. Friedrich Wilhelm's-Universität zu Berlin.

thätig einmischen, weil dadurch die Autonomie aller Staaten unsicher gemacht werde. Endlich soll sich kein Staat im Kriege mit einem anderen unehrliche Feindseligkeiten erlauben, welche das für den künftigen Friedensschluß nothwendige Vertrauen unmöglich machen würden. — Hierauf folgen drei Definitivartikel mit folgenden Bestimmungen: Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein; darunter versteht Kant das, was wir heute constitutionelle Verfassung nennen; mit der Demokratie ist sie ihm so wenig identisch, daß er im Gegentheil sagt, unter allen Staatsformen sei die demokratische am weitesten vom Republikanismus entfernt und am meisten despotisch, weil in ihr Alles Herr sein wolle und die ausübende Gewalt von der gesetzgebenden nicht gesondert sei. Ferner soll das Völkerrecht auf einen Föderalismus freier Staaten begründet werden, und das Weltbürgerrecht soll sich beschränken auf die Bedingungen der allgemeinen Hospitalität. Es sollen also zwar die einzelnen Staaten in ihrer Besonderheit bestehen bleiben und nicht in einen einzigen Weltstaat, eine Universalmonarchie, verschmolzen werden; aber sie sollen mit einander einen dauernden Friedensbund eingehen zum Zweck sowohl der Erhaltung und Sicherung der Freiheit eines jeden Staates als auch des ungehemmten gastlichen Verkehrs der Bürger eines jeden mit denen aller anderen.

Ueber die Art, wie man sich das Zustandekommen und die Aufrechterhaltung eines solchen Völkerbundes zu denken habe, hatte sich Kant schon früher eingehender ausgesprochen in der Schrift: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht". Er ging hier davon aus, daß der Vorsehung zur Erreichung ihres höchsten Zweckes mit der Menschheit, zur Entwicklung aller menschlichen Anlagen, gerade die ungeselligen selbstischen Neigungen der Menschen als Mittel dienen müssen. Denn die Noth, welche der Widerstreit dieser ungehemmten Neigungen allen Einzelnen bereitet, treibt sie zum Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft, in welcher die Freiheit eines Jeden durch das gemeinsame Recht zwar beschränkt, aber innerhalb dieser Schranken auch geschützt ist. Dasselbe wiederholt sich dann auch im Verhältniß der einzelnen Staaten zu einander: von Natur sind sie unverträgsam, befinden sich in einem Widerstreit der selbstischen Interessen, der zu steten Kriegen und Kriegsrüstungen führt. Aber die Noth, die sie sich dadurch gegenseitig bis zur gänzlichen Erschöpfung ihrer Kräfte bereiten, treibt zuletzt die Einzelstaaten, aus diesem gesetzlosen Naturstand heraus- und in einen Völkerbund zu treten, „wo jeder, auch der kleinste Staat, seine Sicherheit und Rechte nicht von eigener Macht oder eigener rechtlicher Beurtheilung, sondern allein von diesem großen Völkerbund, von einer vereinigten Macht und von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens erwarten könnte." So schwärmerisch, fügt Kant hinzu, diese Idee zu sein scheine, so lasse es sich doch als der unvermeidliche Ausgang der Geschichte voraussehen, daß die Völker sich, ob auch widerwillig, werden genöthigt sehen, ihre brutale Freiheit aufzugeben und sie einem Gesetz des Gleichgewichts zu unterwerfen, und eine vereinigte Gewalt, die diesem Gesetz Nachdruck gibt, zu gründen, mithin einen weltbürgerlichen Zustand der öffentlichen Staatssicherheit einzuführen. So habe auch die Philosophie ihren

„Chiliasmus", der doch nichts weniger als schwärmerisch sei, da sie ja selbst zu seiner Herbeiführung mitwirke. Uebrigens, fügt er schließlich hinzu, lassen sich auch schon in der Erfahrung einige schwache Spuren der Annäherung an jenes Endziel der Weltgeschichte entdecken. Er weist hin auf die fortschreitende Aufklärung, die allmälig bis zu den Thronen hinaufgehe und auf die Regierungsgrundsätze Einfluß gewinne; ferner darauf, daß die Kriege durch ihre immer wachsende Kostspieligkeit für alle Betheiligten immer bedenklicher werden; endlich habe die durch den Handelsverkehr begründete Solidarität der Völker die Folge, daß unter der Erschütterung jedes Staates alle anderen mitleiden und daher, durch eigenes Interesse getrieben, sich zu Schiedsrichtern anbieten. So schicke sich Alles von Weitem zu einem großen künftigen Staatskörper an, wovon die Vorwelt kein Beispiel aufzuweisen habe.

Es war das Jahr 1784, als Kant erstmals diese seine geschichtsphilosophischen Ideen veröffentlichte. Die französische Revolution und die ersten Jahre der Revolutionskriege, die zwischen dieser Schrift und der Abhandlung zum ewigen Frieden (1795) in der Mitte liegen, haben ihn zwar in seiner Ueberzeugung nicht irre gemacht, aber doch läßt sich kaum verkennen, daß in dieser späteren Schrift seine Sprache nicht mehr so zuversichtlich klingt und der künftige Friedensbund nicht mehr so bestimmt als eine reale Macht mit gemeinsamen Zwangsgesetzen und executiver Gewalt vorgestellt wird. Vielmehr deutet Kant hier (wie auch schon in der Abhandlung vom Verhältniß der Theorie zur Praxis im Völkerrecht, vom Jahre 1793) auf die Gefahr hin, daß ein allumfassender Weltstaat zum schrecklichsten Despotismus und zur Vernichtung der Freiheit aller Völker hinführen könnte. Es war offenbar der Verlauf der französischen Revolution und ihrer gewaltsamen Propaganda für „allgemeine Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", was auch den Königsberger Weisen wie andere seiner Zeitgenossen stutzig gemacht und ihm die minder erfreuliche Kehrseite des kosmopolitischen Völkerbundes zum Bewußtsein gebracht hatte. Hätte er auch noch die napoleonischen Kriege mit ihren Folgen für Deutschland erlebt, wer weiß, ob nicht auch er, so gut wie sein Schüler Fichte, die Wandlung vom idealistischen Kosmopoliten zum deutschen Patrioten erfahren und danach auch seine Zukunftsträume etwas modificirt haben würde? Um diese richtig zu beurtheilen, darf man jedenfalls nicht vergessen, daß Kant ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts war, das unter dem Zeichen des ungeschichtlichen Rationalismus stand.

Schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, als nach dem spanischen Erbfolgekrieg Europa nach Frieden sich sehnte, hatte der französische Abbé de St. Pierre einen Entwurf zur Herstellung des ewigen Friedens mit weitschweifiger Begründung in einem dreibändigen Werk veröffentlicht. Seine in zwölf Friedensartikel zusammengefaßten Vorschläge waren im Wesentlichen folgende: Alle europäischen Staaten verbinden sich zu einem ewigen Friedensbund unter wechselseitiger Garantie ihrer Territorialrechte. Alle Gebietsveränderungen, sei es auf friedlichem oder kriegerischem Wege, sind für immer in Europa ausgeschlossen. Kein Fürst kann mehrere Staaten beherrschen, aber die spanische Krone verbleibt dem Hause Bourbon. Der Bund mischt sich nicht in die

inneren Angelegenheiten der Einzelstaaten, außer zur Aufrechthaltung ihrer Verfassung und Niederwerfung von Rebellen. Kein Souverän darf die Waffen ergreifen außer zur Bekämpfung derer, die als Feinde der europäischen Gesellschaft geächtet sind. Alle Staatsstreitigkeiten werden durch Schiedsgerichte beigelegt. Wer sich weigert, dem Friedensbund beizutreten, nachdem derselbe auf vierzehn Staaten angewachsen ist, wird als Feind der europäischen Sicherheit so lange mit Krieg überzogen, bis er entweder dem Bunde beigetreten oder abgesetzt ist. Die Bundesvertretung wird ihren Sitz in einer freien Stadt haben und aus vierundzwanzig Abgeordneten bestehen; kein Staat darf mehr als eine Stimme, aber mehrere kleine können zusammen eine Curatstimme haben. Die Kosten werden durch Matricularbeiträge nach Verhältniß der Staatseinkünfte der Einzelstaaten aufgebracht. Daß in der Rangordnung der Bundesvertreter Frankreich voransteht, dessen Sprache auch die officielle Bundessprache ist, Preußen aber und die deutschen Kurfürsten zuletzt kommen, versteht sich für den französischen Politiker von selbst, wie denn überhaupt sein Project durchaus vom Gesichtspunkt der bourbonischen Dynastie aus entworfen ist.

Der Abbé de St. Pièrre hat mit seinem Plan weder bei den Staatsmännern noch bei den Philosophen Glück gehabt. Leibniz urtheilte, der ewige Friede passe als Aufschrift über Kirchhofspforten, denn nur die Todten schlagen sich nicht mehr, die Lebenden aber seien in anderer Stimmung, und die Mächtigsten unter ihnen zollen den Sprüchen der Gerichtshöfe gar keine Achtung. Uebrigens schlug er ironisch vor, man möge doch den Papst zum Vorsitzenden des Völkerschiedsgerichts machen, vorausgesetzt, daß er sich dazu entschlösse, die zu Karl's des Großen Zeit bestehende Kirchenverfassung wiederherzustellen, eine Bemerkung, die insofern beachtenswerth ist, als sie auf die nahe Verwandschaft des Pièrre'schen Projects mit der römischen Universaltheokratie hindeutet. — Rousseau hat einen Auszug aus St. Pièrre's Schriften nebst einer Kritik seines Projects veröffentlicht. Er meinte, daß der europäische Staatenbund nicht zu wünschen sei, denn ohne Revolution ließe er sich nicht stiften, und das Unheil, das seine Entstehung begleitete, ließe sich in Jahrhunderten nicht wieder gut machen. Indessen werde es nie dahin kommen; denn es sei undenkbar, daß die Fürsten, deren ganzes Bestreben nur auf unbeschränkte Machtfülle nach innen und außen abziele, sich jemals einem allgemeinen Völkerareopag unterwerfen würden. Rousseau ging also, wie auch noch Kant, von dem ungeschichtlichen Vorurtheil aus, daß die Ursachen der Kriege immer nur in der fürstlichen Willkür liegen; für ihre tieferen Ursachen in den natürlichen Collisionen der Lebensinteressen der Völker selbst fehlte der pragmatischen Geschichtsbetrachtung jener Zeit das Verständniß.

Am treffendsten hat Herder über die Friedensprojecte geurtheilt. Er glaubte, daß ein ewiger Friede förmlich erst am jüngsten Tage werde geschlossen werden, und daß die Annäherung zu diesem Ziele nicht durch förmliche Verträge der Cabinete, sondern nur durch Pflanzung der richtigen Grundsätze und Gesinnungen in den Völkern zu erwarten sei. Zu dieser Gesinnung rechnete er aber nicht eine Friedensliebe um jeden Preis, sondern die vernünftige Selbstachtung jedes Volkes, die ebensowohl die eigene Ehre und Freiheit zu

vertheidigen, wie die anderer Völker zu achten wisse. „Selbstvertheidigung," sagt er einmal, „ist die Wurzel alles menschlichen und Nationalwerthes. Ein Volk, daß sich selbst nicht schätzt, wie sollten das andere schätzen können? Eine Nation, die sich selbst nicht vertheidigen mag, wird, wie das wehrlose Italien, ein Spott und Spiel aller Nationen. Nur ein Volk, das sich selbst zu schützen Willen, Kraft und eine dauernde zeitgemäße Verfassung hat, ist eine Nation." Für ein trügerisches Phantom erklärt Herder das Bestreben, allen Völkern eine sogenannte beste Regierungsform, die unglücklicher Weise noch nicht gefunden ist, zu geben und gar unter den glänzenden Titeln der Freiheit und Aufklärung sie den Völkern gewaltsam aufzudringen. Der wahre Geist der Geschichte lasse vielmehr jedes Volk an seiner Stelle, denn jedes hat in sich *seine* Regel des Rechts und *sein* Maß der Glückseligkeit.

Zu dieser Einsicht, die sich für Herder schon in den neunziger Jahren aus seinem tieferen geschichtlichen Sinn ergeben hatte, wurde *Fichte* durch die Erfahrungen der napoleonischen Kriege geführt. Früher hatte auch er mit Kant den Völkerbund des ewigen Friedens als Ziel der geschichtlichen Entwicklung und Aufgabe der praktischen Vernunft betrachtet und hatte gemeint, daß die Aufgeklärten in ihrem Weltbürgersinn sich über die Schicksale und Handlungen der Staaten völlig beruhigen können. Als es dann aber unter Napoleon's Zwingherrschaft mit dem Weltstaat Ernst zu werden schien, da erklärte Fichte das Traumbild einer Universalmonarchie für hassenswürdig und vernunftlos; denn das Wesen der Menschheit stelle sich nur in der Mannigfaltigkeit der besonderen Nationen dar, nur in der freien Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeiten liege die Bürgschaft ihrer Würde und Tugend, ihre Verschmelzung aber führe zu Flachheit und Verderben. Darum sagte er jetzt, daß der kräftigste Patriot eben damit zugleich der regsamste Weltbürger sei, und hoffte, daß die Deutschen durch ihre tapfere Selbstermannung nicht bloß sich selbst, sondern auch der Welt die wahre Freiheit erringen werden.

Diese Ansichten, in welchen Fichte mit Herder zusammenstimmte, sind durch die *Hegel*'sche Geschichtsphilosophie zu einem Gemeingut des wissenschaftlichen Denkens geworden. Hegel hat den Grundirrthum der rationalistischen Geschichtsbetrachtung darin gefunden, daß sie die Idee nur außer und jenseits der Wirklichkeit suchte, in einem abstracten Vernunftideal, das nie wirklich war, noch je werden wird, und daß sie eben darum die wirkliche Geschichte als das bloße Idee- und Vernunftwidrige verurtheilte, als den Tummelplatz beschränkter und selbstischer Motive, die alle erst unterdrückt und vernichtet werden müßten, damit das erträumte goldene Zeitalter kommen könne. Von allen diesen Zukunftsträumen eines dem geschichtlichen Leben abgewandten schwärmerischen Zeitalters, zu denen auch der Traum des ewigen Völkerfriedens gehört, hat Hegel seine Zeitgenossen zurückgeführt auf den festen Boden der Geschichte. Er hat gezeigt, wie hier dem sinnigen Blick sich reiche Schätze vernünftiger Ideen und treibender Ideale erschließen, in welche sich die ewige Idee der Menschheit zeitlich und räumlich entfaltet; er hat insbesondere gezeigt, daß der Staat, weit entfernt, ein Gebilde der Willkür und brutalen Gewalt zu sein, vielmehr das höchste Kunstwerk der praktischen Vernunft und

die Verwirklichung der sittlichen Freiheit ist, und daß auch die Collisionen und Kämpfe der nationalen Staaten unter einander nicht bloße Uebel, sondern wesentlich Mittel zum Guten sind, zur immer reicheren Verwirklichung der erhabenen Zwecke und Aufgaben, die von der göttlichen Weltregierung den einzelnen Völkern gesetzt sind.

Betrachten wir nun von diesem geschichtlichen Standpunkt aus die Projecte des ewigen Friedens, so fällt ihr Grundmangel sofort in die Augen: um ihres abstracten Ideales Willen sollen die nationalen Staaten des Rechtes und der Macht der freien Selbstbestimmung beraubt und einer höheren Macht, heiße sie nun Universalmonarchie oder Völkerbund, unterworfen werden. Nun ist aber das Grundmerkmal jedes Staates die Selbstbestimmung seines Handelns nach innen und außen; ohne diese hört er auf, ein selbständiger Staat zu sein, und wird zum Unterthan eines über ihm stehenden Herrn; die vielen Nationalstaaten würden also auf jenem Weg unfehlbar zu bloßen Provinzen eines irgendwie constituirten Universalstaates, der dann allein noch wirklicher Staat zu heißen verdiente. Nun haben sich die Verfasser jener Projecte zwar immer viele Mühe gegeben, zu zeigen, *wie* dieses Ziel zu erreichen sei; aber die Grundfrage: *ob* es denn ein wünschenswerthes Ziel sei, ob jenes Ideal der Opfer, die seine Verwirklichung kosten würde, wirklich auch werth sei? diese Frage haben sie sich nie ernstlich vorgelegt. Ihnen fehlte noch das Verständniß für das Wesen und den Werth des nationalen Staates. Der Abbé de St. Pièrre sah in den Staaten noch echt mittelalterlich die Privatbesitzthümer der Fürsten; waren nur diese einmal dahin zu bringen, sich gegenseitig ihren Besitz zu garantiren, so war die Sache gemacht. Viel höher zwar stand Kant's Ansicht vom Staat: er sah in ihm die von der Vernunft geforderte Rechtsordnung, um die Freiheit eines Jeden innerhalb der durch sein Zusammensein mit den Anderen gegebenen Schranken zu schützen. Wäre aber *das* wirklich die ganze Bedeutung des Staates, Hüter der Privatrechte der Individuen zu sein, dann wäre allerdings nicht abzusehen, warum die einzelnen Völker durchaus selbständige Staaten sein sollten; die Aufgabe des Schutzes der Privatrechte könnte ja offenbar auch eine fremde Staatsmacht und zuletzt ein allgemeiner Weltstaat ganz ebenso gut erfüllen, wie der eigene nationale Staat. So begreifen wir wohl, daß die Preisgabe des Selbstbestimmungsrechts der Einzelstaaten für Kant kein zu großes Opfer im Interesse des allgemeinen Völkerfriedens zu sein schien.

Ganz anders liegt die Sache für uns, die wir an der Hand der ernstesten geschichtlichen Erfahrungen gelernt haben, welch' ein unveräußerlich hohes Gut der selbständige nationale Staat für ein Volk ist, daß er das unentbehrliche Gefäß ist für seine höchsten Culturgüter, der Leib, den die individuelle Volksseele sich selbst gebildet hat, um mittelst seiner ihr eigenthümliches Wesen in der Welt zu behaupten und ihre besondere Culturaufgabe an der Menschheit zu erfüllen. Ein Volk würde also sich selbst aufgeben, d. h. im höchsten Grade unsittlich handeln, wenn es seine staatliche Selbständigkeit für irgend welches, ob auch noch so hohes, Gut preisgäbe. Gewiß ist der Friede ein sehr wünschenswerthes Gut für alle Völker; aber das höchste und unbedingt zu er-

ſtrebende Gut kann und darf er darum niemals ſein, weil kein Volk das Recht hat, ihm das unveräußerliche Gut ſeiner ſelbſtändigen ſtaatlichen Exiſtenz zu opfern. Hieraus ergibt ſich ein einfacher Maßſtab zur Beurtheilung der mancherlei Projecte zur Herbeiführung des allgemeinen Friedens: ſie werden nur ſoweit zuläſſig ſein, als ſie die Selbſtändigkeit der Einzelſtaaten nicht gefährden, und ſie werden um ſo beſſer ſein, je mehr ſie den Frieden Aller ſo fördern, daß ſie zugleich die Selbſtändigkeit der einzelnen Völker ſtärken.

Schiedsgerichte zur Beilegung einzelner Streitfragen zwiſchen Völkern haben ſich ſchon bisher oft zweckmäßig erwieſen, und ihre immer häufigere Anwendung kann gewiß willkommen ſein. Aber doch nur unter der Vorausſetzung, daß kein Staat jemals gezwungen werden darf, ſie anzurufen oder ſich ihrem Urtheil zu unterwerfen. Ihre Anrufung wird ſich naturgemäß immer beſchränken auf ſolche Fälle, wo es ſich nur um peripheriſche Streitfragen des Mein und Dein (z. B. um den Beſitz einer fernen Colonie) oder um Fragen der formalen Ehre und internationalen Etikette handelt, wo alſo kein weſentliches Lebensintereſſe eines Staates auf dem Spiele ſteht. Ob aber dieſes Letztere der Fall ſei oder nicht, darüber zu entſcheiden wird doch zuletzt immer nur dem betreffenden Volke ſelbſt zuſtehen, da kein fremder Schiedsrichter darüber ein zutreffendes Urtheil haben kann, ſelbſt wenn er den aufrichtigen Willen hätte, mit unparteiiſcher Gerechtigkeit zu urtheilen. Und auch dieſe Vorausſetzung wird doch immer ſehr problematiſch bleiben. Denn bei allen ernſthafteren Colliſionen ſtaatlicher Intereſſen werden die ſogenannten Neutralen immer mehr oder weniger unter dem Geſichtspunkt ihres eigenen Vortheils die Rechte der ſtreitenden Staaten beurtheilen und danach ihre Friedensvermittlungen einrichten. Deutſchland zumal hat Jahrhunderte hindurch — vom Weſtfäliſchen bis zum Prager Frieden — ſo bedenkliche Erfahrungen bezüglich deſſen gemacht, was es von der Intervention anderer Mächte zu erwarten habe, daß es von aller gutmüthigen Vertrauensſeligkeit in dieſer Hinſicht ein für allemal geheilt ſein ſollte. — Und wenn nun das davon betroffene Volk das Urtheil der Schiedsrichter nicht als gerecht anerkennt und ſich ihm nicht unterwerfen will, wer wird es dazu zwingen? Glaubt man wirklich, daß in dieſem Fall der ſchiedsrichterliche Völkerbund oder in ſeinem Auftrag eines ſeiner Glieder aus purem Idealismus für die Idee des Rechts und Friedens die Waffen ergreifen und ſich in einen gefährlichen Krieg einlaſſen werde? Die Erfahrung ſpricht nicht dafür. Als 1870 Frankreich den Krieg mit uns vom Zaune brach, war alle Welt einig in der moraliſchen Verurtheilung dieſes ſchnöden Friedensbruches, aber nicht *eine* Hand hat ſich zu unſerem Schutze erhoben; wären wir nicht ſelbſt ſtark genug geweſen, uns unſerer Exiſtenz zu erwehren, Europa würde ſicherlich einer neuen Zerſtückelung unſeres Vaterlandes mit demſelben kühlen Gleichmuth zugeſchaut haben, wie es ſo manches Mal ſeit drei Jahrhunderten dasſelbe hatte ruhig geſchehen laſſen. Nach ſolchen Erfahrungen wäre es wahrlich eine unverantwortliche Leichtfertigkeit deutſcher Staatsmänner, wollten ſie die Erhaltung des Friedens für uns von der Gerechtigkeit und Energie eines europäiſchen Völkerareopags, ſtatt von der eigenen Stärke und Kriegsbereitſchaft unſerer Nation, erhoffen.

Man hat ferner zur Herbeiführung des ewigen Friedens die Abschaffung der stehenden Heere, die allgemeine Entwaffnung vorgeschlagen. Dem oberflächlichen Verstand erscheint es so einleuchtend, daß aller Krieg für immer unmöglich würde, sobald die Völker sich der Mittel zur Kriegführung entledigten. Aber die Geschichte lehrt doch anders. Sie lehrt, daß in den Zeiten, wo es noch keine stehenden Heere gab, nicht weniger, sondern viel mehr Krieg geführt wurde als heute. Im Mittelalter mußte jedes Städtchen sich mit Wall und Graben befestigen, um sich gegen Ueberfälle raublustiger Nachbarn zu schützen. Erst durch die stehenden Heere wurde den beständigen Fehden zwischen den Gliedern desselben Volks ein Ende gemacht und das Friedensgesetz des Staates durchgeführt. So lange nun diese Heere aus gemietheten Soldtruppen bestanden, konnten sie allerdings in der Hand von gewissenlosen Fürsten, wie Ludwig XIV., ein Mittel zur leichtfertigen Kriegführung aus Ruhm- und Habsucht werden. Ganz anders ist das geworden, seit nach Preußens Vorgang zunächst in Deutschland und mehr und mehr auch in anderen Staaten durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht an die Stelle der Söldnerheere das „Volk in Waffen" getreten ist. Diese Einrichtung — das Hauptärgerniß in den Augen kurzsichtiger Gefühlspolitiker — wird sich immer mehr, je weiter sie sich ausbreitet und je völliger sie sich ausbildet, als das vorzüglichste Mittel zum Frieden erweisen. Indem sie die Wehrfähigkeit, die Kraft der Selbstvertheidigung eines Volkes zum höchstmöglichen Grade steigert, benimmt sie den Nachbarn die Luft zu leichtfertigen Angriffen. Lag früher in der Schwäche Deutschlands eine stete Versuchung für das reizbare Temperament unserer Nachbarn, sich durch kriegerische Abenteuer auf unsere Kosten zu amüsiren, so ist jetzt durch unsere Kriegstüchtigkeit jene Hauptquelle der Friedensstörungen in Europa einigermaßen verstopft, wie die vierundzwanzigjährige Dauer des Friedens seit 1871 beweist. Und so sehr die allgemeine Wehrpflicht die Kraft der Selbstvertheidigung jedes Volkes steigert, so wenig ist sie doch andererseits geeignet, den Starken zum Angriff auf Andere zu verführen. Im Gegentheil, der Krieg wird dadurch zu einer so ernsthaften Sache für jedes Volk, er greift so tief in alle Lebensinteressen seiner Kreise und Familien ein, daß man sich allerseits nur schwer, nur unter den gewichtigsten Gründen zu ihm entschließen wird. Freilich liegt die Entscheidung hierüber nicht unmittelbar beim Volk, bei der Summe der Bürger, sondern bei der Regierung; aber jede Regierung, wie sie auch geordnet sein möge, wird unter den heutigen Verhältnissen das große Risico eines Krieges nicht leicht auf sich nehmen, wenn sie sich nicht mit dem Gesammtwillen ihres Volkes in wesentlichem Einklang weiß. Damit fallen alle jene zufälligen und frivolen Kriegsursachen, wie sie in früheren Zeiten oft in der Willkür der Herrscher und dem Ränkespiel der Diplomaten liegen mochten, in Zukunft immer mehr hinweg, und es bleiben dann nur noch die Kriege, die unvermeidlich aus den Collisionen der wesentlichen Lebensinteressen der Nationen hervorgehen und dem Schutze ihrer unveräußerlichen höchsten Güter dienen. In diesem Sinn hat einst König Wilhelm im norddeutschen Reichstag wenige Monate vor Ausbruch des großen Krieges erklärt: „Unter den Regierungen wie unter den

Völkern der heutigen Welt ist die Ueberzeugung in siegreichem Fortschritt begriffen, daß einem jeden politischen Gemeinwesen die unabhängige Pflege der Wohlfahrt, der Freiheit und der Gerechtigkeit im eigenen Hause zustehe und obliege, und daß die Wehrkraft eines jeden Landes nur zum Schutze eigener, nicht zur Beeinträchtigung fremder Unabhängigkeit berufen sei."

Daß jedoch alle möglichen Ursachen des Krieges sich niemals, so lange die Menschen Menschen sind, ganz werden aus der Welt wegschaffen lassen, darüber sollten wir uns nicht täuschen. Statt sich in optimistischen Illusionen und wohlgemeinten Friedensprojecten zu ergehen, die gar zu leicht die gerade entgegengesetzte Wirkung haben könnten, würde man gewiß besser daran thun, zu erkennen, daß gerade die fortdauernde Möglichkeit des Krieges und die damit gegebene fortwährende Nothwendigkeit der Kriegsbereitschaft ein vorzügliches Mittel der Vorsehung zur sittlichen Erziehung der Völker ist und immer bleiben wird. Es ist nun einmal durch die Weltordnung so bestimmt, daß das Leben ein Kampf ist, und ein Mensch sein heißt nach Goethe ein Kämpfer sein. Es scheint mir das auch die richtige Consequenz aus den Vordersätzen Kant's in den vorher erwähnten Schriften. Denn wenn, wie er sagt, der „Antagonismus der Kräfte", wie überall in der Welt, so auch im Völkerleben das Mittel zur Entwicklung der menschlichen Anlagen ist, so würde ja mit der völligen Aufhebung dieses Antagonismus die Entwicklung der Menschheit zum Stillstand kommen, also der Zweck der Vorsehung nicht erfüllt, sondern vereitelt werden. Dann kann es also nicht wohl unsere Pflicht sein, den Antagonismus der Völker zum ewigen Frieden aufzuheben, sondern nur dafür zu sorgen, daß wir, um dem unvermeidlichen Kampf ums Dasein gewachsen zu sein, alle Kräfte unseres Volks, physische wie geistige, zur möglichst vollkommenen Tüchtigkeit ausbilden.

Und welches Mittel wäre hierzu geeigneter, als die Erziehung des Volks in der Schule des Heeres? Jede andere Schule gilt mehr oder weniger nur einem besonderen Wissen und Können: die Schule des Heeres allein umfaßt den ganzen ungetheilten Menschen, leiblich und geistig. Für die Söhne der unteren Stände setzt sie das Werk der Volksschule fort und gewöhnt an Sauberkeit, Pünktlichkeit und Ordnung. Bei der aus den höheren Schulen hervorgegangenen Jugend bietet sie durch ihre körperlichen Uebungen ein höchst werthvolles Gegengewicht gegen die Einseitigkeit einer gelehrten Bildung, deren ausschließliche Kopfarbeit die Frische und Kraft des jugendlichen Körpers leicht verkümmern läßt. Und bei Allen ohne Unterschied erzieht sie den Willen zu den Tugenden, die die Grundlage aller bürgerlichen Gesittung und männlichen Charakterbildung sind: zuvörderst zum Gehorsam, zur unbedingten Unterordnung des eigenen Willens unter die Ordnung des Ganzen und unter den sie repräsentirenden Willen, der die Autorität hat; sodann zur Tapferkeit, zur Fähigkeit und Willigkeit, jederzeit die eigene Person einzusetzen für die Forderungen der Pflicht und der Ehre, vor keiner Gefahr und Noth zurückzuschrecken und kein irdisch Gut, selbst das Leben nicht zu lieb zu haben, um es nicht, wenn's sein muß, opfern zu können für das gemeinsame Heil. Wie leicht versinkt eine Gesellschaft, die nur das Erwerbs- und Genußleben des

Friedens kennt, in jenen praktischen Materialismus, dem das eigene Leben und behagliche Genießen der Güter höchstes ist; einem Volk in Waffen aber wird durch den ernsten Endzweck des Waffendienstes immer aufs Neue die Mahnung nahe gelegt: „Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren!“ Und von welchem Werth zumal in unserer Zeit, wo sonst die Bande der gesellschaftlichen Zucht und Ordnung sich allenthalben so bedenklich lockern und lösen, die Gewöhnung der Jugend an strieten Gehorsam und Achtung vor der Autorität ist, das ist gar nicht genug zu schätzen.

Gehorsam und Tapferkeit, Selbstverleugnung und Treue — das war die Gesinnung, in welcher die Jugend unseres Volkes vor fünfundzwanzig Jahren Pflug und Werkstatt, Schreibstube und Hörsal verließ, um, dem Rufe des Königs folgsam, zur Fahne zu eilen. Und es war nicht das Strohfeuer einer flüchtigen Begeisterung, was sie erfüllte, sondern unter den schwersten Proben, im Schlachtendonner und auf mühsamen Märschen, unter der Gluthhitze des Sommers wie im Schnee und Eis des Winters, unter Entbehrungen und Strapazen aller Art haben die Braven ihre Pflicht gethan, Alle mit einander wetteifernd, und die Freiwilligen, die aus den hohen Schulen gekommen, den Anderen mit gutem Beispiel voranleuchtend. Daß auch die aus unserer Universität ins Feld gerückten Jünglinge Treue bis zum Tod bewährt haben, das bezeugt diese Tafel hier mit den Namen der Gebliebenen, zum ewigen Gedächtniß der Braven und zur Nacheiferung für alle folgenden Generationen.

Nicht jede Generation ist berufen, in kriegerischen Leistungen und Opfern dem Vaterlande zu dienen. Aber die Gesinnung und Charakterstärke, die den Sieg im Kriege verbürgen, müssen schon im Frieden gepflegt werden und können auch an den Aufgaben des Friedens sich bethätigen und üben. Darum betrachten es die deutschen Hochschulen als ihre heilige Aufgabe, die ihnen anvertraute Jugend zu der echten Vaterlandsliebe zu erziehen, die nicht in eitlem Selbstruhm und hoffährtiger Verachtung anderer Völker sich äußert, sondern die besteht in tiefem Gefühl dankbarer Freude an den von den Vätern erstrittenen Gütern des nationalen Lebens und im festen Willen, es Jenen gleich zu thun in den Tugenden des tüchtigen Bürgers und Kriegers, in Gehorsam und Pflichttreue, in Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit. Wir wissen, daß dieser Sinn, der unsere Heere im letzten Krieg unbesiegbar gemacht hat, auch noch heute in der akademischen Jugend lebt; und wir hoffen, daß sie ihn auch ferner sich bewahren und den versuchlichen Stimmen der verneinenden Geister der Zucht- und Pietätslosigkeit widerstehen werde. Das wird ihr um so sicherer gelingen, je mehr sie die alte Wahrheit zu Herzen nimmt, daß alles Streben nach Weltverbesserung den Anfang machen muß mit der stillen Arbeit der Selbstverbesserung. Der Kampf, den wir jetzt für Erhaltung der Güter unseres Volkes zu kämpfen haben, ist zwar von anderer Art als vor fünfundzwanzig Jahren; aber die Losung bleibt immer dieselbe: es gilt der kategorische Imperativ Kant's: Thue Jeder an seiner Stelle jederzeit in gewissenhafter Treue seine Pflicht!

Neue Briefe von Gottfried Keller.

Mitgetheilt
von
J. Baechtold.

[Nachdruck untersagt.]

In trüber Zeit tröstete sich Gottfried Keller mit der Hoffnung, daß er vielleicht auch noch ein fröhlicher Mensch werde, „der diesen oder jenen Winterschwank aufführe." Der dritte und letzte Band der Briefe soll den fröhlichen alten Herrn zeigen.

Es ist wohlerworbenes Vorrecht der „Deutschen Rundschau", eine vorläufige Auslese aus den Briefen dieser späteren Jahre zu halten.

Unter den Adressaten erscheinen Namen, die den Lesern der früheren Bände wohlbekannt sind, wie die unglückliche Ludmilla Assing, Hermann Hettner, der Heidelberger Maler Bernhard Fries.

Von neuen Freunden, mit denen Keller in Briefverkehr trat, ist in erster Linie der berühmte Wiener Rechtslehrer Adolf Exner zu nennen. An der öffentlichen Feier des fünfzigsten Geburtstages, die seine Mitbürger dem Dichter am 19. Juli 1869 veranstaltet hatten, sah Keller den ein Jahr zuvor aus Wien an die Züricher Hochschule berufenen Exner zum ersten Male. Eine kurze Unterhaltung bahnte eine Freundschaft an, welcher die zahlreichen Briefe das schönste Zeugniß reden. Heute deckt — allzu frühe! — die Erde des Dornbacher Friedhofes in Wien die Hülle des trefflichen Menschen und Gelehrten, den ein jäher Tod mitten in der aufsteigenden Bahn gestürzt hat (10. September 1894). Was Adolf Exner zu Gottfried Keller zog, war in erster Linie der Mensch, die eigenartige Persönlichkeit. Eine vornehme, künstlerisch feinsinnige Natur, mit Semper und Brahms befreundet, ein heller, fröhlicher Geist, gewann Exner rasch die herzliche Zuneigung des Herrn Staatsschreibers. Als im Sommer 1872 Schwester Marie auf Besuch kam, und der Zürichberg an schönen Abenden seelenvergnügte Menschen — Professor Karl Dilthey gehörte zu ihnen — zu sich heranlockte, wurde der Bund mit dem Geschwisterpaare geschlossen. Schon im Herbst verließ Adolf Exner Zürich und kehrte als Nachfolger Ihering's an die Universität Wien zurück. Eine glänzende Zukunft erwartete ihn dort. Zunächst ein außerordentlicher Wirkungskreis als akademischer Lehrer ersten

Ranges und eminent praktischer Jurist[1]). Dann Schriftstellerruhm, und zwar vorerst für ein Werk, an das er die Arbeit dreier Züricher Jahre gesetzt hatte. Exner wurde der juristische Lehrer des Kronprinzen, Mitglied des Reichsgerichts und des Herrenhauses, Rector magnificus der Hochschule: seine Antrittsrede vom October 1891 „über politische Bildung" lebt in frischer und dankbarer Erinnerung aller derer, die mit ihm die humanistischen Studien für die Grundlage einer wissenschaftlichen Bildung halten. Dabei blieb er der bescheidene einfache Mann, der seine liebsten Erholungen im Kreise einer angenehmen, behaglichen Häuslichkeit, auf großen Reisen, im Anschauen von Kunstwerken, im Genusse edler Musik, in den Freuden der Jagd und des Landlebens fand. Ein fröhlicher Briefwechsel entspann sich zwischen Zürich und Wien. Die zutraulichen, lustigen Keller-Briefe an die Geschwister bilden die Zierde des letzten Bandes. Reizendere hat der Dichter nicht geschrieben als diejenigen an Marie Exner, nachmalige Frau von Frisch. Um allerlei Weihnachtsgeschenke aus Wien zu erwidern, holte er die verstaubte Malschachtel wieder hervor und pinselte, Jugend-Hantirungen auffrischend, wunderschöne Aquarelle. Ja, es geschah das Unerhörte: der Unbewegliche reiste 1873 ins Salzkammergut und ein Jahr darauf nach Wien. Im Exner'schen Hause oder in der Villeggiatur am Mondsee fühlte sich der in allen Dingen der Gastfreundschaft so zurückhaltende und spröde Mann wohler als irgendwo. Er ging mit dem Plan um, unter Exner's landeskundiger Führung nach Italien zu fahren. Beim Züricher Universitätsjubiläum im August 1883 sahen sie sich zum letzten Male. Eine gemeinsame Seefahrt nach der Ufenau blieb dem jüngeren Freunde in unauslöschlicher Erinnerung. Der letzte mit klarer Hand geschriebene Brief Gottfried Keller's (Nr. 35) galt Frau Marie.

Eine weitere Serie von Briefen ist an den österreichischen Kritiker und Literarhistoriker Emil Kuh gerichtet. Dieser hatte während des Sommers 1870 den „Grünen Heinrich" zum ersten Male gelesen, einen Aufsatz darüber in die „Neue Freie Presse" eingerückt und sich zugleich brieflich an den Dichter gewandt. Emil Kuh war ursprünglich zum Kaufmann bestimmt gewesen, hatte sich jedoch autodidaktisch zum Journalisten und Literaturprofessor emporgearbeitet. Seine zahlreichen, elegant geschriebenen Aufsätze verdienten längst gesammelt zu sein. Ueber der Hauptarbeit seines Lebens, der Hebbel-Biographie, ist er nach langem Kränkeln am 30. December 1876 in Meran gestorben, ohne den verehrten Meister Gottfried jemals von Angesicht gesehen zu haben. In literarischer Hinsicht gehören Keller's Antworten auf Kuh's gehaltvolle Briefe jedenfalls zu den reichsten Documenten unserer Sammlung.

Zu den auserwählten Frauen, mit denen der alte Herr Gottfried gerne brieflich plauderte, zählte die Schwägerin Freiligrath's, Fräulein Marie Melos, ein Weimarer Kind, das noch auf Goethe's Knieen gesessen hatte[2]). Beide, Gottfried Keller und Marie Melos, waren an dem nämlichen Tage geboren

[1]) Vergl. L. Mitteis, Erinnerung an Adolf Exner (1894); Josef Unger's Nachruf im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" vom 27. September 1894 (Morgenblatt); G. Jellinek in Bettelheim's Biographischen Blättern, Bd. I, S. 222 ff. (1895).

[2]) Vergl. Gottfried Keller's Leben, Bd. I, S. 240.

und schrieben sich seit 1877 jährlich zum Geburtstage. Marie Melos ist 1888, zwei Tage vor Keller's Schwester, gestorben.

Die übrigen hier mitgetheilten Briefe gelten zwei treuen, noch lebenden Freunden, Herrn Regierungsrath Wilhelm Petersen in Schleswig und Herrn Dr. Josef Victor Widmann in Bern.

1. An Ludmilla Assing in Florenz.

Zürich, den 8. Juni 1870.

Verehrtes Fräulein Assing! In einer langweiligen Regierungssitzung, in welcher stundenlang debattirt wird, finde ich endlich die Gelegenheit, meiner Sünden zu denken: und da fällt mir vor Allem meine bald zweijährige Briefschuld aufs Gewissen, die mich Ihnen gegenüber drückt. Wie Sie an diesem Eingang, sowie am Papier wahrnehmen können[1]), befinde ich mich ungeachtet der vorüber gegangenen Staatsveränderung unseres Republikwesens immer noch in meinem Amte: ich sitze zur Stunde an meinem alten Platz auf dem Rathhause, aber seit einem Jahre sieben neue Regierungsmänner um mich her, da alle Alten, meine Freunde, durch Volkswahl beseitigt wurden[2]). Unsere neue Verfassung ist im Gange, und die Wogen haben sich soweit gelegt, daß sie da und dort bereits zu ebben beginnen, und die Reihe des Aengstlichwerdens schon an manche der Bewegungsleute kommt. Ich hoffe, die ganze Geschichte bei guter Muße in einem artigen historisch-politischen Tractätlein beschreiben zu können, um auch etwas Derartiges zu hinterlassen[3]).

Doch genug jetzt hiervon. Neulich habe ich einen im Herbst 1868 für Sie angefangenen Brief aufgefunden, der unter Schichten von Acten, die sich in diesen stürmischen zwei Jahren gesammelt, vergraben und meinem Gesichte entzogen worden war. Er beginnt, wie alle meine Episteln an Sie, mit Dankesvariationen über die literarischen Zusendungen, Fortsetzungen der Tagebücher, Mazzini u. s. w.; ich kann jetzt, da ich mich nicht zu Hause befinde, gar nicht Alles aufzählen und mich auch nicht an eine nähere Betrachtung und Würdigung des Einzelnen einlassen. Empfangen Sie also mit altem Wohlwollen meinen kurzen Dank für Alles! Trotz meines Schweigens habe ich doch öfter an Sie gedacht bei verschiedenen Anlässen und zwar, wie es billig ist, da Sie so ein politisches Frauenzimmer sind, meistens bei der Zeitungslectüre, wenn von Mazzini und Garibaldi, von den Insurrectionsversuchen, Schießen, Stechen und Hauen die Rede war. In Lugano sind ja die Räume, die Sie selbst bewohnt haben, Schauplatz von Beziehungen und Haussuchungen, so bei Grilenzoni u. s. w.

Erquicklicher als dieses ewige Nichtwerdenkönnen oder vielleicht dieses ewige Wiedervergehen sind für uns hier die Wendungen, welche die Gotthard-

[1]) Das Original ist auf einen Quartbogen mit der gedruckten Aufschrift: „Staatskanzlei des eidgenössischen Standes Zürich", geschrieben.

[2]) Ludmilla an G. Keller, 12. Juni 1870: „Sie sind der einzige meiner Freunde, der in Amt und Würden ist, und mich freut es, daß Sie darin geblieben sind zum Besten Ihres königlosen Vaterlandes."

[3]) Dies ist im „Verlorenen Lachen" geschehen.

angelegenheit zum guten Ende hier zu nehmen scheint. Hoffentlich wird bald das Parlament in Florenz sein Wort auch sagen. Wenn nur der Tunnel schon gebaut wäre, so wäre ich gewiß schon durch denselben nach Mailand und Florenz gefahren, wo Sie nun im eigenen Hause walten und der Garten schon anfängt, Schatten zu geben, und Sie wie eine Corinna oder dergleichen unter interessanten Italianissimi wandeln [1]).

Verfolgen Sie auch noch ein bißchen die deutsche Literatur? Es ist Alles aus Rand und Band, und hundert Talente und Talentchen treiben sich auf offener See herum; aber ich glaube, es wird sich etwa in den nächsten zwanzig Jahren wieder etwas Besseres krystallisiren, da dann doch etwa hundert Jahre seit dem letzten Mal verflogen sind.

Gutzkow ist wieder fieberhaft thätig, der arme Kerl, und macht alle zwei Monat' ein Buch, spricht dabei von allen alten Berliner- und anderen Geschichten und ärgert sich über Altes und Neues und vergißt keinen, mit dem er sich irgend einmal gezankt hat. Andere treiben Anderes.

In neuerer Zeit lebe ich endlich wieder einmal mehr für meine Person, lese viel und schreibe allmälig wieder. Ich durchgehe alte Manuscripte, mache sogar Verse, kurz ich übe mich vorsichtiglich aber behaglich ein, heute oder morgen wieder ein freier Schriftbeflissener zu werden, da mich die Jahre doch zu dauern anfangen, die so dahin gehen.

Die Discussion über eine practische Steuerschraube, welche meine VII Tyrannen soeben fabriciren, geht nun zu Ende und damit auch die Zeit, welche ich für diese wenigen Zeilen fand, welche nichts Interessantes oder Schönes enthalten werden, aber Sie wenigstens überzeugen sollen, daß ich schon länger auf einen Augenblick gelauert habe, meiner Pflicht zu genügen. Kommen Sie diesen Sommer nicht nach der Schweiz? Wenn Sie mir etwa sagen wollten, wie es Ihnen geht, so werde ich Ihnen bälder antworten als diesmal. Mazzini, Ihren Idealsmann, habe ich letztes Jahr in einem Concert in Zürich gesehen und sogleich erkannt; freilich wußte man, daß er hier sei. Gesprochen habe ich ihn natürlich nicht [2]).

Leben Sie nun bis auf Weiteres wohl, verehrtestes Fräulein, und bleiben Sie nicht ungewogen

Ihrem ergebenen

Gottfried Keller.

NB. Fast hätte ich vergessen: Sie können mir auf der Adresse Doctor schreiben, da ich letztes Jahr, als ich fünfzig Jahr' alt wurde, einen solchen Spitznamen bekommen habe.

---

[1]) Ludmilla hatte schon im Sommer 1868 von dem Bau ihrer kleinen Villa geschrieben. Auf die obige Stelle antwortete sie am 12. Juni 1870: „Ja, ich gehe mit Italianissimi in meinem Garten spazieren, wie etwa mit dem alten vortrefflichen Campanella, dem Jugendfreund Mazzini's, aber auch mit deutschen Freunden, wie z. B. mit dem preußischen Major Künzel, mit dem ich zuweilen Stunden lang über die ‚Wahlverwandtschaften' oder den ‚Wilhelm Meister' discutire."

[2]) Ludmilla an G. Keller a. a. O.: „Wie schade, daß Sie Mazzini in Zürich nicht angeredet haben! Sie hätten nicht einmal nöthig gehabt, meinen Namen zu nennen, sondern nur den Ihrigen, den er sehr gut kennt, da ich ihm öfter von Ihnen gesprochen und geschrieben habe."

2. An Emil Kuh in Wien.

Zürich, 28. Juli 1872.

Verehrtester Herr! Das heiße und doch beschäftigte Sommerleben hat mich lange in meiner Briefschuld stecken lassen. Doch jetzt danke ich Ihnen endlich herzlich für Ihre neuen Gaben, für die Besprechung der Legenden und das Grillparzer- und Stifterbuch[1]). Ueber letzteres hoffe ich früher oder später besser mit Ihnen sprechen zu können als zu schreiben. Für jetzt danke ich Ihnen bloß für die wahrhaft gedankenreiche und aus dem Stoffe herausblühende Diction.

Wenn Sie auch Grillparzer fast etwas zu drücken, Stifter dagegen etwas über sich hinauszuheben scheinen (seine Schranke lag wohl in dem Stück Philister, das in ihm war, vide auch sein Porträt), so ist doch Alles, was Sie sagen, anregend und lehrreich, eine liebenswürdige Art von Kritik, die auch unabhängig von ihrem Gegenstand allgemein und wahr bleibt.

Daß Grillparzer's Gedichte salopp herausgegeben wurden, ist ersichtlich und zu bedauern; doch ist es ein wichtiger Band und würde während der letzten vierzig Jahre manchen Mann berühmt gemacht haben, der ihn gemacht und publicirt hätte. Es sind doch in Ton und Stimmung vollendete Sachen darin und zwar nicht wenige, und Werthloses sozusagen nichts; dagegen Ungerechtes und Eigensinniges ist zu finden; aber wer hat nicht seine Idiosynkrasieen?

Daß Sie meine Gedichte nicht lieben, ist ganz in der Ordnung; ich thue es auch nicht[2]). Dennoch muß ich diese ungerathenen Jugendkinder noch spät zu striegeln und harmonischer anzukleiden suchen, da sie einmal da sind. Mit einem besonnen durchgearbeiteten und sachlich vermehrten Gesammtbande hoffe ich jene unfertigen Zufrühbändchen verschwinden zu machen.

Ich stehe Ihnen gerne zu Diensten mit biographischen Notizen. Doch bin ich in Verlegenheit, zwischen der knappen Form, wie man sie dem Pierer ꝛc. liefert, und der reichlicheren Mittheilung die richtige Mitte zu treffen, wobei ich offen gestehe, daß ich nicht gerne ein wörtlich zu brauchendes Actenstück geben möchte. Diese Art, zu Studien über mich selbst mitzuwirken, scheint mir noch nicht am Platze zu sein, und wird es vielleicht nie sein.

Was nun ein persönliches Zusammentreffen angeht, so würde mir ein solches gewiß Freuden machen. Ich überlasse die Art und Weise ganz Ihnen. Kommen Sie an und für sich gern einmal nach Zürich, so kann ich Ihnen da auch manchen hübschen Spaziergang vorschlagen; man ist überall gleich an einer schönen Stelle. Auch kann ich mir wohl denken, für einige Tage nach dem Tirol zu kommen, da ich in der That irgend wohin zu gehen beabsichtige und noch keine Wahl getroffen habe. Entscheiden Sie also! Vielleicht läßt sich beides vereinigen, indem ich Sie von Zürich fortbegleiten würde.

---

[1]) In der „Neuen Freien Presse" vom 6. Juli 1872. — Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter von Emil Kuh (Pest 1872).

[2]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 8. Juni 1872: „Ein nächstes Mal will ich von Ihren Gedichten schwatzen, die ich in ihrer Gesammtheit nicht liebe." [!]

Hier ist auch die gewünschte Photographie mit der leidigen Brille; ich habe keine geschmackvollere resp. natürlichere zur Hand. Ich bin kein Löwe[1]), sondern ein kleiner dicker Kerl, der Abends 9 Uhr ins Wirthshaus und um Mitternacht zu Bette geht als alter Junggeselle.

Ihrer eigenen Photographie hoffe ich bei Gelegenheit auch habhaft zu werden.

Behalten Sie in freundlichem Andenken Ihren ergebenen

Gottfr. Keller.

3. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 31. Januar 1873.

Verehrter Herr Professor! Ich habe nun Ihre „Kritik des Pfandbegriffes" durchgelesen und komme, Ihnen meinen pflichtschuldigen und eifrigen Dank abzustatten für die freundliche Zusendung. Aufs neue habe ich die Weisheit Gottes bewundert, der Alles so schön und mannigfaltig geschaffen und die verschiedensten Dinge in die Welt gesetzt hat, an denen sich die guten Gaben der Menschen, Scharfsinn, Fleiß, logisches Ingenium u. s. w. erproben können. Ueber die wissenschaftliche Seite Ihres Werkes will ich mich an anderer Stelle aussprechen, in einer gelehrten Abhandlung oder Recension. Dazu bin ich folgendermaßen gekommen:

Als ich mich eines Abends nicht von dem Buche trennen konnte, nahm ich es mit ins Wirthshaus und las dort fort mit solcher Begeisterung, daß ich unversehens eine ungeheure Zeche und zu wenig Geld hatte; da verpfändete ich dem Wirth Ihren „Pfandbegriff" und das Honorar eines Aufsatzes, den ich darüber zu schreiben versprach. Weil er aber zu der Größe dieses Honorars kein rechtes Vertrauen besaß, der Barbar, so mußte ich eventuell noch den Ertrag der ersten, dritten, fünften u. s. w. Auflage des zu veranstaltenden Separatabdruckes verschreiben, während die zweite, vierte, sechste u. s. f. Auflage mir, resp. meinen Erben, zu Gute kommen sollen, zu billiger Alimentation.

Punkto Alimentation[2]): Es war nicht so gefährlich mit dem Freßkörbchen, und Ihr habt meiner Prahlhanserei zu leicht geglaubt; auch hatte ich D. in guter Vorahnung schon vorher eingeladen, mir zu helfen, und er ist dann

---

[1]) Emil Kuh wünschte eine Zusammenkunft mit G. Keller in Tirol oder in Zürich und fügte bei: „Ein einsamer Mensch bin ich allerdings, aber vor den Löwen habe ich keine Scheu." Nach Empfang der Keller'schen Photographie schrieb er am 8. August 1872 aus Josefberg bei Meran: „Ihr Antlitz spricht sich allmälig in meine Vorstellung von Ihnen hinein. Hebbel sagte einmal zu mir, als ich noch ein junger Mensch war: ‚Merken Sie sich, wer etwas ist, sieht niemals wie ein Schneider aus.' Meine Frau schien von dem Anblick Ihrer Züge beinahe so unheimlich berührt wie von Ihrem ‚Grünen Heinrich'; wie Sie denn überhaupt der einzige Dichter sind, den meine Frau fürchtet, indem sie zugleich mächtig von ihm ergriffen wird."

[2]) Marie Exner an G. Keller, 10. Januar 1873: „Sie sind ja ein wahres Freßungethümchen. Das Freßlörblein war auf Sie sammt Ihren Freund D. gemünzt, und Sie haben es allein ausgeschleckt? . . . Ein Schnapsfläschchen steht vor mir, kann allerlei Stückchen, hat einen Stöpsel, der zugleich Trinkglas ist, singt wie eine Nachtigall, aber ich traue mich nicht und behalte das Wunderthier."

auch gekommen, hat aber nicht der Mühe werth verzehrt. Jene Krebsbüchse ist jetzt noch nicht aufgegessen, so viel steckt darin. Ihre beinahe geschenkte singende Flasche, Fräulein Marie, hat mich sehr gefreut. Das ist eine allerliebste Art zu schenken und unterhält die Freundschaft. Ich will's auch gleich erwidern, und ich schenke Ihnen in gleicher Weise: a) ein paar hundertjährige Ohrringe meiner Großmutter, die ich auf meinem Schreibtisch liegen habe und mit denen ich beim Novellenschreiben spiele, damit die Finger gelenk werden nach dem Actenschreiben; sehr zierlich. b) 1 Quent von meiner zu erwartenden ewigen Seligkeit, das um so größer sein wird, je mehr Seelenmessen Sie für mich lesen lassen. c) 30 Photographien der Rottmann'schen Landschaften in den Arcaden zu München, die ich neulich gekauft; kosten 120 Francs. d) Eine große Rembrandt'sche Radirung, der Tod Maria's, gilt auf Auctionen über 100 Gulden, habe vor dreißig Jahren geschenkt bekommen. e) Ein Exemplar des Trauerspieles „Savonarola" von Gottfried Keller, auf Pergament gedruckt, aus seiner, des Verfassers, eigener Haut. Das können Sie natürlich erst nach meinem Tode bekommen.

Doch will ich für heute innehalten, damit mir ein anderes Mal noch was zu schenken bleibt.

Herr D. hat neulich einen hübschen Vortrag auf dem Rathhause gehalten; er machte so guten Eindruck, daß ihn Frau H. noch im Saale gleich umarmte und ihm das Manuscript raubte, das er unter dem Arme trug. Er lebt jetzt sehr vorsichtig, fleißig und zurückgezogen. — — Soeben schellt er aber und kommt, um mich wieder einmal zu verführen.

Den 1. Februar.

Ist geschehen. Heute will ich diese inhaltreiche Epistel absenden. Sobald ich Aushängebogen oder so was habe, will ich sie der hochlöblichen Exnerei schicken; ich weiß nicht, warum der Verleger nicht anfängt, da er das Manuscript schon lange hat.

Mit besten Grüßen der ergebenste G. Keller.

4. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 19. October 1873.

Hochschätzbarstes Fräulein! Ich bin ein bißchen von langer Weile geplagt, und da fällt mir ein, daß mich dummen Kerl eigentlich nichts hindert, mich durch Anfertigung eines Briefes an entfernte Kurzweilige etwas zu zerstreuen. Weil aber der Herr Professor nie antwortet, so mache ich Sie zum Chef der Firma und schicke das Geschreibsel Ihnen.

Vorerst habe ich meine glückliche Ankunft in meiner Heimath zu melden, die schon vor einer Ewigkeit erfolgt ist. In München war ich zwei Tage geblieben, ohne eine bekannte Seele zu treffen. Ich hockte den ganzen Tag in den Sammlungen und Abends im Theater, in „Was Ihr wollt" und dem „Figaro". Die Schack'sche Bildergallerie ist wieder um eine Anzahl interessanter Bilder reicher, dagegen baut dieser sonst so geschmack- und talentvolle Baron das verrückteste Haus, das jetzt existirt, ungefähr so: [Zeichnung.]

Aber ich wollte Euch eigentlich noch vielmals danken für die gute Behandlung und alle Freundlichkeit, was hiemit geschieht. Auf Weihnachten will ich Ihnen die Ohrringe meiner Großmutter schicken für den Fall, daß Sie sich nächste Fastnacht wieder in Rococo kleiden wollen. Sie dürfen sie schon annehmen, da sie nicht viel Werth haben.

Gestern war ich mit einer alten Herrengesellschaft am Rheinfall zu einem Herbstvergnügen mit neuem Wein und altem Champagner; ich habe erbärmliche Reden gehalten; nun bin ich voll Reue, und es ist mir Kopf und Herz schwer; auch fällt mir eben das weinende Sopherl am Mondsee ein mit seiner Bäckerei, o je! Was machen Sie, malen Sie fleißig und schön? Sind Sie wohl und munter? Wenn nun einige Wochen verstrichen sind nach Empfang dieses Briefes, so könnten Sie alsdann mir auch etwa eine halbe Seite voll Nachricht geben. Bitte den immer noch unbeschlichenen Tyrannen Adolf zu grüßen, ferner die Filiale Winimund und Sigewarter[1]), den Schützenkönig Ernst und den Schürzenkönig Otto F. u. s. w. und sich selbst nicht zu vergessen. Bei mir hat das Theetrinken mit nachherigem Ausgehen begonnen[2]), von morgen an ohne Ausgehen; beträchtliche Ersparnisse stehen in Aussicht.

Ihr ergebener G. Keller.

5. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 23. October 1873.

Hochverehrter Herr Professor! Ihr freundlicher Brief aus Meran kommt mir gerade recht, da ich seit Tagen damit umgehe, meine Schuld wenigstens andeutungsweise abzutragen. Leider hatte ich Ihren Neapolitaner Brief verlegt, oder er hat sich unter meinen Papieren verschoben, so daß ich nicht nachsehen konnte, welchen Aufenthalt Sie für den Frühling angekündigt hatten[3]).

Und nun noch der Unstern! Ich war im September drei Wochen im Salzkammergut mit Wienern zusammen und wäre beinahe Anfangs October über den Brenner gegangen, um unten herumzugehen und über Splügen oder Gotthard heimzukehren; hätte ich Sie in Meran gewußt, so wäre ich jedenfalls dorthin gekommen.

Nun muß ich aber mein herzliches Bedauern über Ihre Gesundheitszustände ausdrücken, die Sie so lange fern halten, wenn auch in schönem Lande; hoffentlich ist es Ihnen aber dort dafür wohl, so daß Sie nicht leiden und Ihrer guten Geister froh sind.

Ihre Aufsätze über Grillparzer[4]) hatte ich bald nach Ihrem Briefe von Wien her erhalten. Ich kann leider über des Dichters Psychisches Ihnen nur

[1]) Verballhornung der Namen eines Brautpaares.

[2]) Marie Exner an G. Keller: „Trinken Sie fleißig Thee, der ist sehr gesund und führt direct auf den Weg ins Paradies."

[3]) Emil Kuh hatte am 10. Februar 1873 von Neapel aus gemeldet, daß ihn sein Halsleiden zu einem längeren Aufenthalt im Süden zwinge.

[4]) Im Feuilleton der „Wiener Zeitung" 1872, S. 2019 f.: Besprechung von Grillparzer's „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg" und „Jüdin von Toledo".

beistimmen, obschon die Selbstbiographie sich von anderem ähnlichen Regengeträufel durch viele einzelne Schönheiten und Gehaltstellen noch merklich unterscheidet. Ihr Spruch von dem Mangel eines tiefen Wohlwollens ist hart und wahr, wie ein gerechtes Urtheil. Vielleicht mangelt auch noch ein jüngerer Bruder desselben, ein gewisser Leichtsinn, welcher Mangel den Mann von Jugend auf so ängstlich an der heimathlichen Bureaukratencarriere kleben und ihn nie frisch und frei in die Welt ausfegeln ließ. Hätte er sich der Fremde anvertraut, so hätte sie ihn zu dem Ihrigen gemacht und der Heimath als einen gemachten Mann zurückgegeben. Wer aber unter Heimathliebe nur die Zuhausehockerei versteht, wird der Heimath nie froh werden, und sie wird ihm leicht nur zu einem Sauerkrautfaß.

Um ein so größeres Wunder sind nun die guten Dramen; da ist doch ein tieferes Wohlwollen, das doch irgendwo heraus muß.

Mit dem „Bruderzwist" und der „Jüdin" sind Sie mir noch ein bißchen zu glimpflich umgegangen; ich bin über das rein Schematische in der „Jüdin" fast empört; es kommt mir dieses Stück vor, wie jene hundert Erstlingsstücke vielversprechender junger Dichter, denen nie ein zweites gefolgt ist[1]). Ich kann mir diese Macherei nur aus der eigensinnigen Pedanterie erklären, mit welcher er den Lope abbotanisirt hat.

Diese hastige Figurenjagd und die ernst breite, tiefe und heiter behagliche literarische Vorbereitung eines Schiller, wenn er an eine Tragödie ging! Oder das künstlerische con amore Goethe's, der seine Sachen zweimal dichtete, wo es ihm recht glücklich ernst war!

Aber dennoch bleiben die großen Sachen Grillparzer's, was sie sind, abgesehen von den vielen schlechten Versen.

Und welch' ein Olympier ist er wieder gegenüber dem unglücklichen Otto Ludwig, dessen kranke Selbstschulmeisterei eben jetzt in seinen Nachlaßsachen neu colportirt wird, der sich ein dramaturgisches Kochbuch geschrieben hat, um zu sterben, ehe der das erste Gericht essen konnte!

Da gibt es doch für das rechte Verhältniß und Maß von richtiger Arbeitsweise kein schöneres Muster als Schiller, ebenso entfernt von ohnmächtigem Quaderwälzen, wie vom resignirten Tändeln.

Wie sind Sie eigentlich mit den geistigen und literargeselligen Zuständen in Wien zufrieden? Leben Sie gerne dort? Ich weiß nicht einmal, ob Sie ein geborener Wiener sind![2])

---

[1]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 14. November 1873: „Den Vorwurf, daß ich mit Grillparzer's ‚Jüdin' zu glimpflich umgegangen, muß ich gelten lassen. Der Grund jedoch, warum dies geschehen, ist der: daß ich ein halbes Jahr vor jener Kritik das offenbar gedämpft gehaltene Buch über Grillparzer edirt hatte. Der achtzigjährige Dichter lebte noch, als ich ihn charakterisirte, und ich war deshalb nach meinem Gefühl gedrungen, den heftig schlagenden Hammer aus dem Uhrwerk heraus zu nehmen und einen anderen einzulegen, der die Stunden leiser anzeigte." Keller's briefliche Aeußerung über Grillparzer wurde von Emil Kuh in seinem Aufsatz über Otto Ludwig's Nachlaßschriften im Feuilleton der „Wiener Abendpost", 1873, S. 2124, abgedruckt.

[2]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 14. November 1873: „Ich bin 1828 in Wien geboren, dort erzogen — nicht ausgebildet — worden, da ich meine innere Ausbildung zum Theile meinem Verkehre mit Hebbel, gleichsam auf einer norddeutschen Insel in Wien, sodann meinen eigenen

Die „Leute von Seldwyla“ sind jetzt im Drucke, der alte Band und der neue zusammen, als zweite vermehrte Auflage in vier Bänden in Stuttgart. Der erste Band ist bereits versandt. Wenn alle vier erschienen sind, so will ich sie Ihnen nach Meran schicken, etwa im November oder Anfangs December.

Ich will jetzt alle Jahre noch was erscheinen lassen und hoffe noch an dramatische alte Träume zu gerathen nach dem Sprüchwort, „was man in der Jugend wünscht“ ꝛc. Denn ich habe jüngst ein kleines Stücklein gefunden, das ich im dreizehnten Jahre machte.

Nun wünsche ich aber gute rasche Genesung. Ihr ergebener

G. Keller.

6. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 20. December 1873.

Sie verschanzen sich ja, hochzuverehrende Fräulein Marie Exner, so heftig gegen die Ohrringe, als ob sie von der Großmutter eines gewissen anderen Herrn kämen, statt von der meinigen. Damit sind Sie meine kleinen onkelhaften Wohlgesinntheiten aber noch nicht los geworden; denn ich habe sofort ein anderes Project gemacht und einen jener Wege abgebildet, die ich am Mondsee habe wackeln und patschen müssen, und schicke Ihnen hiermit das Product als Weihnachtsgeschenklein mit herzlichen Neujahrsgrüßen. Damit ich indessen die Schmiererei (ich habe seit länger als zwölf Jahren nicht mehr gewasserfärbelt) jederzeit ausleugnen kann, so habe ich dieselbe Ihnen in die Schuhe geschoben; wenn Sie eine gute Lupe nehmen, so können Sie das rechts oben in der Ecke bemerken [1]).

Ein zweites Bildchen, der Holzweg nach Unterach mit dem Höllengebirge, ist nicht mehr fertig geworden und wird später gesandt.

Ich erhalte dadurch das Vergnügen, Sie zweimal mit meinen schreckhaften Packeten ängstigen zu können, was ich mir lebhaft und boshaft vorstelle. Um aber die jetzige Sendung wenigstens das Porto werth zu machen, lege ich einige lustige Photographien bei, thöricht genug, da sie meine stumpfen Aquarelle

mühseligen Robinson-Bemühungen verdanke. Ein paar Jahre lebte ich in Troppau, weil ich eine Zeitlang dem Drängen meiner Familie nachgab, einen praktischen Lebensberuf zu ergreifen; ich lebte in jener schlesischen Stadt als Beamter der Nordbahn, der einer meiner Onkel als Chef vorstand. Da plötzlich riß ich mich von dieser Kette los, setzte meine Studien fort, spielte einen leidenschaftlichen Liebesroman, dessen Abschluß die Ehe ward, durch, einen Roman, den meine Eltern und Verwandten durchkreuzt zu haben glaubten, als sie auf meine Versetzung von Wien nach Troppau Einfluß nahmen. Den Winter 1858—59 brachte ich in Berlin zu, wo es fast so traurig in mir und um mich her aussah wie mit Ihrem Heinrich Lee in München. Nach Wien zurückgekommen, begann ich cultur- und literargeschichtliche Vorträge zu halten, um mir einen Weg zu einer Lehrkanzel zu bahnen, die ich bald nachher erlangte [die Professur für deutsche Literatur an der Wiener Handelsakademie, die Ruh übrigens seit dem Sommer bereits aufgegeben hatte, um ganz seiner Gesundheit zu leben]. Damals brach ich auch unbarmherzig meine poetischen Bestrebungen ab, die ich bis dahin als das mir Wichtigste festgehalten hatte. Mit dem Wiener Leben konnte ich mich niemals innig befreunden.“

[1]) Landschaft am Mondsee, mit der Drachenwand im Hintergrunde, oben: MAR : EXN : FEC . LAC : LUN : A. D. MDCCCLXXIII. Vergl. auch H. E. v. Berlepsch, „Gottfried Keller als Maler“, S. 136.

noch gänzlich todtschlagen; aber wann werde ich klug? Wie? Ich kann die Sachen leicht missen und habe eine ganze Mappe voll davon. Sie sind im Winter tröstlich anzusehen.

Ihr freundlicher Brief vom 5. November hat mich sehr gefreut und Alles, was drin steht; Ihre flotte Künstlerhandschrift kommt mir immer erquicklich zu Gesicht. Die Verehrungsduseleien, mit denen Sie mich bewirthen, will ich Ihnen verzeihen und die Vergeltung dem lieben Gott anheimstellen, der Sie schon irgend einmal bei den Fittigen kriegen und schütteln wird, aber nicht zu arg, sonst komme ich mit der Heugabel gelaufen.

Der Frau E.... habe ich wirklich geschrieben und zwar aus Rache dafür, daß sie mich bei jenem glorioſen Maskenfest am Mondsee als „ältere Leut" vor der Zeit ins Bett spediren wollte, als Alter an eine Alte, und habe sie mir im Alter dabei gleichgestellt und von Sauerkraut, Schnupftabak u. dgl. geplaudert. Allein ich fürchte, solche Lümmelspäße liebt sie nicht, und am Ende hat sie es jenes Mal noch gut mit mir gemeint. Ich will ihr dafür gelegentlich einen ätherischen hochgestimmten Brief schreiben. Schicken Sie ihr aber diesen gegenwärtigen Brief nicht wieder; dergleichen kann einem leicht abhanden kommen und als Autograph u. s. w. unter fremden Menschen herumgeboten werden, und hiefür schreibt man nicht an gute Freunde. Sie kennen die böse Welt noch nicht.

Ob ich nächstes Jahr nach Wien gerathe, nimmt mich selbst wunder. Wir wollen sehen, ob wir Leben und Gesundheit dafür behalten. Sollte ich aber in dem mir bestimmten Gartenzimmer wirklich etwas schaffen, so müßte vernünftig gelebt und das Punschwesen vor Allem verpönt werden und überhaupt eine puritanische Strenge Platz greifen. Ich würde mich zu diesem Ende mit Kleidern aus Wachsleinwand versehen oder von Kautschuk, damit man die Punsch- und Weinflecke nicht so sieht. Als ich nach Hause kam im Herbst, zog meine Schwester eine weiße Weste aus dem Koffer, die aussah wie eine vierzehntägige Küchenschürze. „Ho ho!" sagte sie. Nun bin ich wieder mitten im Saufgespräch drin, und hatte ich mir doch vorgenommen, einmal einen Brief ohne dieses zu schreiben! Halten Sie mir das zu gut, es kommt schon eine Zeit, wo ich's nicht mehr thue.

Ich grüße Alles bestens und auch Herrn Dr. Frisch, der mir mit meinem esprit de l'escalier das letzte Mal erst hinterdrein einfiel, während er im Vordergrund hätte stehen sollen. Ihre hiesigen Freunde würden Sie auch grüßen, wenn ich Sie zur Hand hätte, Frau Heim, D. und wer Alles.

Halten Sie fröhliche Festtage und geben Sie Ihren Jagdgesellen nicht zu viel zu essen! Bringen sie eigentlich auch Hasen nach Hause?[1])

Ihr ergebenster G. Keller.

---

[1]) M. Exner an G. Keller., 5. November 1873: „Die Waidmänner lassen theils grüßen, theils grüßen sie selbst. Viele Hasen bringen sie wohl mit, aber sie essen mehr als sie heimbringen."

7. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 3. Januar 1874.

Grundgütiges Fräulein und Comp.! Die Schachtel mit den zum Theil christlich-germanischen, zum Theil griechischen Geschenken ist glücklich angekommen und hat mich ganz verblüfft, Ihr Geldausgeber! Das Xenion des Herrn Adolphus habe ich glücklicherweise vorher gelesen und bei Seite gehalten, da man so schon ein verdächtiges Gesicht über den Sinn der Sendung machte. Aber welch' ein schönes Tuch[1]), der reinste Bischofsornat aus mediceischer Zeit! Das Bäumchen[2]) hat sich gut gehalten, nur ein paar Fläschchen sind leer angekommen mit eingedrückten Bäuchlein. Ich sagte: „Kommt ihr mir so, ihr Esel? Was soll ich jetzt aus euch entnehmen, ihr schlechten Sachwalter?" Aber sie brachten nicht die geringste Entschuldigung vor. Die Mehrzahl ist indessen ganz geblieben, dank der rührend eigenhändigen Verpackung.

Gewiß haben Sie das Schriftliche von den drei Brüdern[3]) für mich zusammengebettelt wie das liebe kleine Prinzeßchen im Märchen, das im Wald einen verfrorenen alten Kohlenbrenner fand und nach Hause lief und seinen Brüdern das Vesperbrot für ihn abbettelte. Drei gaben es ihm, und nur der vierte konnte nichts geben, weil er gerad' auf der Jagd abwesend war, um die vielen Raubvögel zu schießen, welche zu jener Zeit die Luft verfinsterten, so daß man mit vieler Kunst ein Loch am Himmel suchen mußte, um sie nur fehlen zu können.

Und wie gütig und langmüthig und fein erlösen Sie mich von meiner Ohrring-Marotte! Zwölf Monate brauche ich aber nicht, da ich sie schon lange wieder weggelegt hatte[4]). Ich schicke sie also gleich jetzt mittelst eines fingirten Bücherpacketchens aus jener Zeit, da die Ringe getragen wurden, und bin froh, daß ich sie jetzt verschleppt und gut aufgehoben habe[5]). Das Psalmenbuch der Großmutter, in welchem noch Blumenblätter aus dem vorigen Jahrhundert lagen, hat man mir schon „veraberwandelt" und verbummelt. Die schmutzigen Bücher[6]), welche zum Packen dienen, stecken Sie in den Ofen, nachdem Sie einen Blick auf die „Kupfer" geworfen haben, welche von dem berühmten Professor Meyer in Weimar sind, von dem Goethe in seinen Werken fast auf jeder Seite spricht als von „unserem trefflichen Meyer", „würdigen Meyer", „höchst verdienstvollen Meyer" u. s. w.

Beim Suchen dieser Herrlichkeiten stieß ich auch auf beiliegendes Bildchen, das ich dem Bruder Adolf widme. Was mein Aquarellbildchen betrifft, so sind Sie, wenn Sie es wirklich so sehen, wie Sie thun, ein glückliches liebes Sonntagskind, das mehr sieht, als wir Alltagskinder; aber ich mache jetzt das andere Blatt jedenfalls noch fertig, und wenn ich mich an Ihnen etwas geübt

---

[1]) Tischtuch.

[2]) Christbäumchen mit einigen Schnäpsen behangen.

[3]) Adolf, Sigmund und Franz Exner.

[4]) S. o. S. 93.

[5]) Die Ohrringe waren verpackt in K. W. Ramler's „Poetische Blumenlese auf das Jahr 1775", in deren Innerm ein Loch für die Schmuckgegenstände angebracht wurde.

[6]) Schiller's Musenalmanache für die Jahre 1796 und 1800.

habe, mache ich mal etwas für den Herrn Bruder. Ist das nicht galant, daß Sie zum Uebungs- und Exercierplätzchen dienen sollen?

Die Erzählung[1]) balsamiren Sie mir auch wieder schön ein mit Preis und Dank; item, es schmeckt doch gut: ich freß' nachgerade Alles, was man mir ins Maul schmiert und lecke noch nach dem Löffel! Aber ich fürchte, Sie kehren denselben unversehens einmal um und geben mir mit dem Stiel eins auf die Nase.

Nun will ich Sie aber nicht länger an allem Besseren hindern, was Sie gerade thun.

Es dunkelt, und ich will enden; doch werden die Tage schon ein klein wenig länger. Nun stellt Euch meine Dankbarkeit so großartig vor, als Ihr wollt! Sie wird bald so chronisch bei mir, daß sie fast eine Art Gemüthsverbesserung zu Wege bringt. Uebertrumpfen Sie mir das!

G. Keller.

8. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 12. Februar 1874.

Meine Briefschulden haben sich wieder tüchtig gehäuft, und ich kann sie auch jetzt nicht nach Gebühr abtragen, was Gott bessern wolle; ich werde es schwerlich thun.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre gute Meinung von den neuen Novellen, soweit Sie dieselben kennen[2]); aber rauchen Sie den starken Lobtabak nicht weiter, wenn Sie mir nicht Feinde erwecken wollen wie Sand am Meer! Ich muß ihn für mich selbst noch auslaugen, wenn ich das mir zukommende und zuträgliche Friedenspfeifchen davon genießen will in stiller Ruhestunde. Da das vierte Bändchen immer noch zwei bis drei Wochen zögern wird, so schicke ich Ihnen wenigstens die Aushängebogen der einen kleineren Erzählung

[1]) „Dietegen".

[2]) Emil Kuh schreibt am 8. Januar 1874 von Meran aus nach der Lectüre von „Kleider machen Leute" und „Der Schmied seines Glückes" an Keller: „Daß Sie das größte Dichtertalent sind, welches unsere gegenwärtige Literatur besitzt, war schon nach Ihrem ‚Grünen Heinrich' meine Ueberzeugung. Die ‚Sieben Legenden', die formklarsten Ihrer Productionen, bestärkten mich darin, und heute wieder und abermals die neuen Erzählungen im dritten Bande der ‚Leute von Seldwyla'. Welch' eine Heiterkeit ruht auf diesen Bildern! Welch' ein Fabelmund hat sich in Ihnen aufgethan! Die Geschichte von dem blassen Schneiderlein muthet mich als die jetzt erst ausgedichtete Erfindung vom verwunschenen Prinzen an. Bisher war sie trotz ihrem Reize äußerlich geblieben. Die Geschichte von dem müßiggängerischen Nachhelfer seines Glückes würde unter den Rubinen des Boccaccio noch immer einer der seltensten Steine sein . . . . . In der ‚Wiener Abendpost' gedenke ich ausführlich über ‚Die Leute von Seldwyla' zu reden . . . . . ." [Vergl. „Abendpost" vom 28. December, S. 2365: „Die Leute von Seldwyla" von E. Kuh".] „Ihre dichterische Heiterkeit ist deshalb so wunderbar, weil sie der Farben- und Lichterschmelz ist auf der grauen Untermalung der Welt und des Menschenwehs. Und gar kein deutscher Dichter außer Ihnen hat diese Art des Humors, die nur einzelnen Engländern, namentlich Sterne, eigenthümlich." Und später schreibt Kuh einmal: „Der siebenfarbig gespaltene Strahl des Humors hört bei Ihnen nicht auf, ein Regenbogen zu sein, der die Landschaft einrahmt, während bei den anderen deutschen Humoristen, die fälschlich so heißen, die sieben Farben zwar vorhanden sind, aber nicht mehr im künstlerisch einrahmenden Bogen."

desselben. Die erste Hälfte ist vor zehn Jahren gemacht, die zweite neulich am Mondsee im Salzburgischen. Dazwischen liegt nicht ein aufgezeichnetes Wort, und von der ersten Hälfte hab' ich selbst das ursprüngliche Manuscript in die Druckerei gegeben. Und doch ist der Schluß anders, als er vor zehn Jahren geworden wäre, oder etwas Anderes, d. h. nicht mit Bezug auf die Fabel oder Erfindung; dies sage ich, weil ich dieser Tage eine Aeußerung von unserem Otto Ludwig über den ersten Band der „Leute von Seldwyla" von 1861 gelesen habe aus einem Briefe an Berthold Auerbach, den Julian Schmidt in der Westermann'schen Monatsschrift in einem Aufsatze über Ludwig reproducirt[1]). In dieser Aeußerung, mit welcher ich unverdient gut wegkomme, fiel mir nämlich wieder das Grübeln über die Mache auf, dieses aprioristische Speculiren, das beim Drama noch am Platz ist, aber nicht bei der Novelle und dergleichen. Das ist bei dieser Schule ein fortwährendes Forschen nach dem Geheimmittel, dem Recept und dem Goldmacherelixir, das doch einfach darin besteht, daß man unbefangen etwas macht, so gut man's gerade kann, und es das nächste Mal besser macht, aber bei Leibe auch nicht besser, als man's kann. Das mag naturburschikos klingen, ist aber doch wahr.

Sie können sich denken, daß ich bei Entdeckung der fraglichen Stelle in dem Ludwigsbriefe beinah' humoristisch angeregt wurde, da mir natürlich meine eigene Aeußerung über den Wackern einfiel, die Sie haben abdrucken lassen. Sie ist allerdings etwas zu eckig und hart für die Veröffentlichung gewesen[2]).

Die letzte Geschichte des vierten Bändchens habe ich dagegen nochmals umgewendet, da sie mir zu niedrig gegriffen und zu scurril erschien als Abschluß des Ganzen. Vielleicht finden Sie, daß gerade hierdurch das, was der oben bezeichneten Schule so Kopfzerbrechens macht, verloren gegangen ist und ich es doch habe besser machen wollen, als ich kann.

Für Ihr Auftreten gegen den Benedix'schen Unglücksnachlaß bin ich Ihnen sehr dankbar[3]). Ich hatte leider das Buch, weil ich dessen Inhalt nicht gar so kraß glaubte, als gleichgültiges Zeug mit der gleichzeitig erhaltenen neuen Auflage des Rümelin'schen Buches[4]) ungelesen zurückgeschickt. Seither habe ich den unglaublichen Inhalt (unglaublich, weil von einem gebildeten deutschen Manne herrührend) in den „Zwölf Briefen eines Shakespeareromanen" von Noiré zum Theil kennen gelernt und wieder gesehen, daß der Lebenstrieb der Neidhämmel doch die stärkste Kraft ist; denn sie setzt über Jahrhunderte hinweg. Ja über Jahrtausende. Denn ich habe selber einen mehr als Bruchstück gebliebenen Epiker unserer Tage, der auf Homer jaloux war, einmal den

[1]) Vergl. Gottfried Keller's Leben, Bd. II, S. 73.

[2]) Emil Kuh an Keller, 14. November 1873: „Ihr Urtheil über die vor Kurzem erschienenen Nachlaßschriften Otto Ludwig's fiel mit dem abwehrenden Gefühl zusammen, das mir die Lectüre der Skizzen und Fragmente dieses Dichters eben eingeflößt hatte. Da ich gerade an einem Aufsatz über dieselben für die ‚Wiener Zeitung' schrieb, so widerstand ich nicht der Versuchung, die betreffenden Sätze Ihres Briefes mitzutheilen."

[3]) Betrifft eine Serie von Aufsätzen Kuh's über die „Shakespearomanie von Benedix" im Feuilleton der „Wiener Abendpost", 1873, S. 2292 ff.

[4]) „Shakespeare-Studien".

letzteren ärgerlich „dieser Mann“ nennen hören, als ob er jetzt und in der gleichen Straße mit uns lebte.

Man sollte aber das Venedir'sche Satirspiel als Beigabe zu einer Tragirung des Rümelin'schen Wesens brauchen; denn auch hier ist die Strafe noch nicht vollzogen. Ich bin der Meinung, daß hier des Pudels Kern nicht der Handwerkerneid, aber ein unberechtigter und unbewiesener nicolaitischer Geschmackseigensinn oder vielmehr eine Geschmacksbeschränktheit ist, trotz der feineren Rhetorik.

Ihre verschiedenen Aufsätze will ich Ihnen gelegentlich zurückschicken und dazu schreiben, wenn ich sie nochmals gelesen habe. Inzwischen danke ich Ihnen tausendmal dafür.

Ihre Frau Gemahlin kann, glaube ich, den beifolgenden „Dietegen“ (ein Taufname, der nur noch in unserem Züricher Kalender vorkommt, wo ich ihn geholt habe, sollte eigentlich Dietdegen geschrieben werden) den Kindern vorlesen; ich bin aber in diesem Punkt nie ganz sicher[1]).

Schreiben Sie mir immer ein paar Nachschriften, so lang Sie Platz haben, das ist behaglich und wärmt wie ein Schnäpslein. Den Passus wegen des die Mutter umhalsenden Knaben verstehe ich ohne Mißverständniß. Ich war ein Kind von kaum fünf Jahren, als ich von einer Nachbarin sagen hörte, man werde ihre Vermählung feiern. Ich verstand „Vermehlung“ und träumte gleich darauf von ihr, d. h. von der Person, wie sie entkleidet, in einen Backtrog gelegt und mit Mehl eingerieben und zugedeckt wurde, und dieser Traum hinterließ mir einen sehnsüchtig traurigen Eindruck, der mich lange Jahre trotz allen Gelächters nie verließ. Doch nun gute Nacht nach diesem Hauptstück von Kinderei. Es ist 9 Uhr.

Nächsten Sommer werde ich ziemlich sicher auf ein paar Wochen nach Wien gehen; da muß doch was abgeredt werden. Ihr

G. Keller.

9. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 22. März 1874.

Verehrungswürdigste Fräulein Marie Exner! Bin ich nicht ein wackerer Faulpelz, der seine Weihnachtsgäbchen um Ostern fertig bringt? Ich glaube, wenn mir's nicht ums Schreiben zu thun wäre, so stäke ich noch in dem schlechten Holzweg, der hiemit sich nach Wien erstreckt[2]), der mich von unten auf demolirt hat wie jenen Hühnerhund, der sich die Beine kurz lief und nachher noch ein artiges Darerl abgab. Das Höllengebirge und das neblige Thal sind natürlich purer Schwindel, da ich keinen Strich davon besitze, weil ich immer auf den Boden sehen mußte. Die Vögel auf den Bäumen sind nicht jagdbar. Es sind drei verzauberte Schustergesellen, die am hellen Tag Astronomie treiben. Wenn Adolf auf sie schießen würde, so würden sie sich sofort

[1]) E. Kuh an G. Keller, 8. Januar 1874: „Eben fragt mich meine Frau, ob sie den Kindern die Erzählungen vorlesen dürfe? Worauf ich erwiderte: die erste allerdings.“

[2]) Das Aquarell: Weg nach Unterach.

in Menschen, d. h. Schustergesellen, verwandeln und ihn furchtbar durchbläuen. Der Dicke, der die Mauser zu haben scheint, ist der schlimmste. Uebrigens ist auch dies Bildchen nicht geworden, wie ich es gemeint habe. Betrachten Sie beide als Curiosa! Nun haben Sie noch Geld für einen Rahmen ausgegeben; das war wieder klug angestellt von mir! Ich dachte, ich könnte mit Beigabe eines Rahmens nicht wohl die Zumuthung aussprechen, daß Sie das Zeug aufhängen sollten, und dachte dann in Wien zu beiden einfache braune Holzstäbe darum machen zu lassen, wenn ich wirklich nach dieser merkwürdigen Stadt gelangte, und die Sachen des Aufhängens würdig befunden würden. Man kann das jetzt noch so einrichten. Sie dürften nur, wenn das andere Bildchen in der That eingerahmt ist, (wie mir nämlich Adolf schrieb) diesem den Rahmen verkaufen, ich male ihm dann auch was hinein.

Ich war heute bei Frau Heim und hörte, daß Ihr allerlei Kümmerniß gehabt, was ich froh bin, nicht gewußt zu haben; möge lange nichts so wiederkehren! Ich hatte auch nicht gewußt, daß Frau L. Ihre Pflegemutter gewesen ist, als Sie mir es schrieben.

Ihrem Bruder Siegmund bin ich immer noch das Porto schuldig für den „Dietegen", den er bei seiner Abreise vom Mondsee mitgenommen und auf die Post gegeben hat. Ich habe es nicht vergessen. Es ist mir unglaublich, daß er mit seinem Glück in solcher Gefahr ist, wie Sie der Frau Heim geschrieben haben, und wie ein Traum. Aber so ist einmal die Welt.

Sie malen also fleißig und haben auch einen düstern Mondsee gemacht à la Byron[1]). Den werde ich schön beangapfeln, wenn ich anrücke und nichts dazwischen kommt. Und kein Schafberg wird mich bedrohen. Uebrigens laufe ich hier ziemlich auf die Berge und geh' auch jedesmal wieder herunter; das thu' ich nicht anders, denn ich liebe die Ordnung.

Euer schönes Theezeug ist noch nicht eingeweiht, wird aber dies Frühjahr an die Reihe kommen und dann nicht wieder verschwinden, als wenn es gewaschen werden muß.

Also Sie wollen mir für nichts mehr danken? Und lieber platzen? Da nehmen Sie sich in Acht! Ich müßte ja um Ihr Angedenken herumstehen und es ewig beweinen, oder eine Legende schreiben vom guten Marienkinde, das an unterdrückter Dankbarkeit gestorben ist und den lieben Gott gezwungen hat, eine neue Classe von Engeln zu stiften mit silbernen Röcken und rothen Absätzen an den Schuhen, der Seltenheit wegen.

Jetzt ist es halb 9 Uhr, und da ich heute doch nicht mehr packen kann, so will ich den Brief morgen schließen und jetzt ins Wirthshaus gehen; es gibt Schwechater Bier in der „Kronenhalle".

Den 23. März 1874.

Ich habe keins bekommen, da kein Platz mehr war, und ich wieder fort mußte. Ich ging in den „Zürcherhof" und trank mit einem jungen Architekten eine Flasche Wein. Er ist ein Millionär, der nur in Gedanken schafft,

[1]) Marie Exner an G. Keller: „Ich muß meine Landschaften gewöhnlich à la Byron halten, um mit Düster die Schäden zu decken."

weil die italienische Renaissance, sein Ideal, vorüber ist. Aber er spricht auch nichts; wenn ich glaubte, er habe wieder einen Palast oder eine Domfaçade oder ein Baptisterium fertig, so fragte ich schüchtern, ob er heut' spazieren gewesen sei? Allein er baute offenbar noch den Thurm fertig, denn er antwortete erst in einer Viertelstunde: Nein! Nach dieser Unterhaltung ging ich nach Hause. In der Nähe meiner Wohnung stand ein Haufen Handwerksbursche, die sangen andächtig und schmelzend in die Märznacht hinaus, so viel ich verstand:

„Und schau' ich ihr ins Antlitz schön,
Ist Wonne meine Pflicht."

Als ich zehn Minuten später im Bette lag, hörte ich, wie dies wackere Pflichtgefühl sich bethätigte durch das Geschrei und Getöse einer schrecklichen Prügelei. Das klatschte nur so. Als auch dieser Lärm verhallte, verrichtete ich ein kurzes Nachtgebet an meinen Schöpfer und dankte ihm besonders inbrünstig für die Extraverzierungen, mit denen er meine Ohren bedacht hat. — — — — —

Was macht auch Frau E...? Ich habe dieser Tage an sie gedacht, als ich den neuen Roman ihres Freundes Berthold Auerbach zu lesen anfing, über den man zu ihrem Schmerz am See so losgezogen hat. Das Buch[1]) scheint aber schwach und langweilig wie ein dreibändiger Volkskalender. Ich hab' es meiner Schwester hingeworfe mit einem Gemurre, worauf sie meinte, es werde eben Jedem so gehen, wenn er alt werde. Diese erste literarische Bemerkung, die ich von ihr hörte, machte mir eine Gänsehaut. Wer sagt's einem, daß man alt geworden ist und nicht mehr schmieren soll? Uebrigens ist es bei Auerbach nicht gerade das Alter, sondern seine verfluchte Altklugheit und sein Industrialismus. Himmel! was schreib' ich Ihnen für Zeug!

Jetzt weiß ich gerade wahrhaftig nichts mehr Schreibbares und glaubte, doch soviel plaudern zu können. Seien Sie froh, daß mir der Faden ausgeht, so brauchen Sie ihn nicht länger aufzuwickeln. Seien Sie nicht allzu fleißig und plagen sich nicht, denn es kommt nicht viel bei der Plage heraus!

Wie geht es dem Herrn E. F.? Ich führe fortwährend sein Zigarrenetui in der Tasche, es ist immer gleich hübsch und nicht umzubringen. Ich muß ihm auch mal was schenken, dem nacketen Kniehuber.

Pour revenir à nos moutons, so ist das beiliegende Bildchen nicht recht fertig: es hätte nochmals übergangen werden müssen, da allerlei kleine Rohheiten und Schwächen darin sind, abgesehen von der allgemeinen Schwäche; aber i mag nimmi! Der Schlingel in mir will auch sein Recht haben; dieser brave Kerl allein hat mich aufrecht gehalten und zu Jahren kommen lassen. Da haben Sie also wieder was in das mir so schmeichelhafte Kästchen[2]), ich will es schon voll schreiben; wenn dies geschehen, so verbrennen wir die alten

[1]) „Waldfried".

[2]) Marie Exner an Gottfried Keller, 10. Januar 1874: „Die Ohrringe habe ich in den heiligen Schrein versenkt, das Keller-Kästchen, und den letzten Brief dazu, da ich ihn ziemlich gut auswendig kann: gar so gustios und possirlich schreiben Sie."

Kränter und fangen von Neuem an; an Basel fehlt es mir nie, wo ich den Leuten gut bin.

Mit der X. hätt' ich neulich fast schöne Händel bekommen; aber es kommt schon noch einmal, denn sie taugt gar nichts. Sie fängt nun an, tückisch und sackgrob zu werden, wenn man sich nicht zu ihren Narrheiten hergeben will. Seien Sie froh, daß Sie was können und sind, und leben Sie glücklich und gesund nebst Gruß Ihr ergebener G. Keller.

10. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 17. Juni 1874.

Gute Fräulein Marie! Ich danke Ihnen schönstens für Ihren liebenswürdigen Brief. Halten Sie die Rosen[1]) nur gut in Zucht, es ist ein flatterhaftes Volk und abfällig wie die Juden im Alten Testament. Auf den 1. Juli werde ich schwerlich schon loskommen können; will aber so furchtbar schaffen, daß ich auf den 3., 4. oder 5. kommen kann.

Aber warum soll ich nun nicht zum „Schlößl" gehen?[2]) Ihr seid gewiß jetzt noch genirt durch mich. Indessen macht's wie Ihr wollt und habt den Schaden an Euch! Ich weiß noch nicht, ob ich in Einem Zug fahre und würde in diesem Falle dann von hier aus telegraphiren, daß Jemand zu Haus ist, wenn ich komme; mache ich aber etwa in München einen kurzen Halt, so telegraphire ich von dort aus[3]). Ich habe schon einen Plan von Wien gekauft für 1 Franken 35 Rappen, in dem ich vorläufig herum tummle.

Vom Westbahnhof wird das Vehikel mit mir wahrscheinlich die Gürtelstraße entlang nach der Josephstadt fahren, wo ich auch eine Schlößlgasse bemerke, in der vermuthlich das Hotel gleichen Namens liegt.

Nach Brixlegg geh' ich dann auch mit[4]) und wo Ihr wollt. Mein unbekannter Freund Kuh, Emil, der mich durchaus sehen will, wird dann wahrscheinlich im Vintschgau sein. Jetzt sitzt er in Baden-Baden bei seiner Schwester Frau E. auf einer Villa E., wohin ich hätte gehen sollen. Das sind mir aber ganz unbekannte Leute, und ich bin nicht sicher, mit meinem Saufen und meinen schönen Gesängen überall eine so magische Wirkung hervorzubringen, wie bei Euch[5]).

Daß es sich mit Herrn Siegmund's Angelegenheiten[6]) so rasch und schön gewendet, ist ja höchst erbaulich; möge es den Leutchen gut ergehen immer und ewiglich! Ich werde ihnen eine Caffeemühle kaufen und bin überzeugt,

---

[1]) M. Exner an G. Keller, 12. Juni 1874: „Wie pflege ich meine Rosen und Nelken, damit sie hübsch frisch sind, wenn Sie kommen! Gestern habe ich die Rosen gar abgelaust. Alles in Gedanken an Sie."

[2]) M. Exner an G. Keller a. a. O.: „Das Schlössel-Project haben wir wieder aufgegeben und beschlossen, daß Sie doch bei uns wohnen werden."

[3]) Keller's Telegramm vom 7. Juli, in Lambach abgesandt, lautete: „Das Faßl rollt heran."

[4]) M. Exner an Keller: „Adolf hat bei Brixlegg ein Häuschen für uns gemiethet. Da Ihr Weg Sie ohnehin nach Tirol geführt hätte, wird Ihnen das recht sein."

[5]) Die Exner waren sammt und sonders Wassertrinker.

[6]) Verlobung.

daß Siegmund die Bohnen so verständig und sorglich hineinthut, wie die Schrotkörner in seine Jagdflinte am Mondsee. Denn wer Eines recht thut, der thut Alles recht.

Was Teufel thut Herr Seraphicus [1]) in Capri, ist dort seine Lehrkanzel?

Gestern ließ mich Frau Steinheim, die ich nicht zu sehen bekomme, durch D. fragen, ob ich wisse, daß ihre Nichte und meine alte Freundin Ludmilla Assing von ihrem jungen Mann, dem Jägerlieutenant, verlassen worden sei, der mit Geld und Gut ihr durchgebrannt? Also Sappho und Phaon! Und so schnell! Ich hatte darauf gerechnet, daß sie zuweilen ein bißchen Prügel bekommen würde, weil sie auch gar zu unschön ist; aber solche Schmach hatte ich nicht erwartet. Als ich vorigen Herbst nach Hause kam, fand ich ihren Brief vor, wo sie mir ihr gefundenes Herzensglück beschrieb und sagte: „Sie, der Sie Alles verstehen, werden es begreifen!" „Parfaitement!" dachte ich, kann nun aber doch nicht fröhlich einen Stein auf sie werfen. Ich bin nicht überzeugt, daß ich nicht auch gefallen wäre, wenn ich eine alte Jungfer gewesen und mein Geld einen Jägerlieutenant angezogen hätte. Ich schmiere so viel über diesen Klatsch, weil die Assing mir geschrieben, sie verkehre viel mit C. F., also die Gestalt in das Sternbild getreten ist, an das Sie, kleine Maria stella maris, selber grenzen oder drin herumflimmern.

Jetzt will ich aber wieder an meine Arbeit gehen, damit die Zeit der Reise um so schneller da ist, d. h. vorher will ich doch noch einen Caffee trinken; das erlauben Sie doch?

Ihren Brief bekam ich am Sonntag, als ich eben vorher auch Rosen abgeschnitten hatte in meinem Kanzleigarten. Ein mürrischer Christ in der Nachbarschaft hatte mir zugeschaut, und wie ich die spitzigen Dörner abkratzte, ehe ich die Dinger fest in die Hand nahm. Der sagte zu einem andern Nachbar, der es mir nachher erzählte: „Der Staatsschreiber da drüben bekommt doch gewiß auch noch einmal Rosen zu fressen, wo er die Dörner nicht vorher wegthun kann." Ist bereits da gewesen, würde ich ihm berichtet haben, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, ihn seinem neidischen Aerger über meine Geschicklichkeit zu überlassen.

Leben Sie glückselig, aber nicht zu übermüthig, bis zum demnächstigen Wiedersehen, so daß Sie auch noch einen Rest von Hochachtung und Ehrerbietung für meine Alterswürde und sonstige Decoration übrig behalten! Grüßen Sie Adolf bestens, den Bildgläubiger! Ihr

Gottfr. Keller.

11. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 9. November 1874.

Ihre letzten Briefe haben sich auf meinem Schreibtische, auf dem sie geblieben, wieder ans Licht gearbeitet und mahnen an die Antwort. Vor Allem muß ich dagegen protestiren, daß ich „nicht gesonnen gewesen sei", Sie in

[1]) Serafin E.

Tirol aufzusuchen[1]). Wie ich Ihnen geschrieben, war es das schlechte Wetter, die Aussicht auf mehrtägige ungewohnte Postfahrten (von Ihnen weg ja auch wieder bis nach Chur) und endlich eine augenblickliche Reisemüdigkeit, die mich bewogen, rasch aufzubrechen.

Ich danke Ihnen für alle Zusendungen, so auch für den flott geschriebenen neuen Goethe in der „Wiener Zeitung". Nur muß ich gestehen, daß ich nicht recht weiß, auf was der Aufsatz gerade jetzt gegründet ist[2]). Allerlei kleine Velleitäten laufen zu jeder Zeit mit unter, ohne daß sie uns zu sehr aufregen, und daß ein falscher Prophet wirklich auf den Schild gehoben werde, ist bei der allgemeinen gegenseitigen Mißgunst nicht zu fürchten. Das dagegen ist richtig, daß [sich] die deutsche Literatur oder Poesie, wie sie sich in dem jetzigen Streberthum darstellt, viel alberner und unfähiger herausgestellt und benommen hat und noch benimmt nach dem großen Krieg, als man je hätte ahnen können. Das Beste ist noch die instinctive Freude an der germanischen Jugendzeit, an den Nibelungen ꝛc. und so auch die Freytag'sche Darstellung dieser Sehnsucht nach dem Anfang, während das, was jetzt geschehen ist, nur Stoff für die Mythenbildung ferner Zukunft sein kann. Die Gestalten der Führer, der ungeheure Heerzug, die Belagerung von Paris, die dantesk kämpfende und brennende Commune innerhalb des eisernen Rings der zuschauenden Germanen mit dem weißbärtigen neuen Kaiser: alles Das ist mit dem wirklichen und leibhaften Geschehen so fix und fertig für die Vorstellungskraft, daß für jetzt nichts daran herumzudichten ist. Aber ich hätte nicht geglaubt, daß auch sonst die Literaten und Poeten so viel hinter den Soldaten zurückstehen würden an Tüchtigkeit und Intelligenz, wie jetzt geschieht (vide unter Anderem die Geschichte mit einem deutschen Dichtertag, poeta laureatus u. s. w.).

Die Novelle von Bret Harte in der „Neuen Freien Presse", von der Sie mir geschrieben, hatte ich auch gelesen und mit Verwunderung gesehen, daß es die reine Pariser Sensationsromantik ist, mit interessanten Falschspielern, corrumpirten treulosen Schönheiten ꝛc. ꝛc. Immerhin ist es aber ein ganzer Kerl, der was kann, der aber die Neuheit des Stofflichen vergrößert, wo es sich um die Goldgräberatmosphäre handelt[3]).

Die Novelle von Theodor Storm[4]) habe ich nachgelesen und mich sehr daran erfreut, ebenso eine neue Novelle von ihm, „Waldwinkel", in der „Deutschen Rundschau" von Julius Rodenberg. Letztere Novelle ist fein und

---

[1]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 16. August 1876: „Wenn Sie mir von Wien aus mitgetheilt hätten, daß Sie nicht gesonnen sind, meinetwegen eine Tour im Postwagen zu unternehmen, ja, wenn Sie mir dies noch aus Brixlegg geschrieben hätten, ich wäre dann gern nach Nordtirol gekommen, um mit Ihnen einige Tage zusammen zu sein."

[2]) Derselbe wandte sich gegen Julius Rodenberg, welcher der deutschen Literatur seit 1870 eine neue classische Zeit in Aussicht gestellt hatte.

[3]) E. Kuh an G. Keller, 16. August 1874: „Gestern und vorgestern las ich in der ‚Neuen Freien Presse' eine Erzählung Bret Harte's, welche meine anfängliche Ablehnung dieses Autors rechtfertigt. Der Eindruck, der von seinen Sachen ausgeht, ist dem Gefühl vergleichbar, das ein in der Tasche fortglimmender Zündschwamm erweckt, welchen man noch rechtzeitig in der Tasche löscht."

[4]) „Viola tricolor."

köstlich und contrastirt mit einer Geschichte Auerbach's im gleichen Heft wie natürliche Blumen zu gemachten.

Den 6. December.

Schon wieder sind mir vier Wochen dazwischen gefahren wie ein Rauch: ich weiß kaum, wo sie geblieben sind. Seither ist endlich das vierte Bändchen hervorgekrochen, das Sie hoffentlich erhalten haben. Die letzte Geschichte hat ein dubioses Schicksal in Aussicht. Es sind concrete hiesige Zustände darin, die Jedermann in der Schweiz sogleich erkennt. Nun fragt sich's, ob der Eindruck nicht derjenige des Tendenziösen sein wird, obgleich es mehr unrichtig als billig wäre. Ich hatte zuerst nur einen burlesken Festklumpen im Auge, der im nüchternen Leben nicht zu brauchen ist. Dann gerieth ich durch eine Veränderung des Titels in eine etwas höhere Stimmungsschicht und endlich auf den Gedanken, die etwas schnurrpfeiferliche Sammlung doch mit einem ernsteren Cultur- und Gesellschaftsbilde abzuschließen.

Dasselbe wäre leicht zu einem selbständigen einbändigen Roman auszuspinnen gewesen. Nun frägt sich's, ob man diese Ausführung nicht entbehrt und die Novellenkürze hier nicht schädlich ist.

Wenn Sie mir nicht Böses mit Bösem vergelten wollen, so schreiben Sie mir rasch, wie Sie darüber denken. Ich habe noch kein Wort gehört, denn hier in Zürich spricht man nur über das Stoffliche[1]).

Meine Faulheit, von der Sie nachsichtig schrieben, ist eine ganz seltsame pathologische Arbeitsscheu in puncto litteris. Wenn ich daran bin, so kann ich große Stücke hinter einander wegarbeiten bei Tag und Nacht. Aber ich scheue mich oft wochen-, monate-, jahrelang, den angefangenen Bogen aus seinem Verstecke hervorzunehmen und auf den Tisch zu legen; es ist, als ob ich diese einfache erste Manipulation fürchtete, ärgere mich darüber und kann doch nicht anders. Während dessen geht aber das Sinnen und Spintisiren immer fort, und indem ich Neues aushecke, kann ich genau am abgebrochenen Satz des Alten fortfahren, wenn das Papier nur erst glücklich wieder daliegt[2]).

---

[1]) E. Kuh an G. Keller, 12. December 1874: „An der Erzählung ‚Das verlorene Lachen' hätte ich nur das Eine auszusetzen, daß die zweite Hälfte nicht in dem Maße anekdotisch verkörpert ist wie die erste. Dies rührt, wenn ich mich nicht täusche, daher, daß das spätere Verhältniß zwischen Jucundus und Justine zu wenig isolirt, zu wenig intim gefärbt worden ist. Der sich trübende Verkehr der beiden wird überwiegend durch die Darstellung der sie umgebenden Zustände motivirt. Das Sittenbildliche verschattet ein bißchen das Psychologische: ein paar Zweige des Nußbaums hätten abgeschnitten oder gestutzt werden und das Wohnfenster freier machen sollen. Sie haben uns eben durch die Kraft der Aeußerlichkeit, zu der es alles Innere bei Ihnen bringt, verwöhnt. Am Schlusse der Novelle bringen Sie das Anekdotische wieder ein. Diese Novelle ist zugleich die einzige der Sammlung, welche fragwürdig in die Zukunft hinaus schaut. Doch nicht aus dem Grunde, weil die Verkürzungen der Novelle anstatt der Ausbreitung der Romanform eingetreten, sondern weil der Charakterstoff der zwei Menschen nicht gänzlich aufgebraucht worden ist."

[2]) E. Kuh a. a. O.: „Ihre Bekenntnisse über das oft anhaltende Stocken und dann oft eilige Fließen des productiven Stromes erinnerten mich an Hebbel's Eigenart in dieser Beziehung. Auch er konnte zuweilen Monate, Jahre lang nicht vorwärts kommen mit einem Werke; wobei er einmal launig versicherte: ‚Aber Mosenthal'sche Poesie will ich jederzeit dictiren!' Hingegen war bei ihm die productive Stimmung eine wahre Springfluth. Vor jeder Scene, die er dichtete,

Dramatisches[1]) kann ich Ihnen nichts mittheilen, da nur wenige Aufzeichnungen und einige zerstreute Scenen da sind. Diese Sache ist so beschaffen, daß sie mir zu wichtig ist, um so im Voraus davon zu naschen und wieder aufzuhören. Ich habe das Gefühl, daß, wenn man einmal angefangen und dabei Erfolg gefunden hat (d. h. natürlich wenn!), man dann rasch hinter einander weg das machen soll, was man sich beschieden glaubt.

Ich bin jetzt fünfundfünfzig Jahr alt; in einem Jahr etwa denke ich mit dem Erzählungswesen abzuschließen und dann auf frischem Tisch das Drama vorzunehmen, wobei es einzig darauf ankommt, ob ich noch fünf bis acht Jahre fähig bleibe. Das Altern ist ja bei Jedem verschieden. Ich habe den Aberglauben, daß Jeder irgend einmal macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommt's nicht dazu, so ist's auch Wurst! Ich kann mir ein eigenes Arbeitsglück denken in einem Zustande, wo alle anderen Wirrnisse und Illusionen abgezogen sind und man mit innerer Wärme und Gemüthsruhe zugleich allerlei hübsche Sachen zurechthämmert und den Leuten einen Spaß vormacht, ohne den Schlaf dabei zu verlieren und, was die Hauptsache ist, ohne zu riskiren, sich noch selbst zu überleben.

Inzwischen erlebt man freilich, daß einem dieser oder jener Stoff, den man sich aufgehoben hat, lustig von einem Anderen aufgeschnappt wird. So hatte ich ein Trauerspiel nach einer ernsten classischen Schweizererzählung des Jeremias Gotthelf in meinem Schädel fix und fertig gedacht, als Mosenthal seinen „Sonnwendhof" daraus machte. Ich ließ den Stoff still fallen, ohne daß ein Mensch darum wußte[2]).

Ein Stoff, den ich alle zehn Jahre einmal beäugelte, bestand in folgendem: einer in hiesiger Gegend überlieferten Begebenheit, die übrigens auch schon gedruckt sein mag.

Ein Mann begräbt seine gute Frau, die er mißhandelt hat. Sie war aber scheintodt und steigt daher, als der Todtengräber in der Nacht das Grab wieder öffnet, um die Leiche zu berauben, aus der Grube, nimmt die Laterne des fliehenden Todtengräbers und geht nach Hause, wo sie die Glocke zieht. Der Mann wacht auf — — — und, erst voll Schreck vor dem vermeintlichen Geist, dann voll Haß gegen die Wiedergekehrte läßt er sie nicht ein, sondern verstößt sie in das Unwetter hinaus in ihrem Leichentuch, um sie umkommen zu lassen, und verschließt das Haus. Da geräth sie dem in die Hände, der sie liebt und rettet u. s. w.

Dies Sujet war mir aber immer zu shakespearehaft und kolossal, doch zog es mich immer wieder an[3]). Vielleicht hätte ich es nach Hervorbringung

---

meistens im Spazierengehen, war er selbst auf das Nächste neugierig. Als er an den Nibelungen arbeitete, sagte er eines Nachmittags zu mir, ehe er mich verabschiedete: ‚Seit acht Tagen liegen Chrimhild und Brunhild einander in den Haaren. Ich bin begierig, was heute die Beester sagen werden'!"

[1]) Um welches Kuh gebeten.

[2]) Vergl. auch Gottfried Keller's „Nachgelassene Schriften", S. 163 f.

[3]) Das kleine Schema: „Die Provençalin" ist gedruckt in G. Keller's Leben, Bd. II, S. 509 f. Emil Kuh schreibt am 30. December 1874: „Das mir mitgetheilte, von Herrn Josef

anderer Stücke doch noch vorgenommen, wenn der gehörige Credit und die nöthige Unverschämtheit erreicht war. Nun hat Weilen seine „Dolores" hervorgebracht, und, wie ich lese, als ein rechter Pfuscher, indem er das Große des Motives lang vor den Beginn des Stückes verlegt.

Indessen machen mir solche Verluste nicht den mindesten Verdruß, denn ich war zum Glück in meinem Leben nie ein Stoffjäger. Einen „Herzog Albrecht" resp. „Agnes Bernauerin" hatte ich in den fünfziger Jahren in Berlin ausgedacht, als Hebbel und Melchior Meyr mit einander zumal darüber her geriethen. Ich hätte das blühende Leben und das mörderische Eingreifen in die Exposition verlegt und dann das tragische Wüthen des Sohnes gegen den Vater zum Hauptinhalt des Trauerspiels gemacht.

Der Hauptstock meiner dramatischen Projecte ist durch solche Vorkommnisse noch nicht berührt, da sie alle so recht aus meinem Eigenen gewachsen sind, Dinge, auf die Jeder nur selbst und allein verfallen kann.

Ihre Auffassung des „Grünen Heinrich" liegt mir auch nicht recht; es ist eine sehr einfache, fast drollige Sache, die ich Ihnen ein andermal beschreiben will, um jetzt nicht allzuviel über mich selbst zu schreiben.

Was Sie von den freundlichen Worten Glaser's[1]) mir schrieben, hat mich gefreut; ich kam aber zu keinen Besuchen in Wien; auch war in jenen heißen Julitagen Alles ausgeflogen. Ich habe von Ihrer Beschreibung des Wiener Wesens Einiges bestätigt gefunden. Das Lustigste ist, daß sie sich für gemüthlicher halten als die Berliner. Jetzt sind sie's wenigstens nicht mehr.

Ueber Ihre Lyrica schreibe ich Ihnen ein nächstes Mal und über lyrische, jetzt im Schwung gehende Umtriebe auch, die eine Verüffelung verdienten.

Haben Sie von Hartmann „Die Selbstzersetzung des Christenthums" gelesen? Wenn Sie's nicht zur Hand haben und lesen möchten, so schick ich's unter Kreuzband. Er begräbt das Christenthum mit einer ganz lustigen Kritik des liberalen Protestantismus und predigt dann eine Religion der Zukunft, die aus einer Mischung des morgenländischen Pantheismus und des abendländischen Monotheismus eine Weltreligion als Panmonotheismus sein werde. — — —

Empfangen Sie meine besten Grüße und empfehlen Sie mich den Ihrigen[2]).

Weilen schmählich verpfuschte Sujet hängt mit den Fäden der Volksüberlieferung bei Romanen wie Germanen zusammen, was Sie wahrnehmen werden, wenn Sie Uhland's Abhandlung über ‚Die Todten von Lustnau' lesen."

[1]) E. Kuh an G. Keller, 31. Juli 1874: „Glaser (der Justizminister), den Sie wahrscheinlich nicht aufgesucht haben, schrieb mir vor acht Tagen Nachstehendes: ‚— Wenn Gottfried Keller kommt, wird er uns gewiß herzlich willkommen sein. Einen Theil seiner neuesten Sachen, fast Alles, was kürzlich im dritten Bande der ‚Leute von Seldwyla' erschien, insbesondere aber die Erzählung ‚Dietegen', die meines Wissens noch nicht gedruckt ist, habe ich schon im Manuscripte durch Exner kennen gelernt, der früher Professor der Rechte in Zürich war und dort sich mit Keller nahe befreundete. ‚Dietegen' namentlich ist in der wunderbaren Art, wie die Linie, noch so gewunden, in sich selbst zurückgekehrt, allerliebst'."

[2]) Die Unterschrift ist abgeschnitten.

12. An Hermann Hettner in Dresden.

Zürich, 31. Januar 1875.

Lieber Freund! Meine Schnurrpfeifereien haben wenigstens das schöne Verdienst, daß sie Dir wieder einmal ein Lebenszeichen entlockt haben, was mir zur großen Freude gereichte. Deine Lobsprüche konnten mich fast eitel machen, was mir sonst mit den Jahren vergangen ist. In Wahrheit aber hat es mir gut gethan, daß Du die letzte Geschichte vom „Verlornen Lachen" mir aufrecht hältst[1]). Vischer in Stuttgart scheint sie laut einem hieher geschriebenen Briefe für tendenziös und zu local zu halten. Hienach dürfte man sich aber durch kein Concretum mehr anregen lassen und keine Saite berühren, die eben tönt. Das ist zu abstract schulmäßig. Ich glaubte im Gegentheil, einen Conflict aufgreifen zu dürfen, wie er unter den scheinbar freiesten Verhältnissen und bei gebildeten Zuständen zwischen Mann und Frau heute entstehen kann, und damit ein Novellenmotiv zu haben. Hier in Zürich, wo die Schule der Immanenztheologie in Blüthe steht und großen Zulauf hat, ist allerdings das vierte Bändchen mit roh stofflichem Interesse verschlungen worden und machte viel Redens. Man gab mir sogar zu verstehen, ich treibe mit dergleichen nur das Volk den Orthodoxen in die Hände u. s. f.; über das Poetische oder Literarische aber hörte ich kein Wort. Ein Correspondenzfreund, der sich mir mit großer Freundlichkeit par distance zugesellt hat und Aufsätze schreibt, der Wiener Emil Kuh, hat mit einem langen Artikel gerade auf diese Geschichte noch gewartet und sagte dann doch nichts über dieselbe, angeblich wegen Raummangel; und so wurde ich unbehaglich, weil es eben die letzte Arbeit war und ich denken konnte, es scheine doch nicht mehr zu gehen und ich [sei] in den Altersdusel hineingerathen. Deshalb hat mich Dein günstiges Wort aufgekratzt und ein wenig ermuntert. Ich habe jetzt noch zwei novellistische Pensa abzustoßen, dann höre ich mit der Erzählerei auf, und hoffe auf meine dramatischen Velleitäten von ehemals zurückzukommen. Ein curioses Experiment, die Conceptionen des Dreißigers als Fünfziger auszuführen, nachdem die Lebenstrübe sich gesetzt hat! Nun, vielleicht kann auch das einmal vorkommen!

Ich habe oft und viel von Dir und über Dich gelesen; meine Schritte werde ich wohl bald einmal wieder nördlich lenken, da ich seit ein paar Jahren angefangen habe, im Sommer Urlaub zu nehmen. Letzten Sommer war ich in Wien und München, wo ich den alten Bernhard Fries sah. Er hatte einige köstliche kleine Landschaften fertig, ganz köstlich und meisterhaft gemalt, wie Cabinetsbildchen.

[1]) Hettner an Keller, 24. December 1874: „Was mich an diesen Novellen so tief erfreut, das ist der entzückend frische Naturton. Man kann über einzelne Motive rechten, immer aber haben wir es mit dem echten Poeten von Gottes Gnaden zu thun. Was ist das für ein wunderbares, seltenes Zusammentreffen von reinster Herzenszartheit, von erschütternder Tragik und schalkhaftem Humor! ‚Das verlorene Lachen' gehört zum Gewaltigsten, was ich an Novellenpoesie kenne."

Zu Deinen Goethe- und Schiller-Bänden [1]) wünsche ich Glück und nicht zu viel Aenderungen, denn das Werk steht doch in seinem ganzen Gusse einzigartig da. Leider habe ich die Bände noch nicht wieder zur Hand nehmen können, da sie ein Verreister abgefaßt hat, werde sie aber nächstens bekommen und etwas hineinsehen. Aber ich glaube nicht, daß ich mehreres daran anders wünschen oder besser wissen werde. — Das italienische Renaissancewerk wäre freilich ein recht glückliches und stattliches Gegen- oder Nebenwerk zu Deinem achtzehnten Jahrhundert, und solltest Du daher frisch hineinspringen. Zum Teufel! sollen wir so freiwillig abdiciren? Im Gegentheil, das Wagen und Mühen erhält jung; nur muß man sich dabei nicht abquälen oder quälen lassen [2])!

Ich bin in letzter Zeit mehrfach an das alte Heidelberg erinnert worden: durch die Nachricht von Kapp's [3]) Tod, dann durch den Feuerbach'schen Nachlaß, den Carl Grün herausgegeben, in welchem die Briefe von Ludwig Feuerbach aus jener Zeit stehen. — —

Ueber Deine letzten Bände der Literaturgeschichte habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich sie nicht mehr vom Verleger bekommen hatte, der mir die ersten geschickt hatte, und ich nicht wußte, ob es nicht etwa auf Deinen Befehl in irgend einer Anwandlung geschehen sei. — —

Für das April- und Mai-Heft der „Deutschen Rundschau" schustere ich jetzt eine kleine Novellengruppe zusammen [4]); die gleiche Nummer soll die wieder aufgefundenen Briefe Schiller's an den Herzog von Augustenburg bringen, die Max Müller in Oxford einleite.

Dir und den Deinigen beste Wünsche darbringend, grüße ich bis auf ein gutes Wiedersehen, das übrigens auch wieder einmal in der Schweiz stattfinden dürfte, in alter Gesinnung. Dein G. Keller.

13. An Emil Kuh in Recoaro.

Zürich, 28. Juni 1875.

Dieser Brief wird Sie wohl jetzt in Recoaro treffen [5]), wo ich Ihnen die erfolgreichste Kur anwünsche. Schändlicher Weise habe ich in meinem letzten flüchtigen Schreiben nicht einmal Ihrer trüben Wintertage gedacht. Wir wollen hoffen, daß diese Krankheitsperiode sich nun bald bei Ihnen verzieht und Sie, wie dies in der Regel der Fall ist, älter und mit dem Alter gesünder werden, als wir andere Gesundheitsrüppel, die es mit Einem Mal dahinrafft.

[1]) Ausgabe von 1876.

[2]) Letzter Brief Hettner's an Keller vom 24. December 1874: „Ich wandle in der Tretmühle eintöniger Arbeiten und Geschäfte. Oft ist mir, als käme ich vor lauter Lernen und Lehren nicht mehr zum eigenen Denken und Schaffen. Es beschäftigt mich eine Bildungsgeschichte des italienischen Renaissancezeitalters. Aber ich habe den Muth nicht mehr zu so kühnem Wagen."

[3]) G. Keller's Leben, Bd. I, S. 329 ff.

[4]) Die „Zürcher Novellen", die hier gemeint sind, begannen thatsächlich erst im Novemberheft 1876 und schlossen im Aprilheft 1877.

[5]) Recoaro bei Vicenza, wohin sich Kuh im Juni zur Kur begeben hatte.

Zu dem Tode Ihres Bruders weiß ich Ihnen nicht viel Worte der Theilnahme zu machen, als daß ich den Gram von Aergerlichkeit, der in solch' jähem Unglück liegt, lebhaft mit empfinde[1]). Ohne aufdringlich zu sein, kann ich überdies anvertrauen, daß ich mich schon zwei Mal im Sommer an einer Compagnie guter Wiener Freunde darüber geärgert habe, daß die Herren, sobald sie in die freie Natur kommen, immer die Flinte in der Hand haben müssen, um sich voll ihres Lebens zu freuen; und gewiß gibt's auch hier einmal ein Unglück. — —

Reuter ist mir sehr werthvoll und lieb, er war eine reiche Individualität und hatte Alles aus erster Hand der Natur[2]). Auch das Idiom stört mich an sich nicht; denn durch solche energische Geltendmachung der Dialecte wird das Hochdeutsch vor der zu raschen Verflachung bewahrt. Seine eigene Beschränktheit für den Dialect kommt bei allen Dialectdichtern vor und ist, glaube ich, nothwendig, weil nur dadurch sie zu Virtuosen darin werden. Es braucht einen Fanatismus, um der gemeinen Schriftsprache so den Rücken kehren und seine Sache unverdrossen durchführen zu können. Langweilig ist freilich dabei das Geschwätz der Verehrer, als ob die Herrlichkeit ganz unübersetzbar wäre und durchaus nur in der Ursprache genossen werden müsse. Damit bewundern sie nur ihre eigene plattdeutsche Hausprache. Ich habe noch nicht eine Seite von Reuter gelesen, die man nicht ohne allen Verlust sofort und ohne Schwierigkeit hochdeutsch wiedergeben könnte. Allein zu solchen Aeußerungen machen die Reuterphilister gerade so mitleidige Gesichter, wie Philologen, wenn Einer sagt, daß er den Homer nicht griechisch, sondern nur in Voßens Uebersetzung lesen könne; und ist das doch noch etwas ganz Anderes. In Zürich haben wir einen solchen Dialectvirtuosen[3]), der hat den Robert Burns in den Zürcher Landdialect übersetzt und behauptet, nur in diesem werde der schottische Dichter wieder genießbar.

Ich danke Ihnen auch für die Anekdoten.

Faust Pachler kenne ich leider gar nicht. Seine Expectoration über mich unwürdigen Sünder hat mich höchlich interessirt und auch amüsirt; denn sie ist durch und durch unwahr[4]). Ich mache meine Sachen nicht wie ein Holzschnitzler mit langsamem Vorbedacht und sorgfältigem Fleiß, sondern schnell, wenn ich dazu komme; aber ich komme eben selten dazu u. s. w.

---

[1]) Ein Bruder Emil Kuh's war auf der Vogeljagd in dem Garten seiner Besitzung bei Venedig plötzlich verunglückt.

[2]) Kuh an Keller, 27. Mai 1875: „Sie haben mir noch nie über Fritz Reuter gesprochen. Ich, der ich freilich das Hauptwerk Reuter's ‚Ut mine Stromtid' nicht kenne, theile nicht die allgemeine Bewunderung dieses Poeten."

[3]) August Corrodi.

[4]) E. Kuh an G. Keller a. a. O.: „Faust Pachler, ein sinniger, feiner, aber ängstlicher, unter den österreichischen Beamtenverhältnissen verschüchterter Mensch, schrieb mir, einige Tage nachdem er meinen Aufsatz über Ihre Erzählungen gelesen, Nachstehendes: „— — — Keller mahnt mich an die Schweizer Holzschnitzereien in seinen sorgfältig überdachten und langsam ausgearbeiteten Werken. Es ist etwas von der Freiheit des Gefangenen darin, wenn ich paradox sein darf, ein so rechtschaffener, idealer Mensch, so weltvergessen und weltunbedürftig wie Einer, der seine Zelle lieb gewonnen hat und nicht mehr hinaus will. Er sieht nicht mehr Himmel,

Wie durchaus schief und unwahr solche bildliche Definitionen sind (die ich mir selbst schon zu Schulden kommen ließ), hat auch Otto Ludwig in einer Stelle über mich bewiesen. Ich hatte bald vor Jahr und Tag schon dieselbe für Sie abgeschrieben, mochte sie aber doch nicht abschicken. Beim Aufräumen neulich fiel sie mir in die Hände, und ich lege sie nun doch bei. Ludwig vergleicht mich hier mit den großen italienischen Coloristen, bei welchen man keine Zeichnung gewahren könne. Daß ich nicht zeichnen kann, ist sehr wohl möglich; unwahr aber, daß jene Italiener, weil sie viel Farbe hatten, es nicht gekonnt haben. Es ist so uneigentlich und unklug gesagt als möglich. Es kommt daher, weil die Uhrenmacherei des psychologischen Räderwerkes, der rasselnde und knarrende Mechanismus, ihm so ungeheuer vorwiegend und wichtig war und er nicht wußte, daß das zu starke Hervortreten des Anatomen in einem Gemälde ein Abweg ist und zum Verzopfen der Kunst führt, wie bei Michel Angelo.

Ob meine Opuscula manirirt seien, weiß ich selbst noch nicht recht, fühle aber die Gefahr davon insofern, als ich schon darüber nachgedacht habe. Es liegt mein Stil in meinem persönlichen Wesen; ich fürchte immer, manirirt und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund voll nehme und passionirt werden wollte, wohlverstanden in der erzählenden Form, wo der Mann eben selbst spricht und in seinem Namen.

Wenn ich eine dramatische Stilübung vornehme, da tönt es ganz anders, da hört jener ruhige trockene Ton von selbst auf.

Vielleicht wird aber gerade das erst recht manirirt aussehen.

Was das Stoffliche und das kleine Stückchen Himmel betrifft, welches ich durch ein kleines Fensterchen sehen soll, so verstehe ich Pachler nicht: vielleicht ist es der Bewohner der Großstadt, der aus ihm spricht, der glaubt, nur auf ihrem Pflaster und in ihren Salons sei eine redenswerthe Welt.

Möchten Sie Ihr Hebbel-Werk bald zu Ende führen können! Man wünscht etwas Größeres und Umfassenderes über Hebbel zu besitzen, und es ist auch nothwendig, daß es mit Liebe und Pietät gemacht werde, was gerade Ihre Sache ist. Für den Fernerstehenden würden die harten Ecken und einige Ungeschicklichkeiten des Dichters zu Lieblosigkeiten verleiten.

---

als sich von seinem hoch gelegenen Fenster aus bietet; aber auf diesem kleinen Stückchen sieht er mehr als alle Anderen, und wie die Phantasie des Kindes aus dem Schachbrett sich eine Schaubühne, aus den Schachfiguren die Schauspieler einer Tragödie oder dergleichen machen kann, so zaubert er sich und damit Anderen ein Fleckchen Himmel zum Weltall und glaubt an die Wirklichkeit seiner Träume .... Er zeigt nur, was er sieht, nicht, was wirklich ist; und dadurch macht er selbst das Triviale poetisch und das individuell Persönliche zum allgemein Gültigen. Er gibt mehr als alle heutigen Novellisten den Schein für die Sache, und bei ihm verzehrt (nach Schiller) die Form den Stoff völlig. Er kann daher und soll auch nicht nachgeahmt werden. Nur ein Mensch wie er kann ein Dichter sein wie er, frei von jeder Schablone und eng geschnürt in die spanischen Stiefel der von ihm beliebten, ihm passenden und von ihm bewußtvoll ausgebildeten Manier. Daran, an Manier, grenzt er; aber ihm verzeiht man sie. Ihn unter die Dorfgeschichtenschreiber, die häßlichsten Realisten, die es gibt, zu werfen, ist geradezu ein ästhetisches Verbrechen."

In dieser Hinsicht ist doch Paul Heyse eine schöne und liebenswürdige Erscheinung. Wie hingebend und interessant hat er in der Einleitung zu Hermann Kurzens Werken über diesen geschrieben, und wie ganz anders klingt es bei aller „muthigen Freundschaft" als das bloß coteriemäßige Loben und Patronisiren!

Der edle Mörike ist nun auch gestorben. Ganz im Sinne seines Wesens und Schicksals habe ich die Nachricht nicht a tempo gleich zuerst erfahren oder gelesen, sondern erst im Verlaufe der Tage oder Wochen aus reproducirenden entfernteren Zeitungen, weil diejenigen, die ich täglich lese, gar keine Notiz davon genommen hatten. Es war ganz die Situation, wie wenn man sagt: „Ist Der oder Jener denn todt? Seit wann denn?" Und Einem erwidert wird: Wissen Sie das noch nicht? Schon seit vier Wochen! „Herr Jesus!" Es ist gewissermaßen wie beim Abscheiden eines stillen Zauberers im Gebirge oder beim Verschwinden eines Hausgeistes, das man erst später inne wird.

Ich werde dies Jahr wohl zu Hause bleiben und arbeiten. Ich kann des Abends, wo ich bei offenem Fenster bis 12 Uhr aufbleibe, in keiner hübscheren Gegend sein. Wenn erst die Arlbergbahn einmal gemacht ist, so kann man von Zürich aus leicht rasche Touren nach Tirol machen, da man in einem halben Tage in Innsbruck sein wird.

Vielmals grüßend Ihr G. Keller.

14. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 27. August 1875.

Lieber Freund! Wo sind Sie eigentlich? Ich denke, vielleicht wieder wie letztes Jahr um diese Zeit, in Reith bei Brixlegg. Was ist's mit der Burg Matzen, ich sah letzthin deren Bildniß in einer illustrirten Zeitung mit dem Bericht, daß jetzt ein Engländer darin wohne, der die alten Geschichten Tirols studiren und beschreiben wolle.

Sie sind also bereits ein doppelter Onkel geworden; nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht Großonkel werden, ehe Sie selbst nur Vater oder so was geworden sind; es ist im Umsehen geschehen. — — — — —

Wollen wir nicht nächstes Jahr wieder einmal an den Mondsee gehen, nur zwei oder drei Wochen? Es war doch sehr vergnügt dort, auch ist der beiläufige Aufenthalt im Hôtel so und so in Salzburg sehr bei mir angeschrieben wegen der Rebhühner und des Gumpoldskirchners. Hier in Zürich ist jetzt ein hübsches Café auf der „Meise" (mit dem schönen eisernen Barockbalkon), da sitzen wir in den schönen Sälen und trinken zum Andenken eine gute Flasche Gumpoldskirchner für 3 Francs 50 Rappen. — Oefter als nöthig ist!

Das heißt, ich bin jetzt doch Abends meistens zu Hause auf meinem Bürglibühel. Aber am Samstag-Abends oder Sonntags da bleibe ich in der Stadt, und dann sauf' ich für sieben Mann! Ich sag' Ihnen! Und provocire die besten Weine, daß die anderen Viecher, die Weib und Kinder haben, mit sauer-süßen Mienen in die Tasche greifen, wenn sie mir, wie projectirt, die Schmiere nicht haben anwürfeln können.

Dann humple ich, oft lange nach Mitternacht, die dunkle Engestraße hinaus auf das Bürgli und weiß trotz der Beladung den Messerstichen der italienischen Eisenbahnarbeiter sehr geschickt auszuweichen, welche sich die ganze Straße entlang gegenseitig in den Seiten kitzeln, anstatt die Seebahn fertig zu bauen, auf der wir nach Glarus fahren wollen, wenn Sie her kommen. —

Ihren letzten Brief habe ich gerade nicht zur Hand. Zu beantworten fällt mir einzig ein Ihr Wunsch nach Beseitigung der politischen Rhetorik oder Kannegießerei in der Geschichte von den „Sieben Aufrechten“[1]). Diesen Rath werde ich bald zu erwägen haben, da die Ausgabe dieses Jahr noch zu Stande kommen wird unter dem Titel „Züricher Novellen“.

Die neuen Geschichtchen kommen zuerst in die „Deutsche Rundschau“ von Rodenberg und heißen: „Herr Jacques“, „Hadlaub“, „Der Narr auf Manegg“, „Der Landvogt von Greifensee“. Hier wird überall nicht politisirt, sondern nur fabulirt und komödirt. Wenn ich nochmals damit über den Graben komme, ohne unterzuplumpsen, so kann ich nachher noch manches machen, da Alles neu geschrieben ist und nirgends von alten Conceptionen und Fragmenten gezehrt wird. Es sind Sachen aus dem dreizehnten, vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert, z. B. die Entstehung des sogenannten Manesse'schen Codex oder der Pariser Handschrift des Minnesanges, die Zerstörung der Burg Manegg am Albis ein Jahrhundert später, die von einem Verrückten bewohnt war, durch lustige, junge Züricher u. s. w. Der Landvogt ist ein origineller Züricher, Landolt, aus dem vorigen Jahrhundert, der als Junggeselle gestorben ist. Der haust auf dem Schloß Greifensee jenseits des Zürichberges und ladet auf einen Sonntag, um sich einen Hauptspaß zu machen, und auch ein Erinnerungsvergnügen nach all' den vorüber gegangenen Liebesstürmen, sechs oder sieben hübsche Weibsbilder ein, die ihm Alle Körbe gegeben haben, um sie einmal Alle bei einander zu haben und zu sehen. So kommen sie zusammen, ohne es zu wissen. Jede glaubt seine besondere gute Freundin zu sein, und jede will ihn besonders bemuttern und bevormunden, und nun knüpft er ihnen die Haare in einander, daß es eine Hauptlustbarkeit absetzt, d. h. wenn ich's machen kann; denn gerade diese Partie muß ich noch schreiben, das ist eben der Teufel. Sechs oder sieben Mädel, die Alle artig und liebenswürdig sind, keine der anderen gleicht und auch jede etwas Komisches hat.

Da kommt's nun wahrscheinlich auf eine recht deutliche und bündige Exposition aller Einzelnen an, eine nach der anderen, daß ihre Rollen am Tage des Gerichts schon von selbst gegeben und vorgeschrieben sind.

Mit den Duncker-Novellen kommt's allmälig auch ins Klare. Ich komme aber nicht von ihm los. Er hat mir sehr artig geschrieben und will ein neues Abkommen treffen, ganz nach meinem Wunsch und Vorschlag, und das alte Verhältniß aufheben, wenn ich ihm das Werklein nur verabfolge. Da kann man doch nicht wohl anders.

[1]) A. Exner an G. Keller, 16. März 1875: „Bei dem ‚Fähnlein‘ würde ich in aller Bescheidenheit dazu rathen, die patriotisch politischen Reden ꝛc. im zweiten Theil ein bißchen zu kürzen, da für sie nicht überall Verständniß zu erwarten steht und sie jedenfalls die Rundung der Composition beeinträchtigen.“

Mein Stuttgarter will den „Grünen Heinrich", der vergriffen ist, neu herausgeben; da muß ich mich auch dahinter machen mit Abkürzungen, neuem Anfang und neuem Schluß und einheitlicher Form, so daß ich diesen kommenden Winter wie in einer Fabrik sitzen werde, mit schwarzen Tintenfingern, und vor Eifer und Eile die Nase nur mit dem Rockärmel wischend. Das wird schön aussehen. Pfui Teufel!

Von den „Leuten von Seldwyla" will er eine neue Auflage machen, eine wohlfeile Volksausgabe. Wo das Volk herkommen soll, weiß ich nicht; wohl aber merke ich, wo die Wohlfeilheit, nämlich aus dem ermäßigten Honorar, wie er mild andeutete, als ich ungefährlich danach fragte; nun könnte sie ebenso gut aus dem ermäßigten Gewinn geschöpft werden. Es wird also auf diesem Punkte, auf diesem unscheinbaren ideellen Gebietstheilchen ein diplomatisches Gefecht geschickt geliefert werden müssen. Bleibe ich Sieger darin, so will ich mich bei Bismarck oder Andrassy als neuer Bernhard Meyer[1]) zur Arbeit anmelden, der ja auch nur ein schweizerischer Staatsschreiber gewesen ist.

Nun ist es aber Zeit, ins Bett zu gehen, es schlägt 11 Uhr. Morgen ist wieder Kneiptag, es dürstet mich jetzt schon danach, und muß schnell Wasser trinken, da nichts Anderes da ist. Ueberlegen Sie sich's wegen des Mondsee im nächsten Jahr! Man würde aber öfter mit dem Dampfbootchen nach dem Orte Mondsee selber fahren, um in jener gemüthlichen Laube Mittag zu essen, wo wir zuletzt gewesen sind.

Ein Jagdgewehr könnte ich auch mitbringen und würde versprechen, Euch Anderen nicht höher in die Beine zu schießen, als Eure geschmierten Stiefel reichen.

Mit Gruß und biederem Handschlag Ihr G. Keller.

---

[1]) Ueber Bernhard Meyer (1810—1874), den Luzerner Politiker, der unter dem Ministerium Bach eine Rolle in Oesterreich spielte, vergl. Allgem. Deutsche Biographie Bd. XXI, S. 555 ff.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Nimwegen.

Ein Kaiserpalast Karl's des Großen in den Niederlanden.

Von

Dr. **Konrad Plath.**

[Nachdruck untersagt.]

Das Unternehmen der archäologischen Erforschung der sämmtlichen deutschen Kaiserpaläste des Mittelalters hat im vergangenen Jahre einen wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen gehabt. Die Ausgrabungen auf dem Valkhofe zu Nimwegen, auf die als bevorstehende Unternehmung in der „Deutschen Rundschau" bereits hingedeutet worden ist, sind von glücklichem Erfolge begleitet gewesen[1]). Es ist möglich geworden, genaueren Einblick in die Anlage eines der bedeutendsten Paläste zu gewinnen, der, von Kaiser Karl dem Großen erbaut, zu Ende des vorigen Jahrhunderts erst zerstört ward. Es gelang mir in einer 1893 auf dem Rathhause zu Nimwegen gehaltenen Rede, die städtische Behörde für die Ausgrabung soweit zu erwärmen, daß Mittel vorerst zur Freilegung der ältesten, zum Palaste gehörigen Capelle bewilligt wurden, und die Ergebnisse sind so günstig gewesen, daß, wie zu hoffen steht, das gesammte Palatium aufgedeckt werden wird.

Der Valkhof, die Stätte der altdeutschen Kaiserpfalz Nimwegens, ist der letzte, durch einen schluchtartigen Hohlweg abgeschnittene Höhenpunkt des hügeligen Uferrandes, der den Rhein auf seiner linken Seite in größerer oder geringerer Entfernung begleitet. Auf der westlichen Abdachung dieser Höhe zur Niederung, sowie nordwärts hinab an den Strom ist die Stadt Nimwegen gebaut. Die Waal, so wird der breite Rheinarm hier genannt, fließt, bisher westlich gerichtet, nun plötzlich nach Süden sich wendend gerade auf den Valkhof zu, um dann nach neuer Biegung westwärts an der Stadt entlang zu strömen.

So bot der aufragende Hügel, selbst weithin sichtbar — für den vom Meere Kommenden der erste Höhenpunkt — einen leichten Ueberblick über beide Stromseiten im Osten und Westen, sowie über die weite, von den Sandhügeln der Veluwe begrenzte Ebene im Norden, und damit sicheren Schutz für einen Flußübergang, den letzten, der sich bei dem hier festen Ufer noch leicht bewerkstelligen ließ vor dem schwierigen Sumpfgelände des Rheindeltas.

[1]) Vergl. Bd. LXXVIII, S. 225 ff.

Dieser strategisch bedeutsame Punkt zog naturgemäß seit Urzeiten die Fürsten der umwohnenden Völkerstämme an. Auf seine Besiedelung schon in keltischer Zeit deutet der Name Nimwegens „Noviomagum“ hin. Unter den Germanen scheint der Hügel als das „Oppidum Batavorum“ eine hervorragende Rolle zu spielen. Claudius Civilis, der kühne Empörer gegen das römische Joch, soll die Burg auf dem Valkhof verbrannt haben, als er, der feindlichen Uebermacht weichend, sich auf die Bataverinsel zurückzog. Daß die Römer selbst hier auf dem Valkhof sich festsetzten, ließ schon die Fülle römischer Alterthümer vermuthen, die theils unten am Flußufer, theils auf dem Hunerberg in geringer Entfernung vom Valkhof gefunden wurden. Die Ausgrabungen haben nun die Besetzung des Hügels durch die Römer mit Sicherheit ergeben, ja sogar eine mehrmals wiederholte römische Bauthätigkeit auf dieser Stelle erkennen lassen.

Später haben dann die Franken das Erbe der Römer angetreten. An den Rheinmündungen ursprünglich heimisch, zogen sie, vor gerade anderthalb Jahrtausenden etwa, den Strom aufwärts, besiegten das damals bis an den Rhein hin mächtige Thüringerreich und fanden in Duisburg, auf neu gewonnenem Boden — im Binnenlande — den ersten festen Ausgangspunkt für ihre späteren, die Welt umgestaltenden Eroberungszüge. Von dort gegen die Römer zum Angriff vorgehend, gewann der Merowinger Chlojo zunächst das Land bis zur Somme, sein Nachkomme Chlodowech schlug die Römer vollends und dehnte sein Reich über ganz Gallien aus. Unter seinen Nachfolgern immer wachsend, bildete sich so ein neues, fränkisches Weltreich, das erste, dessen Schwerpunkt nördlich der Alpen lag — die Wurzel unseres Deutschen Reiches. Es umfaßte bei gewaltiger Ausdehnung eine an Sitte und Abstammung höchst verschiedenartige Bevölkerung in zum Theil eben erst der Cultur sich erschließenden Landen und erheischte darum ganz besondere Mittel der Organisation für seine Regierung.

Schon im Perserreich war die Ausdehnung des Gebietes Anlaß einer reisenden Hofhaltung des Großkönigs geworden. Als das römische Reich sich weiter und weiter zu erstrecken begann, hatten die Kaiser zur Erleichterung solcher Dienstreisen ebenfalls überall da Paläste errichtet, wo sie rasten wollten. Denselben Gedanken ergriffen nun die Frankenkönige. Chlodowech, der erste Christ gewordene fränkische Reichskönig, hatte in Paris den Palast des dem Christenthum abtrünnigen Julian bezogen, der in seinen Resten beim Musée de Cluny heute noch erhalten ist. Allmälig wurde dann von den Merowingern und Karolingern eine ungeheure Anzahl von Reichspalästen erbaut, von denen uns allein aus den gleichzeitigen Schriftquellen einhundertundfünfzig bekannt sind. Ueber das ganze Frankenreich in großartiger Ordnung vertheilt, in regelmäßigen Abständen, oft nur einen Tagemarsch von einander entfernt, boten sie, bei noch unentwickelten Verkehrsverhältnissen, den fränkischen Königen die Möglichkeit, in raschem Fluge alle Gebiete des Reiches zu bereisen, alle Anordnungen nach eigenem Ermessen zu treffen und ihre Ausführung zu überwachen. In zahlreichen Gebäuden vereinigten diese umfangreichen Anlagen jedesmal den ganzen Regierungsapparat, gestatteten ein schleuniges Zusammen-

arbeiten der verschiedenen Dienste und bildeten in ihrer Gesammtheit einen bewundernswerthen Organismus, der uns eigentlich erst die gewaltige Herrscherthätigkeit des deutschen Königthums im frühen Mittelalter begreifen läßt.

Weder bei den Persern, wie es scheint, noch bei den Römern, soweit wir urtheilen dürfen, ist diese Einrichtung so planmäßig ausgebildet worden, vermögen wir sie in solcher Vollständigkeit zu überblicken; nirgend auch hat sie eine gleiche culturgeschichtliche Wichtigkeit, wie bei dem fränkischen und dem daraus erwachsenen deutschen Königthum.

So tritt die welthistorische Bedeutung der fränkischen und deutschen Königspaläste, als einer hier am schärfsten ausgeprägten, charakteristischen Institution monarchischen Herrscherthums in den Weltreichen zu Tage. Als die ausgedehntesten und großartigsten Bauanlagen ihrer Zeit, die der Schauplatz der wichtigsten Begebenheiten unserer Geschichte waren, stellen diese Paläste sich zugleich als monumentale Urkunden ersten Ranges für unsere Vergangenheit dar.

Karl der Große, der zuerst den Gedanken des deutschen Weltkaiserthums in sich verkörperte, hat besonders auch diese von seinen Vorgängern überkommene Organisation auszubilden sich angelegen sein lassen. Neben Ingelheim, Aachen, Salz wird Nimwegen als eine von ihm erbaute Pfalz ausdrücklich genannt.

Nimwegens Pfalz entstand als die nördlichste des ganzen Frankenreichs, als Wächterin der Rheinmündung, als Trutzburg gegen die heidnischen beutesuchenden Nordvölker, an der größten Verkehrsstraße des Reichs. Gerade Nimwegens Bau wird als ein gewaltiges Werk Karl's des Großen hervorgehoben. Er selbst hat 777 und später noch öfter hier gewohnt. Schon damals also wird der Palast und die Pfalzcapelle bestanden haben. Ein Einfall der Normannen, der etwa ein Jahrhundert darauf erfolgte, hat den Bau nicht vernichtet. Ein normannisches Schwert im Museum zu Nimwegen, das in der Waal gefunden wurde, erinnert noch an jene Schreckenszeit. Vielen der späteren Kaiser hat dann die Reichsburg zur Wohnung gedient. Kaiser Friedrich Barbarossa, der in hoher Verehrung Karl's des Großen dessen Seligsprechung veranlaßte, der die Pfalzcapelle Karl's in Aachen mit dem heute noch vorhandenen Kronleuchter schmückte, hat gleich in den ersten Jahren seiner Regierung auch seines großen Vorgängers und Vorbildes Pfalz zu Nimwegen wieder herstellen lassen. Noch finden wir auf dem Rathhaus der Stadt seinen Inschriftstein, der von der Erneuerung Kunde gibt, aber merkwürdiger Weise Karl den Großen überhaupt nicht, dagegen Julius Cäsar als den Gründer der Anlage nennt. Friedrich's Sohn, Heinrich VI., der weitestschauende Denker der Kaiseridee, ist in der Pfalz zu Nimwegen geboren. Aber noch bevor der letzte Hohenstaufe dahinsank, wurde 1247 die alte Reichsburg durch Wilhelm von Holland, den Gegenkönig Friedrich's II., an den Grafen Otto von Geldern verpfändet. Zuletzt den Burggrafen von Nimwegen zur Wohnung dienend, blieb die Reichspfalz noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten. Da wurde 1794 Nimwegen von den Franzosen beschossen. Auch der Palast erlitt dabei einigen Schaden. Wohl wäre die Herstellung auch diesmal

möglich gewesen. Aber die jüngst nach französischem Muster eingerichtete batavische Republik hatte für ehrwürdige Geschichtsdenkmäler alter Kaiserzeit keine Theilnahme, geschweige denn Mittel übrig, ja man mißgönnte der Stadt dieses Ehrendenkmal ihres alten Vorranges, und trotz heldenmüthigen Widerstandes der Stadtbehörde, die darauf hinwies, der deutsche Kaiser allein habe über diese Reichsburg zu verfügen, wurde der Beschluß gefaßt, die alte Pfalz Karl's des Großen und Barbarossa's für den Preis von 90400 Gulden, etwa 150000 Mark, auf Abbruch zu verkaufen. So ist dies ehrwürdige tausendjährige Denkmal, dessen Steine eine so reiche Geschichtsquelle gewesen wären, mitten im Frieden damals durch rohe Gewalt zerstört worden. Zwei Bauten der Pfalz allein, eine Capelle, durch Karl den Großen, und eine Rundhalle, durch Barbarossa errichtet, wurden dank den Bemühungen des Nimwegener Alterthumsfreundes Jn de Betouw vor der Schleifung bewahrt und haben sich bis heute erhalten. Der übrige Platz wurde geebnet und zu einer Parkanlage hergerichtet.

Die karolingische Capelle, ein im Jnnenraum achteckiger, an den Außenwänden sechzehneckiger Centralbau — das erste Gebäude der Pfalz, das dem stromaufwärts Kommenden entgegentrat — läßt heute, nachdem in verschiedenen Zeiten die meisten der unteren Wände in Backsteinwerk erneuert und der innere Achteckbau mit einem thurmartigen Aufsatz aus Backsteinen und einem spitzen Dach versehen wurde, kaum mehr ahnen, welch' ein Kunstwerk von ehrwürdigem Alter und hervorragender Schönheit sich in seinem Jnneren birgt. Nur über dem Ansatz des unteren Daches und an einigen der Sechzehneckseiten hat sich außen das karolingische Mauerwerk über dem Erdboden erhalten. Diese Reste zeigen, daß schon der ursprüngliche Bau außen sehr einfach war, noch mehr als innen. Es ist dasselbe Verhältniß, das auch am Aachener Münster auffällt, wo die Außenseiten des karolingischen Baues aus unregelmäßigem dunklen Bruchstein, die inneren Räume dagegen aus glattgeschnittenen hellen Hausteinen hergestellt sind. Man darf vermuthen, daß es bewußte Absicht der Künstler war, dadurch eine bedeutende Steigerung des Eindrucks auf den Beschauer zu erzielen.

Ungleich größer ist schon bei flüchtiger Betrachtung der Eindruck des zweiten deutschen Kaiserdenkmales auf dem Valkhof, der von Barbarossa erbauten Halle. Ein Halbrund bildend, schloß sie sich ehemals durch einen rechteckigen Vorbau an ein älteres langgestrecktes Palastgebäude an, von dem wenigstens einzelne Spuren die Schleifung der Pfalz überdauert haben. Malerisch von den Bäumen des Parkes umschattet, bildet sie heute eine der schönsten Ruinen, die mannigfach an die herrlichen Reste der Klosterkirche zu Heisterbach erinnert.

Unter dem zierlich gebildeten Sims, der früher das pyramidenförmige Dach der Halle trug, wird das Obergeschoß von einem Kranze kleiner Halbbögen umsäumt, von denen jeder fünfte auf einer schlanken Halbsäule mit kunstvollem Knauf und Fuß ruht, während die übrigen durch kleinere Tragsteine gestützt werden. Unter diesen wird die gebogene Wandfläche zwischen den Säulen jedesmal von einem Rundbogenfenster mit kräftig geschnittener

Umrahmung durchbrochen, das, mit seiner Schwelle bis zu dem rings den Bau umschließenden Sockelgesims des Obergeschosses hinabreichend, scheinbar die Halbsäulen trägt. Nach unten hin löst sich dieses Gesims wieder in eine Reihe von Bögen, doppelt so breit, wie die des oberen Bogenfrieses, auf. Die unter den Halbsäulen des Oberbaues stehenden Bogenenden setzen sich nach unten als Wandpfeiler fort, während der dazwischen befindliche Bogenansatz wieder einen kunstvoll gebildeten Tragstein zur Unterlage hat. In geringer Höhe über dem heutigen Erdboden wird der Bau von drei runden Lichtöffnungen durchbrochen, die ehedem zur Beleuchtung der heute größtentheils verschütteten Unterhalle dienten.

Eindrucksvoller noch stellt sich der Innenraum der Halle dar. Das obere Geschoß wird von einer weiten Halbkuppel überwölbt, deren Bogen auf einem weißmarmornen Säulenpaar von seltener Schönheit ruht. Deutlich sind darunter die Reste der künstlichen Wölbungen zu erkennen, die jenen durch die genannten Rundöffnungen beleuchteten Unterraum überdeckten. Erhalten sind auch noch die Wände des Zwischenbaues, der die Rundhalle mit dem großen Quergebäude der Pfalz verband. Man erblickt auf beiden Seiten drei Rundbogennischen, die durch romanische Säulen mit Würfelcapitälern getrennt sind. An der Nordwand ist sogar noch ein Stück des Querbaues übrig geblieben.

Auf dem Rasen verstreut lagern Säulen und kunstvolle Trümmerstücke, die bei der Schleifung der Kaiserburg ausgebrochen und hierher zusammengetragen wurden: ein wehmüthiges Bild der Zerstörung. Aber die Rundhalle selbst mit ihrem herrlichen Säulenpaar im Inneren, mit dem reichen Schmuck der Banglieder an der Außenseite, wo der Künstler in liebevollster Versenkung in sein Werk fast für jeden Tragstein, für jeden Knauf und Fuß der Säulen eine neue geschmackvolle Bildung ersonnen und in zarter Arbeit gemeißelt hat, geben der Freude am Erhaltenen das Uebergewicht. Lebendigste Geistesfrische und Schaffenslust sprechen sich in dem Formenreichthum dieser Halle aus, die die Worte der Lebensbeschreibung Barbarossa's bestätigt: er habe gerade in seinen Bauten die ihm angeborene außerordentliche Geistesgröße bekundet.

Diese beiden Denkmäler sind gegenwärtig der einzige über dem Erdboden erhaltene Rest der gewaltigen Pfalzgebäude, in denen fast alle deutschen Kaiser seit Karl dem Großen einst Wohnung genommen und Reichsversammlungen abgehalten haben. Von den übrigen Bauten, deren Fundamente wohl größtentheils noch im Boden ruhen, gewinnen wir eine freilich nur ungefähre Vorstellung durch eine Reihe von Zeichnungen, die zum Glück in verschiedenen Zeiten von dem Gesammtbild, sowie von einzelnen Theilen der Pfalz hergestellt sind. Eine der wichtigsten trat kürzlich erst an die Oeffentlichkeit, indem ein Privatmann, veranlaßt durch den Erfolg der Ausgrabungen, sie der Stadt Nimwegen schenkte. Freilich bedarf es eines besonderen Studiums, um die sehr verschiedenartigen Darstellungen, die nur der gelegentlichen Liebhaberei geübter und ungeübter Zeichner entsprangen, nach Alter, Herkunft, Abhängigkeit und Glaubwürdigkeit zu bestimmen.

Das Gesammtbild der Pfalz wird am deutlichsten durch zwei Tuschzeichnungen des niederländischen Malers Hendrik Hoogers, die kurz vor der

Schleifung der Burg gefertigt und bald darauf in Stichen des Düsseldorfer Kupferstechers Professor Thelott vervielfältigt wurden. Sie ragen durch Sorgfalt und Vollständigkeit über alle anderen Darstellungen hervor.

Die Mitte des Palastes nimmt ein gewaltiger Thurm ein, der Riesenthurm, den die übrigen, selbst mehrere Geschosse hohen Gebäude in verschiedenen Richtungen umgeben. Eine starke Ringmauer umschließt die ganze Anlage, deren wuchtige Steinmassen den Eindruck eines ernsten Trotzes hervorrufen. Auch die erhaltenen Reste der Pfalz werden durch diese beiden Blätter in ihrem ehemaligen Zusammenhange mit den übrigen Theilen erkennbar.

Nach dem Anblick der zahlreichen Fenster des Palastes gewännen wir gern auch eine Vorstellung von der Gestaltung der Innenräume, die einst die Heimstätte der größten Heldengestalten unserer Geschichte, der Schauplatz der weltgeschichtlichen Begebenheiten unserer Vergangenheit waren. Mündlicher Ueberlieferung zu Folge soll der Reichssaal neben der Barbarossahalle noch kurz vor dem Abbruch einen großartigen Eindruck gewährt haben. Leider sind Zeichnungen dieser Innenräume bisher nicht bekannt geworden, wohl aber, daß es in der That solche gegeben hat. Wieder ist es Hendrik Hoogers, von dem jene trefflichen Aufnahmen der äußeren Ansichten des Palastes herrühren, der auch einige Innenräume vor dem Abbruch verewigt haben soll. Es wird berichtet, Hoogers' Erben hätten diese Zeichnungen der Museumsverwaltung in Nimwegen angeboten, und als diese zögerte, sie an einen englischen Sammler verkauft. Die werthvollen Zeichnungen mögen sich jetzt noch in englischem Privatbesitz befinden, und es bedürfte vielleicht nur einer Anregung, um diese Denkmäler deutschen Kaiserthums nach Deutschland zu verpflanzen oder wenigstens der Wissenschaft zugänglich zu machen.

Freilich so wichtig auch die vorhandenen Zeichnungen sind, eine völlig klare Anschauung der Anlage des ganzen Palastes könnte uns doch nur ein Grundriß derselben bieten, durch den uns ein Ueberblick über den Zusammenhang und die Vertheilung der Räume ermöglicht würde.

Leider ist vor und während der Schleifung, die überhaupt ja erst das archäologische Interesse an der Burg weckte, die Gelegenheit versäumt worden, eine genaue Vermessung vorzunehmen, obwohl wenigstens In de Betouw die Wichtigkeit dieser Aufgabe einsah.

In der That wäre ihre Erfüllung nicht nur für die Kenntniß des Nimwegener Palastes, sondern überhaupt für unsere Vorstellung von den deutschen Königspfalzen von größester Bedeutung gewesen. Besitzen wir doch bis jetzt von keinem der zahlreichen fränkischen Königspaläste, ja von keiner einzigen deutschen Kaiserburg des Mittelalters einen genauen und vollständigen Grundriß. Wir sind vorläufig ganz im Ungewissen darüber, wie jene umfangreichen Gebäudemassen angeordnet und gestaltet waren und können uns deshalb von den dort spielenden Vorgängen nur eine unvollkommene Vorstellung machen.

Und doch dürfen wir nach dem berühmten, aus karolingischer Zeit erhaltenen Bauplan für das Kloster St. Gallen, der wahrscheinlich eben von einem königlichen Baumeister herrührt, schließen, daß gerade die Grundrißanordnung größerer Anlagen und die zweckmäßige Vertheilung der Räume

schon in der fränkischen Zeit mit ebensoviel Sorgfalt als Geschick erwogen wurden.

Mehr als einmal hat das Bedürfniß nach einer lebendigeren Vorstellung von der Anlage der Nimwegener Pfalz Versuche veranlaßt, nachdem die Pfalz selbst zerstört war, wenigstens aus den erhaltenen Zeichnungen, besonders von Hoogers', einen Grundriß derselben abzuleiten. Aber wie wenig die vorhandenen Zeichnungen dazu ausreichen, erhellt daraus, daß alle diese Versuche gescheitert sind. Nicht nur weichen alle in Einzelheiten ab, sondern sie sind zum Theil grundsätzlich verschieden. Zumal die neueren haben sich am Weitesten von dem thatsächlichen Bestande entfernt. Verhängnißvoll ist dabei eine in kindlicher Weise gefertigte Ansicht der Burg aus der Vogelschau geworden, auf der, um möglichst viel von den Gebäuden zu geben, diese in schiefwinkliger Stellung zu einander gezeichnet waren. Besonders der jüngste Versuch, auf Grund dieser Ansicht einen Grundriß herzustellen, hat zu ganz irrigen Constructionen und Hypothesen über die Baugeschichte der Burg verleitet.

So schien eine umfassende Ausgrabung das einzige Mittel, uns einen vollständigen Grundriß zu verschaffen, und ich hatte deshalb eine solche im Jahre 1893 angeregt.

Nun hat eine andere Anregung, die ich damals gleichzeitig gab, uns über alle Unsicherheit hinweggeholfen.

Ich hatte den ehrwürdigen Stadtarchivar Nimwegens, Herrn Dr. jur. W. van de Poll, der stets in freundlichster Bereitwilligkeit meine Studien gefördert hat, gebeten, im Reichsarchiv zu Arnheim Nachforschungen nach alten, den Valkhof betreffenden Documenten für mich vornehmen zu lassen. Bei diesen Nachforschungen stieß man im Archiv der Rechenkammer auf einen bisher ganz unbekannt gebliebenen alten Grundriß der 1795 zerstörten Pfalzgebäude, der als Anlage zu einer Kostenberechnung bei der Ausbesserung besonders der Dächer des Palastes in den Jahren 1725 und 1726 angefertigt worden war. Er entstammt also einer Zeit, wo noch sämmtliche Gebäude des Valkhofs aufrecht standen.

Obwohl ohne wissenschaftliche Absicht nur gelegentlich von Handwerkern hergestellt, beruht er doch wirklich auf Messungen, und abgesehen von kleinen Irrthümern, die man bei der Vergleichung mit den heute noch vorhandenen Bauten bemerkt, tritt seine Zuverlässigkeit bei näherer Betrachtung immer mehr ans Licht. Die Wichtigkeit des Fundes beruht vor Allem auch darauf, daß dieser Grundriß nicht nur der erste beglaubigte Plan der Nimwegener Pfalz, sondern überhaupt der erste ist, den wir von einer deutschen Kaiserburg des Mittelalters in Händen haben.

Auf dem Plane sind, seinem nächsten Zweck entsprechend, die Schiefer- und Ziegeldächer der Palastgebäude durch graue und rothe Färbung unterschieden, während die Ringmauer der Pfalz mit gelbem Anstrich bezeichnet ist.

So überschauen wir nun das Ganze zum ersten Male in seinem vollständigen Zusammenhange, ja indem wir uns tiefer in diese Linien versenken, gewinnt der Plan plötzlich ein wunderbares Leben, und die gesammte Entwicklung dieser historischen Stätte von der ältesten Zeit an tritt uns anschaulich vor Augen.

Noch glaubt man die altrömische Castellanlage mit den abgerundeten Ecken, die römischen Thorbauten, selbst die innere Eintheilung des Castells hindurch schimmern zu sehen, und die Gestaltung der fränkischen Pfalz wird nun durch die Bedingungen, die die ältere Gründung bot, doppelt interessant.

Die nicht ganz leichte Aufgabe für den fränkischen Architekten war, die bedeutende Menge der den verschiedensten Zwecken der königlichen Behausung und der Reichsverwaltung dienenden Pfalzgebäude geschickt so in den gegebenen Raum des römischen Castells einzugliedern, daß alles Zusammengehörige benachbart, alles Verschiedenartige möglichst getrennt lag; daß eine möglichst regelmäßige Anordnung der Theile erreicht, dabei aber etwa vorhandene monumentale Ueberreste, besonders Grundmauern der römischen inneren Bauten, verwerthet wurden.

Der Grundgedanke der hier trefflich gefundenen Lösung dieser Aufgabe ist, die länglich-vierseitige Fläche des Castells durch einen Längsbau und zwei Querbauten in eigentlich sechs Abschnitte oder Höfe — drei größere und drei kleinere — aufzutheilen. Durch Fortlassen zweier, der einen Ecke des Castells benachbarter Bautheile wurde dann — man möchte fragen, ob erst durch spätere Abänderung — die Zahl der Höfe auf vier beschränkt. Im Einzelnen wurde dieses Schema theils vielleicht älterer Reste halber, theils wegen bequemerer Anordnung einzelner Räume umgestaltet.

Das Bild durchdachter und sorgfältiger Ordnung wird noch verstärkt, wenn wir auf die Bestimmung der Gebäude, auf die Vertheilung der Räume einen Blick werfen. Zum Glück sind nämlich auf dem neugefundenen Grundriß die einzelnen Baulichkeiten der Pfalz mit Ziffern bezeichnet und in einer Anlage die Erläuterungen dazu gegeben. Sie beweisen, daß die nicht leichte Aufgabe, diese so verschiedenen Zwecken dienenden Anlagen zu gruppiren, eine nicht nur sehr praktische, sondern auch höchst einfache und gefällige Lösung gefunden hat.

An der südwestlichen Ecke des ehemaligen römischen Castells, dem Verkehr der westlich gelegenen Stadt am nächsten, finden wir den Eingang der Burg, durch einen stattlichen Thorthurm geschützt, neben dem an der inneren Seite der Ringmauer das Pförtnerhaus errichtet ist. Vor den Blicken des Eintretenden dehnt sich der große Wirthschaftshof aus. Hier fanden die zahllosen Wagen Raum, die jahraus, jahrein von den der Pfalz untergebenen Frohnhöfen die gewaltigen Lieferungen an Lebensmitteln, Bau- und Brennstoffen herzuschaffen hatten. Leicht bewegte sich der Schwall der Fahrzeuge um das Brunnenhäuschen in der Mitte des Hofes, das eine tiefe Cisterne überdeckte. Sie bot Erfrischung für die Rosse und Esel, die die Lasten heranschleppten, und für die abladenden Knechte. Trat einmal eine Ruhezeit ein, so konnten die letzteren auch ihren kirchlichen Pflichten leicht Genüge thun in der Capelle der Pfalz, die sich im Hintergrunde des Wirthschaftshofes erhob.

Ein oder zwei Durchfahrten unter dem langgestreckten östlichen Gebäude, das im Erdgeschoß die Pferdeställe, darüber den Reichssaal und im obersten Stockwerk die Kleiderkammern enthielt, führten zu dem zweiten, südöstlichen Hofe, der den Zwecken des königlichen Marstalles diente. Hier befindet sich

der Eingang zum Pferdestall und an der östlichen Ringmauer das Wagenhaus. Auch hier erblicken wir ein Brunnenhäuschen zur Tränkung der Pferde, zugleich aber auch für die Bedürfnisse der benachbarten Fürstenküche, die den nördlichen Abschluß dieses Hofes bildet.

Eine mit einer Vortreppe versehene besondere Eingangshalle neben ihr führte zu den Gemächern der königlichen Familie. Indem man den nördlichen Flügel des Querbaues weiter östlich rückte als den südlichen, war die Möglichkeit gewonnen, zu diesen königlichen Gemächern einen eigenen monumentalen Fronteingang zu schaffen.

Man betrat von der Eingangshalle aus zunächst einen kleineren Vorsaal, sodann den Hauptraum des sogenannten „Großen Saales", der wohl zu Festen und Prunkmahlen benutzt wurde. Das Auftragen der Speisen konnte aus der benachbarten Küche mit Benutzung des Vorsaales schnell erfolgen. Um den Festsaal von störendem Durchgangsverkehr frei zu halten, war an der westlichen Seite des Hauptraumes, durch das hier breitere Dach angedeutet, ein Seitengang geschaffen, durch den man ungehindert und unbemerkt zwischen den anstoßenden Räumen sich bewegen konnte. Dieser Gang verdeckte zugleich den Anblick des engeren Schloßhofes für die im Festsaal Versammelten, während nach Osten hin ihr Blick frei über das anmuthige Hügelgelände des Hunerberges schweifte.

An diesen Festsaal schlossen sich die eigentlichen Wohnräume der deutschen Könige und Kaiser an. Neben einer „Rothen Kammer" finden wir hier die „Königskammer", den ehrwürdigsten Raum der Pfalz, den zur Zeit der Aufnahme des Planes ein Herr von Randwyk, aus dem ältesten Reichsadel des Landes, bewohnte, während seine Gemahlin die daneben liegenden Räume inne hatte, die in der Kaiserzeit wohl der „Frau Königin und Kaiserin" zur Wohnung dienten. Hier hauchte am 15. Juni 991 die griechische Kaiserstochter Theophano, die Wittwe Otto's II., Mutter Kaiser Otto's III., ihre Seele aus. Hier gab 1165 die Gemahlin Friedrich Barbarossa's, die reizende Beatrix von Burgund, dem Thronerben Heinrich VI. das Leben, der dann noch in jugendlichem Alter, fern der Heimath, auf Sicilien, in Messina den Tod, in Palermo sein Grab finden sollte.

Auch betreffs der Aussicht ist die Lage dieser Räume wunderschön gewählt. Gerade auf sie zu wälzen sich die Fluthen des breiten Waalstromes, um dann am Fuße des Burghügels nach links abzubiegen. Man überblickt die Schiffe, die landeinwärts oder hinab zum Meere fahren und Abends, in der Krümmung des Flusses, zu Füßen der Kaiserburg, den ruhigen Ankerplatz im Hafen finden. Zu beiden Seiten des Stromes dehnen sich die weiten Wiesen der Betuwe aus, die östlichen nur hier und da ein Haus aufweisend, während die nördliche Ebene reich mit Dörfern und Höfen besiedelt ist, die malerisch aus dem frischen Grün aufsteigen. Den Hintergrund umkränzen die bläulichen Höhen der Veluwe, von denen die Häuser von Arnheim herüber schimmern, während bei klarem Wetter selbst die Thürme von Doesburg sichtbar sind.

Vor den östlichen Fenstern der „Rothen Kammer" und des „Großen Saales" liegt innerhalb der Ringmauer ein kleinerer Hof oder Garten mit

einem Lusthäuschen, der, wie es scheint, als Geflügelhof benutzt wurde. Westlich neben der Eingangshalle und dem Vorraum des „Großen Saales" finden wir eine „Blaue Kammer", die wohl gleichfalls Wohnzwecken diente. Westlich von ihr erhob sich dann der alle anderen Gebäude der Pfalz überragende Riesenthurm, der in seinen verschiedenen Geschossen Raum für die Schloßwache, für Gefängnisse, Waffen- und Rüstkammern bot. Von seinen Zinnen, die den weitesten Ausblick über vier Ströme — Maas, Waal, Rhein und Yssel — gewährten, konnte der Wächter die feindlich oder freundlich Herannahenden frühzeitig erspähen.

Die Gebäude zwischen dem Riesenthurm und der Pfalzcapelle, mit der sie in unmittelbarer Verbindung standen, waren zur Kaiserzeit wohl den fürstlichen Gästen oder der Geistlichkeit der Pfalz zur Wohnung bestimmt.

Wieder angelangt auf dem Wirthschaftshof, von dem unser Rundgang durch das Schloß begann, wenden wir nun noch einmal den Blick auf das östlich ihn abschließende Gebäude: es enthielt in seinem Hauptgeschoß den großen Reichssaal, in welchem die Reichstagssitzungen der alten Kaiserzeit stattfanden. Hier eben hatte Friedrich Barbarossa, einen Anbau an das ältere Gebäude fügend, als Nische für den Kaiserthron jene Rundhalle erstehen lassen, die heute allein außer der karolingischen Capelle noch erhalten ist. Der neugefundene Grundriß läßt uns nun auch auf die innere Gestaltung des übrigen Raumes des Reichssaales einen Schluß ziehen. Bei näherer Prüfung ergibt sich nämlich, daß der Durchmesser der Rundhalle Barbarossa's genau gleich der Breite des Querbaues ist, so daß also vor jener ein regelmäßig quadratischer Raum sich befand. Die südlich gelegenen Theile des Querbaues enthalten wieder genau zwei gleiche Quadrate. Aller Wahrscheinlichkeit nach zerfiel also der Reichssaal in eine Reihe quadratischer, vielleicht überwölbter Abschnitte. Denkt man sich diese Reihe von Raumgevierten noch vor die erhaltene Rundhalle und den Zwischenbau gelegt, so gewinnt man eine Vorstellung von der machtvollen Größe dieses Reichssaales. Völlig lebendig wird uns die ganze Anlage, wenn wir nun, mit dem Grundriß vertraut, die verschiedenen Ansichten und Zeichnungen der Pfalz wieder zur Hand nehmen. Auf dieser gemeinsamen Grundlage würde es allerdings wohl möglich sein, ein Modell des ganzen Baues herzustellen, und es besteht in der That die Absicht, wenn Zeit, Gelegenheit und Mittel dazu sich finden, einen solchen Versuch zu machen.

Aber so mannigfaltig diese zeichnerische Ueberlieferung auch ist, so kann sie doch dem Forscher den reichen Ertrag einer Ausgrabung nicht ersetzen: im Gegentheil, da der Plan nun einen sicheren Führer bietet, sind die Ausgrabungen — die ja schon vor seiner Entdeckung beschlossen waren — nun doppelt interessant geworden.

Als engerer Schauplatz für die Nachspürungen des Jahres 1894 war die karolingische Capelle bestimmt worden, deren Erforschung an sich schon ein wichtiges Problem war. Von In de Betouw, dem wir ihre Rettung verdanken, für einen Römerbau des dritten oder vierten Jahrhunderts gehalten, hatte sie Oltmanns als karolingisch und dem achten Jahrhundert angehörig bezeichnet, während neuerdings Georg Humann, der Erforscher und Darsteller

des Münsters und Domschatzes in Essen, sie für das zehnte oder elfte, Ueber sogar für das zwölfte Jahrhundert in Anspruch nahm. So lag der Ursprung der Capelle völlig im Ungewissen.

Zunächst wurden nun an den Außenseiten die Fundamente ringsum bis auf den gewachsenen Boden freigelegt. Abgesehen von einigen späteren Ersatztheilen an leicht erkennbaren Stellen, zeigte sich überall das ursprüngliche, meist aus Tuffsteinen bestehende Fundament gänzlich unberührt. Eingehende Untersuchungen dieses Fundamentes und der umliegenden Bodenschichten ergaben mit Sicherheit den karolingischen Ursprung der Grundmauern, und so war für die bisher so zweifelhafte Zeitbestimmung der Capelle der feste Ausgangspunkt gewonnen. Zum ersten Mal seit elfhundert Jahren ward nun dies Fundament wieder von der Sonne beschienen, das vielleicht unter Karl's des Großen eigenen Augen gelegt worden war. Seine Freilegung bedeutete gleichsam die Auffindung einer echten, durch keine zweite Hand entstellten Urhandschrift aus jener Vergangenheit, die bisher unbekannt war; und die eingehende Betrachtung dieser „verlorenen Handschrift" zauberte uns die Tage ihrer Entstehung in voller Lebendigkeit vor Augen.

Aber nicht nur die Tage dieser Gründung Karl's des Großen allein. Auch die Zeiten der römischen Ansiedlung hier auf dem Valkhof traten bei diesen Untersuchungen in ein neues Licht, indem theilweise schon aus den Schuttresten sich drei oder gar vier verschiedene Bauthätigkeiten der Römer feststellen ließen. Funde, wie der von Trümmerstücken einer prachtvollen römischen Säule aus polirtem rothen Marmor von beträchtlichem Durchmesser, ließen in Verbindung mit der Untersuchung der Bautrümmer römischen Ursprunges im Museum und bei der Barbarossahalle erkennen, daß Bauten von ungewöhnlicher Größe und Pracht zur Römerzeit auf dem Valkhof bestanden haben müssen.

Ebenso brachten völlig unerwartete Erscheinungen neue fesselnde Kunde über die nachfränkischen Zeiten. Eine gewaltsame Zerstörung, deren Zeit und Anlaß sich noch nicht genau bestimmen ließ, hatte an einigen Stellen der Capelle umfassende Ersatzbauten nothwendig gemacht. Konnte hier der Verlust des karolingischen Mauerwerkes bedauerlich erscheinen, so bot die Beobachtung der Pietät, mit der das spätere Zeitalter alle irgend zu rettenden Theile sorgfältig zu erhalten sich bemüht hatte, erfreulichen Ersatz.

War außerhalb der Capelle der Ertrag nicht gering, so übertraf die Reichhaltigkeit der neuen Feststellungen im Inneren jede Erwartung. Bereits früher hatte man einmal gegraben, freilich an unrechter Stelle, daher vergeblich, und in Folge davon die Nachforschung als hoffnungslos bezeichnet. Jetzt that ich mit eigener Hand den ersten Spatenstich und ließ hierauf zunächst an einem Pfeiler des achteckigen Innenraumes abwärts graben, um die augenscheinlich durch spätere Aufschüttungen verdeckte ursprüngliche Flurhöhe wieder zu gewinnen. Gleich hier zeigte sich nicht nur *ein* älterer Fußboden, auf den ich gehofft hatte, sondern deren vier aus verschiedenen Zeiten über und neben einander kamen zum Vorschein. Selbst der unterste an dieser Stelle gefundene, aus theilweise trümmerhaften Backsteinen regellos hergestellt, konnte nicht der ursprüngliche sein. Aber jenes überraschend günstige Geschick, das von

all' den mannigfaltigen Umgestaltungen, denen die Capelle im Laufe der Zeit unterzogen wurde, stets einen Theil erhalten hat, groß genug, um den ganzen gleichzeitigen Bestand erschließen zu können, hat uns auch an mehreren Stellen Theile, wenn auch nicht des ersten, so doch eines in ziemlich frühe Zeit hinauf reichenden Fußbodenbelages aufbewahrt. Besonders zwischen den beiden nördlichen Pfeilern fand sich, unmittelbar auf dem Fundament aufliegend, ein sorgfältig angelegter Fußboden aus fein geglätteten schwarzen, weißen und rothen Thonfliesen, die ein schachbrettartiges Muster bildeten. Die weitere Aufdeckung zeigte zugleich, daß nicht jeder einzelne Pfeiler auf ein besonderes Fundament gegründet, sondern zur Sicherung des Baues zunächst ein für alle Pfeiler gemeinsames ringförmiges Fundament angelegt worden war, um dadurch das Sinken eines einzelnen Pfeilers zu verhüten. In ihrer ganzen Bauweise genau mit den Fundamenten der Außenseite übereinstimmend, ließ auch diese Anlage den karolingischen Ursprung leicht erkennen. Dank dieser Sorgfalt der fränkischen Baumeister ist trotz aller Veränderungen, denen die Außenwände in so eingreifender Weise unterzogen wurden, ja trotzdem sogar an einzelnen Stellen dies Ringfundament der Pfeiler selbst später gewaltsam zerstört und durch die Umbauten der Obergeschosse immer mehr belastet wurde, das innere Achteck der Capelle unversehrt geblieben bis auf den heutigen Tag. So bot der Fortgang der Ausgrabung zwischen jedem Pfeilerpaare etwas Unerwartetes. Gerade dem Eingang gegenüber fand sich zwischen den Pfeilern des Achtecks eine bisher völlig unbekannte Altaranlage. Unter einem dieser beiden Pfeiler wurde ein älteres römisches Fundament aufgedeckt, auf dem die fränkischen Baumeister einfach ihren Neubau gegründet hatten. Dies war eine Stelle, wo man mit dem Finger gleichsam die Naht zwischen Alterthum und Mittelalter berühren konnte. Zwischen den benachbarten Pfeilerstellungen traten aus Backsteinen sorgfältig gemauerte Schranken zu Tage, die das innere Achteck von dem Umgang abschlossen. Spuren der verschiedenen Fußböden zeigten sich an mehr als einer Stelle.

Aber trotz der Mannigfaltigkeit dieser Funde im Inneren, wo die Untersuchung für hoffnungslos galt: das merkwürdigste Bild gewährte doch die Freilegung der Pfeiler selbst. Es zeigte sich, daß ein ganzes Drittel der ursprünglichen Pfeilerhöhe durch die Aufschüttungen verdeckt worden war, die dem Bau jenes plumpe, unschöne Aussehen gaben, wegen dessen er in der Kunstgeschichte gewissermaßen berüchtigt und immer nur gering geschätzt war, und deren Forträumung die volle Schönheit der ursprünglich geplanten Verhältnisse erkennen ließ. Statt einer schwerfälligen Last unbehülflicher Steinmassen offenbarte sich nun eine zierliche und zarte Formengebung. Leicht und schlank erschienen die Pfeiler, deren Höhe im richtigen Verhältniß der Breite ihres Abstandes gleich war. Ja, den Eindruck fein abschätzend, hatte der fränkische Künstler, um die perspectivische Verkürzung auszugleichen, die Höhe der Pfeiler etwas größer als ihren Abstand gewählt. Auch daß der Durchmesser der auf den Pfeilern ruhenden Rundbögen über dem Gesims größer als der Pfeilerabstand, weiterhin aber auch der senkrechte Radius dieser „gestelzten" Halbbögen größer als die wagerechten genommen wurde, steigert bedeutend den

Eindruck des Leichten und Schlanken. Mit den einfachsten Bauformen schaltend, die man sich denken kann, hat hier der Künstler durch freie und bewußte Abweichung von der regelmäßigen Linienführung ein ungemein reizvolles Werk geschaffen, das gerade wegen der Einfachheit der Formen auch höchst monumental wirkt. Nun, da alle Pfeiler freigelegt sind, und wir wieder auf der Höhe des karolingischen Fußbodens wandeln, nun erst, vom richtigen Augenpunkte aus betrachtet, kommen alle Verhältnisse zur rechten und von dem Künstler gewollten Geltung. Der Eindruck ist der eines Baues von classischer Schönheit.

Der Gedanke, diese Schönheit durch ein Auffüllen von Erde wieder zu vernichten, konnte gar nicht aufkommen. Ohne Zaudern beschloß die Stadtbehörde Nimwegens, alle Aufschüttungen aus der Halle zu entfernen, einen neuen Fußboden an der Stelle der ursprünglichen anzulegen und so nach Möglichkeit den Anblick wieder herzustellen, den Karl der Große vor sich sah.

Aber noch größere Ueberraschungen sollte eine andere Entdeckung bieten, die mir gleich an einem der ersten Tage der Ausgrabung an stets offen liegenden und sogar mehrmals genau untersuchten Theilen des Baues glückte. Hatte die Ausgrabung der Unterhalle gezeigt, daß ihr ursprünglicher Fußboden weit tiefer lag als der zuletzt benutzte, so bewies diese neue Entdeckung das Gleiche für die Oberhalle. Der obere Umgang, der für die Hofgesellschaft bestimmt war, zeigt gegenwärtig innerhalb der großen Rundbögen, die über den gleichartigen der Unterhalle stehen, je zwei kleinere Rundbögen, von denen die äußeren Ansätze auf dem Gesims des Hauptbogens, die inneren vereint auf einer Säule mit Würfelcapitäl und attischer Basis ruhen. Bei eingehender Untersuchung hatten Oltmans, Herrmann und Humann sich ausdrücklich übereinstimmend und entschieden für die Ursprünglichkeit dieser kleineren Bögen nebst der Säule ausgesprochen, und Humann gerade darauf seine Zeitbestimmung der Capelle gegründet. Als ich nach meiner eigenen, genau durchdachten Methode den Bau untersuchte, sah ich, daß bis zu einer gewissen Tiefe, in der eine Schicht schmalerer Steine sich zeigte, das Mauerwerk unterhalb der Säulen zwischen den Pfeilern der Hauptbögen später eingefügt sein müsse. Trotz anfänglichen Widerspruches gegen meine Behauptung wurde die Aufbrechung des Mauerwerkes beschlossen, und als diese erfolgte, zeigte sich in der That, daß der Pfeiler auch seitwärts der Füllmauer mit glatter Wandung abwärts ging, ja hier sogar noch den glatt gestrichenen ursprünglichen Verputz aufwies. So war denn der Beweis für meine Behauptung handgreiflich gegeben.

War aber diese Füllmauer später eingefügt, so war auch die darauf errichtete Säule, waren auch die auf dieser ruhenden kleinen Bögen nicht ursprünglich. Dieser logische Schluß wurde durch den archäologischen Befund völlig bestätigt. Dadurch trat nun mit einem Male, wie der Unterbau, so auch der Oberbau in ganz veränderter Gestalt uns vor Augen. Großartig einfache majestätische Verhältnisse ließ der ursprüngliche Bau erkennen, eine wahrhaft königliche Anlage. Auch hier waren also wie in der Unterhalle nur einfache, freie Bogenöffnungen, wenngleich von bedeutenderer Höhe, vorhanden, bei denen der ruhige Ernst der gewaltigen Pfeiler durch ihr schlankes Aufstreben und durch den leichten Schwung der überhöhten Rundbögen gemildert wurde.

Durch die größeren Abmessungen nach oben hin war dies Obergeschoß als das kaiserliche hervorgehoben.

Durch diese Entdeckung wurden zugleich alle Zweifel über die Zeitbestimmung der Capelle erledigt. Hatte doch eben die Form der Säulen dazu geführt, den ganzen Bau in eine spätere Zeit zu versetzen. Die Capelle in ihrer ursprünglichen Gestalt gehört wirklich der karolingischen Zeit an und sicher keinem anderen Herrscher als Karl dem Großen, von dessen Bauthätigkeit an dieser Stelle die Schriftquellen zeugen; und zwar muß ihre Errichtung in die ersten Königsjahre Karl's fallen, denn schon 777 wird die Nimwegener Pfalz urkundlich erwähnt. Dann aber ist auch der bisher so gering geschätzte, nun als so schön erkannte Nimwegener Bau nicht, wie man annahm, eine Nachbildung, sondern der Vorläufer der Aachener Pfalzcapelle, und diese selbst, dem Nimwegener Bau viel näher stehend als einem der angeblichen italienischen Vorbilder, ein weit deutscheres Denkmal als man meist annimmt. So weitreichende Folgen für die allgemeine Kunstgeschichte hat diese Entdeckung, die sich bei näherem Hinsehen zugleich als der Schlüssel zur Lösung aller übrigen Räthsel erweist, die der Nimwegener Bau selbst so zahlreich darbietet.

Verfolgen wir diese Nachspürungen weiter, so scheint es zu gelingen, von dieser einen Entdeckung aus die Gesammtheit der Beobachtungen zu einer fortlaufenden Reihe logischer Schlüsse zu ordnen. Erst die Erreichung dieses Zieles erhöbe die archäologische Forschung des deutschen Mittelalters von der Stufe einer mit mehr oder minderem Glück in Vermuthungen und Schätzungen sich bewegenden Liebhaberei zu dem Range einer streng methodischen Wissenschaft. Die so schöne ursprüngliche Gestalt der Anlage mit den übrigen Bauten der karolingischen Zeit zu vergleichen, bietet immer neue Anregung. Man scheint auf einen gemeinsamen Charakter der Bauten jener Epoche hingeleitet zu werden, die ein schlankes Aufstreben selbst bei der Anwendung wuchtiger Formen liebte.

Aber auch der Umbau, der den ursprünglichen Bestand der Capelle, seinem künstlerischen Eindruck nach, so gänzlich veränderte, ist doch ein kunstgeschichtlich merkwürdiges Denkmal, und an sich nicht ohne Verdienst. Waren durch die Einfügung der Füllmauern die ursprünglich so hohen und schlanken Bogenöffnungen wesentlich verkürzt und dadurch plump und unförmig geworden, so hat der Meister des Umbaues durch die Einfügung der kleinen Doppelbögen und der dünnen Säule diesen ungünstigen Eindruck sehr geschickt wieder aufzuheben und die schlanken Verhältnisse des Urbaues herzustellen versucht. Wie geschickt er die Schwierigkeit überwand, erhellt am besten daraus, daß man eben fast ein Jahrtausend lang sein Eingreifen gar nicht bemerkte und seine Arbeit für ursprünglich hielt. Deshalb soll sein Werk auch fernerhin erhalten und nur in der Unterhalle der karolingische Bestand hergestellt werden. Auch dieser Umbau gehört noch der frühromanischen Zeit an, aus der wir nur wenige Denkmäler besitzen.

So haben die Untersuchungen statt eines häßlichen und gering geschätzten Denkmals uns zwei schöne und ehrwürdige Denkmäler altdeutschen Kaiserthums geschenkt, die zu den interessantesten ihrer Zeit gehören. Gerade ein künstlerisch

durchdachter Umbau aus so früher Zeit ist von besonderer Wichtigkeit. Auch die nun als drittes Kaiserdenkmal an dieser Stelle hinzutretende Barbarossahalle aus der Blüthezeit des romanischen Stils hat bei genauerer Untersuchung manchen neuen Ertrag gebracht.

Aber das Ergebniß dieser Untersuchungen und Ausgrabungen bemißt sich nicht nur an dem, was von neuer Erkenntniß über diese Bauten und die ganze Pfalzanlage gewonnen ist. Wie bei allen meinen Studien, war es auch hier hauptsächlich mein Bemühen, zu einer immer sichereren Methode kritisch-archäologischer Forschung vorzudringen. Gerade die ihrem Ursprung und Wesen nach so mannigfaltigen Baureste auf dem Valkhof, die das vortrefflichste Versuchsfeld boten, haben zur vollen Sicherheit über den praktischen Werth der vorher theoretisch durchdachten Methode der archäologisch-historischen Untersuchung geführt. Diese theoretischen Erwägungen finden in den thatsächlichen Erscheinungen der verschiedenartigsten Denkmäler selbst über Erwarten ihre Bestätigung. Damit würde denn der Schlüssel gefunden sein, diese Denkmäler überall in allen Einzelheiten zu deuten, gleichsam die Schrift und Sprache der Steine zu entziffern.

Es wäre die Zeit gekommen, die überwältigende Masse der monumentalen deutschen Geschichtsquellen in allen Theilen der Erde von den ältesten Resten der Urzeit an durch methodische Untersuchung zu gemeinverständlicher Rede zu erwecken, und damit eine Fluth neuer geschichtlicher Thatsachen uns zuzuführen, die bisher ungenutzt zurückgedämmt war, nun aber, erschlossen, weite, öde Gebiete unserer Geschichte bereichern und fruchtbarer machen würde. Denn was bisher in dieser Richtung geleistet wurde, ist unzulänglich, weil zusammenhanglos, und unsicher, weil nicht auf vollständiger Beobachtung und logischer Beweisführung, sondern auf zufälliger, gelegentlicher Erfahrung und muthmaßlicher Schätzung beruhend. Aber das täglich zunehmende Schwinden dieser unersetzlichen Quellen drängt zu ihrer schnellen und vollständigen Erschließung.

Möge die so erfolgreich begonnene Erforschung der deutschen Kaiserpfalzen, dieses an geschichtlicher Bedeutung unvergleichlichen Gegenstandes archäologischer Untersuchung, auch weiterhin fröhlichen Fortgang nehmen und sich an dieses eine Beispiel in der Folge die methodische Ausbeute aller monumentalen Geschichtsquellen Deutschlands, die nothwendige Organisation der wissenschaftlichen Arbeit zu diesem Zwecke, und endlich die Herausgabe eines kritischen und zusammenfassenden Werkes über diese sämmtlichen „Monumenta Germaniae archaeologica“ als unentbehrliche Ergänzung der „Monumenta Germaniae historica“ anschließen.

Plappermäulchen.

Ein Ostseemärchen.

Von

Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

In einem Dorfe am Ostseestrande lebte ein junger Fischer, der trotz seiner Armuth von großer Lebenslust war und deshalb gern mehr des irdischen Gutes gehabt hätte und am liebsten sehr viel. Da er jedoch bei dem bescheidenen Ertrage der Fischerei wenig Hoffnung hatte, es zu etwas Rechtem zu bringen, saß er eines Tages kummervoll am Strande und hörte dem rastlosen Plätschern der Brandungswellen zu. Das klang ihm sehr lieblich, ja, fast kam es ihm vor wie ein freundliches Plaudern von Mädchenlippen. Und er sprach zu sich selber: „Ach, wenn ich eine Frau hätte, die so lustig zu plaudern verstände, da wäre schon Alles besser und ließe sich das Leben auch wohl ohne anderen Reichthum ertragen."

Also stand er auf und ging hin, unter den Töchtern des Landes Umschau zu halten. Er fand auch bald ein Mädchen, das ihm von Herzen behagte; es hatte zwei Augen wie das Meer bei klarem Himmel und das lustigste Plappermäulchen, das im Lande zu finden war: still stand das niemals; auch wenn es nichts Neues mehr zu sagen hatte, schwätzelte es weiter, wie die See noch hohl geht, wenn der Wind längst abgeflaut hat. Davon versprach der Fischer sich viel Vergnügen, und er heirathete die Kathrine.

Die Beiden lebten sehr fröhliche Flitterwochen, zankten sich und vertrugen sich wieder, wie sich das Beides gehört, und das Mäulchen plapperte die niedlichsten Dinge.

Es kam aber doch bald eine Zeit, da Martin merkte, daß Zwei mehr essen als Einer und daß auch das billigste Sonntagskleid immer noch Geld kostet. Seine Armuth ging ihm deshalb nur noch tiefer zu Herzen als sonst, weil er sein Kathrinchen gern in Sammet und Seide gekleidet und mit Rosinen und Mandeln gefüttert hätte. Er arbeitete nun für Zwei, aber das half ihm doch nicht viel weiter; denn er besaß nur ein ganz kleines Boot, mit dem er auch bei gutem Wetter sich nicht weit hinauswagen durfte, und die großen Fischzüge draußen konnte er nur als Knecht mitmachen. Wenn er dann

Abends recht abgerackert nach Hause kam, ward ihm ihr Plaudern, das sie doch haben mußte, bisweilen beschwerlich; aber er schlief meist drüber ein wie der Müller beim Mühlklappern, und so schadete es ihm nichts.

Eines Sonntags war er mit seiner Kathrine nur so zum Vergnügen ein bißchen hinausgesegelt und zog seine Hechtangel hinter sich her; das war keine Arbeit und konnte doch einen hübschen Sonntagsbraten geben. Sie war festlich und angenehm gekleidet und lehnte ihren hübschen Kopf mit Behagen hintenüber, daß ihre langen blonden Zöpfe über Bord fielen und tief ins Wasser hingen, ohne daß sie es merkte; sie plauderte und lachte nur immer so fort, wie die Wellen so plätschern. Ihr Mann aber sah es mit heimlichem Wohlgefallen und dachte im Herzen: Das müßte ein feines Fischchen sein, das sich an diesen Angelschnüren finge.

Auf einmal that sie einen Aufschrei und suchte den Kopf nach vorn zu biegen, konnte aber nicht, denn es hielt sie etwas von hinten fest. Martin kam ihr zu Hülfe und griff kräftig zu: da hielt er einen stattlichen Fisch in den Händen, der mächtig zappelte, aber von dem Zopfe nicht lassen wollte, den er gewiß für ein besonders köstliches Goldfischchen hielt. Er aber als ein gelernter Fischer brachte ihn bald an Bord und schlug ihm auf den Kopf, daß er seine Beute fahren lassen mußte und nur noch ein bißchen mit dem Schwanze schlug und mit dem Maule schnappte. Das sah aber noch gefährlich genug aus, denn es war ein ausbündiger Hecht und hatte spitze und bösartige Zähne. Und weil Kathrinchen sich fürchtete, wollte er ihn gleich aufschneiden und zum Kochen zurechtmachen, und er freute sich schon auf die schöne Petersilienfauce. Als er aber das Messer ansetzte, scholl ein feines Stimmchen aus dem Bauche des Fisches:

„Schneid' nicht so tief! Schneid' nicht so tief! Ich sitze hierinnen und möchte noch leben."

Da erschrak der Fischer ins Herz, ließ das Messer fallen und getraute sich nicht mehr zu schneiden. Das Stimmchen aber rief zum andern Mal:

„Schneid' immer zu! Schneid' immer zu! Ich sitze hierinnen und möchte heraus."

Da that er ganz sachte und vorsichtig einen Schnitt in den Bauch und öffnete ihn, gab aber wohl Acht, daß er den Magen nicht verletzte.

„O, das thut wohl, o, das thut wohl," ertönte das Stimmchen, „jetzt krieg' ich etwas Luft. Aber es schimmert so stark durch die Wände; steht die Sonne am Himmel?"

„Ja," sagte Martin, „wo soll sie sonst stehen?"

„Dann laß mich noch hierinnen," rief das Ding im Fischmagen, „bis sie untergegangen ist. Ich müßte sterben, träfe mich ein Sonnenstrahl."

Da merkte Kathrine, daß sie es mit einem Wassergeist zu thun hatten, und sagte es ihrem Manne: denn die Frauen wissen in solchen Sachen immer noch besser Bescheid. Und sie bat auch flüsternd: „Wir wollen ihm den Willen thun, es wird unser Schade nicht sein."

Da löste der Fischer behutsam den Magen heraus und legte ihn bei Seite; er wunderte sich auch nicht mehr, daß er ihn so mächtig geschwollen fand.

Den übrigen Theil des großen Fisches aber machte er zum Kochen fertig, und sie fuhren unterdessen ans Land zurück und thaten sich zu Hause gütlich daran.

Als aber die Sonne ins Meer versinken wollte, gingen sie wieder an den Strand zu dem Boote, wo sie den Magen verwahrt hatten, und warteten, bis sie ganz hinunter war, und dann aus Vorsicht immer noch eine Weile, bis auch das Abendroth verglommen war und statt dessen der Mond heraufstieg; und der goß einen feinen silbernen Glanz weithin über die Wellen.

„So," sagte Kathrine, „jetzt ist es Zeit; jetzt kann kein Sonnenstrahl mehr herankommen."

Der Fischer öffnete nun den Magen mit scheuer Neugier; und da sprang ein winziges Dingchen heraus, das war oben wie ein niedliches Weibchen gestaltet und hatte unten statt der Beine einen schuppigen Fischschwanz. So recht und ganz menschlich sah aber freilich auch das feine, blasse Gesichtchen nicht aus; die Augen wenigstens blinkerten so sonderbar meergrün und verdächtig.

„Ei, ist das eine niedliche Kröte!" rief Martin aus und wollte sie gleich ein bißchen antappen. Aber seine Frau schlug ihm auf die Finger, weil sie merkte, das kleine Wesen war nackend; sie schämte sich um deswillen, nahm ihr Kopftuch ab und deckte es damit zu. „Es könnte sich erkälten," sprach sie mit Nachdruck.

Das Nixchen aber lachte und rief: „Der wird mir nichts anthun, dafür bin ich zu flink. Daß der nichtsnutzige Hecht mich erwischt hat, war auch nur Schuld meiner Unachtsamkeit; ich war so sehr in die Pracht der Morgenröthe vertieft, daß ich um mich nichts weiter hörte noch sah und sogar darüber vergaß, daß die Sonne mit ihren tödtlichen Strahlen gleich heraufkommen mußte: und da wäre ich unheilbarem Siechthum verfallen gewesen. So war's noch ein Glück, daß der Hecht mich verschluckte, und ich sollte ihm eigentlich dankbar sein: nur daß er's nicht mir zu Liebe oder sonst aus gutem Herzen gethan hat, sondern weil das dumme Vieh nicht wußte, daß Unsereins unverdaulich ist selbst für einen Haifisch. Angenehm war's übrigens nicht, in dem engen Sacke zu sitzen, und Ihr sollt mich nicht undankbar finden, daß Ihr mich befreit habt. Hegt Ihr irgend einen recht feurigen Herzenswunsch, so laßt ihn mich wissen, ich will sehen, daß ich ihn erfüllen kann."

„Ach ja," versetzte der Fischer schnell, „wenn's nicht unbescheiden ist: ich möchte gern recht reich sein. Bei uns über Wasser ist man ohne das nicht glücklich. Aber das ist gewiß ein sehr unbescheidener Wunsch!" fügte er schüchtern hinzu.

Das Seeweibchen lachte. „Kleinigkeit!" rief sie, „ich fürchtete viel Schlimmeres. Manche von Euch Landmenschen sind ja so unverschämt und verlangen gleich Liebesglück, Zufriedenheit, Weisheit oder Herzensreinheit und solche subtilen Dinge, die schwer zu beschaffen sind, oder noch Andere gar das ewige Seelenheil: und das ist uns überhaupt ein verschlossenes Gebiet. Reichthum hingegen will ich Euch schnell besorgen, und zwar ganz unerschöpflichen. Halt mir nur einen Augenblick still, schöne Riesin."

Und die Kleine that einen Griff mit dem Händchen in den silbernen Schaum einer anrollenden Brandungswelle und sprengte davon einige Tropfen auf die Lippen der verwunderten Fischersfrau.

„So, damit ist's abgemacht," sagte sie ruhig, „fortan wird bei jedem Satze, den Du in Gegenwart Deines Mannes redest, ein Silberstück aus Deinem Munde gehen; Ihr braucht nur ein Becken oder Faß aufzustellen, daß sie da hineinfallen. Weiter ist nichts von Nöthen; ausgeben kann sie nachher Jeder von Euch, wie er will. Und nun lebt wohl! Doch solltet Ihr mich etwa noch einmal brauchen, so tauche nur wieder Deine Zöpfe ins Wasser, dann will ich herbeischwimmen. Man soll mir nicht nachsagen, daß ich undankbar sei."

Nach diesen Worten und ehe die überraschten Leutchen einen Dank stammeln konnten, that das kleine Geschöpf einen prächtigen Hechtsprung in die nächste Welle hinein; noch einmal sahen sie den glitzernden Schuppenschwanz in der Luft wippen, und dann war es verschwunden, als ob es im Wasser sich aufgelöst hätte wie ein Klümpchen Salz.

Martin und Kathrine blickten einander an, und diese wagte kein Wörtchen zu sprechen, aus Furcht, es könne ihr ein Groschen oder gar Thaler im Sande verloren gehen. Dies Schweigen war dem Manne sehr ungewohnt und seltsam, aber unangenehm nicht; und er schickte sich schon an, den guten Augenblick zu benutzen und auch einmal zu Worte zu kommen: da hielt aber Kathrinchen schon das Schweigen nicht mehr aus, faßte ihre Röcke zusammen und rannte, so schnell sie konnte, ihrer Hütte zu. Dort riß sie ein Heringsfaß aus dem Winkel, bückte sich tief darüber und fing an zu reden, sobald ihr Mann in Hörweite war. Sie meinte, die Silberstücke würden nun so in das Faß klickern.

So wurde es aber nicht, sondern nach jedem Satze, den sie gesprochen und Martin gehört hatte, ging es wie ein silberner Hauch oder Dunst von ihren Lippen, zitterte ein Weilchen in der Luft herum wie ein geringeltes Tabaksrauchwölkchen und senkte sich dann langsam und lautlos in die offene Tonne hinein. Und sobald es das Feste berührte, war es ein glänzendes Silberstück von nagelneuer Prägung, das trug auf der einen Seite den Kopf eines allerliebsten Weibchens, auf der anderen einen Fischschwanz, aber nirgends eine Jahreszahl.

So wurden denn die Fischersleute wirklich so reich, wie sie es nur immer hatten wünschen können, und lebten herrlich und in Freuden. Tonne auf Tonne füllte sich mit den blinkenden Silbermünzen, und Martin hatte anfangs nur alle Hände voll zu thun, immer rechtzeitig neue Fässer oder Bütten oder Kiepen herbeizuschaffen. Allmälig jedoch lernte er sich das besser einzutheilen und bestellte das Nöthige gleich dutzendweise bei den Böttchern in der Stadt: und nun hatte er gar keine Arbeit mehr und konnte den lieben langen Tag auf der neuen bequemen Bank vor dem Hause sitzen, die neuen Seidenkleider seiner Frau bewundern und ihren unermüdlichen Reden voll Staunen zuhören.

Ja, das war nun eine Lust für Frau Kathrine, so vom Morgen bis zum Abend zu schwatzen und zu schwatzen, den allergrößten Unsinn zumeist, es kam

gar nicht darauf an, Silber gab es immer, wenn es nur Sätze waren. Sie war jetzt gewiß die allerglücklichste Frau unter dem Lichte der Sonne. Und sie meinte, daß auch ihr Mann nun ganz glücklich sein müsse, da er Alles besaß, was er jemals gewünscht hatte, und noch viel mehr, und gar nicht mehr zu arbeiten brauchte und obendrein eine so glückliche Frau hatte, die so rastlos zu plaudern verstand, wie die Wellen der Ostsee plätschern und rauschen.

Das ging auch eine Zeitlang mit ihm recht leidlich, so lange er seine Freude daran hatte, das blanke Geld so in Massen aus den Fässern zu langen. Allmälig aber ward es doch anders mit ihm. Das Plaudern seines Kathrinchens war ihm längst nicht vergnüglich mehr, sondern von Tag zu Tage verdrießlicher und beschwerlicher. Bald wäre er am liebsten davongelaufen; doch er mußte Stand halten und durfte sich nicht einmal die Ohren verstopfen, denn ein Satz, den er nicht hörte, verlor die Kraft, Silber zu erzeugen, und das ging doch nicht an.

Nach etlichen Wochen gab er nur noch eitel Seufzen und Stöhnen von sich, und bald raufte er sich stundenlang die Haare und schüttelte sich vor Schauder und Widerwillen. Kathrinchen aber plauderte fröhlich fort in ungetrübter Berufsfreude. Nach etlichen Monaten fing er an, abzumagern, kein Essen schmeckte ihm mehr und sogar keine Pfeife und kein Kautabak, und er ward ersichtlich schwächer und schwächer. Als noch ein Mond herum war, lag er als ein bleicher Schatten auf seinem Bette und bereitete sich heimlich im Herzen zum Tode vor.

Jetzt aber merkte seine Frau trotz all ihres Werkeifers doch endlich seinen üblen Zustand und redete ihm zu, irgend einen berühmten Arzt zu befragen; sie habe ja dafür gesorgt, daß er es bezahlen könne. Anfangs weigerte er sich, weil er wohl wußte, daß kein Arzt ihn berathen könne: doch da sie nun andauernd hierüber redete und den Gegenstand von allen Seiten emsig beleuchtete, daß die Silberstücke nur so schwirrten, kam er ganz in Verzweiflung und raffte mit seiner letzten Lebenskraft sich vom Lager empor. Er wankte stumm aus dem Hause und begab sich auf die Reise nach der großen Stadt, indem er eine stattliche Tonne Silber seinem Wagen mit auflud.

Er begab sich zu einem gut empfohlenen Doctor; der untersuchte ihn sehr gründlich und nahm ihm dafür den dritten Theil seines Silbervorrathes ab; darauf empfahl er ihm, einen Specialarzt für Nervenkrankheiten weiter zu befragen. Und als er das gethan hatte, war seine Silbertonne leer. Dafür empfing er von diesem den bestimmten Bescheid: „Sie brauchen vor Allem Luft. Sie müssen an die Ostsee."

Der Fischer wandte bescheiden und kleinlaut ein: „Aber ich habe ja alle meine Lebenstage bis auf den gestrigen und heutigen an der Ostsee verbracht."

„Ostsee hin, Ostsee her," entgegnete der Arzt mit etlicher Strenge, „Heringsdorf meine ich. Da müssen Sie hin, da werden Sie gesund. Uebrigens ist dort mein Bruder als Badearzt, an den will ich Sie empfehlen. Aber leben Sie gut, lassen Sie sich nichts abgehen."

Dieser Rath schien dem Kranken hoffnungsvoll und angenehm, und der Name des Ortes klang ihm sehr appetitlich. Er gab sich aber selbst noch eine

kleine Verordnung dazu: daß er seine Frau nämlich daheim ließ, so sehr sie auch jammerte und bat und ihn gerne pflegen wollte; er aber sagte, das schicke sich doch nicht, daß sie öffentlich mit einander ins Bad gingen. Dafür nahm er eine Tonne Silber als bestes Reisegepäck mit.

Nach einer Woche geruhsamen Badelebens befand sich Martin schon besser; doch seine Silbertonne war leer. Das verwunderte ihn ein wenig, denn er hatte so sehr viel weder gegessen noch getrunken und auch so sehr gut nicht; aber er merkte, daß dies im Bade so sei und wohl so sein müsse, und es gehöre zur Kur.

Nach der zweiten Woche waren noch zwei weitere Tonnen, die er sich nachkommen ließ, bis zum Grunde geleert und seine Gesundheit in trefflichem Aufblühen. Nach der sechsten Woche war er kerngesund und strotzte von Kraft; aber der Reichthum war aufgezehrt bis auf das allerletzte Münzchen, das Frau Kathrine erplaudert hatte.

Indem er nun bedachte, daß jetzt Alles noch einmal den gleichen Weg gehen, seine Frau wieder schwatzen und er wieder zuhören müßte, sprach er zu sich selbst: „Zum zweiten Male hältst Du das nicht aus, es würde Dein Tod sein. Das kleine Seeweibchen muß uns einen anderen Weg zum Reichthum weisen."

Also begab er sich nach Hause und nahm seine Frau, ging mit ihr um Sonnenuntergang wieder an den Strand und hielt ihre blonden Zöpfe ins Wasser. Von dem Abendroth her aber goß sich ein glühender Schein wie geschmolzenes Gold über die Schaumkämme der Wellen.

Es währte nicht lange, so kam das Nixchen geschwommen, zog sich an den beiden Zöpfen kletternd in die Höhe und fragte nach dem Begehren.

„Du mußt uns einen anderen Weg zum Reichthum weisen," versetzte der Fischer, „an dem Reden, das Silber wird, gehe ich zu Grunde."

„Das ist leicht zu machen," sprach die Kleine freundlich, „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold."

Und sie that einen Griff mit dem Händchen in den goldigen Wellenschaum und besprengte die Lippen der hübschen Frau.

„Für jeden Satz, den Du gern sagen möchtest und doch verschweigst, wird ein Goldstück aus Deinem Munde gehen," so sprach die Nixe und verschwand in der Brandung.

Das Fischerpaar kehrte voll Freudigkeit heim. „Jetzt werden wir zehnmal so reich als zuvor," riefen sie beide jubelnd und umarmten einander. Kathrine machte auch gleich einen Versuch mit dem Schweigen, denn Sätze, die sie gern sagen mochte, hatte sie immer bereit; und siehe, ein goldener Dunst schwebte langsam dahin und senkte sich in die Tonne; und als Martin hinein griff, zog er ein paar funkelnde Goldstücke heraus. Die hatten einen ganz anderen Werth als sonst das lumpige Silber.

Da war die Freude gewaltig, und Kathrinchen fuhr fort, zu schweigen und zu schweigen. Er wollte seinen Ohren nicht trauen, aber es war doch richtig: sie schwieg und schwieg. Solches Schweigen klang ihm wie eine herrliche Musik, der sich das unablässige Klimpern des Goldes auf das Lieblichste

mischte. Er blühte fortan noch tüchtiger auf und setzte nach einigen Tagen schon ein Bäuchelchen an.

Desto schlimmer erging es mit der armen Kathrine. Die ergötzte sich wohl eine Zeitlang an dem Anwachsen der Goldhaufen, doch schon am dritten Tage sah sie ein wenig bläßlich aus und am nächsten noch bleicher, und am fünften verlor sich ein Theil ihrer freundlichen Rundung und am nächsten noch mehr; am siebenten Tage lag sie ganz siech und kraftlos auf ihrem Lager und schwieg mit leisem Stöhnen immer dumpf vor sich hin. Und nun noch ein paar Tage, so war sie so elend, wie ihr Mann früher gewesen war, und dachte zu sterben.

Da erbarmte es diesen, und er beschloß, ein Ende zu machen.

„Daß wir die Aerzte befragen," sagte er, „ist nicht mehr von Nöthen; ihren Bescheid kennen wir doch schon. Das Geld können wir sparen, zumal wir noch lange nicht so reich geworden sind, als wir wohl gedacht haben; die Zeit war zu kurz. Aber Du mußt ins Bad und Dich dort einmal mit Jemandem aussprechen, und sollten wir darüber nochmals zu armen Leuten werden."

Sie sah das endlich ein, packte ihre besten Kleider zusammen und eine Tonne Gold für den ersten Anlauf und reiste ins Seebad. Nach einer Woche schickte sie einen Brief, es gehe ihr schon viel besser und sie habe gute Unterhaltung mit vielen neuen Freundinnen, mit denen lauter sehr Nothwendiges zu bereden sei, aber ihr Gold sei zu Ende, und er möge doch neues schicken, damit sie ihre Kur nach der Ordnung beenden könne. Das that er denn auch und schickte eine Tonne und bald noch eine und wieder eine Tonne und wieder eine, bis nach sechs Wochen die Kur und das Gold gleichermaßen zu Ende waren.

Da kam sie nach Hause und war frisch und gesund und plapperte wieder fleißig, aber sie saßen nun auch wieder bettelarm bei ihren Netzen; denn mit dem Schweigen getraute sich Kathrinchen nicht noch einmal zu beginnen. Lieber wollten sie das gute Seeweibchen noch einmal befragen, ob es nicht einen dritten Weg gebe zum Reichthum, einen solchen jedoch, an dem nicht der Eine oder die Andere zu Grunde gehen müsse.

Hand in Hand gingen sie zum Strande; es war ein grauer Himmel, und Nebel hingen über dem Wasser, und die Farbe der Wellen war still und glanzlos.

Kathrine hängte ihre Zöpfe ins Wasser; das Seeweibchen kam und fragte nach dem Begehren. Sie erzählten, wie es wieder ergangen war, und was sie nun wünschten.

„O, o," sagte die Kleine, „das ist recht betrübsam; mein Gold und Silber brachte Euch nur Schaden: jetzt habe ich nichts mehr zu vergeben als schäbiges Nickel — was ist davon Gutes zu hoffen? Doch ein Schelm, wer mehr gibt, als er hat. Wenn Ihr Euch damit begnügen wollt, will ich Euch Bescheid sagen, wie Ihr das gewinnen könnt."

Auf diese Auskunft senkten sie wohl ein wenig die Köpfe, meinten dann aber doch, sie wollten zufrieden sein. „Besser wenig als gar nichts," bemerkte Martin.

Und schon hatte die Nixe ihre Hand ins Wasser getaucht und Kathrinchens Lippen besprengt.

„Besser wenig mit Gesundheit als bei Vielem sich zu Grunde richten," fügte diese hinzu. Und kaum hatte sie dies gesprochen, als ein graues Dünstchen aus ihrem Munde ging und kräuselnd umher schwebte.

„Seht Ihr wohl, da habt Ihr's schon," rief die Nixe vergnügt, „und so wird das nun immer gehen: nämlich bei jedem klugen und vernünftigen Satze, den Du aussprichst, wird ein kleines Nickelstück entstehen; außerdem aber bei jedem überflüssigen oder dummen, den Du glücklich verschluckst, ein doppelt so großes. So, dies ist nun aber das Letzte, was ich zu vergeben habe, damit müßt Ihr haushalten, weiter reicht meine Macht nicht. Und so lebt wohl für immer."

Und damit schlüpfte sie ins Wasser.

Die beiden Fischerleutchen aber gingen in bescheidener Hoffnung Hand in Hand nach Hause, eher noch ein wenig bedrückt als recht kräftig erhoben. Auch gewannen sie in den ersten Zeiten noch recht wenig des Nickels, denn aller Anfang ist schwer. Aber „Uebung macht den Meister," sagte Kathrinchen und gewann damit ein kleines Nickelstück. „Ein Goldstück würde mehr sein," dachte sie dabei, verschluckte das aber, und so gewann sie ein großes. Solcher Art lernte sie den Vorrath mehren, ohne durch ewiges Schweigen sich selbst krank zu machen noch durch ewiges Plappern ihren armen Mann. Und als eine Reihe von Jahren ins Land gegangen war, hatten sie nicht nur ein sehr hübsches Sümmchen für ihr Alter erspart, sondern Kathrine galt auch im Lande weitum als die allerklügste und vernünftigste Frau. Und sie waren beide sehr glücklich und sind es sicherlich noch heute, wenn sie am Leben sind.

Carl August, Erbgroßherzog von Sachsen.

[Nachdruck untersagt.]

Carl August, Erbgroßherzog von Sachsen. Ein Lebensbild. Mit drei Abbildungen. Weimar, Hermann Böhlau. 1895.

Aufrichtig war der Schmerz, den man nicht nur in der engeren Heimath, sondern weit darüber hinaus empfand, als im vorigen Herbste die Trauerkunde sich verbreitete, daß der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar nach nicht lange vollendetem fünfzigsten Lebensjahre dahin gegangen sei. Nach dem Aeltervater Carl August genannt, knüpften sich Hoffnungen an ihn, die bis auf den großen Ahnherrn zurückgingen. Auch in der äußeren Erscheinung soll er an ihn erinnert haben. Wer ihn auf der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft im Juni 1894 sah, hätte nicht an ein so frühes Ende geglaubt. Ruhig, freundlich und liebenswürdig, neben dem hohen Elternpaar und zur Seite der durch Geist und Anmuth ausgezeichneten Gemahlin erfüllte der Erbgroßherzog die Pflichten einer Gastlichkeit, wie sie zu den Traditionen des Weimarer Hofes gehört, und in dieser Weise von allen deutschen Höfen nur dort gepflegt wird. Der Erbgroßherzog Carl August war eine wahre und ehrliche Natur. Er machte kein Hehl daraus, daß das, was man die schöne Literatur nennt, nicht sein eigentliches Feld sei, wiewohl er auch ihr sympathisch gegenüber stand und, von den neueren Erscheinungen, besonders an den Novellen und Romanen von Gottfried Keller seine Freude hatte. Vor Allem aber war er in den staats- und volkswirthschaftlichen Dingen gründlich bewandert, war ein genauer Kenner der Militärliteratur, und seine bevorzugte Lectüre war die historische. Das Letzte, was er sich noch wenige Stunden vor seinem Tode vorlesen ließ, war aus Treitschke's „Deutscher Geschichte".

Das Büchlein, dem wir diese Bemerkung entlehnen, rührt von einem Manne her, der den frühzeitig Entschlafenen Jahre lang in der Nähe gesehen, der für sein schlichtes, leutseliges Wesen das rechte Verständniß gehabt hat und wohl wußte, welcher Ernst der Lebensauffassung, welche Solidität der Kenntnisse, welches reiche Maß menschlicher Tugend und fürstlicher Gewissenhaftigkeit unter dieser anspruchslosen Außenseite sich barg. Der Verfasser hat sich nicht genannt; aber wir sind ihm dankbar, daß er uns einen Einblick in dieses Leben verstattet hat, das so kurz war und eine so schöne, goldene Zukunft versprach.

Der Erbgroßherzog, am 31. Juli 1844 geboren, empfing den ersten Unterricht von tüchtigen Erziehern, denen er bis ans Lebensende pietätvoll ergeben blieb, und machte seine Studien dann in Heidelberg, Leipzig und Jena, der alma mater der Thüringer Lande, die schon deswegen ihm persönlich theuer war. Unter seinen akademischen Lehrern glänzen die Namen von Gervinus, Häusser, Bluntschli, Wächter und Roscher, zugleich die Fächer bezeichnend, denen er sich vornehmlich gewidmet. Durch weite Reisen im Abend- und Morgenlande seine Bildung und seinen Gesichtskreis erweiternd, war in Rom Kuno Fischer, in Aegypten Georg Ebers der Mentor des jungen Fürstensohnes. Daneben war er mit Leib und Seele Soldat und machte, als Rittmeister à la suite bei dem hannöverschen Husarenregiment ins Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen commandirt, den Krieg von 1870/71 mit; und wiewohl man ihn, den Kaiser Wilhelm II. am Sedantag 1892 zum General der Cavallerie beförderte, in den späteren Jahren nur selten noch in Uniform sehen mochte, war er doch in der Kriegsgeschichte so sehr bewandert, daß er einst auf

dem Schlachtfelde von Jena den Vortrag übernahm, den ein inzwischen erkrankter Officier hätte halten sollen, und in dreiviertelstündiger, improvisirter Rede eine so treffende, genaue Darstellung der Schlacht in all' ihren einzelnen Momenten gab, daß — wie unser Gewährsmann erzählt — diese außerordentliche Leistung geradezu zündend auf die Zuhörer wirkte und noch heute unvergessen ist im Officiercorps des 94. Regiments. Mehr und mehr jedoch hatte seine Sorge sich den Staatsgeschäften zugewandt, an denen er, durch bewährte Minister eingeführt und so weit es ihm als Thronfolger zustand, neben dem erlauchten Vater und häufig in dessen Vertretung, thätigen Antheil nahm. Man kann es dem deutschen Volke nicht genug ins Gedächtniß zurückrufen, was ihm Weimars classische Stätten bedeuten und wie die selbstlose Hingebung, die Hochherzigkeit, mit welcher der Großherzog Carl Alexander und die Frau Großherzogin Sophie ihres Hauses und Landes geistiges Erbe hüten und verwalten, jedem Gebildeten Ehrfurcht und Dankbarkeit einflößen müssen. Zu diesen in Weimar heilig gehaltenen Ueberlieferungen gehören aber auch, ja bilden vielleicht, da sie den anderen gleichsam erst den Boden bereitet haben, ihr vorzüglichstes Theil diejenigen, die sich an das Reformationswerk, an die Wartburg und den „bibelentfaltenden" Luther knüpfen; und auch auf diesem Gebiete ist der Erbgroßherzog Carl August der treue Sohn seiner Väter gewesen — der würdige Sproß, wie sein Biograph sagt, des weimarischen und des oranischen Fürstenhauses, aus welchem England einst der Befreier und Erhalter gekommen ist. Aber niemals hat man in diesen Thüringer Landen ein Dogma mit dem anderen vertauschen wollen, niemals die Freiheit der Wissenschaft und der Lehre mit dem Strafgesetz bedroht; immer, auch in den trübsten Zeiten, hat die Regierung, schützend und abwehrend, so lange sie vermochte, über Jena die Hand gehalten, und heute noch, wo die Verfolgungssucht und die Gehässigkeit unser öffentliches Leben so vielfach beflecken, weht in Weimar die reine Luft der Duldung und Toleranz. Diese Züge menschlich und fürstlich hoher Gesinnung mußten den Erbgroßherzog seinem Volke theuer machen. Er war populär und verdiente wohl, es zu sein; der Landwirth, der Forst- und der Bergmann, der Handel- und Gewerbetreibende: sie Alle wußten, daß ihm ihre Angelegenheiten gleichmäßig am Herzen lagen und daß er ein ebenso unterrichteter Kenner ihrer Verhältnisse, wie vorurtheilsloser, aufgeklärter und uneigennütziger Förderer ihrer Interessen war. Hatte er doch, um die anderweit erprobte Einführung der Landgüterrolle der agrarischen Agitation gegenüber durchzusetzen, sich bereit erklärt, die Kosten der Eintragung zehn Jahre lang aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Von nicht minderer Bedeutung ist das Zeugniß seines Biographen, daß von den staatswirthschaftlichen Fragen ihn namentlich das schwere Problem des Münzwesens anzog, und daß er nach gründlichen Studien zu dem festen Ergebniß der Goldwährung gelangte, deren unerschütterlicher Anhänger er bis zuletzt geblieben ist.

Bescheiden und anspruchslos hinter dem hohen Elternpaar zurücktretend, machte der Erbgroßherzog auf Jeden, der ihm persönlich begegnete, den Eindruck eines gütigen, gemüthvollen Mannes, dem das Hervorkehren seines fürstlichen Standes nicht nur, sondern auch jegliches Prunken ganz ferne lag. „Er war viel mehr, als er schien" — dieses Wort aus den Erinnerungen des Ministers von Stichling hat sich bis zuletzt an dem hohen Herrn bewahrheitet, der, im schlichten bürgerlichen Rock, mit dem unverkennbaren Ausdruck von Wohlwollen im Gesicht, dem glücklichen Sinn für Humor im Gespräch und der Bonhommie des ganzen Wesens niemals ein Gefühl der Gêne aufkommen ließ, sondern immer nur das der herzlichen Zuneigung erweckte. Wenn er sprach, so verrieth eine leise Färbung des Dialectes den Thüringer, den Sachsen, was noch mehr dazu beitrug, der Unterhaltung mit ihm etwas durchaus Ungezwungenes zu geben; und wer jemals das Glück hatte, dem Erbgroßherzog in seiner Häuslichkeit nahen zu dürfen, dem wird das Bild einer heiteren, liebenswürdigen, echt humanen Persönlichkeit unvergeßlich sein. So sahen wir ihn noch vor anderthalb Jahren in den Räumen

des Schlosses, die hell waren von dem jungen Grün des Parkes und dem sanften Schimmer des Maimittags, während unten mit Musik und wehenden Bannern eine Künstlerschar zum Festplatz zog. Als die Frühlingssonne wieder schien, da war die Musik verstummt, und der verehrte Herr, der damals seine Gäste so frohgemuth an die Fenster rief, ruhte drüben, unter den Bäumen des Parkes, in der stillen Fürstengruft.

Es ist vor Allem das Menschenschicksal, das uns ergreift, indem wir des Frühvollendeten gedenken: des Sohnes, den die betagten Eltern, des Gemahls, den die liebende Gattin, des Vaters, den die verwaisten Söhne, des Bruders, den die Schwestern beweinen. Auch die Trauer des Landes hatte diesen rührend familienhaften Zug, der ebenso sehr hervortrat in den goldenen Tagen des October 1892 als in den dunkeln des November 1894. Aber es sind nicht allein die kleineren Verhältnisse, welche die Beziehungen zwischen Fürsten und Volk so innig zu gestalten vermögen: Liebe will immer erworben sein. Und dieser besaß sie, wiewohl er in seiner großen Bescheidenheit sich selbst das Verdienst daran nicht zuerkennen mochte. „Glaubst Du das wirklich?“ fragte er, als die Gemahlin auf die zahlreichen Beweise treuer Anhänglichkeit hinwies, die dem, fern von der Heimath Linderung seiner Leiden wenn nicht Genesung Suchenden bis an die Gestade des Mittelmeers folgten. Aeußerungen dieser Art, welche sein Biograph pietätvoll mittheilt, und Eintragungen in sein Tagebuch, das der Erbgroßherzog bis drei Tage vor seinem Tode führte, zeigen deutlicher, als ausführliche Schilderungen es vermöchten, wie geduldig, wie gefaßt er das bittere Loos hinnahm, das ihm gefallen und worin er seinen Trost fand. Eben noch ein gesunder Mann, konnte er, nach den Anzeichen einer Krankheit, die ganz plötzlich auftrat, und den Aussprüchen der Aerzte, von denen er die volle Wahrheit verlangt und erhalten hatte, sich über den Ausgang nicht mehr täuschen. Mit dem von leiser Wehmuth durchzitterten: „So Gott will, auf Wiedersehen!“ scheidet er von der Vaterstadt, um, während auf Thüringens Wälder die herbstlichen Nebel niedersinken, noch einmal in die Sonne zu schauen, die Sonne des Südens, unter der auch im Winter die Rosen blühen; noch einmal das Meer rauschen zu hören, das keine lieblichere Küste bespült als die palmenreiche des Vorgebirges von St. Martin. Wie schmerzlich schön müssen diese Tage gewesen sein, die letzten eines Glückes, das manchmal noch in der zauberischen Naturumgebung und im Anblick des beständigen, sich ewig erneuenden Frühlings auf eine Zukunft zu hoffen schien. Nicht ohne Rührung wird man aus dem, seinem Andenken gewidmeten Büchlein erfahren, wie die Gemahlin nun dem Leidenden Alles und wie unbegrenzt seine Dankbarkeit war: sie las ihm aus seinen Lieblingsschriftstellern, den Historikern vor, sie schrieb seine Briefe, sie stand helfend an seinem Lager, sie ward, auch wenn sie sich nur auf ganz kurze Zeit entfernt, von ihm entbehrt, und mit herzlichem Blick und Händedruck begrüßt, wenn sie wieder kam — und an sie war auch sein letztes Wort gerichtet: „Ich bin jetzt müde und möchte nun schlafen. Sagen wir uns gute Nacht.“ Aus dieser Nacht — es war die vom 20. auf den 21. November — ist der Erbgroßherzog nicht mehr aufgewacht.

Die Nachricht von seinem Hinscheiden traf noch mitten in die Erschütterung hinein, die der Tod des ungefähr in dem gleichen Alter und an einer ähnlichen Krankheit gestorbenen Zaren Alexander's III. hervorgebracht; aber wenn die Trauer um den Erbgroßherzog sich nicht so laut und allgemein äußern konnte, sie war bei Denen, die ihn gekannt haben, darum nicht weniger tief. Auf die bange Frage, die damals auf manche Lippe sich drängen mochte: Warum gerade die Guten, die Trefflichen, die man am meisten vermißt, so frühe abberufen werden, gibt es vielleicht nur die eine Antwort, die gleichfalls aus der Weimarer Fürstengruft erschallt, daß

— wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneia's,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.

J. R.

Aus dem bürgerlichen Gesetzbuche.

Von einem nichtjuristischen Mitgliede der Commission.

[Nachdruck untersagt.]

In dem Sommer, in dem das deutsche Volk die fünfundzwanzigste Wiederkehr der großen Kämpfe feiert, die das Deutsche Reich nach langer Zerrissenheit neu erstehen ließen, ist nach eifriger, unausgesetzter Arbeit das bürgerliche Gesetzbuch vollendet worden. Die sechs Bücher des nunmehr vollendeten Entwurfs bezeichnen den Abschluß des Einheitswerkes; sie geben auch dem bürgerlichen Rechtsleben die den deutschen Stämmen seit mehr als vier Jahrhunderten verloren gegangene Rechtseinheit wieder. Es bleibt der jetzt thätigen Commission nur noch übrig, das Einführungsgesetz zu berathen, welches die in den einzelnen deutschen Staaten bestehenden Rechtsverhältnisse in die neue Rechtsordnung des Reiches überleiten soll. Am Ende des Jahres wird das ganze Werk, die Arbeit zweier Commissionen in mehr als zwanzig Jahren, abgeschlossen vorliegen.

Freilich wird auch in künftiger Zeit, wenn das bürgerliche Gesetzbuch in Kraft getreten, die Reichsgesetzgebung noch Manches für die Einheit unseres Rechtslebens nachzutragen haben; denn verschiedene Rechtsgebilde sind in die allgemeine deutsche Rechtseinheit nicht mit aufgenommen worden, sondern den Landesgesetzgebungen weiter überlassen geblieben, so z. B. die für unsere sociale Gliederung so wichtige Erbfolge in geschlossene Güter (Fideicommisse und Anerbengüter), ferner die Gesindeordnung. Indem man diese, die Gesindeordnung, aus dem Abschnitt über den Dienstvertrag herausgenommen, bleibt ein großer Theil der landwirthschaftlichen Arbeiter ganz veralteten Rechtsordnungen überlassen. Ferner fehlt eine einheitliche Regelung des Wasserrechts, des Bergrechts, vor Allem der Haftung des Reiches, des Staates, der Commune für den von ihren Beamten zugefügten Schaden. Auch hätte der Verfasser dieser Zeilen gern gesehen, wenn das Verlagsrecht einen Abschnitt des bürgerlichen Gesetzbuches bilden würde. Dasselbe ist einem besonderen Reichsgesetz vorbehalten worden.

Die wichtigsten Rechtsverhältnisse aber sind einheitlich ausgestaltet, und diese Einheit allein bezeichnet einen Fortschritt von tiefgehender Bedeutung, den selbst der schroffste Gegner einzelner Bestimmungen des neuen Entwurfs als einen Segen für das deutsche Volk rückhaltlos anerkennt. Das deutsche Volk, wenigstens ein großer Theil desselben, begrüßt den neuen Entwurf; denn eine Anzahl von Berufskreisen hat bereits seit dreißig Jahren auf einzelnen Gebieten sich mit der Rechtseinheit vertraut machen können und die Wohlthaten des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches und der allgemeinen deutschen Wechselordnung schätzen gelernt. Diese Wohlthaten werden nun auch Diejenigen erfahren, deren Rechtsverhältnisse dem bisherigen Recht der einzelnen deutschen Staaten unterlagen. Das neue Gesetz führt nun auch für diese Klassen die Formfreiheit, wie solche in dem allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch ausgesprochen ist, ein, und schon deshalb muß das neue

Gesetzbuch willkommen geheißen werden. Das Interesse am Rechtsleben, das bei den bisherigen schwerfälligen Rechtsformen gering war, wird zweifellos wachsen mit der Erleichterung und Vereinfachung des Rechtsverkehrs, den das neue Rechtsbuch schafft. Die strenge Form ist ein Vermächtniß längst vergangener Zeit. Man traute dem lieben Nächsten nicht; jedes Rechtsgeschäft bedurfte zur Gültigkeit der feierlichsten Bestätigung, sei es durch die Träger der religiösen oder der staatlichen Gewalt. Im Laufe der Zeit schwächte sich diese solenne Form ab, an ihre Stelle trat die Beurkundung durch einen öffentlichen Beamten, in vielen Fällen die einfache Beurkundung des Willens durch Namensunterschrift, während der neue Entwurf für die meisten Rechtsgeschäfte nichts weiter vorschreibt, als daß die Uebereinstimmung des Willens der Vertragschließenden deutlich ausgesprochen wird. Die Formfreiheit, die der neue Entwurf gewährt, gründet sich eben auf Treu und Glauben, wie denn auch der § 127 des Entwurfs als allgemeine Regel aufstellt: „Verträge sind so auszulegen, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern." Heute ist nach unserem Landrecht und nach fast sämmtlichen deutschen Rechten die schriftliche Form für jedes Vertragsverhältniß, dessen Object den Werth von 150 Mark übersteigt, vorgeschrieben, und nur wenige Ausnahmen sind zugelassen. Die unmittelbare Uebertragung beweglicher Sachen, d. h. die sofortige Erfüllung des Rechtsgeschäfts von beiden Seiten, die Rechte und Pflichten des Gastwirthes gegenüber dem Reisenden, der Vertrag zwischen dem Fuhrmann oder dem Schiffer und dem Reisenden, der Vertrag zwischen Herrschaft und Gesinde sind auch ohne schriftlichen Vertrag zu erfüllen. In allen anderen Fällen ist die Schriftlichkeit nach dem bestehenden Recht ein unbedingtes Erforderniß für alle bürgerlichen Rechtsverhältnisse, und Niemand kann aus einem nicht schriftlichen Vertrage, dessen Erfüllung von der einen Seite noch nicht begonnen ist, Rechte herleiten. Der neue Entwurf ändert das. Die unbedingte Schriftlichkeit wird aufgehoben, und der Grundsatz der Formfreiheit wie im allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch eingeführt. Erforderlich bleibt die Schriftlichkeit bei Miethsverträgen über ganze Grundstücke, welche die Dauer eines Jahres überschreiten, und der Natur der Sache nach bei Verträgen über Leistungen in Geld, Werthpapieren und bestimmten Mengen vertretbarer Sachen, z. B. bei dem Check, ferner bei Schuldversprechen, die selbständig eine Verpflichtung begründen sollen, ohne die Angabe des Rechtsgeschäfts, aus dem die Schuld entstanden. Gegenwärtig muß von Nichtkaufleuten die Ursache des Schuldverhältnisses angegeben werden. Das Testament wie der Ehevertrag, Vermögensüberlassungen, Auflassungen von Grundstücken, Schenkungen, Erbschaftskäufe werden nach wie vor der notariellen oder gerichtlichen Form bedürfen. Leider hat man auch die Bürgschaft von der schriftlichen Form befreit. Hier hätte man eine Ausnahme machen sollen, denn im zwanglosen Verkehr wird leicht einmal der Satz: „Ich bürge dafür" ausgesprochen, und es kann dann aus einem solchen flüchtigen Worte die Uebernahme einer Bürgschaft hergeleitet werden, ohne daß ein ernstlicher Wille dazu vorhanden war.

Die Fähigkeit, Rechtsgeschäfte abzuschließen, bildet die Grundlage im Rechtsverkehr, und nur Derjenige soll solche abschließen dürfen, der *vernunftgemäß zu handeln* und seinen Willen zum Ausdruck zu bringen im Stande ist. Als nicht Geschäftsfähige betrachtet das Gesetz Diejenigen, welche ihres kindlichen Alters wegen die Pflichten aus einem Rechtsgeschäfte nicht zu übersehen vermögen, ferner Diejenigen, die in einem Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit sich befinden. Als beschränkt in ihrer Rechtsfähigkeit gelten die, welche wohl einen Willen zu äußern im Stande sind, aber die Tragweite ihrer Entschlüsse nicht nach allen Richtungen hin zu erfassen vermögen, d. h. die Minderjährigen vom achten bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre, und Diejenigen, welche trotz ihrer Volljährigkeit wegen *Verschwendung* oder *Trunksucht* entmündigt sind. Die Trunksucht wird durch den neuen Entwurf zum ersten Mal als Grund für die Beschränkung der Geschäftsfähigkeit in ein Privatrecht aufgenommen. Dem Trinker kann die Geschäftsfähigkeit entzogen werden, wenn er wegen der Folgen seiner Leidenschaft

seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag, sich und seine Familie der Gefahr des Nothstandes aussetzt oder die Sicherheit Anderer gefährdet.

Zum ersten Male wird auch das Recht auf den Namen geschützt und damit die unberechtigte Benutzung eines bekannten Namens, die so häufig dem unlauteren Wettbewerb dient, beseitigt. Der neue Entwurf sagt im § 22: „Wird das Recht zur Führung eines Namens dem Berechtigten bestritten, oder wird dieser in seinem Interesse dadurch verletzt, daß ein Anderer sich unbefugt des gleichen Namens bedient, so kann er Beseitigung der Beeinträchtigung und Verurtheilung zur Unterlassung weiterer Beeinträchtigungen verlangen" [1]).

Die Gestaltung der Personenvereinigung (juristische Person), wie sie der neue Entwurf gegeben, wird vielfach nicht befriedigen und namentlich Diejenigen nicht, die in Gewerkvereinen und Fachvereinen sich zusammenfinden. Das rechtliche Bestehen dieser wird auch jetzt noch nicht gesichert. Und wenn dem neuen Entwurf der Vorwurf gemacht ist, daß ihm „ein Tropfen socialistischen Oels" fehle, so wäre der Vorwurf hier wohl am ehesten begründet. Dennoch muß anerkannt werden, daß eine ganze Anzahl von Vereinen (Professor Dr. Strohal-Leipzig nennt sie „harmlose Vereine) in Verkehr mit dritten Personen treten kann, und daß ihre Rechtsstellung, wie sie der Entwurf vorsieht, wenigstens in Preußen einen großen Fortschritt für sie bedeutet, weil sie dem unleidlichen Concessionssystem, das der Willkür der Behörden Thür und Thor öffnet, einen Riegel vorschiebt. Der grundlegende Paragraph (§ 23) lautet: „Vereine zu gemeinnützigen, wohlthätigen, geselligen, wissenschaftlichen, künstlerischen oder anderen, nicht auf einen wirthschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichteten Zwecken erlangen Rechtsfähigkeit durch Eintragung in das Vereinsregister des zuständigen Amtsgerichts oder durch staatliche Verleihung." Die wirthschaftlichen Vereinigungen in das Vereinsrecht einzubeziehen, lag keine Veranlassung vor, da für diese durch das Actiengesetz, das Genossenschaftsgesetz und das Gesetz über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung in besonderen Reichsgesetzen die Formen gefunden sind. Die Lücken, die dadurch geblieben, daß die politischen, socialpolitischen und religiösen Vereinigungen ausgeschlossen bleiben, füllt hoffentlich bald ein besonderes Gesetz über die Berufsvereine aus. Die Verwaltungsbehörde kann auch gegen die Eintragung der Vereine mit sogenannten idealen Tendenzen, wie sie im § 23 bezeichnet sind, Einspruch erheben, wenn sie glaubt, daß der Verein einen socialen, politischen oder religiösen Zweck verfolgt; der behördliche Einspruch kann jedoch im Wege des Verwaltungsstreitverfahrens angefochten werden. Für die Vereine aber mit ausgesprochen unpolitischen Tendenzen ist die Erlangung der Corporationsrechte außerordentlich einfach geworden, und dafür gebührt der zweiten Commission um so mehr der allgemeine Dank, als ja bekanntlich die erste Commission das gesammte Vereinsrecht den Einzelstaaten überlassen wollte und nur ergänzende Bestimmungen getroffen hatte.

Die Tendenz, den wirthschaftlich Schwächeren einen stärkeren Rückhalt zu geben, welche seit fünfzehn Jahren die deutsche Gesetzgebung beherrscht, spiegelt sich auch im Entwurf wider, so im Miethsrecht, so im Dienstvertrage, und die zweite Commission betrachtete es als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, die ärmeren Classen da zu schützen, wo für sie die Gefahr vorliegt, daß sie in ihrem einzigen Gut, in der Arbeitskraft, in der eigenen und der Angehörigen Gesundheit, durch gesundheitsschädliche Wohnungen beeinträchtigt werden. Der Entwurf sagt im § 488: „Ist eine gemiethete Wohnung so beschaffen, daß ihre Benutzung mit einer erheblichen Gefährdung der Gesundheit verbunden ist, so kann der Miether das Miethe-

[1]) Aus den in der öffentlichen Erörterung über den unlauteren Wettbewerb der letzten Zeit bekannt gewordenen Fällen sei nur einer erwähnt, der aber klar zeigt, wie bedeutend der § 22 des bürgerlichen Gesetzbuches für unseren Gewerbebetrieb werden kann. So können in Köln nicht weniger als sechsunddreißig Fabrikanten von Kölnischem Wasser die Firma „Farina" führen, weil in Deutschland bisher noch kein genügender gesetzlicher Schutz für den Namen und die Firma besteht.

verhältniß ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist kündigen, auch wenn er die gefahrbringende Beschaffenheit bei dem Abschluß des Vertrages gekannt oder auf die Geltendmachung seiner Rechte wegen derselben verzichtet hat." Es ist dies eine Vorschrift, die so manchen unserer Hausbesitzer recht unwillkommen berühren wird; wenn man aber erwägt, welche Art von Miethsverträgen namentlich in Großstädten mit den Inhabern kleiner und bescheidener Wohnungen abgeschlossen wird, so kann man sich der Zweckmäßigkeit dieser Vorschrift wahrlich nicht verschließen. Enthält doch ein Miethsformular, das in Berlin sehr verbreitet ist, den Passus: „Etwaige Feuchtigkeit, Stocken, Rauchen oder Ungeziefer in der Wohnung, Grundwasser im Keller gibt dem Miether kein Recht, einen Abzug an der Miethe zu machen oder eine Entschädigung zu verlangen; wohl aber ist derselbe verpflichtet, die Wohnung gehörig heizen und lüften zu lassen, damit sie gut conservirt werde." Miethsverträge anderer Großstädte enthalten ähnliche, wenn auch nicht so harte Vereinbarungen.

Auch schränkt der Entwurf das — man könnte sagen grausame — Retentionsrecht des Vermiethers bei der Zahlungsunfähigkeit des Miethers wesentlich ein. In fast sämmtlichen deutschen Rechtsgebieten hat der Vermiether das unbegrenzte Recht, Alles, auch das Nothwendigste, das zum Leben, das zur Fortführung und Wiederaufrichtung der Existenz gehört, als Pfand für nicht bezahlte Miethe zurückzubehalten. Er nimmt das letzte Bett und den letzten Stuhl, dem Handwerker das Handwerkszeug, dem Gelehrten die Bücher. Der Entwurf hebt die Ausnahmestellung des Vermiethers vor anderen Gläubigern auf; auch der Vermiether soll nicht mehr die in dem § 715 der Civilproceßordnung als nicht pfändbar bezeichneten, unentbehrlichen Sachen des Miethers zurückbehalten dürfen. Ferner steht für die Zukunft dem Vermiether nur ein Zurückbehaltungsrecht für den rückständigen Miethszins und für den Miethszins des laufenden und des folgenden Miethsjahres zu, nicht, wie das jetzt der Fall ist, für die Dauer des ganzen Miethsverhältnisses oder für weitere Entschädigungsforderungen. Ebenso mindert der Entwurf das bisherige Vorzugsrecht des Vermiethers gegenüber anderen Gläubigern des Miethers. Wird eine dem Pfandrecht des Vermiethers unterliegende Sache für einen anderen Gläubiger gepfändet, so soll der Vermiether für die Folge sein Pfandrecht nur für den Miethszins des letzten Jahres vor der Pfändung geltend machen können. Eine weitere Einschränkung seines Vorrechts soll sich der Vermiether von nicht landwirthschaftlich benutzten Grundstücken auch noch im Concurse des Miethers gefallen lassen, insofern er sein Faustpfandrecht ebenfalls nur für die rückständige Miethe eines Jahres vor Eröffnung des Verfahrens und seine Entschädigungsansprüche, die ihm in Folge der Kündigung des Miethsvertrages durch den Concursverwalter entstehen, nur als Gläubiger im Concurse geltend machen kann.

Preußen und das Reich haben bereits im vergangenen Jahre den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches, ohne sein Inkrafttreten abzuwarten, so weit in ihrer Gesetzgebung berücksichtigt, daß jenes die unpfändbaren Sachen des Miethers dem Zurückbehaltungsrechte des Vermiethers entzog, während das Reich entsprechend das Recht des Vermiethers auf abgesonderte Befriedigung im Concurse des Miethers beschränkte.

Von der gleichen Fürsorge für die ärmeren und für die arbeitenden Classen spricht im Entwurf der Abschnitt über den Dienstvertrag. So sagt der Entwurf im § 558: „Der Dienstberechtigte ist verpflichtet, Räume, Vorrichtungen oder Geräthschaften, die er zur Verrichtung der Dienste zu beschaffen hatte, so einzurichten und zu unterhalten, und die Dienstleistungen, die unter seiner Anordnung oder Leitung vorzunehmen sind, so zu regeln, daß der zur Dienstleistung Verpflichtete gegen Gefahr für Leben und Gesundheit so weit geschützt ist, als die Natur der Dienstleistung es gestattet. Erfüllt er diese Verpflichtung nicht, so hat er, wenn ihm ein Verschulden zur Last fällt, den daraus entstandenen Schaden zu ersetzen." Freilich enthält bereits die Gewerbeordnung ähnliche Bestimmungen, aber in vollstem Maße

wirksam sind auch diese für die gewerblichen Arbeiter immer noch nicht, und wenn durch das bürgerliche Gesetzbuch die Vorschriften des § 120a der Gewerbeordnung auf alle Dienstnehmer erstreckt werden, auch auf das Hausgesinde, wie Letzteres ausdrücklich im Entwurfe vorgeschrieben ist, so wird es einer sehr großen Erstarkung des allgemeinen Rechtsbewußtseins und des vollen, guten Willens auf Seiten der Dienstherrschaft bedürfen, um diese Vorschriften auch wirklich lebendig zu machen.

Ein unzweifelhaftes Verdienst des Entwurfes ist es, daß er volle Klarheit über die Kündigungsfristen auch für Diejenigen bringt, deren Rechtsverhältnisse nicht vom allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch oder von der Gewerbeordnung getroffen werden. Wie im Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch stellt der Entwurf den Grundsatz auf, daß in Dienstverhältnissen höherer Art denjenigen, deren Erwerbsthätigkeit durch das Dienstverhältniß vollständig oder hauptsächlich in Anspruch genommen wird, insbesondere den Lehrern, Erziehern, Privatbeamten, Gesellschafterinnen, nur für den Schluß eines Kalendervierteljahres und nur unter Einhaltung einer Kündigungsfrist von sechs Wochen gekündigt werden kann, auch wenn die Vergütung nach kürzeren Zeitabschnitten als nach Vierteljahren bemessen ist. Bei Dienstverhältnissen anderer Art richtet sich die Kündigung im Allgemeinen nach den Lohnperioden.

An die Dienstleistungen persönlicher Natur reihen sich die, welche auf die Herstellung eines bestimmten Werkes gerichtet sind. Leider tritt diese Arbeitsform immer weiter zurück gegen den Erwerb durch Kauf, denn ein großer Theil der Handwerker arbeitet nicht mehr auf Bestellung für Kunden, sondern für die Massenproduction in der Fabrik. Die neuesten Untersuchungen des Vereins für Socialpolitik[1]) und die „Münchener volkswirthschaftlichen Studien“[2]) zeigen das immer weitere Vordringen des Maschinenbetriebes in Gebiete, die noch vor Kurzem dem Handwerk allein gehört haben.

Wenn auch der Bauhandwerker nicht unter der Concurrenz der Maschinen leidet, so läuft er, in seiner Existenz getroffen zu werden, dadurch Gefahr, daß er ein Zurückbehaltungsrecht, wie es der Verfertiger beweglicher Werkstücke hat, nicht auszuüben vermag. Er erlangt den Anspruch auf Bezahlung für seine Arbeit erst dann, wenn diese ein untrennbarer Theil eines Baues geworden, d. h. aus seinem Eigenthum in das des Bauherrn übergegangen ist. Die Versuche, an Stelle des Retentionsrechts, wie es die übrigen Handwerker besitzen, dem Bauhandwerker andere Sicherheiten zu beschaffen, sind daher sehr natürlich, und von allen Seiten bemüht man sich, Wege zu finden, ihm den Lohn für seine Arbeit zu sichern. Die Bauhandwerker selbst, die Freunde ihrer Bestrebungen, Vereine und namhafte Juristen wollen ihnen Vorzugshypotheken geben, d. h. sie wollen, daß die Beträge, welche für auf Bauwerke verwendete Materialien und Arbeit geschuldet, als Hypothek eingetragen werden, und daß diese Hypotheken allen anderen Eintragungen so weit vorangehen sollen, als der Werth des Grundstückes durch die auf das Bauwerk gemachten Verwendungen erhöht ist. So wohlmeinend dieser Gedanke auch erscheint, so undurchführbar ist er in Wirklichkeit; der Bauhandwerker würde zuerst die Schädlichkeit eines solchen Vorrechts empfinden. Unzweifelhaft würde die Bauthätigkeit gelähmt werden, denn wer würde ein Grundstück beleihen, wenn er gewärtigen müßte, daß unter Umständen spätere Pfandrechte seinem Pfandrecht vorangehen könnten? Der allzu früh den Arbeiten der Commission für das bürgerliche Gesetzbuch und der preußischen Justizverwaltung entrissene Geheimrath Eichholz hat denn auch als Vertreter der preußischen Regierung im Abgeordnetenhause nachdrücklich auf die schwerwiegenden wirthschaftlichen Bedenken hingewiesen, wenn der öffentliche Glaube an das Grundbuch, diesen Grundpfeiler des modernen Immobilienverkehrs, durch nachträglich vorgezogene Pfandrechte zerstört werde. Der Entwurf des bürgerlichen

[1]) „Ueber die Lage des Handwerks in Deutschland“. Leipzig 1895.

[2]) Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. Heft I, III und VI. München 1893–95.

Gesetzbuches ist denn auch über das preußische Landrecht nicht hinausgegangen und hat dem Bauhandwerker nur Sicherungshypotheken in der Reihe der übrigen Eintragungen gewährt.

Tiefgehende Meinungsverschiedenheiten wird die Stellung der Frau im Familienrecht hervorrufen. Doch ist diese Frage von zu großer Bedeutung, um sie hier nur gelegentlich zu streifen. Das aber darf erklärt werden, daß der Entwurf der Frau eine selbständigere und unabhängigere Stellung als bisher dem Manne gegenüber verleiht. Allerdings scheint die Frauenbewegung, wie sie gegenwärtig die zahlreichen Frauenvereine erfaßt hat, sich keineswegs damit zufrieden geben zu wollen.

Allgemeine Bedenken hat man gegen die Art, wie im Entwurf die Frage der Ehescheidung gelöst ist. Dem Einen sind die Gründe für die Scheidung zu zahlreich, dem Anderen zu gering; beide Anschauungen gründen sich dabei auf die Heiligkeit und Sittlichkeit der Ehe. Die kirchlichen Kreise sehen beide Attribute der Ehe nur in ihrer Unlösbarkeit, und ihren Anschauungen hat es entsprochen, daß der erste Entwurf selbst die unheilbare Geisteskrankheit nicht zum Scheidungsgrunde machte. Der zweite Entwurf hat diesen Scheidungsgrund, wie er in verschiedenen deutschen Rechtsgebieten bereits besteht, wenn auch mit Einschränkungen, wieder aufgenommen. Die Tendenz, die Ehescheidung zu erschweren, die auch im zweiten Entwurf sich geltend macht, dürfte aber, wie vielfach in juristischen Kreisen geurtheilt wird, dahin führen, daß die Richter von ihrer Befugniß, die der § 1463 ihnen gewährt, bei schwerer Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten seitens eines Ehegatten durch ehrloses oder unsittliches Verhalten, die Ehe zu scheiden, verschiedenen Gebrauch, je nach ihren persönlichen Anschauungen und den gesellschaftlichen Sitten machen werden. Damit entsteht die Gefahr, daß sich für die verschiedenen Classen der Bevölkerung auch ein verschiedenes Ehescheidungsrecht ausbildet.

Mit dem Einführungsgesetz, das, wie schon im Anfange gesagt, in den letzten drei Monaten dieses Jahres berathen werden wird, schließt die Commission für die zweite Lesung des bürgerlichen Gesetzbuches ihre Arbeiten, und damit schließt für den Verfasser dieser Zeilen die schönste Zeit seines an Erinnerungen nicht armen Lebens. In fünfjährigem Zusammenwirken mit hervorragenden Juristen und Männern anderer Berufskreise hat er niemals ein Wort gehört, das nicht im engsten Zusammenhange mit der ernsten Sache stand, die berathen wurde, und so scharf die Gegensätze waren, die sich geltend machten, niemals ist ein unfreundliches Wort gefallen. Dem Verfasser wird die Zeit der Arbeit in der Commission, die nun ihr Ende erreicht, in dankbarer und dauernder Erinnerung bleiben.

Friedrich Goldschmidt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September.

Als Höhepunkt der Feierlichkeiten, die zur Erinnerung an die Großthaten des deutschen Volkes in Waffen veranstaltet wurden, gilt mit Fug der Gedenktag der weltgeschichtlichen Capitulation von Sedan. So war es denn auch allen deutschen Patrioten gewissermaßen aus der Seele gesprochen, daß Kaiser Wilhelm II. gerade diesen Tag wählte, um dem Fürsten Bismarck seine „tiefempfundene Dankbarkeit" für die „unvergänglichen Dienste" zu bekunden, die Deutschlands erster Reichskanzler in jener großen Zeit um Wilhelm I., um das Vaterland und die deutsche Sache sich erworben. Nicht ohne lebhafte Aeußerungen des Mißmuthes berichteten die französischen Blätter über die aus allen Theilen Deutschlands gemeldeten Sedanfeste, während doch gerade die republicanische Presse sich bewußt bleiben mußte, daß die neuen Staatseinrichtungen ihres Landes wesentlich auf die Vorgänge zurückgeführt werden, die sich in den ersten Septembertagen des Jahres 1870 abspielten. Wie beim Anbeginn der Gedenktage betont wurde, daß an erster Stelle die nach blutigem Ringen gewonnene Einheit als herrlicher Siegespreis gefeiert werden sollte, konnte in den deutschen Kundgebungen auch nicht die leiseste Spur übermüthiger Anwandlungen gegenüber Frankreich wahrgenommen werden. Selbst die russische Presse, die jenseits der Vogesen regelmäßig als Eideshelferin angerufen wird, mußte das ritterliche Verhalten anerkennen, mit dem Kaiser Wilhelm II. bei dem Paradediner am 2. September die Tüchtigkeit der französischen Armee hervorhob: „Groß war die Schlacht und heiß war der Sieg und gewaltig die Kräfte, die aufeinander stießen. Tapfer kämpfte der Feind für seine Lorbeern, für seine Vergangenheit, für seinen Kaiser, kämpfte mit dem Muth der Verzweiflung die tapfere französische Armee."

Solche rein menschliche Gesinnung athmende Worte, die auch dem Besiegten sein volles Recht angedeihen lassen, müssen, sobald erst ruhige Ueberlegung an die Stelle nervöser Empfindlichkeit getreten ist, in Frankreich im versöhnlichen Sinne wirken. Es fehlt dort keineswegs an besonnenen Elementen; aber auch Solche, die in ihren Mitteln wenig wählerisch sind, wie den General der Reserve, Munier, hat es in Frankreich stets gegeben, da in dieser Beziehung nur an den General Boulanger erinnert zu werden braucht, der vom ersten Tage seines tumultuarischen Auftretens an von der „Deutschen Rundschau" nicht ernsthaft genommen, vielmehr sogleich als der miles gloriosus erkannt wurde, als der er später von der politischen Schaubühne abtreten mußte. Und doch befand sich General Boulanger eine Zeit lang in maßgebender Stellung, während General Munier nicht mehr dem activen Heere angehört, ja, im letzten Jahre von den Gerichten seines eigenen Landes wegen Verleumdung zu tausend Francs Geldbuße verurtheilt worden ist. Als bezeichnend verdient hervorgehoben zu werden, daß die ernsthaften Pariser Blätter

sich der Wiedergabe der vom General Munier vorgebrachten Schmähungen gegen einen höheren deutschen Offizier enthielten, wie es denn auch regelmäßig derselbe Chor ist, der sich bei bestimmten Anlässen im Sinne der Friedensstörer vernehmen läßt.

Als unlängst der Pariser „Matin" durch einen seiner Mitarbeiter in Elsaß-Lothringen über die dort herrschende Stimmung eine Untersuchung veranstaltet hatte, waren die Ergebnisse, die weit überwiegend zu Gunsten der vor fünfundzwanzig Jahren geschaffenen Neuordnung der Einrichtungen lauteten, begreiflicher Weise nicht nach dem Geschmacke der Gesinnungsgenossen Paul Déroulède's. Insbesondere mußten die Auskünfte des Abbé Guerber auch in ihrer später abgeschwächten Form um so unangenehmer überraschen, als die in Frankreich lebenden Elsasser in ihrem Interesse die Legende von der Unwandelbarkeit der französischen Gesinnungen ihrer heimathlichen Bevölkerung aufrecht zu erhalten bemüht sind. Diese Politik bildet, um ein vom Fürsten Bismarck in anderem Zusammenhange gebrauchtes Bild anzuwenden, gewissermaßen das Piedestal, von dem herab sie Großmacht spielen wollen. Würde doch die Bedeutungslosigkeit der überwiegenden Mehrzahl der Elsaß-Lothringer, die für Frankreich optirt, sehr bald zu Tage treten, falls sie nicht mehr die Maske des Patriotismus erfolgreich vorhalten könnten. Alle Welt würde dann eben erkennen, was der italienische Satiriker Giuseppe Giusti in einem seiner Spottgedichte treffend bezeichnet hat: „Ihre Nichtigkeit, die als Persönlichkeit erscheinen will", zu verdecken, haben die durch die unangenehmen Wahrheiten des Abbé Guerber und anderer vortrefflichen Kenner der reichsländischen Verhältnisse in ihren Existenzbedingungen getroffenen Anhänger der früheren französischen Patriotenliga große Entrüstung zur Schau getragen, ohne daß dadurch an den für Deutschland nur erfreulichen Verhältnissen das Geringste geändert würde.

Ein Mißklang in die Festfreude wurde durch die das Andenken Kaiser Wilhelm's I. beschimpfende Sprache eines socialistischen Organs gebracht. Hierauf bezog sich auch die Abwehr, die der Enkel des Begründers des Deutschen Reiches in seine Ansprache am Sedantage verwebte: „Möge das gesammte Volk in sich die Kraft finden, diese unerhörten Angriffe zurückzuweisen! Geschieht es nicht, nun denn, so rufe ich Sie, um der hochverrätherischen Schar zu wehren, um einen Kampf zu führen, der uns befreit von solchen Elementen." Diese kaiserlichen Worte bezweckten zunächst, alle Classen der Bevölkerung zum moralischen Kampfe gegen die revolutionären Bestrebungen aufzufordern, während andererseits an dem festen Willen des Kaisers, hochverrätherische Bestrebungen, die in die That umgesetzt werden sollten, mit Energie zu unterdrücken, kein Zweifel bestehen kann. Es wäre jedoch verfehlt, aus dem an das „gesammte Volk" gerichteten Aufrufe schließen zu wollen, daß ein neuer Versuch gemacht werden soll, auf dem Wege der Gesetzgebung vorzugehen. Darf doch bis auf Weiteres angenommen werden, daß die maßlosen Schmähungen, die ein Parteiorgan gegen das Andenken Kaiser Wilhelm's I. richtete, keineswegs von der Mehrheit der socialdemokratischen Wähler gebilligt werden. Wie aber das deutsche Bürgerthum unter Anderem die auf die Einführung des internationalen Arbeiterfeiertages am 1. Mai gerichteten Forderungen mit Energie zurückgewiesen, muß es sich auch im Uebrigen entschließen, einen rastlosen Kampf aufzunehmen. Darauf darf es bezogen werden, wenn Kaiser Wilhelm II. in seinem am 8. September an den Reichskanzler gerichteten Erlasse am Schlusse betont: „Ein Volk, welches so seine Todten ehrt und so seiner Vergangenheit gedenkt, wird alle Zeit treu zu Kaiser und Reich stehen und sich auch jener vaterlandslosen Feinde der göttlichen Weltordnung zu erwehren wissen, die selbst in diesen Tagen nationaler Begeisterung dreist ihr Haupt erheben und sich nicht gescheut haben, das Andenken des großen Kaisers zu schmähen und dadurch das deutsche Volk in seinen edelsten Erinnerungen und Empfindungen zu verletzen."

Alle gegen die deutsche Einheit und gegen die deutschen Einheitskämpfe gerichteten Proteste werden ebenso spurlos verhallen, wie diejenigen, die sich, gleich-

viel ob im Vatican oder auf deutschen Katholikenversammlungen, gegen die vor fünfundzwanzig Jahren vollzogene Ausrufung Roms als Hauptstadt Italiens richten. Der Ausspruch Victor Emanuel's nach der Besitzergreifung Roms: Ci sto, ci resto bleibt trotz aller Verwahrungen doch die Grundlage, mit der jeder ernsthafte Politiker rechnen muß. In dem verbündeten Deutschland, das zu derselben Zeit wie Italien seine Blüthenträume von der lange ersehnten Einheit reifen sah, wird deshalb der 20. September 1870 mit Recht als ein werthvolles Glied in der Kette bedeutsamer Ereignisse angesehen, durch die vor einem Vierteljahrhunderte die Geschicke Europas umgestaltet wurden. Ob wohl die wirklichen Staatsmänner des Vaticans selbst im Ernste an eine Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes glauben? Ein hervorragender Diplomat äußerte seine Zweifel in dieser Hinsicht, als er sich in Rom mit dem Schreiber dieser Zeilen unterhielt, und führte unter Anderem die drastische Aeußerung eines Cardinals an, der ihm gegenüber bemerkt hatte: „Was sollten wir mit allen den Baracken anfangen!" Der Cardinal wollte zugleich an der rastlosen Bauthätigkeit der „Buzzurri", der modernen Italiener, Kritik üben; allein das bleibt jedenfalls richtig, daß das „unantastbare Rom", mit dem das Haus Savoyen stehen und fallen würde, nie wieder den Mittelpunkt eines idyllischen Kirchenstaates bilden könnte.

Wer aus eigener Wahrnehmung die Zustände Roms kurze Zeit vor dem Zusammenbruche der päpstlichen Herrschaft mit den gegenwärtigen zu vergleichen vermag, muß an der Ueberzeugung festhalten, daß eine künstliche Wiederbelebung der Vergangenheit unmöglich ist. Wie düster erschien das römische Stadtbild dem Besucher, der beim Beginne des Jahres 1868 und dann noch geraume Zeit hindurch vor der Porta del Popolo unmittelbar an der alten Stadtmauer Wallgräben zur Vertheidigung aufgeworfen sah, während die französischen Besatzungsmannschaften übermüthig die Straßen durchzogen! Am Abend waren dann an allen Straßenecken des Corso päpstliche Gendarmen, das Gewehr am Fuß, aufgepflanzt, die den harmlosen Passanten mißtrauisch musterten; hatten doch einige Monate zuvor die Chassepots bei Mentana ihre Wunder gethan. Wie kläglich verlief in jenem Jahre 1868 der römische Carneval, der stets als Beispiel angeführt wird, wenn Widersacher des modernen Roms die romantische Pracht des päpstlichen preisen wollen! Das Wettrennen der reiterlosen Pferde, das Goethe bei seinem zweiten Aufenthalte in Rom klassisch geschildert, mußte allerdings auch in den Jahren unmittelbar vor dem Sturze der weltlichen Herrschaft Pius' IX. stattfinden, ein Schauspiel, das, wie zu Goethe's Zeiten, für die Zuschauer nicht minder gefährlich war, als für die armen Thiere. Dieses Wettrennen bildete aber noch im Jahre 1868 für die römische Bevölkerung den Gipfel der Festfreude während des Carnevals; lastete doch während des ganzen Jahres auf Allen ein dumpfer Druck, so daß jede Abwechselung als eine vorübergehende Befreiung vom Joche begrüßt wurde.

Und nun vergleiche man mit den Zuständen von damals das warm pulsirende Leben der Gegenwart. Sicherlich soll demjenigen nicht das Wort geredet werden, was, wie die Bebauung der Villa Ludovisi mit „Baracken", als „Vernichtung" Roms bezeichnet worden ist; ebenso wenig läßt sich verhehlen, daß die Entwicklung der Hauptstadt Italiens mit zahlreichen Auswüchsen verbunden war, die jedoch nur von Pharisäern als die Eigenthümlichkeit einer bestimmten Nation betrachtet werden können. Dagegen muß von dem unparteiischen Beurtheiler, der Italien von Nord nach Süd, von West nach Ost durchzogen, zugestanden werden, daß das italienische Volk auf dem Gebiete des Handels und der Industrie wesentliche Fortschritte erzielt hat. Es braucht nur auf Städte wie Mailand und Turin hingewiesen zu werden, die ebenso wie Rom und vor Allem Neapel rastlos fortschreiten. So darf Deutschland mit Italien sich der schwer errungenen Einheit freuen; mag immerhin die rauhe Wirklichkeit nicht Alles erfüllt haben, was von dem Ideal verheißen wurde.

Sicherlich stimmen das deutsche und das italienische Volk auch darin überein, daß sie die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens als ein werthvolles Ziel nie aus den Augen verlieren. Wurde durch die Anwesenheit des Kaisers von Oesterreich und eines italienischen Prinzen bei den deutschen Kaisermanövern sinnfällig gezeigt, daß der Dreibund, der vor Allem friedliche Zwecke anstrebt, nach wie vor ungeschwächt besteht, so unterließen französische Blätter nicht, auf die ungewöhnliche Ehrung hinzuweisen, die dem russischen General Dragomirow bei den in großem Stile ausgeführten französischen Manövern zu Theil wurde. Die öffentliche Meinung ist jedoch seit geraumer Zeit durch Flottenfeste und andere Kundgebungen, bei denen russische und französische Sympathien zum Ausdrucke gelangten, so sehr an das Verhältniß zwischen den beiden Ländern gewöhnt, das selbst in Frankreich noch immer als „flirt“ und nicht als „alliance“ angesehen wird, daß von irgend welcher Beunruhigung nichts verspürt worden ist. Ebenso verfehlt wäre es, an die Reise des deutschen Reichskanzlers nach Petersburg und an dessen Empfang durch den Zaren, sowie an die Unterredung mit dem Fürsten Lobanow irgend welche Combinationen politischer Art zu knüpfen. Da Fürst Hohenlohe auf den russischen Besitzungen seiner Gemahlin einen mehrwöchentlichen Aufenthalt genommen hatte, entsprach es nur den Regeln der Courtoisie, daß er sich dem Zaren vorstellte und mit dem Leiter der auswärtigen Politik Rußlands sich unterhielt. Auffällig wäre weit eher das Gegentheil gewesen; braucht doch nur an die müßigen Conjecturen erinnert zu werden, die angestellt wurden, als die erste Zusammenkunft des deutschen Reichskanzlers mit dem Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, Grafen Goluchowski, in Frage gestellt zu sein schien. Unzweifelhaft sind die auf einem Bündnißvertrage beruhenden Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn inniger als diejenigen mit Rußland; der Besuch beim Zaren und die Zusammenkunft mit dem Fürsten Lobanow ergaben sich jedoch aus denselben internationalen Gepflogenheiten, die vor einigen Wochen die Audienz des deutschen Reichskanzlers beim Kaiser Franz Josef und die Besprechung mit dem Grafen Goluchowski angezeigt erscheinen ließen. Daß Persönlichkeiten in solchen hervorragenden und maßgebenden Stellungen nicht ermangeln, auch andere wie Etiquettefragen zu berühren, bedarf keines besonderen Hinweises. Der Besuch des Fürsten Hohenlohe in Petersburg trug jedoch ebenso wenig wie derjenige in Ischl einen politischen Charakter.

Die chinesisch-japanische Angelegenheit und die Frage hinsichtlich der in Armenien von der Türkei einzuführenden Reformen werden unter Anderem als diejenigen Gegenstände angesehen, die auch von den Fürsten Hohenlohe und Lobanow bei ihrem freien Meinungsaustausche gestreift worden sein könnten. Charakteristisch ist der Unterschied der in der einen sowie in der anderen Angelegenheit bisher erzielten Ergebnisse. Während die gemeinschaftliche diplomatische Action Deutschlands, Rußlands und Frankreichs in Tokio sogleich zum Ziele geführt hat, ist in der armenischen Frage trotz des Zusammengehens Englands, Rußlands und Frankreichs ein bestimmtes Resultat bis jetzt nicht erreicht worden. Stützen sich diese drei Mächte auf die Bestimmung des Berliner Vertrages, wodurch die türkische Regierung zur Einführung von Reformen in Armenien verpflichtet wird, deren Ueberwachung den europäischen Mächten zustehen soll, so erblickt die Pforte darin eine gefährliche Einmischung. Immerhin wird sie sich auf die Dauer ihren Verpflichtungen nicht entziehen können. Daß aus diesem Anlasse allerlei Gerüchte auftauchen, kann nicht überraschen. So hieß es bald, daß die englische Regierung eine Flotte in die türkischen Gewässer entsenden würde, um auf diese Weise einen Druck auszuüben, bald wieder wurde behauptet, daß Rußland die armenischen Provinzen besetzen würde. Hätte sich aber in dem ersten Falle sogleich das Mißtrauen Rußlands geregt, so würde in dem zweiten England Verwahrung eingelegt haben. Man wird jedoch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß, selbst wenn die türkische Regierung die Forderungen der drei Mächte im Princip annehmen sollte, die Durch-

führung der Reformen selbst doch noch geraume Zeit auf sich warten lassen dürfte. In Constantinopel herrscht eben die Befürchtung, daß nächst der armenischen Frage die macedonische auftauchen könnte, die für die diplomatische Behandlung vorzubereiten durch einige Handstreiche von Bulgarien aus schon der Versuch gemacht worden ist. Das principiis obsta! hat aber von jeher ebenso wie das festina lente! als leitender Grundsatz der türkischen Diplomatie gegolten. Bisher fehlt es andererseits an jedem Anzeichen, daß die europäischen Mächte von ihrer friedfertigen Politik gegenüber der Türkei abweichen könnten, zumal England und Rußland in Bezug auf ihre Orientpolitik wesentlich verschiedene Interessen haben.

Das englische Parlament hat sich inzwischen vertagt, nachdem Lord Salisbury bereits vorher in die Ferien gegangen war. Auch aus diesem Umstande kann geschlossen werden, daß der armenischen Frage keine unmittelbare Bedeutung zugeschrieben werden darf. Zugleich ist das conservativ-unionistische englische Cabinet durch die Vertagung des Parlamentes der Gefahr überhoben, unbequeme Anfragen in Bezug auf die hohe Politik beantworten zu müssen. In Frankreich wird sich das Ministerium Ribot unmittelbar nach der am 22. October bevorstehenden Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten auf manchen Ansturm von Seiten der Opposition gefaßt machen müssen. Insbesondere ist es die Madagascar-Angelegenheit, die von der gesammten französischen Presse aufs Lebhafteste erörtert wird. Kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß General Duchesne, der Oberbefehlshaber der französischen Expeditionstruppen, sich durchaus nicht unfähig erwiesen hat, so muß er doch selbst zugestehen, daß die vorher festgestellten Pläne nicht alle Schwierigkeiten des Marsches berücksichtigten. Wohl aber darf ihm zugestimmt werden, wenn er in einem bereits am 2. August an die Regierung gerichteten Schreiben betont, daß seine Truppen, indem sie trotz der Terrainschwierigkeiten dreihundert Kilometer gegen die Hauptstadt Tananarivo vorrückten, eine Ausdauer und Opferwilligkeit an den Tag legten, die nicht genug anerkannt werden könnten. Selbst der Regierung nahestehende Organe wie der „Temps" unterließen jedoch nicht, dieser Vorwürfe zu machen, weil sie bisher unterlassen habe, eine eigene Colonialarmee zu bilden, wie denn auch die zwischen den Ministerien des Krieges und der Marine bestehenden Eifersüchteleien den rascheren Verlauf der Expedition hemmten.

Wie mangelhaft der Verwaltungsorganismus in Frankreich functionirt, zeigt sich aber nicht bloß aus Anlaß der Madagascar-Angelegenheit, sondern auch in der inneren Administration. In dieser Beziehung braucht unter Anderem nur auf die jüngsten Vorgänge im südlichen Frankreich hingewiesen zu werden, wo einzelne städtische Verwaltungen gegen die auf gesetzlichen Vorschriften beruhenden Anordnungen der Regierung ganz offen Front machten. Wie wenig bedeutsam auch die Angelegenheit der spanischen Stierkämpfe, die in Nimes, in Arles und in anderen Städten des südlichen Frankreichs veranstaltet wurden, an und für sich erscheinen mag, so steht doch fest, daß die Autorität der Centralregierung unter dem Beifalle der Bevölkerung verhöhnt wurde. Selbst die ordentlichen Gerichte verurtheilten die angeklagten Veranstalter der barbarischen Schaustellungen zu den geringfügigsten Geldstrafen, so daß dasselbe Spiel sich stets von Neuem wiederholte. Noch vor wenigen Jahren waren die Stiergefechte in der Provence durchaus harmlose Vorgänge, bei denen die Thiere nicht getödtet wurden, bis neuerdings erst die spanischen corridas zur Einführung gelangten. Bezeichnend für französische Verhältnisse war nun eben der Widerstand, welcher der Regierung entgegengesetzt wurde; sogar nicht an Ruhestörungen hat es gefehlt, bei denen die öffentliche Gewalt einschreiten mußte, ohne daß der Zweck der ursprünglichen Anordnungen erreicht worden wäre. Es handelte sich also um eine unzweideutige Auflehnung gegen die Gesetze und die Staatsgewalt. Das schwankende Verhalten der Regierung mußte aber wesentlich dazu beitragen, die heißblütigen Provenzalen und Gascogner in ihrer Opposition zu bestärken.

So drängt sich denn unwillkürlich der Vergleich zwischen dem allzu nachgiebigen Regierungssystem in Frankreich und dem unbeugsamen Regimente Crispi's in Italien auf, der trotz seines Alters die Staatszügel mit starker Hand führt. Daß bei den jüngsten Nachwahlen in einigen Bezirken die bereits früher ernannten socialistischen Führer wieder als Sieger aus dem Kampfe hervorgingen, obgleich ihre Wahl ungültig ist, da sie wegen Theilnahme an den sicilianischen Ruhestörungen zu langjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt sind, kann nicht überraschen. Die Wähler bezweckten unter Anderem auch, in dem Sinne zu demonstriren, daß ihre Candidaten in die aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Jahrestages der Einnahme Roms verlangte Amnestie einbegriffen würden. Hierzu kommt, daß die Anhänger der Regierung sich an dem Wahlkampfe in einzelnen Bezirken überhaupt nicht betheiligten. Daß die Wahlen selbst wiederum ungültig sind, ergibt sich aus den bestehenden Gesetzen von selbst. Crispi verfügt jedenfalls nach wie vor im italienischen Parlamente über eine geschlossene Mehrheit, der das Verdienst gebührt, wiewohl sie erst kurze Zeit besteht, die auf die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im italienischen Staatshaushalte abzielenden Reformen erfolgreich durchgeführt zu haben.

Während die italienischen Verhältnisse unter der gegenwärtigen Regierung sich in erfreulicher Weise gestaltet, so daß die Feier des fünfundzwanzigjährigen Gedenktages des Einzuges der Bersaglieri durch die Bresche unweit der Porta Pia von der Bevölkerung aus vollem Herzen begangen werden darf, erscheint die Lage der Spanier insbesondere auf Cuba nach wie vor wenig günstig. Diese mißliche Situation verwickelt sich dadurch noch mehr, daß die Aufständischen von den Vereinigten Staaten von Amerika aus Unterstützung erhalten. Hierzu kommen die schlechten klimatischen Verhältnisse, durch welche die spanischen Expeditionstruppen decimirt werden, so daß aus dem Mutterlande unablässig neue Streitkräfte nachgesendet werden müssen. Die Opfer an Menschenleben und Geldmitteln legen aber dem spanischen Staatsschatze beträchtliche Verpflichtungen für die Zukunft auf. Das Ministerium Canovas del Castillo wird deshalb große Staatskunst bethätigen müssen, wenn anders Spanien seine Großmachtstellung behaupten will.

Literarische Rundschau.

Bamberger's politische Schriften.

[Nachdruck untersagt.]

Politische Schriften von 1848 bis 1868. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1895.

Es gibt Bücher, deren Inhalt uns mit unwiderstehlicher Gewalt packt und mit fortreißt, deren triumphirender Argumentation wir uns um so lieber unterwerfen, als die Eigenliebe uns vorspiegelt, es seien eigene Gedanken und Empfindungen, die in so beredter Form uns entgegengebracht werden. Andere bannen den Widerspruch nicht, allein sie sichern dem Autor die Theilnahme, die dem Werk nicht kritiklos zu begegnen vermag und erwecken die menschlichen Sympathien, die dem Talent und der Gerechtigkeitsliebe, dem unparteiisch gezeichneten Für und Wider wie ein verdienter Tribut gebühren. Zu diesen Büchern gehört die vorliegende Sammlung von Bamberger's politischen Schriften, für deren intellectuelle Stimmung der 1859 niedergeschriebene Dialog zwischen dem pessimistischen Michael Pro und seinem objectiven Freunde Thomas Contra den Grundton bestimmt. „Menschen," schreibt Michael, „die nach Abhülfe von unerträglichen Zuständen suchen und in sich den Charakter oder die Geisteskraft zu einer gesunden That vermissen, lieben es außerordentlich, die Auffindung eines rettenden Auswegs von dem Witze irgend einer Congregation zu erwarten, der sie mit unendlichem Vertrauen zugleich auch unendliche Kräfte zu ertheilen wähnen. Ein Jeglicher vermeint, was er nicht errathe oder ahne, das werde sein Abgesandter schon ausklügeln, und so schieben in einem fort die größeren Massen den kleineren die unlöslichen Aufgaben zu, um sich über ihre inwendige Mittellosigkeit zu täuschen. Die Nation ernennt ein Parlament, das Parlament ernennt einen Ausschuß, der Ausschuß ernennt einen Berichterstatter, jeder wirft den Ball dem andern zu, jeder befiehlt den Geist, den er nicht hat, in die Hände seines Abgeordneten, bis dann von Stufe zu Stufe, von einem Aufschub zum anderen das Problem abgekühlt, abgemergelt und abgeblaßt in irgend einem langweiligen Druckbogen zu Tage kommt, der nur deshalb nicht mit dem Unwillen und dem Schmerze bitterer Enttäuschung empfangen wird, weil langes Ermatten und spätes Erkalten die Unerquicklichkeit und Unfruchtbarkeit des ganzen Bemühens längst zu Tage gefördert hatten." Und Thomas Contra begnügt sich, den Einwänden des Freundes statt einer Apologie die kühlen Worte entgegenzusetzen: „Regierung ist ein nothwendiges Uebel, und so muß der Volksvertretung, die auch eine Weise des Regierens ist, selbstverständlich ein gutes Theil von der Natur des Grundübels anhaften . . . In der That liefert mir meine Phantasie keine Erfindung, welche auf etwas Drittes neben dem Absolutismus und der Volksvertretung hinausliefe, und ich brauche mich wohl nicht zu verachten,

wenn ich nicht erfinderischer bin als die ganze Weltgeschichte vor und nach Christi Geburt, diesseits und jenseits der Meere. Wäre es, vom Wünschenswerthen nicht zu reden, möglich, die Welt aus lauter Cantönlis zusammengesetzt zu denken, so möchten allerdings Urversammlungen statthaft erklärt werden, obgleich vorauszusehen ist, daß auch in diesen ein beträchtlicher Theil der Mißbräuche wieder auftauchen würde, welche man den repräsentativen Versammlungen zur Last legt. Aber in der Welt des massenhaften Zusammenwirkens und des allseitigen Ineinandergreifens ist Staat und Großstaat ein und dasselbe, sind die kleinen Souveränetäten nur zwerghafte Bildungen, ohne die Grundbedingungen innerer Entwicklung und äußeren Bestandes. Die unabweisbaren Erfordernisse des Großstaates und der Selbstverwaltung begegnen sich ganz ausschließlich in der Volksvertretung."

Nicht zu allen Zeiten ist die Allianz der Demokratie mit dem Parlamentarismus dem Verfasser im abgeklärten Licht einer Vernunftehe erschienen: „Heraus, ihr Schwerter der Justiz," so beginnt sein erster Leitartikel in der „Mainzer Zeitung" vom 10. März 1848; „ich will Euch einen Hochverräther denunciren. Ueber ihn, Männer der Gerechtigkeit! ich zeige ihn Euch, ganz Deutschland heißt der Bösewicht! Ja, im Angesicht von achtunddreißig Gesetzbüchern stehen achtunddreißig Millionen Verbrecher. Ihr Losungswort heißt: Deutsches Parlament . . . Ja, alle Deutschen wünschen nichts sehnlicher, als daß Deutschland ein einziger Staat sei, und ihr Verlangen nach einem deutschen Parlament ist nichts als ein Vorbote oder eine Umschreibung für dies ihr wahres Begehren." Dem jungen Enthusiasten war es bitter Ernst mit dem patriotischen Ideal, dessen Verwirklichung kein dynastischer Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der Nation ihm verkümmern sollte. Er ging nach der Pfalz und betheiligte sich im Mai und Juni 1849 an der Erhebung, die das germanische Unvermögen, die gesetzte Ordnung willkürlich zu durchbrechen, in ein tragikomisches Licht rückte. Mit schrankenloser Offenheit, mit ungetrübtem Humor hat Ludwig Bamberger die Geschichte seiner Niederlage erzählt und den Glauben seiner Jugend aus dem Schiffbruch gerettet. Deutschland mußte erstehen, und wenn die Erweckung des schlafenden Riesen nur durch die Berührung der Monarchie geschehen konnte, so blieb es nicht zweifelhaft, daß es den Hohenzollern vorbehalten war, das zu vollbringen (S. 250). Nicht etwa, weil der Genius des Geschlechtes darauf hinwies. Ludwig Bamberger kann ihm nicht verzeihen, daß es zu Friedrich Wilhelm III. herabsank, nachdem es den großen Friedrich gehabt hatte. Zur Einheitsidee mußten Fürsten wie dieser gezwungen werden: „. ... pas issue de la royauté, elle est de plus noble origine" (S. 365). Alles, was zugestanden werden sollte, war das Mandat der Nation an die Monarchie, ihr das einige Vaterland aufbauen zu helfen. Bamberger bezweifelt 1859, ob sie noch Lebenskraft dazu besaß, und wartete auf einen York (S. 250, 252). Statt York's kam Bismarck und „statt des Impulses von unten" war es „der Impuls von oben", der den Ausschlag gab und Germania in den Sattel hob. Das Resultat war durch „Enormitäten" (S. 391), durch einen Verfassungskampf herbeigeführt worden, der Alles in Frage stellte, was dem politischen Credo Bamberger's heilig ist. Die preußische Volksvertretung mochte dem Sieger von Sadowa immerhin eine Indemnitätsbill gewähren, „die Geschichte," schreibt der Publicist, „folgt anderen Gesetzen; sie ist zu Urtheilssprüchen, nicht zu Dienstleistungen verpflichtet." Allein unerschütterlich wie sein Glaube an die Demokratie, ist seine Wahrheitsliebe, seine geradezu bewunderungswürdige Gleichgültigkeit für alle kleinen Auskunftsmittel der Selbstliebe. Im Jahre 1867 führte er den Franzosen die Gestalt Bismarck's in einer heute noch interessanten und denkwürdigen Studie vor. Damals hatte er geschrieben, „dieser aristokratische Herr mit der schneidenden, wegwerfenden Rede werde niemals der Liebling einer Nation werden; zwischen ihrem Genius und dem seinen liege ein Abgrund" (S. 346). Bamberger wählt 1895, die Feier von Bismarck's achtzigstem Geburtstag durch das deutsche Volk, um den Aufsatz abzudrucken, der den politischen Sinn der Nation so völlig von

jeder Solidarität mit dem Geiste freispricht, der ihr das Vaterland schuf. In seiner vollendeten französischen Prosa sagt Bamberger, von 1866 sprechend, „Bismarck avait détruit ses dernières chances de trouver un appui dans le concours du pays . . . sa façon réaliste d'envisager les questions le déterminait à chercher son appui ailleurs que dans l'assentiment théorique des masses . . . entre deux maux, le moins grand lui avait toujours semblé celui qui l'obligeait à sacrifier le concours moral du pays au concours effectif du pouvoir établi . . . au moment décisif, il n'avait aucun appui moral dans la nation." Es ist nicht wohl möglich, in schärferer, bündigerer Weise Denjenigen Recht zu geben, die den Massen und folglich der Demokratie die Befähigung absprechen, Politik im großen Stil und damit jene verwegen rettenden Thaten auszuführen, welche über die Zukunft der Nationen entscheiden. Und zwar deswegen, weil nach Bamberger's eigenen Worten „die Politik keine Wissenschaft, sondern höchstens eine Kunst ist", und weil es, seit Perikleischen Zeiten, stets nur sehr wenig echte Künstler gegeben hat. Auch Bismarck nennt die Politik eine Kunst, allein er fügt hinzu, daß sie die Lehre vom Möglichen sei, zu deren Ausübung Erfahrung gehöre. Die seinige lehrte ihn, das Königthum in den Dienst der Nationalität zu stellen und dadurch beide auf die Höhe ihrer welthistorischen Mission zu zwingen. Im Jahre 1848 war es die Demokratie, die Deutschland auf gänzlich verschiedener Grundlage zu bauen unternahm. Ihr Experiment schlug fehl, weil sie den Genius ihres Volkes mißverstand, und die Revolutionäre der Revolution versagten. Im Jahre 1863 mißverstand sie noch einmal, indem sie, nach Bamberger, in ihrem größten Sohn sich nicht wiedererkannte; denn er schreibt: „On ne peut douter un instant que Bismarck ne soit né révolutionnaire . . . La conscience révolutionnaire est celle qui se croit en possession d'un moyen héroïque pour arriver au souverain bien."

Lady Blennerhassett.

βλ. **Theodore de Wyzewa.** Chez les Allemands. L'Art et les Mœurs, Paris, Didier, Librairie académique.

Das vorliegende Bändchen besteht aus zwei Essays, die 1887 und 1890 in französischen Zeitschriften erschienen sind. Zu kurzem Zeitvertreib wird man sie nicht ohne einigen Nutzen durchblättern. Sie zeigen immerhin, mit welchen Eindrücken auch kluge Ausländer sich zu begnügen pflegen, wenn sie die Grenze passiren. Stereotype Redensarten müssen dabei immer wieder in den Kauf genommen werden. Eine Hauptrolle spielt in Süddeutschland natürlich das Bier. Die deutschen Mädchen sind alle blond, schweigsam und lächeln beständig, die Männer unmanierlich und schlecht gekleidet. „Die fünf Sinne der Deutschen sind in einem primitiven Entwicklungsstadium stecken geblieben .... sie essen nicht, sie schlucken," schrieb bereits Montaigne, „ihre culinarischen Genüsse sind von verzweifelter Monotonie." Man ist stets des Franzosen eingedenk, der, in Thüringen reisend, den Kopf zum Fenster des Postwagens hinausstreckte, eines rothhaarigen Mädchens ansichtig wurde und, schnell gefaßt, in sein Tagebuch schrieb: „In Deutschland sind alle Frauen rothhaarig." Glücklicher Weise hat der Autor auch andere Dinge zu sagen. Er schwärmt für Wagner und Beethoven, für Dürer, Cranach und Wohlgemuth. Er findet, daß in seinem Lande die Kunst nur dazu diene, die Kritik herauszufordern, und daß der Schaffensmuth des Künstlers unter der beständig gegen ihn gekehrten Waffe der Ironie erlahme. Aber er nennt „Wallenstein's Tod" einen historischen Essay in Dialogform, Overbeck einen Blinden, versichert, daß Kant neben Fichte nicht bestehen könne, beklagt, diesmal nicht ganz ohne Grund, daß unsere Banken wie Festungen oder Kirchen, unsere Wohnhäuser wie Musterkarten zwanzig verschiedener Stilarten auf einer einzigen Mauerfläche aussehen, und daß wir nicht wissen, wie ein Paar Stiefel eigentlich beschaffen sein soll, um uns zum Gehen zu verhelfen. Er nennt uns die größten Blumenfreunde der Welt, ein Lob, das die Engländer unter Anderem mehr verdienen als wir, und bestreitet unser Anrecht auf Originalität in Kunst und Wissenschaft, weil wir zu systematisch gedrillt seien, um zu erfinden. Aus Berlin, so prophezeit uns Herr Wyzewa, kommt der neue Geist, an dem wir zu Grunde gehen werden, der das alte Deutschland, seine patriarchalischen Sitten, seine einfache, genügsame Lebensrichtung zerstören wird. „Délicatesse", dasselbe Wort, welches in Frankreich Zartgefühl bedeutet, bezeichnet in Berlin die Wurstwaaren, ebenso wie „Galanterie" das Aequivalent geschmackloser Nippsachen geworden ist: die Oper ist nicht minder schlecht als die Cigarren, das Familienleben scheitert an der Existenz im Gasthaus und in den Cafés, an der Unsitte, die Privatwohnungen in Caravanserais für Fremde zu verwandeln; „der Traum der Braut in Berlin ist ein Zimmerherr in der künftigen Wohnung." Es ist viel Wahres und noch mehr Falsches in dieser nicht immer unfreundlichen Satire, aber das Beste darin scheinen uns die Citate aus dem Buch über Deutschland zu sein, das Frau von Staël vor neunzig Jahren geschrieben hat.

ρ **Fernand Baldenne,** Mezza Voce. Poésies. Paris, Léon Chailley. 1895.

Ein junger, französischer Dichter, der seiner Inspirationen bestes Theil in Deutschland schöpft, darf unserer Sympathie versichert sein. Nicht als ob wir Alles loben wollten, was sich in diesem Bändchen zusammen findet: neben einer zarten Empfindung, die sich in einfachen und natürlichen Lauten äußert, macht sich zuweilen eine prosaische Wendung, ein banaler Ausdruck bemerkbar, die der reifere Kunstverstand vermieden hätte. Doch der Grundton ist ein ansprechender — „chantez pour vous d'abord et chantez à mi-voix" — ruft ihm seine Muse zu; sein Gesang ist frei von mystischer Grübelei, rein von jener Erotik, die nur die Sinnenlust kennt. Seine Lieblingsdichter unter den Deutschen, von denen er einige Stücke mit vollem Verständniß übersetzt hat, sind Goethe und Gottfried Keller. Auch ein rührendes kleines Gedicht von Julius Petri, „Le vent", findet sich unter diesen „glanes étrangères". Wir vermuthen, daß Baldenne seine Studien in Berlin und auf anderen deutschen Universitäten gemacht hat; er beschreibt mit Humor kleine Scenen aus dem Studentenleben in Berlin und München; er lobpreist die deutschen Städte, und wenn ihm Berlin „une dure ouvrière" ist, redet er Dresden an als die „princesse exquise, qui souris, rêveuse, au bord de l'Elbe alanguie;" in Worms oder Nürnberg überkommt ihn der Wunsch einer stillen Existenz, er möchte dort gelebt haben zur Zeit Dürer's und der Meistersinger; und dann wieder plötzlich, als er unter den Linden in Berlin französisch sprechen hört oder am Rhein den Sang der Lorelei zu vernehmen meint, ergreift ihn das Heimweh nach Frankreich, er wirft sich vor, es nicht genug geliebt zu haben:

Je ne t'ai pas assez aimée, ô douce France,
Avant d'avoir quitté ton sol hospitalier —

und er klagt: „Warum kann man dich nicht mehr lieben, o Deutschland, so wie man dich vor den blutigen Tagen liebte . . ."

Pays de la musique aux caresses subtiles,
Terre du romantisme et des vertus tranquilles,
Pourquoi ne peut-on plus t'aimer comme on voudrait?

Solche Worte begreifen wir; sie wecken in unseren Herzen ein tiefes, schmerzliches Echo; sie lassen uns aber auch hoffen, daß wir uns eines Tages auf dem Wege geistiger, seelischer Verständigung wieder begegnen werden, und was uns in dieser Hoffnung bestärkt, ist eben diese französische Jugend, die — wie Fernand Baldenne — Deutschland wirklich kennt und — mit allem Vorbehalten — auch liebt.

βλ. **Deutsche und Franzosen.** Von Anton Bettelheim. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag.

Oesterreichs Dichter und Schriftsteller, Kronprinz Rudolf, Marie Ebner, Saar, Rosegger, Richard Kralik, Joseph Korner, Nissel, Anzengruber, die edle sympathische Gestalt von Josephine Wertheimstein, Joseph Viktor Widmann, sie sind es, welchen der Hauptantheil an

diesen feinen, mit ebenso liebevollem als kunstsinnigem Verständniß gezeichneten Studien zufällt. Sie bringen uns Diejenigen menschlich nahe, deren Werken wir Genuß und Erhebung verdanken; sie dringen mit scharfer Einsicht in die Gedankenwelt, aus welcher diese so verschieden gearteten Geister ihre Gaben bringen. Sie lösen die Aufgabe aller wahren Kritik, indem sie die Leser auf den intellectuellen Verkehr mit dem Autor selbst vorbereiten. Mit dem Essay über des unglücklichen Stauffer-Bern „Bekenntnisse" überschreitet Bettelheim die vaterländischen Grenzen und urtheilt milde über dieses Opfer des Wahnsinns. Mit Goethe's Worten: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir von Gott erbitten sollen," entledigt er sich der Verpflichtung, ein strengeres Urtheil zu fällen. Wo er anerkennend bewundern kann, in den Studien über Auerbach unter Anderen, gelingt ihm seine Arbeit am besten. Unter den Franzosen hat er Zola's Kriegsbilder, die Bekenntnisse von Gustav Flaubert und die durch Paul Bourget repräsentirten jungfranzösischen Wandlungen zum Gegenstande seiner Studien gemacht. Es ist schwer, über „La Débâcle" etwas Neues zu sagen, und Bettelheim hat das nicht versucht. Er nimmt das düstere Buch wie es ist, und nennt es bezeichnend genug: „Die Krankengeschichte der französischen Armee". Von Flaubert fesseln ihn am meisten jene unnachahmlichen Briefe, in welchen das schmerzliche Ringen nach Vollkommenheit des Ausdrucks und der Form die ganze Qual eines nie zu befriedigenden Künstlerdaseins enthüllt. Von Paul Bourget prüft er mit Recht das beste Buch „Essais de Psychologie contemporaine". In Bourget's Romanen dagegen ist die Absichtlichkeit zu fühlbar, als daß einzelne Schönheiten für den mehr und mehr hervortretenden Mangel an ursprünglicher Kraft entschädigen könnten.

ɛσ. **Friedrich Schlögl's Gesammelte Schriften.** Drei Bände. Wien, Pest und Leipzig, Hartleben. 1894.

Aus den Umgebungen Wiens. Schilderungen und Bilder von Eduard Zetsche. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1894.

Nicht in der harmlos lustigen Weise der Frau Sopherl, geschweige denn nach Art der Brettelsänger, die allabendlich dem „Weaner" so flott oder auch so rührselig ins Ohr schmeicheln, daß es „nix zweits" neben seiner Kaiserstadt, seinem „Hamur", seinem Herzen gebe, hat ein mit allem Wohl und Wehe der Heimath innig vertrauter Wiener, ein Freund Anzengruber's, im Laufe langer Jahre unermüdlich und die Leser nie ermüdend eine Masse Localschilderungen hervorgebracht, deren Buchausgaben nun als „Wiener Blut", „Wiener Luft", „Wienerisches" eine Trias bilden. Der Verstorbene war ein ehrenfester, im Leben hart gebetteter, aber bei aller Herbheit im Grunde weicher, trinkfroher, ziemlich formloser Mensch. Er verstand sehr lebendig zu erzählen und auch das „vormärzliche" Wien höchst anschaulich zu vergegenwärtigen. Er konnte Typen herausarbeiten und einzelne Figuren scharf umreißen. Er war ein Meister seiner lieben Fraumuttersprache. Gerade weil er Wien so herzlich liebte, verabscheute er die gedankenlose oder frivole Selbstgenügsamkeit und gab nicht bloß lustige Blätter, sondern auch gar manche grimmige Strafpredigt zum besten, wobei er häufig mit Kanonen auf Spatzen schoß. Wie eine Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit den Juvenal nur als übertreibenden Satiriker benutzen darf, so — um Kleines mit Großem zu vergleichen — wird der Culturhistoriker zahlreiche meisterliche Scheltreden Schlögl's nicht ohne Abstrich sich aneignen können.

Zetsche ist als einer der feinsinnigsten Landschafter Wiens bekannt und weiß auch die Feder wohl zu führen, mag er Storm seine verständnißvolle Neigung aussprechen oder Eigenes dichten und schildern. Die Personalunion des Zeichners und Beschreibers hat sich hier schön bewährt. Das schmucke Buch wird gewiß mehr wirken als ein Wiener Ausschuß „zur Hebung des Fremdenverkehrs". Wir durchwandern erst das Gebiet, von dem Grillparzer sagt: „Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehn, so wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehn," und ziehen weiter in die Voralpen; wer einige Anlage zum Bergfex hat, mag es auch mit der Rax versuchen. Schließlich bleibt uns ein gutartiger Neid in der Seele haften.

ɜɻ. **Bedeutende Menschen.** Porträtskizzen, Lebenserinnerungen und Novellen. Von Elise Polko. Breslau, Schottländer. 1895.

In dem Bändchen dieser Erinnerungsblätter an die Todten, die im Leben der Sängerin und Erzählerin ihre Stelle hatten, nehmen musikalische Größen die erste Stelle ein. Mendelssohn, sein Haus, sein frühes Scheiden, sind mit liebevoller, dankbarer Hingebung geschildert. Vom leuchtenden Schein jugendlicher Begeisterung verklärt, hallt es in diesen Blättern wider von all' den Liedern, die Meisterinnen des Gesanges, wie Livia Frege, Jenny Lind, die Verfasserin selbst, von Mendelssohn begleitet, in geweihten Stunden sangen, wo „Geister auf und nieder steigen und sich die goldnen Eimer reichen". Nur mit Chopin weiß Elise Polko, die Liszt und Rubinstein, Clara Schumann und Ferdinand Hiller zum Vergleich herbeizieht, das Spiel des Componisten der „Lieder ohne Worte" zu messen. Worte freilich vermögen nur annähernd wiederzugeben, welche seelischen Accorde berührt, welche künstlerischen Freuden damals genossen wurden. Die paar Seiten „Der Handschuh der Armida", eine Reminiscenz an die Begegnung mit Frau Schröder Devrient, bewahren diesen Reiz des unmittelbar Empfundenen, den melancholischen Nachklang der Berührung mit dem Genius. Fast möchte man es beklagen, daß die Verfasserin Erfundenes zum Erlebten in einen Kranz gefügt und hübsche Novellen beigegeben hat, die man an dieser Stelle lieber entbehrt hätte. Wir möchten nicht mit einer pedantischen Bemerkung schließen, aber der Vers von Alfred de Musset, einer der bekanntesten in der Dichtung des Jahrhunderts, den auch Elise Polko anführt:

„Mes chers amis, quand je mourrai,
Plantez un saule au cimetière,"

sollte doch nicht mit einem enormen Schreibfehler im Verbum abgedruckt sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. Sept. zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aufgabe, eine, der europäischen Presse. Von einem Deutschen. Berlin, Eduard Rentzel. 1895.

Bewer. — Gedichte. Von Max Bewer. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß. 1895.

Biermer. — Die Arbeitseinstellungen in Großbritannien 1890—1894. Von A. M. Biermer. Jena, Gustav Fischer. 1895.

Bölsche. — Entwicklungsgeschichte der Natur. Von Wilhelm Bölsche. Heft 34—40. Neudamm, J. Neumann.

Brandt. — Sittenbilder aus China. Mädchen und Frauen. Ein Beitrag zur Kenntniß des chinesischen Volkes von M. v. Brandt. Stuttgart, Strecker & Moser. 1895.

Buhr. — Menschenworte an Menschen. Von Gustav Buhr. Herausgegeben von demselben. Karlsruhe, Friedrich Gutsch. 1895.

Burgwedel. — Wetterbüchlein. Praktische Anleitung zur Betrachtung und Voraussage des Wetters, mit einem Anhang: Falb's kritische Tage. Von Carl Burgwedel. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne.

Hanssson. — Meervögel. Novelle von Ola Hanssson. Breslau, S. Schottlaender. 1895.

Hattorf. — Auf Bergeshöhen und Meereswogen von Hans von Hattorf. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung.

Heinemann. — Goethe von Karl Heinemann. Erster Band. Leipzig, E. A. Seemann. 1895.

Heyer von Rosenfeld. — Staats-Wappen der bekanntesten Länder der Erde. Nebst deren Landesflaggen und Cocarden. Nach durchaus amtlichen Mittheilungen herausgegeben von Friedrich Heyer von Rosenfeld. Zehnte vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. Heinrich Keller, Frankfurt a. M. 1895.

Hirschfeld, Georg. — Der Bergsee. Dresden, Georg Bondi. 1896.

Jahn. — Aus Deutschlands großen Tagen. Erlebnisse eines 24ers im deutsch-französischen Kriege. Eine Jubelgabe von Dr. Hermann Jahn. Erster Band. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1895.

Kamel. — Le péril anglo-égyptien. Conséquence de l'occupation de l'Egypte par l'Angleterre. Par M. Moustafa Kamel. Paris, Imprimerie Camproger. 1895.

Klee. — Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. Gotthold Klee. Dresden, Georg Bondi. 1895.

Labry. — Les conversions des emprunts russes. Par le comte de Labry. Paris, Librairie Guillaumin et Cie. 1895.

Lenz. — Ueber Geld bei Naturvölkern. Von Dr. Oskar Lenz. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895.

Mann. — In einer Familie. Roman von Heinrich Mann. Zweite Auflage. München, Carl Rupprecht's Verlag.

Meyer-Silbermann. — Die Frau im Handel und Gewerbe. Von Julius Meyer und J. Silbermann. Drittes Tausend. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Möbius. — Marianne. Erzählung von Hermine Möbius. Dresden und Leipzig, Alexander Köhler.

Morgenstern. — Freiwillige und offizielle Verpflegung durchziehender Truppen während des Krieges. Erinnerungsblätter von Lina Morgenstern. Berlin, Verlag der „Deutschen Hausfrauenzeitung". 1895.

Musen-Almanach, Cotta'scher, für das Jahr 1896. Herausgegeben von Otto Braun. Sechster Jahrgang. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896.

Nossig. — Ueber die bestimmende Ursache des Philosophirens. Versuch einer praktischen Kritik der Lehre Spinoza's. Von Dr. Alfred Nossig. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Preser. — Das Arminslied. Von Carl Preser. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1895.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Erster Band. Lieferung 11 und 12. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Riegel. — Die bildenden Künste. Kurzgefasste allgemeine Kunstlehre in ästhetischer, künstlerischer, kunstgeschichtlicher und technischer Hinsicht von Herman Riegel. Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1895.

Rosegger. — Schriften in steirischer Mundart. Erster Band. Zither und Hackbrett. Gedichte. Vierte, sehr vermehrte und neu bearbeitete Auflage. Graz, Druck und Verlag „Leykam". 1895.

Scaffidi. — Tyndaris. Storia-Topografia-Avanzi archeologici. Palermo, Alberto Reber. 1896.

Schanz. — Zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung. Untersuchungen von Dr. Georg Schanz. Bamberg, C. C. Buchner's Verlag. 1895.

Schrattenthal: Katharina Koch. Eine deutsche Naturdichterin. Dritte Auflage. Preßburg, Commissionsverlag Hedenast's Nachfolger. 1895.

Skram. — Agnete. Drama in drei Akten von Amalie Skram. Deutsch von Therese Krüger u. Otto Erich Hartleben. Berlin, Deutsche Schriftsteller Genossenschaft. 1895.

Sommerfeldt. — Nationalstaat oder Demokratie? Ueber das Woher und Wohin der Reichspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Gustav Sommerfeldt. Königsberg i. Pr., Bernhard Teichert. 1895.

Spitteler. — Balladen von Carl Spitteler. Zürich, Albert Müller's Verlag. 1896.

Steinhausen. — Der Wandel deutschen Gefühlslebens. Von Dr. Georg Steinhausen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895.

Strasburger. — Streifzüge an der Riviera. Von Eduard Strasburger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Streuli. — Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Litteratur und deutschen Geistes. Von Wilhelm Streuli. Zürich, Friedrich Schulthess. 1895.

Telmann. — Dunkle Tiefen. Geschichten von Konrad Telmann. München, Carl Rupprecht's Verlag. 1895.

Ubl. — Aus den carnischen Alpen. Drei Novellen von Emil Ubl. Leipzig, A. H. Payne.

Ubl. — Von Mühlbach nach Klausen. Touristengeschichten aus Tirol von Emil Ubl. Leipzig, A. H. Payne.

Untergang, der, der antisemitischen Parteien. Ein Mahnwort an die nationale Bewegung im Deutschen Reiche von einem alten Antisemiten. Leipzig, Druck und Verlag von G. A. Müller. 1895.

Vagt. — Ein Geheimniß und andere Novellen von Lina Vagt. Erfurt, Eduard Moos. 1895.

Verkehrslexikon. — Meyer's deutsches Verkehrslexikon. Nach amtlichen Quellen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895.

Was willst Du werden? Die Berufsarten des Mannes in Einzeldarstellungen. Der Buchhändler. Preisgekrönte Arbeit. Leipzig, Paul Beyer.

Wegener. — Poetischer Fruchtgarten von Dr. Richard Wegener. Cöthen, Paul Schettler's Erben. 1895.

Weingartner. — Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama nebst dem Entwurf eines Mysteriums „Die Erlösung", von Felix Weingartner. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1895.

Weyhe-Eimke. — Die rechtmässigen Ehen des hohen Adels des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Von Arnold Freiherrn von Weyhe-Eimke. Selbstverlag. Prag, In Commission von Rivnác. 1895.

Wolkenhauer. — Leitfaden zur Geschichte der Kartographie. Von Dr. W. Wolkenhauer. Breslau, Ferdinand Hirt. 1895.

Ziel. — Das Princip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung. Zeitgemäße Betrachtungen von Ernst Ziel. München, Carl Rupprecht's Verlag. 1895.

Zurunic. — Die bosnische Pflaume. Eine Handelsstudie. Von Dr. Theodor P. Zurunic. Wien, Im Verlage der bosnisch-herzegovinischen Landesregierung. 1895.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Rittmeister Brand.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

[Nachdruck untersagt.]

XI.

Diese Frage war nicht die einzige, die ihn bedrängte. Das erste Wiedersehen zwischen Sophie und ihm war für sie ein mit Schrecken verbundenes, für ihn ein glückliches gewesen, denn er hatte ihr einen Dienst leisten dürfen. Was aber nun? Ihr gleich, ihr heute noch einen Besuch abstatten, ginge nicht an. Es sähe gar zu hungrig aus nach Lob und Dank, und wahrlich dadurch, daß man einen Zudringlichen fern gehalten hat, erwirbt man doch zu allerletzt das Recht, selbst zudringlich zu sein. Andererseits wieder — verfluchtes Dilemma! — möchte er doch um keinen Preis gleichgültig und theilnahmslos erscheinen.

Vierundzwanzig Stunden lang ertrug Brand die Zweifelsqualen. Länger nicht.

Am nächsten Tag war das Wetter schön, er hatte Klein-Peterl im Stadtpark besucht und wie gewöhnlich unter der fröhlich spielenden Jugend lehr- und segensreich gewaltet. Als es Zwölf schlug, als die Zeit wiederkehrte, zu der die tapfere Frau gestern ausgewandert war, um den Ertrag ihrer Arbeit heimzuholen, als sie vor seinem Geiste stand, wie er sie mit Augen gesehen hatte, in ihrer lieblichen Verwirrung beim unerwarteten Wiedersehen — da war's beschlossen: „Um Drei bin ich bei ihr."

Die Stunde schien ihm die passendste für einen ersten Besuch. Es ist eine so hübsche Stunde, diese dritte — nach der Mittagshöhe. Sie lastet nicht mehr drückend schwül und ist doch kräftig von Sonnenlicht durchtränkt. Die dritte Nachmittagsstunde hat manche Analogie mit gewissen gesetzten Jahren im Leben . . .

Brand ging ins Restaurant, rascher als nothwendig gewesen wäre, aß geschwinder als vernünftig und gesund ist, und hatte, nach Hause zurückgekehrt, schon um ½2 Uhr seine Cigarre fertig geraucht. Dann wurde Toilette ge-

macht. Cylinder Nr. 2, dunkelgrauer Straßenanzug Nr. 2. Alles sehr einfach, aber bürsten mußte Peter den Hut, den Anzug, die Stiefel, daß ihm das Herz weh that um den Filz, das Tuch und das Leder. Brand warf sogar einen Blick in den Spiegel, schüttelte den Kopf und sah unzufrieden aus. Ist auch an *seinem* Lebenstage früher Nachmittag . . . oder naht schon der Abend?

Es muß heute eine Andere sein, dachte Peter. Zu den Besuchen bei der „Marchand' Mod'" wird nur Garderobe Nr. 1 angelegt. Nun ja, von so einer Putzgredl will man sich nicht spotten lassen.

„Jetzt geh' ich," sagte Brand, und hinter den armseligen Worten schwoll es empor wie comprimirter Jubel, dem man ein bißchen Luft macht. „Wohin glaubst Du wohl?" setzte er nach kurzem Nachdenken hinzu, und sah den guten Peter, und wußte selbst nicht warum, streng an: „Zur Frau Major von Müller."

Peter war verblüfft; er gestand sich ungern, daß er nicht wußte, was er denken sollte von seinem Rittmeister. So stieß er denn einen Seufzer aus und sprach: „Die Frau Major von Müller, ja. Belieben jetzt in Klausenburg zu sein, die Frau Major."

„Sie war dort, ist jetzt in Wien."

„Da muß sie g'rad hergereist sein, Herr Rittmeister," stotterte Peter, und ein Licht ging ihm auf, sonnenhell, sonnengroß, und er platzte aufleuchtenden Blickes heraus: „Die Frau Major sind jetzt auch eine Wittib."

„Was — auch? Wer — auch?" Ein solcher Esel! setzte er im Stillen hinzu, ob man mit einem solchen Esel ein Wort reden darf, das nicht absolut zum Dienst gehört.

Die kleine Verstimmung Brand's verflog im Augenblick, in dem er aus dem Hause trat. So schlecht das Wetter gestern gewesen, so wunderschön war es heute. In strahlender Herrlichkeit stand die Sonne am lichtblauen Himmel; ein verklärender, wie von Millionen winziger Fünkchen durchschimmerter Dunst lag über den Prachtbauten der Ringstraße und über den fernen Bergen. Das alte, ewig junge Wien prangte im Frühlingsschmuck seiner Alleen, Rasenplätze und Gärten; aber noch lag ein winterlicher Hauch in der Luft und gab ihr etwas Kerniges, Stärkendes. Jeder Blick trank Schönheit, jeder Athemzug Kraft, und mit jedem Schritte, den Brand vorwärts machte, steigerte sich sein Glücksgefühl, und sein Unternehmungsgeist wirbelte, wirbelte empor, bis er ins Uebermüthige umschlug.

Er trat in einen äußerst eleganten Spielereiladen und kaufte dort den gediegensten Malkasten, der sich auf Lager fand, und die größte Pariser Puppe; ein Wickelkind, von einem lebendigen nur dadurch zu unterscheiden, daß es im zartesten Alter schon beim leisesten Drucke „Papa" und „Mama" quietschte.

Da Brand durchaus nicht wünschte, beladen wie er war, einem Bekannten zu begegnen, nahm er einen Wagen und fuhr bis an die Ecke der Berggasse. Indessen fühlte er sich auch hier nicht ganz behaglich; die Puppe war schlecht verpackt, aus einem Spalt des Papiers kam eine ihrer blonden Locken zum Vorschein, und aus einem anderen ihre rosenfarbige Hand, und mit der schlug

sie alle seine Grundsätze todt; wie oft hatte er Mütter und Gouvernanten gewarnt: „Von dem Tragen großer Puppen werden die Kinder schief.“ Und was wird Frau von Müller sagen, wird sie es nicht tactlos finden, daß er gleich beim ersten Besuche angerückt kommt mit einem Malkasten und mit einer Puppe?

Er verwünschte den Ankauf, zu dem ihn der berauschende Einfluß der Frühlingsluft verleitet hatte und würde seine Uebereilung gar zu gern ungeschehen gemacht haben. Die Gasse war ziemlich öde, die wenigen Menschen, die er traf, schenkten ihm keine Aufmerksamkeit; er glaubte etwas wagen zu dürfen, er unternahm den Versuch, sein Paket hinter ein Hausthor zu legen. Aber das unselige Puppenzeug quietschte, und ein angetrunkener Maurer, der plötzlich, wie aus einer Versenkung, auftauchte (es dürfte die Kellerstiege gewesen sein, erklärte Brand sich später), schrie ihn an, das Haus sei kein Findelhaus, er möge sein Kind wo anders weglegen.

In der Entrüstung über diese stupide Verdächtigung fand Dietrich seine Seelenstärke wieder. Mit dem Bewußtsein, daß er Frau von Müller gegenüber nur eine Ungeschicklichkeit, nicht aber ein Unrecht begehe, verfolgte er seinen Weg, erreichte sein Ziel und stieg die schmale Wendeltreppe des alten Hauses mit ihren gefährlich ausgetretenen Stufen empor. Auf dem Gange wendete er sich rechts. Dicht neben der Thür 6½ befand sich ein Fenster, das ein weißer Vorhang von innen verhüllte. Brand zog den Glockenstrang, und dabei durchzuckte es ihn vom Wirbel bis zur Sohle wie ein elektrischer Schlag.

Alter Mann! alter Mann, was sind das für Gefühle? So war Dir ja zu Muthe, als Du, ein zwanzigjähriger Lieutenant, der unvergeßlich schönen Frau Bürgermeisterin von Wilna zum Geburtstag gratuliren gingst, mit einem Rosenbouquet.

Die Glocke tönte, wie sie zu tönen pflegt in den Wohnungen der Armen: „Bring was, bring was!“ sagt sie. Ein Zipfel des Vorhangs wurde in die Höhe gehoben und hinter der sehr sauber geputzten Fensterscheibe erschien ein ältliches, gutmüthiges Frauengesicht. Brand wurde mit prüfendem Blick gemustert und schien einen Vertrauen einflößenden Eindruck zu machen; der Vorhang sank wieder, die Thür öffnete sich.

Auf die Frage, was er wünsche, gab er zur Antwort:

„Ich heiße Brand, ich möchte Frau Major von Müller sprechen, wollen Sie mich gefälligst bei der gnädigen Frau melden.“

Die Küche, in die er eingelassen worden war, bildete den Zugang zum Wohnzimmer. Von dorther ließ eine fröhliche Kinderstimme sich vernehmen, kleine Schritte trippelten, kleine Hände zerrten ungeduldig und ungeschickt an der Klinke der Thür. Sie ging auf. Aus einem Fenster ihr gegenüber strömte eine breite Lichtwelle herein, es sah ins Freie, und von leuchtendem Grunde hoben sich die Gestalten Sophiens und Annerls, die auf der Schwelle erschienen.

Brand grüßte mit einem tiefen Neigen des Hauptes: „Frau Major, gnädige Frau! entschuldigen, verzeihen Sie, daß ich es wage . . .“

„Verzeihen?“ wiederholte Sophie — „ich habe Sie erwartet, Herr Rittmeister.“

Erwartet? ja dann! . . . dann waren alle seine Scrupel todt, dann war er von allem Bangen erlöst: „Brand, kurzweg, gnädige Frau, ich habe meinen Militär-Charakter“ . . . Er hielt inne. Was Teufel kümmerte sie sein Militär-Charakter und in diesem Augenblick ihn selbst? Sie stand vor ihm, ihre Augen sahen ihn freundlich, gütig an, sie hatte ihn erwartet . . . „Gnädige Frau,“ begann er von Neuem und — hörte auch damit auf. Wer zu viel zu sagen hätte, zu viel des Innigen, Warmen, Liebevollen, sagt nichts.

Annerl zupfte die Mutter am Kleide: „Du Mama, das ist der Herr, der mir so gern etwas schenken möcht'.“

Sophie runzelte ein wenig die Stirn, und Brand wurde sich erst jetzt wieder bewußt, daß er seine Darbringungen noch immer unter dem Arme hielt:

„Können Sie mir verzeihen, gnädige Frau, daß ich mir den indiscreten Wunsch erfüllen wollte, daß ich, einer übermüthigen Regung nachgebend . . . ich bin beschämt, wirklich . . . besann mich zu spät, hätte unterwegs gern Alles weggeworfen, wenn ich nur gewußt hätte, wohin?“

Seine Verlegenheit entwaffnete sie, und sie lächelte sogar, als er die Puppe aus ihrer Umhüllung befreite, in beide Hände nahm und der Kleinen entgegen hielt.

Annerl war wie geblendet, sie betrachtete das kostbare Spielzeug mit scheuer Ehrfurcht, legte die Aermchen auf den Rücken und wich Schritt für Schritt langsam zurück. Brand machte sich so klein er konnte und nahm die feinste Stimme an und den bittendsten Ton und zirpte:

„Nimm mich! ich bin eine gute Puppe, ich bin eine arme Puppe, ich habe keine Mama.“

Bewunderung und Zärtlichkeit drückten sich in den schönen Augen Annerls aus, aber sie setzte ihren Rückzug ununterbrochen fort. Brand folgte und hinter ihm ging Sophie, und hinter Sophie die Dienerin, die den Malkasten trug.

So gelangte die Gesellschaft in das Wohnzimmer. Es war niedrig, ärmlich und reinlich, hatte zwei Fenster und zwei Thüren und die Aussicht in einen ziemlich großen und gut gehaltenen Garten. Ein Arbeitstisch, über dem eine Petroleumlampe an der Decke hing, ein paar Schränke, vier Strohsessel bildeten die Einrichtung des grau getünchten Gelasses.

Georg, der, eifrig mit Zeichnen beschäftigt, am Tische gesessen hatte, war beim Einzug der kleinen Karawane aufgestanden, rückte einen Stuhl für Brand herbei und ersuchte ihn, Platz zu nehmen, mit einer hausväterlichen Art, die komisch gewesen wäre bei jedem anderen Kinde, bei diesem frühreifen, mit den Sorgen des Lebens schon vertrauten Knäblein jedoch wehmüthig berührte.

Sophie nahm Brand die Puppe ab und stellte ihm ihren Jungen vor: „Er hat mir gebeichtet, daß er unartig gegen Sie gewesen ist, er meinte — er fürchtete . . . Verzeihen Sie ihm. So einem kleinen Waarenausträger muß man leider Mißtrauen ins Herz pflanzen, und er ist dumm und unerfahren und wendet es am unrechten Orte an.“

Brand erwiderte, daran läge nichts, aber Georg soll jetzt beweisen, daß er sein Mißtrauen gegen ihn aufgegeben hat, indem er diesen Malkasten von ihm annimmt: „Willst Du, mein lieber Junge?“

Ob er wollte! Lautere Seligkeit strahlte aus seinem armen Gesichtchen, und er machte sich sogleich daran, die Geheimnisse des Wunderschranks zu erforschen: „Nein, aber — aber!“ murmelte er, bei jeder neuen Entdeckung von Neuem entzückt, vor sich hin, und Brand staunte über die Geschicklichkeit, mit der das Kind die kleinen Werkzeuge in die Hand nahm, prüfte, und zu benützen begann.

„Sie hätten ihn nicht glücklicher machen können,“ sagte Sophie; „und sehen Sie auch einmal die Kleine an.“

Annerl hatte sich endlich an das schöne Wickelkind, das auf dem Schoß der Mutter lag, heran gewagt, ihren Kopf an den seinen gelegt und streichelte ihm voll wonniger Zärtlichkeit die blonden Locken.

Sophie lächelte ihr, dann aber auch Brand zu: „Die ist im Himmel. Und der Kunstjünger dort ... Machen Sie sich gefaßt, jetzt bekommen wir ein wohlgetroffenes Bild von Ihnen,“ sie deutete mit einem Augenwink nach Georg, der mit unendlichem Ernst daran gegangen war, Brand zu porträtiren.

Alles, was nicht zu seiner Beschäftigung gehörte, schien für den Kleinen versunken; der Eifer röthete seine Wangen, furchte seine kluge, überkluge Stirn. Er schob die Unterlippe ein wenig vor, hob die Augen zu Dietrich hinauf und senkte sie dann auf die Arbeit, nach einem so merkwürdig forschenden, in die Tiefe dringenden Blick, daß Brand sich auf dem lächerlichen Verdacht ertappte, daß diesem Kind mehr darum zu thun sei, ihm auf den Grund der Seele zu schauen, als sein Gesicht abzuconterfeien.

„Die Mutter hat heute viel zu thun,“ sagte Georg plötzlich ganz laut, aber in sein Buch hinein.

Dietrich blickte Sophie fragend an; sie nickte. Ja, es waren noch einige Nachbestellungen gekommen, die morgen abgeliefert werden mußten.

„Da kostet Sie die Zeit, die ich hier zubringe, etwas von Ihrem Schlafe?“

„Und was weiter?“

„Was weiter!“ rief er bekümmert aus. Er war aufgesprungen: „Gnädige Frau, entschuldigen Sie, und nicht wahr? dieser Besuch gilt nicht; haben Sie die Großmuth, ihn zu vergessen.“

Sie reichte ihm die Hand: „Gut denn, Sie waren nicht da.“

„Und wenn ich komme, dann sagen Sie wieder: Ich habe Sie erwartet.“

XII.

Bei seinem nächsten Besuche fand er sie allein. Sie hatte die Dienerin mit den Kindern ausgeschickt und gönnte sich nach den Anstrengungen der letzten Tage einige Stunden Ruhe. Sie lud ihn ein, am offenen Fenster Platz zu nehmen, und machte ihn aufmerksam auf die Schönheit eines jungen Kastanienbaumes, der über und über mit Blüthen bedeckt war. An dem Garten hatte sie ihre Freude, und nur sie und ihre Kinder durften ihn den Sommer über benützen, mit Erlaubniß des Hausherrn, der sich jetzt auf dem Lande befand. Der Garten wurde gut gehalten von braven und freundlichen Leuten, und man konnte sich in ihm so frei bewegen wie im Zimmer, denn er war nur von Feuermauern umgeben.

Das Alles erzählte sie ihm ein bißchen unsicher und hastig, wie Jemand, der sich frägt, während er zu einem Andern spricht: Interessirt es Dich auch?

Und er wieder war froh, daß sie es übernommen hatte, die Conversation einzuleiten; er hätte nicht gewußt, wie das anfangen.

Sophie fuhr fort: „Sehen Sie, daran, daß ich so dasitzen kann mit den Händen im Schoß und hinaussehen auf dieses kleine Stückchen Natur, und davon einen Genuß habe, daran erkenne ich das Herannahen des Alters. In meiner Jugend war ich viel zu fleißig und auch viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um mich in müßige Bewunderung der Außenwelt versenken zu können, und dazu hätte es in unserem schönen, alten Garten doch mehr Gelegenheit gegeben als hier."

Brand blickte sie gerührt an, erwiderte einiges herzlich Unbedeutende und fing jeden Satz mit einem so durchdrungenen: „Verzeihen Sie" an, daß sie sich eines Lächelns nicht zu erwehren vermochte und endlich mit munterer Entschlossenheit sprach:

„Lieber Herr Rittmeister, Sie haben ein Schuldgefühl gegen mich, und davon will ich Sie befreien und zugestehen, daß ich Ihnen gegenüber im gleichen Falle bin. Ich habe ein Unrecht gegen Sie begangen."

„Wirklich," rief er freudig, „wenn ich . . . wenn Sie . . . Wie sieht das Unrecht aus?"

„Sie sind gut und theilnehmend gewesen, haben mir Hülfe bringen wollen, und ich — nicht daß ich ablehnte, das würde ich wieder thun, aber die Art, in der ich's that, reut mich, und nicht erst jetzt, sie hat mich sogleich gereut und ich bitte . . ."

„Bitten Sie nicht," rief er aus, „beschämen Sie mich nicht zu tief. Erweisen Sie mir lieber eine Gnade, würdigen Sie mich Ihres Vertrauens. Sagen Sie mir, ob Sie in diesem Augenblick doch so ziemlich, doch halbwegs sorgenfrei . . ."

„Meine drückendste Sorge," erwiderte sie rasch, „ist jetzt die um Georg. Was soll aus ihm werden? Er ist zu schwächlich, um die Schule regelmäßig besuchen zu können; seine wohlwollendsten Lehrer rathen mir, ihn zu Hause unterrichten zu lassen. Ich habe das bisher selbst besorgt, und er hat es mir leicht gemacht. Aber wie lange werden meine Kenntnisse ausreichen, um einen Knaben zu unterrichten? Und den Umgang mit anderen Kindern völlig entbehren müssen — wie nachtheilig ist das für ihn, er wird immer mehr in sich gekehrt und weltfremd."

„Gnädige Frau," sprach Brand nach kurzem Besinnen, „Sie werden sich vielleicht noch erinnern, daß Erziehen von jeher mein Beruf war. Ich habe ihn nicht aufgegeben, ich übe ihn wieder aus, in etwas veränderter Form. Ich habe mich der Kindererziehung gewidmet und finde darin eine hohe Befriedigung. Ich erlaubte mir, Sie um Ihr Vertrauen zu bitten . . ."

„Lieber Herr Rittmeister, Sie bitten um etwas, das Sie haben."

„Dann, gnädige Frau, überlassen Sie mir die Erziehung Ihres Sohnes," sagte Brand resolut, und dabei war seine Miene so ernst, so inständig bittend, und aus seiner Stimme klang ein so warmer Herzenston, daß Sophie trotz

der peinlichen Ueberraschung, in die sein unerwartetes Anerbieten sie versetzte, nur Dankbarkeit empfand.

„Ich werde Ihr braves Kind zu einem braven Mann heranbilden," fuhr Brand fort. „Uebergeben Sie ihn mir; er ist in dem Alter, in dem ein Junge nicht mehr ausschließlich unter weiblicher Zucht stehen soll."

„Unmöglich, unmöglich," sagte Sophie. „Ein Kind in Ihrem Hause, bei Ihrer Ordnungsliebe!" Sie hielt inne, der schmerzliche Ausdruck, den seine Züge angenommen hatten, that ihr weh.

Er glaubte einen Anflug von Ironie in ihren Worten zu entdecken. Seine Ordnungsliebe war's ja im Grunde gewesen, die den Sieg davon getragen hatte über seine Liebe zu ihr; wollte sie ihn daran mahnen?

„Ich dränge Sie nicht zur Entscheidung," begann er von Neuem, „ich bitte nur, erwägen Sie meinen Vorschlag, erweisen Sie mir diese Gnade." Wieder blickte er sie lange und gerührt an, seufzte tief und sagte plötzlich: „Ja, ja, ich bin einst ganz dicht am Glück vorbeigegangen."

„An dem, was uns damals als Glück erschien," berichtigte sie. „Wir wollen offenherzig mit einander reden — offenherzig ist mehr als aufrichtig —, einmal und nicht wieder, da sich's ja um Unwiderrufliches, Unwiederbringliches handelt. Ich habe in jener fernen Zeit sehr gelitten, Sie auch bitter angeklagt, später jedoch mich gefreut für Sie, daß Alles gekommen ist, wie es kam, und daß Sie nicht hereingezogen wurden in unser Elend. Es handelte sich bald nicht mehr um Armuth und Noth, sondern um Schande, um öffentliche Schande. Im Geheimen war sie längst da, trotz Allem, was Müller that, trotz der übergroßen Opfer, die er brachte, hoffnungsfreudig im Anfang — in der Folge hoffnungslos. Ich täuschte ihn nie, aber er ließ sich nicht entmuthigen. Bei ganz edlen Menschen, dachte er wohl, verwandelt sich die Dankbarkeit endlich in Liebe. Ich war so edel nicht — er mußte es zuletzt einsehen, erwartete nichts mehr, und verließ uns doch nicht, gab Alles für uns hin. Daß uns das Aergste erspart blieb, daß die Schmach vom Sterbebette meines Vaters ferngehalten wurde, war sein Werk. Als er sich dann anschickte, Abschied zu nehmen, ohne einen Lohn, ja ohne Dank zu erwarten, da entschloß ich mich, ihn nicht allein ziehen zu lassen, für den verarmten, kränklichen Mann zu arbeiten, ihm eine treue Pflegerin und Frau zu sein."

„Sie haben Ihren Entschluß redlich ausgeführt," sprach Brand nach einer langen Pause, „und nichts, nicht das Geringste zu bereuen. Wohl Ihnen."

Er empfahl sich und ging heim und hatte ein sehr schweres Herz.

XIII.

Zu Hause fand er ein nach Veilchen duftendes Billet von Madame Amélie. Sie bat ihn für denselben Abend zum Thee, im „tête à trois" mit ihr und ihrem Gatten. Es handle sich um eine wichtige, Frau von Müller betreffende Angelegenheit, die sie mit ihm besprechen wollten.

Die Eheleute empfingen Brand in einer traulichen Ecke des Salons, an einem elegant gedeckten Tischchen. Das beste Einvernehmen herrschte heute zwischen ihnen; sie waren wie Liebende, die nach kurzem Zerwürfniß ein groß-

artiges Versöhnungsfest gefeiert haben. Amélie strahlte vor Hingebung, Wonne, Zärtlichkeit; Eduard neigte sich ihr gütig und milde zu. Er hatte Unrecht erfahren und verschmerzt, und ließ nun das Licht seiner Huld wieder leuchten über der reuigen, geliebten Sünderin.

„Meine Frau und ich," begann er nach dem ersten Austausch von Höflichkeiten, „kennen das väterliche Interesse, das Sie an Frau von Müller nehmen, Herr Rittmeister . . ."

„Ich bin nicht mehr Rittmeister."

„Das Sie, Herr von Brand . . ."

„Ich bin nicht Herr von und kann Ihnen das Recht nicht zugestehen, mich zu adeln."

Ein Ausdruck des Unmuths verzog die schönen Lippen Eduard's; er war aber entschlossen, sich dieses Mal durch den bärbeißigen Pedanten nicht aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen. „Herr Brand also," fuhr er mit erhöhter Patzigkeit fort, „wir zweifeln auch nicht, daß Sie, als der beste Freund des verstorbenen Majors, Einfluß auf seine Wittwe haben, und wollen Sie ersuchen, ihn zu Gunsten der Propositionen anzuwenden, die wir dieser Dame . . ." Er wollte sagen: „machen wollen," das schien ihm aber zu gewöhnlich, und so sagte er: „proponiren wollen."

Er hatte aus zuverlässiger Quelle erfahren, daß das Haus Bauer, das sich schon seit längerer Zeit bemühte, Madame Amélie Concurrenz zu machen „Concurrenz dieser Frau, dieser genialen Frau, lächerlich, nicht wahr?" — Frau von Müller durch glänzende Anerbietungen für sich zu gewinnen suche: „Die Dame ist natürlich viel zu fein, um uns gegenüber ein Wort darüber zu verlieren. Wir aber wollen ihre Noblesse nicht mißbrauchen. Wir gedenken vielmehr sie so zu stellen, daß sie sich zu ihrem eigenen Vortheil für immer an uns fesseln lasse."

„Propositionen proponiren — sie so zu stellen, daß sie sich fesseln lasse? Merkwürdig," murmelte Brand und war voll Mißtrauen. Wenn die Unbildung Phrasen drechselte, war sie ihm vollends ein Greuel.

Amélie nickte ihrem Manne beifällig zu, und er sprach ihr durch einen Blick seine Anerkennung ihrer Anerkennung aus.

Dann entwickelte das Ehepaar den Plan, den es gemeinsam „verfaßt" hatte, wie Eduard sich gewählt ausdrückte. Das Geschäft sollte in zwei Ressorts getheilt werden, Confection und Putzwaaren. An der Spitze des ersten blieb Fräulein Julie, an die Spitze des zweiten sollte Frau von Müller treten. Von eigentlicher Arbeit wurde sie entlastet, sie hatte die der Anderen zu überwachen und nur hier und da „un coup de main" zu geben. Ihre Erfindungsgabe, ihr Geschmack können sich in viel höherem Maße bethätigen, indem sie ihren Glanz über das große Ganze verbreiten, statt zur Herstellung einzelner „bijoux" zu dienen. Als Besoldung wurden 2000 fl. geboten, bei außerordentlichen Gelegenheiten, zu Beginn der Herbst- und Frühjahrssaison zum Beispiel, wenn die Bestellungen sich häuften, auch außerordentliche Remunerationen. Die Atelierstunden waren die zwischen 8 Uhr Morgens und 8 Uhr Abends, mit entsprechenden Ruhepausen für die Mahlzeiten. Nur wenn es, wie schon

gesagt, ungewöhnlich viel zu thun gab, wurden die Damen bis Mitternacht, wohl auch bis ein Uhr im Atelier festgehalten.

„Und dann können die Damen nach Hause laufen bei Nacht?" fragte Brand mit Schärfe.

„Ja, Monsieur," erwiderte Madame Amélie, die von ihm ein ganz anderes Entgegenkommen erwartet hatte, „Equipagen kann ich ihnen nicht halten."

„Nun, gnädige Frau, aufrichtig gestanden, ich werde Frau von Müller abrathen, auf den von Ihnen gewiß sehr gut gemeinten Antrag einzugehen."

„Warum?" Amélie wechselte einen verständnißinnigen Blick mit ihrem Manne. Er hatte die Augen zum Kronleuchter erhoben, als ob er von dort Stärkung seiner hartgeprüften Langmuth erflehen wollte, und dabei einen leisen Seufzer ausgestoßen.

„Ah — ich errathe Alles — ich weiß!" Sie lachte und zeigte dabei ihre gesunden und noch ganz completen Zähne: „Eduard hat mir erzählt. Sie waren neulich Zeuge eines Scherzes, den er sich mit Madame Müller erlaubte, um sie ein wenig zu quälen. O die Männer sind immer grausam, am grausamsten aber doch, wenn sie lieben," setzte sie hinzu und sah dabei ihrem Mann jämmerlich kokett in die Augen.

Der abgefeimte Racker hat das Prävenire gespielt, dachte Brand und benahm sich so borstig, daß er an diesem Abend das Wohlwollen Madame Vernon's beinahe eingebüßt hätte.

Als er fortgegangen war, brach Eduard in Lachen aus:

„Wir haben ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht."

„Wieso?"

„Du fragst, kannst fragen? O, was habe ich für eine liebe, geniale, blinde Frau! . . . Er will nicht, daß jemand Anderer dieser Müller ein „Sort" mache, er will selbst ihr „Sort" sein . . . O, er hat die gediegensten Absichten, er will sie heirathen."

„Was Dir einfällt — der alte Herr."

„Ist nicht so alt, kommt nur Dir so vor, bist halt verwöhnt durch den Anblick Deines Mannes," schäkerte er. „Aber weißt Du was? wir spielen ihm einen Streich."

„Warum denn? er hat uns ja nichts gethan."

„Ich, ich bin eifersüchtig auf ihn," rief Eduard in bezauberndem Uebermuthe.

Madame Amélie war denn auch bezaubert.

„Wenn wir ihr nicht helfen von ihrer Armuth, entschließt sie sich am Ende und nimmt ihn und geht ein an seiner Seite in die ewige Langeweile. Mir könnte das zwar sehr gleichgültig sein, denn, wie Du weißt, ich mag sie nicht, aber ein Schaden fürs Geschäft wär's, wenn wir sie verlieren würden. Deshalb, Schatz, wollen wir die Müller so stellen, daß sie seine Wohlthaten nicht braucht. Ich bitte Dich, schicke ihr morgen in aller Frühe einen Boten. Jetzt wär's zu spät, jetzt schläft schon Alles bei ihr im Hause. Sie gehen ja dort zur Ruhe zugleich mit den Hühnern in ihrem Hofe."

„Woher weißt Du, daß es Hühner gibt in ihrem Hofe?“ fragte Amélie rasch in einer Anwandlung von Mißtrauen. Eduard aber erwiderte ganz unbefangen:

„Ich bin einmal dort vorbei gekommen. Also schreibe heute noch und bescheide sie für morgen Mittag zu Dir. Sei vielleicht ganz besonders liebenswürdig und lade sie ein, die Kinder mitzunehmen. Denen machen wir einen guten Tag und schicken sie mit Fräulein Julie zu Wagen in den Prater. Bist Du dafür, mein Herz, mein geliebtes?“

Wenn er sagte: „Mein Herz, mein geliebtes,“ war sie verloren und hatte keinen Willen mehr als den seinen. Ja, ja, Alles, was er bestimmt hatte, sollte geschehen. Ihn ergriff eine tolle Lustigkeit, er nahm seine dicke Frau in die Arme und tanzte mit ihr im Zimmer herum.

XIV.

Der nächste Vormittag traf Dietrich auf dem Wege zu Frau von Müller. Er wollte sie in Kenntniß des Anerbietens setzen, das Madame Vernon ihr machen werde, und ihr abrathen, darauf einzugehen.

Minutenlang ließ man ihn heute vor der Thür warten. Er läutete mehrere Male discret und geduldig nach entsprechenden Zwischenpausen. Ihm kam vor, als ob er in der Küche flüstern, leise Schritte über die Steinplatten gleiten hörte, als ob eine Thür möglichst geräuschlos geöffnet und wieder geschlossen würde.

Endlich hob sich der Zipfel des weißen Vorhanges. Die Dienerin erschien am Fenster und fuhr beim Anblick Brand's erschrocken zurück.

„Was ist? was gibt's? Machen Sie doch auf!“ rief er laut und beunruhigt.

Noch eine Weile zögerte sie, öffnete aber endlich doch und stand vor dem Eintretenden, sie die brave, in Ehren ergraute Magd, verwirrt, mit unstät flackernden Blicken, mit glühenden Wangen, ein Bild des schlechten Gewissens. „Niemand zu Hause,“ stotterte sie und sah dabei schief und verstört nach einem Gegenstande hinüber, der auf dem Küchenbrette lag neben einem kleinen Krater aus Mehl, in den sie ein Eigelb eingebettet hatte. Dieser Gegenstand war eine Zehnguldennote.

„Sie lügen schlecht,“ sprach Brand. „Ja, was Hänschen nicht lernt, meine liebe . . . Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?“

„Pauline, zu dienen.“

„Meine liebe Pauline. Die gnädige Frau mag nicht zu Hause sein, aber jemand Anderer ist da bei Ihnen. O, Pauline, in Ihrem — ich will sagen in unserem Alter — in Abwesenheit der gnädigen Frau, und mitten im Kochen!“

„Herr Rittmeister, Jesus, Maria, was glauben Sie von mir? Ich weiß nicht, was ich thun soll, ich weiß nicht, was ich sagen soll . . .“

„Die Wahrheit, Pauline. Wer ist da, wen verstecken Sie?“

„Ich verstecke ihn nicht, er versteckt sich selbst. Ich weiß nicht, warum. Er hat mir befohlen, zu sagen, daß Niemand zu Hause ist, wenn wer Anderer

kommt als die gnädige Frau, und er muß auf sie warten und muß mit ihr sprechen in Geschäften."

„Er hat befohlen? Wer hat Ihnen etwas zu befehlen?"

„Der Herr Chef, Herr Jesus! Er ist der Chef. Der gnädige Herr Chef wird doch etwas zu befehlen haben. Er kann uns Alle brotlos machen, sagt er."

„Brotlos machen, so? Nun, meine Liebe, ich habe Ihnen zwar nichts zu befehlen, aber rathen möchte ich Ihnen . . ."

Herr Jesus! dieser Rath war in einer Manier gegeben, viel fürchterlicher als die des Chefs, Befehle zu ertheilen. Fast hätte die arme Pauline aufgeschrieen.

„Seien Sie still und kochen Sie ruhig weiter, das ist mein Rath. Und dieses Geld" — Brand wies auf die Banknote — „dieses Sündengeld . . ."

„Sündengeld?" — Jetzt war ihr Gekreische nicht mehr zu unterdrücken: „Ich mag's nicht, ich hab's nicht angerührt. Nehmen Sie's, gnädiger Herr, geben Sie's zurück."

„Gut, vortrefflich." Brand steckte das Geld zu sich und trat ins Atelier. Aber da war Niemand. —

Der Elende hatte sich weiter zurückgezogen, ins Zimmer nebenan — Gnade ihm Gott! — ins Schlafzimmer Sophiens. Dietrich ging auf die Thür zu, eine niedere Thür ohne Schloß, drückte die Klinke, und stand in dem Zimmer, in dem die Geliebte, ja, ja, die Vielgeliebte! ausruhte von den Mühen des Tages.

Ein armes, schmales, grau getünchtes Stübchen. An der kurzen Wand, dem geöffneten Fenster gegenüber, stand ein mit einem rothen Kotzen zugedecktes eisernes Bett, ziemlich dicht daneben ein alter, kleiner Ofen, und zwischen diesem und dem Bett war Herr Weiß eingeklemmt und machte verzweifelte Anstrengungen, sich — immer tiefer niederkauernd — zu verstecken. Ein lächerliches Unternehmen, von dem nur Einer, der vor Angst den Kopf verloren hat, glücklichen Erfolg erwarten konnte.

Brand betrachtete ihn mit durchbohrender Verachtung. „Kommen Sie doch hervor," sagte er, „Sie demoliren noch den Ofen."

Der Rittmeister spaßte. Unerwartetes Glück! da konnte ja auch Herr Weiß spaßen. Er richtete sich auf, glättete seinen Rock, seine Weste, lachte gequält und stotterte mit unverfälschtem Galgenhumor: „Ha, ha, Ueberraschung über Ueberraschung — Sie verderben mir eine Ueberraschung . . . Ich wollte — ja, wollte im Auftrage meiner Frau . . ."

Brand hatte den Blick von ihm ab und auf einen eleganten Cylinder gewendet, der auf dem Bette lag: „Sie haben Ihren Hut in unpassender Art abgelegt, nehmen Sie ihn wieder auf!" sprach er gebieterisch, und Eduard brachte nur ein: „O Pardon!" heraus und gehorchte.

Brand stellte einen Sessel, den einzigen, der da war, vor die geschlossene Thür, setzte sich und kreuzte die Arme.

Weiß sah ihm mit bangen Gefühlen zu. „Was beliebt Ihnen eigentlich?" fragte er, Schlimmes ahnend, aber bemüht, einen „legeren Ton" anzunehmen. „Sollen wir Frau von Müller hier erwarten?"

„Wir nicht. Sie gehen gleich, das heißt, Sie springen — da hinaus."

Verwirrte die Furcht Eduard's Sinne oder streckte der entsetzliche Brand jetzt wirklich den Arm aus, gegen das Fenster?

Er war ganz Kraft, ganz Wille, dieser ehemalige Rittmeister. Unerbittliche Entschlossenheit funkelte aus den tiefliegenden Augen, und um den Mund mit den fest aufeinander gepreßten Lippen hatte ein Zug sich gebildet — dieselben scharfen Furchen mochten sich, wie mit dem Grabstichel in Erz gezeichnet, von den Mundwinkeln herab gezogen haben, damals, als er die Pistole hob, um den Oberst durch und durch zu schießen . . . In Eduard stieg ein einziger, heißer Wunsch auf, der alle anderen Wünsche verschlang, der Wunsch, aus der Nähe dieses gefährlichen Menschen zu kommen.

„Ich empfehle mich," sagte er, „bitte nur, mir Platz zu machen."

„Dort ist Platz genug," versetzte Brand. Und wieder die entsetzliche Gebärde. „Frau von Müller kann jeden Augenblick nach Hause kommen, und ich will ihr das Mißvergnügen, Ihnen zu begegnen, ersparen. Deshalb gehen Sie nicht über die Stiege, sondern springen aus dem Fenster, wenn Sie es nicht vorziehen, hinaus geworfen zu werden. Sie nehmen auch Ihr Eintrittsgeld mit . . ." Er hielt ihm die Banknote hin, die Eduard in rathloser Bestürzung einsteckte. „Wenn ich bedenke, daß Sie sich erfrecht haben, Eintrittsgeld zu zahlen . . ."

„Herr Rittmeister, Sie verkennen meine Absichten, ich versichere Ihnen auf Ehre . . ."

„Reden Sie nicht von Ehre!" rief Brand. „Ich habe auch Nerven, ich kann manche Worte von manchen Leuten nicht aussprechen hören. — Springen Sie!" Wieder streckte er den Arm aus, und Eduard überlief's.

Was thun? Sich mit dem Fürchterlichen in einen Ringkampf einlassen — der wahnsinnige Gedanke kam ihm, doch verwarf er ihn sogleich und stotterte: „Es gibt eine Polizei —"

„Nicht in der Nähe. Wenn Sie rufen, kommt höchstens die Hausmeisterin."

„Die nicht! die nicht!" Vor der graute ihm offenbar — was mochte es gegeben haben zwischen ihr und ihm?

Helle Tropfen perlten auf seiner Stirn. Er näherte sich dem Fenster. Ein Blick, den er in den Garten hinabwarf, beruhigte ihn einigermaßen; es war ein geringes Wagniß, das von ihm gefordert wurde. Nur eine abscheuliche Verletzung der Eitelkeit, niederträchtig beschämend. Aber da kam Hülfe in der Noth, da hatte er einen rettenden Einfall. Der Spieß ließ sich umdrehen und dem Beschützer Sophiens ins väterliche Herz stoßen.

„Wenn ich's thu', thu' ich's, weil ich's will, weil's mir einen Jux macht," sprach er munter, „weil's flott ist, weil's fesch ist. Mich braucht's nicht zu tangiren, wenn man mich aus dem Schlafzimmerfenster der Frau von Müller springen sieht."

„Keine Gefahr. Die unteren Fenster sind blind, und der zweite Stock ist unbewohnt. Man läutet. Nun, wird's?"

„Aus Jux thu' ich's — merken Sie sich das . . ." Er hatte sich auf das Fensterbrett gesetzt und die Füße hinaufgezogen; er sah, daß Brand aufstand und auf ihn zukam. Nein, nein! das verbat er sich — Nachhülfe war

überflüssig. Hastig erhob er die Hände zur Abwehr, verlor das Gleichgewicht, fuchtelte, einen Stützpunkt suchend, in der Luft herum, und plumpste kopfüber hinaus.

Brand trat ans Fenster und sah ihn auf dem Boden liegen, und gar nicht „fesch", gar nicht „flott", mit blöd aufgerissenen Augen zum blauen Himmel empor starren. Er war tief eingesunken in ein frisch rigoltes Beet, das zur Aufnahme schöner Blumen und nicht zu der eines solchen Klotzes bestimmt war. Dietrich warf ihm seinen Cylinder nach, den er vergessen hatte, und konnte nicht umhin, einen neuen Mangel in der Erziehung dieses Herrn zu rügen:

„Wenn er voltigiren gelernt hätte, wie ganz anders wäre er da unten angekommen."

XV.

Sophie kehrte in freudiger Stimmung heim. Sie war nicht erstaunt, Brand da zu finden. Madame Amélie hatte ihr gesagt, daß er ihr abrathen werde, das Anerbieten des Hauses Vernon anzunehmen, und:

„Einen einmal gefaßten Entschluß lang hinauszuschieben, liegt nicht in Ihrer Art . . . Aber denken Sie, jährlich zweitausend Gulden!"

Daß ihr Talent, ihre Thätigkeit so hoch angeschlagen wurden, erfüllte sie mit einem wahren Glücksgefühl. Wenn sie auf den Vorschlag, den Amélie ihr gemacht hatte, einging, war sie sorgenfrei, hatte die Möglichkeit, ihre Kinder gut zu nähren und zu kleiden. „Erwägen Sie, was das heißt," rief sie aus.

„Es heißt viel," versetzte Brand. „Sich aber täglich für zwölf Stunden von ihnen trennen und sie der Obsorge der Dienerin überlassen, heißt mehr."

„Pauline ist brav, und meine Kinder sind gehorsam. Georg hält sein Wort wie ein Mann; ich weiß, was ich mir von ihm versprechen lasse, geschieht. Die Trennung an jedem Morgen wird mir freilich schwer werden, aber was erträgt man nicht, wenn man weiß, in zwei Jahren wird Alles besser. Und das wird sein, denn ich darf jetzt hoffen, in zwei Jahren meine verpfändete Pension eingelöst zu haben."

„So haben Sie angenommen . . ."

„Noch nicht. Ich habe mir eine achttägige Bedenkzeit ausgebeten, obwohl Madame Amélie anfänglich auf sofortiger Entscheidung bestand und den Grund meines Zögerns durchaus kennen wollte. Ich konnte ihr ihn nicht sagen, diesen einzigen Grund . . . es ist unmöglich — und auch vielleicht höchst lächerlich . . . In meinen Jahren sollte ich doch die Furcht vor der Zudringlichkeit eines Frechlings überwinden können, der seine albernen Späße gewiß einstellen würde, wenn ich den Muth fände, ihn einmal derb abzuweisen."

„Fragen Sie Pauline, welchen Spaß der Frechling sich eben erst machen wollte," sagte Brand und schilderte ihr kurz und lebhaft, was zwischen ihm und Eduard vorgefallen war.

Sophie schüttelte den Kopf. Sie war mit seiner Handlungsweise nicht einverstanden; ihr schien, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, eine

Uebereilung! Er und eine Uebereilung! Wie kann man seinem Charakter so untreu werden?

Dietrich suchte sich zu rechtfertigen. Er war mit den Gepflogenheiten des Hauses schon bekannt genug, um zu wissen, daß um diese Stunde höchstens der schwarze Kater sich im Hofe aufhielt. Pauline ist die Einzige, meinte er, der man zu erklären braucht, wie so der Herr Chef zwar durch die Thür herein, aber nicht mehr durch die Thür hinaus spazierte.

Sophie nahm den Hut ab und die altmodische Mantille, die sie sorgfältig zusammenfaltete, damit das vielfach geflickte Futter nicht zum Vorschein komme. Dann setzte sie sich an den Werktisch und fing an, eine Haube zu montiren.

Sie saß am Fenster im vollen Lichte des sonnigen Tages und Dietrich ihr gegenüber, den Blick unverwandt auf sie gerichtet. Ihre Wangen waren leicht eingefallen, ein Zug von Schwermuth spielte um den Mund mit seinen etwas zu blassen Lippen. Sie sah in diesem Augenblick nicht jünger aus als ihre Jahre. Nur ihre schönen, kunstfertigen Hände waren ganz unverändert geblieben und lösten mit bewunderungswürdigem Geschick und erstaunlicher Leichtigkeit ihre heikle Aufgabe. Der kleine Finger der Rechten, der selbst am Wenigsten leistete, schien der geistige Urheber all des Geleisteten zu sein, schien zu prüfen, zu leiten, sanft geründet Beifall zu spenden, jäh ausgestreckt Bedenken zu erheben. Brand betrachtete ihn und hätte ihn küssen mögen, bezwang sich aber und blieb regungslos; ein stiller Beobachter, aus dem allmälig ein gekränkter wurde. Etwas von dem, was in ihm vorging, hätte Sophie doch errathen müssen. War's möglich, daß der Kampf, den er mit seinem übervollen Herzen kämpfte, von ihr unbemerkt blieb? Nur absolute Gleichgültigkeit kann eine scharfsichtige und gütige Frau so blind und grausam machen. Sophie war sich seiner Anwesenheit wohl gar nicht mehr bewußt, sie hatte ihn vergessen über den Spitzen und Bändern, aus denen sich immer deutlicher ein wunderhübsches, kopfputzartiges Ding gestaltete, das sie nun in die Höhe hielt und aus einiger Entfernung prüfend ansah.

„Nein, das könnt' ich nicht," rief Dietrich plötzlich aus. Sie lachte:

„Das glaub' ich, daß Sie das nicht können."

Er hatte aber etwas ganz Anderes gemeint. Er hatte gemeint: Ich könnte einen Menschen, der mich liebt, der blutig bereut, mich nicht schon einst geliebt zu haben wie jetzt, dem sein ganzes Leben und Alles, was er hat, erst dann etwas werth würde, wenn er es mir darbringen dürfte, nicht so neben mir sitzen lassen, ohne ihm ein Zeichen der Theilnahme zu geben.

Die Kinder waren zurückgekehrt. Man hörte sie in der Küche laut und eifrig sprechen; Annerl lief herein und mit ausgebreiteten Armen auf die Mutter zu:

„Wir sind gefahren, so weit, so geschwind, in einem zugemachten Wagen. Und Fräulein Julie sagt, wenn wir andere Kleider haben werden, werden wir in einem offenen Wagen fahren. Und jetzt sind wir wieder da."

Georg folgte der Schwester bald nach. Sein melancholisches Gesichtchen war freudig belebt, aber der ihm ungewohnte Ausdruck erlosch plötzlich, er

richtete die dunkeln Augen finster auf Brand, zögerte einen Augenblick und kehrte auf der Schwelle wieder um.

„Sehen Sie nun," sprach Sophie, „so ist er. Daß er nicht Alles findet, wie er sich's wahrscheinlich vorher ausgemalt hat; daß Sie da sind, daß Annerl ihm zuvorgekommen ist mit ihrer Begrüßung, macht ihn unglücklich, verdirbt ihm die Laune für den Rest des Tages. Ein anderes Kind würde man strafen. Ich hab' es ja auch bei ihm mit Strenge versucht, aber immer bereut. Er leidet zu viel darunter, die Strafe steht außer Verhältniß zu dem Vergehen."

Sie hatte die Kleine auf ihren Schoß gehoben, und das Kind umschlang den Hals der Mutter mit beiden Aermchen und war glückselig.

Brand hatte sich kerzengerade auf seinem Sessel aufgerichtet: „Gnädige Frau," sagte er, „ich wiederhole meine schon neulich gestellte Bitte: Vertrauen Sie Ihren Sohn meiner Leitung an, überlassen Sie mir seine Erziehung."

Sophie erhob die Augen zu ihm, sah ihn dankbar an, aber sie schwieg.

„Thun Sie's," fuhr Dietrich fort, „Georg soll es gut haben bei mir, es soll ihm an nichts fehlen, auch nicht an weiblicher Pflege. Diese ließe ihm eine höchst anständige Person zu Theil werden, Frau Magdalena Peters, die Mutter meines Täuflings, Dietrich Peter Peters."

„Sie haben Alles erwogen, ich seh's," versetzte Sophie freundlich, ja herzlich, und dennoch klang eine leise Ironie aus ihrem Tone. „Aber man mag sich etwas Unbekanntes noch so deutlich vorstellen, wenn es in Wirklichkeit an uns herantritt, überrascht es doch immer. Sie wissen nicht, was Sie sich aufbürden wollen . . . Ich habe es schon einmal gesagt — ein Kind, in Ihrem gewiß schönen, musterhaft geführten Haushalt . . ."

„Ein Kind?" fiel er ihr ins Wort. „Zwanzig Kinder tummeln sich wöchentlich einmal bei mir herum. Ich gebe Soiréen, Erziehungs-Unterhaltungen . . ."

„So? ja, ich weiß, Erziehen war von jeher Ihr eigentlicher Beruf."

„Lassen Sie mich ihn zu Gunsten Ihres Sohnes erfüllen," sagte Brand, „es würde vielleicht nicht ohne Nutzen für ihn sein. Für mich — was freilich kaum in die Wagschale fällt — wäre es ganz gewiß ein Glück. Lassen wir's auf eine Probe ankommen, gnädige Frau. Natürlich müßte ich vor Allem trachten, Georg an mich zu gewöhnen, seine Zuneigung zu erringen. Ich würde am Liebsten morgen schon den ersten Versuch machen und ihn abholen kommen zu einem Spaziergang, wenn Sie es erlauben."

„Gern, wie gern, und ich danke Ihnen." Sie war verlegen und gerührt und sprach mühsam: „Ich danke, und in einem Athem bitte ich auch . . . Was die Antwort betrifft, die Madame Vernon in acht Tagen von mir erwartet — Herr Rittmeister, lieber Brand, da lassen Sie mich allein entscheiden. Rathen Sie nicht ab, suchen Sie nicht, mich zu beeinflussen. Ich muß in dieser Sache ganz frei, ganz nach eigener Einsicht handeln."

„Wenn ich nicht abrathen darf," erwiderte Brand schmerzlich, „darf ich Sie während der Bedenkzeit, die Sie sich bedungen haben, nicht sehen, nicht sprechen, denn sonst . . ."

Er wurde durch das Eintreten Paulinens unterbrochen, die den Tisch zu decken kam.

„Warten Sie," rief Sophie ihr hastig entgegen und erröthete über und über; sie wollte keinen Zeugen haben bei ihrer ärmlichen Mahlzeit.

Brand empfahl sich, und es that ihm bitter weh, daß ihr Abschiedswort lautete:

„Auf Wiedersehen also, in acht Tagen."

Unter dem Thore wurde er von der Hausmeisterin erwartet.

Sie schlich auf ihn zu, eine lächelnde Hyäne, warf einen spähenden Blick in die Runde, konnte nirgends einen Lauscher entdecken, und sprach:

„Hob'n e'n beim Fenster 'naus g'schmiß'n! Recht is ihm g'scheg'n. Nur schod, daß mer kein' dritt'n Stock hob'n."

„Ich habe Niemanden zum Fenster hinausgeworfen," erwiderte Brand.

„No, versteht si!" Sie lächelte verschmitzt, und jetzt erinnerte sie an ein Krokodil. „Thon hoben's es nit, aber hundertmol verdient hätt's der Schuft, der miserabliche. Schon von weg'n den jung'n Ding von do drib'n. So an arm's jung's Ding. Die Eltern sein Schneidersleit, brave Leit', und 's Madl war a brav . . . Bis der Schuft — oder dös steht ihm no ins Haus, dös wird sei Gnädige erfohrn, ob s'es g'freit oder nit . . . Jetzt'n hot er's satt, dös arme Ding, und handlet gern an mit unf'rer Frau von Miller. No jo, so en einschichtigs Frauenzimmer wär ihm holt commod, 's is a Glück, daß der gnä' Herr zum Recht'n seg'n und ihn 'nauspfeffern."

„Frau Hausbesorgerin, ich habe ihn nicht hinaus „gepfeffert", ich habe ihn ersucht, sich selbst an die Luft zu setzen," sprach Brand ernst und nachdrücklich.

„Wenn er nur g'setzt is, wenn's 'n nur obg'schofft hob'n. Wie S'n obg'schofft hob'n" — sie fuhr mit dem Arme durch die Luft, als ob sie etwas Schweres bei Seite bringen und für immer begraben wollte, und legte dann betheuernd ihre Rechte auf die Brust: „Dös bleibt bei mir!"

XVI.

Die ganze folgende Woche hindurch kam Brand regelmäßig, um Georg abzuholen. Er übernahm ihn am Morgen an der Thür und gab ihn Abends an der Thür wieder ab. Der Kleine kehrte täglich mit einem größeren Wiesen- und Waldblumenstrauß heim, und auch täglich munterer, mit frischeren Augen, rosig angehauchten Wangen.

Das Porträt, das er an jenem Tage, an dem die Anwesenheit Brand's seinen Unmuth erregt, in die tiefste Tiefe des Malkastens verbannt hatte, kam wieder zum Vorschein; Georg strichelte so lang daran, bis der Kopf und der geheimnißvolle Hintergrund, von dem man nicht wußte, ob er einen Gewitterhimmel mit Geisterschlacht oder ganz einfach die Zimmerwand vorstellen sollte, ganz schwarz wurden. Aber Aehnlichkeit mit einem ins Mohrenhafte übersetzten Dietrich Brand war da, und nach einiger Zeit befestigte der Knabe das Bild an der Wand neben seinem Bette und schlief unter den rabendunkeln Augen des neuen Freundes ein. Freilich nur um bald wieder zu erwachen. Ruhiger, gesunder Schlaf wollte sich weniger als je einfinden. In seinen Träumen setzte Georg die Wanderungen mit dem „Herrn Rittmeister" fort, lachte laut über die tollen Sprünge eines aufgescheuchten Häsleins, fuhr auf

mit einem gellenden Schrei, weil er eine Schlange heranschleichen und sich ringeln sah auf seiner Bettdecke. Kaum beschwichtigt und wieder eingeschlummert, übte er im Schlafe seine neueste Kunst, ahmte den Schlag der Nachtigall nach, den Sang der Drossel, das zierliche Gezwitscher der Meise. Es klang eigen, lieblich und unheimlich zugleich, und Sophie fragte sich, ob ihrem armen Kinde auch die Freude, die es jetzt genoß, zum Unsegen werden sollte.

Die Bedenkzeit war um; am achten Tage kam Sophie selbst, den Touristen die Thür zu öffnen, und Brand fragte:

„Was werden Sie beschließen?"

„Ich habe schon beschlossen, ich habe heute mein Amt angetreten."

Dietrich fuhr zusammen. Ihm war, als stände er nicht mehr vor ihr an ihrer Schwelle, als sei sie ihm in weite Ferne gerückt, als habe eine Kluft sich plötzlich zwischen ihnen aufgethan. Und in der war versunken, was ihm mehr, als er selbst es gewußt, die letzte Zeit hindurch das Leben erhellt hatte — eine leise und hold schimmernde Hoffnung auf zukünftiges Glück.

„So?" sprach er. „So? . . . Ganz recht, Sie sind Ihr eigener Herr."

Sie war's und wollte es bleiben; hätte sie ihm das deutlicher beweisen können? Sein Rath, sein Wunsch, seine Bitten galten ihr nichts. Nun ja, wenn einem ein Mensch gleichgültig ist! Denke den Gedanken nur aus — eine erloschene Neigung läßt sich nicht wieder anfachen, nie. Dietrich verbarg seine schmerzvolle Enttäuschung; er lächelte nur sehr traurig, als Frau von Müller sagte:

„Sie sind im Begriff, meinem Kind zu Liebe Ihr Behagen aufzugeben, Ihre Freiheit, und ich sollte dieses große Opfer annehmen und selbst nicht das kleinste bringen? Es ist unmöglich. O Herr Rittmeister, Sie an meiner Stelle würden das auch finden, Sie würden genau so fühlen und handeln wie ich."

Brand erwiderte, daß er nicht im Stande sei, sich in die Empfindungsweise einer Dame hinein zu versetzen. Uebrigens verstehe es sich von selbst, daß Sophie nichts Anderes thun könne und dürfe als das, was sie für das Rechte halte.

Er nahm Abschied und war ein wenig erbittert und fest entschlossen, mit sich fertig zu werden. Es mußte ihm gelingen, es gelingt jedem tüchtigen Menschen, dem eine schöne Aufgabe gestellt ist, an deren Erfüllung er mit ganzer Liebe geht, die ihn abzieht von der Grübelei über das eigene Wohl und Weh und dem kindlichen Hangen und Bangen nach Unerreichbarem. Diese Aufgabe war zunächst: den kleinen Georg an sich zu gewöhnen und die Eiswand ein- für allemal zum Schmelzen zu bringen, die immer noch von Zeit zu Zeit wie auf ein Zauberwort aus dem Boden stieg und sich zwischen ihm und dem Kinde aufstellte.

Mit großer Kunst, mit seiner stets bewährten Geduld warb er um die Liebe des Kindes, und mußte lange werben und durfte sich's nie merken lassen, daß er warb. Er mußte ihn selbst herankommen lassen, den scheuen kleinen Menschen, der so viel Liebe brauchte und sich immer wieder in plötzlichen Anwandlungen des Mißtrauens von Dem abwendete, der ihm die reichste entgegen trug.

Der große Kinderarzt, mit dem sich Brand seit der Geburt seines Täuflings befreundet hatte und dem er nun auch seinen Pflegesohn vorführte, empfahl die äußerste Sorgfalt. Gute Nahrung, gute Luft, Bewegung, aber keine Ermüdung, Beschäftigung, aber keine Anstrengung. So ein geschicktes Lootsen zwischen allen möglichen Klippen, schwer, schwer! — „Nun," setzte er tröstend hinzu, als er den tieftraurigen Eindruck sah, den seine Worte auf Brand machten. „Sie bringen ihn vielleicht durch. Ein Erziehungskünstler sind Sie schon, jetzt müssen Sie noch das Krankenwarten erlernen. Schwächlich bleibt Ihnen der Bursch übrigens sein Lebtag."

Schwächlich und einsam, dachte Brand. Georg paßte nicht in die Gesellschaft anderer Kinder; hülflos und fremd stand er bei den Samstag-Versammlungen, betheiligte sich nicht an den Spielen der Kinder, sah ihnen nur aufmerksam zu, und dabei verklärte gar oft ein Aufleuchten der Freude, der Liebe, der Bewunderung sein stilles Gesichtchen. Die Kinder wußten diese platonische Theilnahme nicht zu schätzen. Die Mädchen lachten ihn aus, die Buben neckten ihn, vor denen mußte ihn Brand fortwährend retten.

„Wehr' Dich!" rief er ihm einmal zu, als ein übermüthiger Junge sich vor ihn hinstellte, ihn zum Kampf herausforderte und ihm statt aller anderen Präliminarien einen Faustschlag versetzte.

„Wehr' Dich!" wiederholte Brand.

Das Kind richtete einen seltsam fragenden, überlegenen Blick auf ihn, schüttelte den Kopf und sprach: „Nein, laß' ihn, den Armen."

Was ging in ihm vor? Verstand er, was er da sagte? Woher kam ihm die Offenbarung, daß Unrecht thun mehr Qual in sich birgt als Unrecht erfahren, und bedauerte er deshalb den Knaben, der ihn schlug?

Ein solcher Mitleidskünstler sollte dieser kleine Georg sein, dem jede sentimentale Weichlichkeit ferne lag, der, wie manches von Geburt an kränkliche Kind, körperliche Schmerzen mit klaglosem Heldenmuth ertrug? Er hatte kaum gezuckt, als die Faust des Angreifers auf ihn niederfiel, er hätte sich als Mann nicht anders benehmen können, wenn die schwere Hand des Schicksals ihn getroffen hätte.

Die Zeit, zu der Dietrich in den vergangenen Jahren seine Sommerreise angetreten hatte, war vorbei, und noch immer traf er nicht die geringste Vorbereitung, die Stadt zu verlassen. Frau Peters und ihr pausbäckiger Junge residirten schon seit einigen Wochen im Hochparterre der Villa in Neuwaldegg, die seit dem Tode der Eltern Brand's leer gestanden hatte. Magdalena kam wöchentlich zweimal, um „im Geschäft" nachzusehen, das in ihrer Abwesenheit von der „Kusin" geführt wurde, und versäumte nie, Dietrich zu besuchen und zu ermahnen:

„Kommen's doch hinaus, Herr Rittmeister, 's is ja Sünd und Schad, so ein schönes Haus, und Niemand drin als ich und mein kleiner Bub. So ein schöner Garten, und wenn ich Abends da sitz allein unter den Buchen, da mein' ich ordentlich, ich hör' sie lamentiren um ihren Herrn."

„Glauben Sie das, Frau Peters," erwiderte Brand. „Sie hören die Buchen um Jemand ganz Anderen lamentiren als um mich."

Magdalena erröthete und sprach resolut: „Daß ich nix dagegen hätt, wenn mein Mann da wär, das is natürlich, aber auch Sie, Herr Rittmeister, gehören zu uns. Wenn einem der liebe Gott so was Schönes beschert, will er auch, daß man was davon hat. Auf so einen Besitz, so einen prächtigen, g'hören mehr Leut hin als wir Zwei, mein Bub und ich."

Brand wußte wohl, wer seiner Meinung nach „hingehörte", wen er am Liebsten durch die Zimmer schreiten sähe, die ihm so traut belebt wurden durch die Erinnerung an seine Eltern. Er wußte, wem er am Liebsten gesagt hätte: Tritt ein, nicht als Gast, als Gebieterin, und verwandle mir mein verödetes Eigenthum in ein trautes Zuhause. Sophie hielt ihn aber viel zu kurz, als daß er eine Anspielung auf einen so kühnen Wunsch wagen durfte. Er getraute sich nicht einmal, von seinen peinigenden Sorgen um sie zu sprechen und *sah* doch, daß ihre Kräfte in demselben Maße sanken, in dem ihr Eifer, die übernommene Aufgabe gut zu erfüllen, stieg. Daß diese Aufgabe keine leichte sein werde, darüber hatte sie sich nicht getäuscht, hatte im Voraus gewußt, daß sie sich die Stellung, die man ihr *gab*, erst *machen* müsse. Es war eben ein Kampfplatz in Miniatur, auf dem sie stand. Sie hatte den passiven Widerstand der älteren Fräulein gegen eine „plötzlich hereingeschneite" Autorität zu erdulden und die Unbotmäßigkeit der jungen Fräulein zu besiegen.

„Und — was mir am Schwersten fällt," sagte sie, „ich muß mich gewöhnen, die Arbeit, die ich immer mit Ernst und Sorgfalt gethan habe, von Anderen mit empörender Nachlässigkeit thun zu sehen, ohne sie ihnen aus der Hand nehmen und kurz und gut selbst fertig machen zu dürfen. Ich werde für etwas ganz Anderes bezahlt; ich soll lehren, leiten, heranbilden."

„Lehren, leiten, heranbilden — unmöglich, wenn man Ihnen keine Macht einräumt," erwiderte Brand nach einigem Nachdenken. „Ich staune nur, daß ein großes Etablissement wie das Madame Vernon's überhaupt bestehen kann ohne militärische Organisation."

Sie lachte: „Schlecht und recht geht's doch weiter, und was mich betrifft, ich muß und ich werde mich zurecht finden. Es ist Feigheit von mir, daß ich klage. Eines, die Hauptsache, hat sich von Anfang an so gut gemacht, wie ich's besser gar nicht wünschen kann — der Chef ignorirt mich. Das verdanke ich Ihnen, *auch* das . . ."

„Wann werden Sie sich eine Erholung gönnen?" fiel Brand rasch und beinahe aggressiv ein. „Wann gedenken Sie Urlaub zu nehmen?"

„In diesem Jahre doch nicht, im ersten Jahre doch nicht. Am wenigsten jetzt, da in sechs Wochen der Schluß der Ateliers für fast zwei Monate während der saison morte bevorsteht."

Mit dieser Antwort mußte er sich bescheiden und war in nicht eben rosiger Laune, als Madame Amélie nach langer Zeit einmal wieder einen Hülferuf ertönen und Brand zu sich bitten ließ.

Er traf sie in einem bejammernswerthen Zustand. Sie lag auf dem Ruhebette, über dessen Lehne ihre langen dichten Haare, in Strähne aufgelöst, hingen; sie stöhnte und hielt dem Eintretenden mit krampfhaft zuckenden Fingern einige zerknitterte, thränengetränkte Briefe entgegen:

„Eh bien — voilà!“

Sie wußte Alles. Ein Armenadvocat hatte sie in Kenntniß von der neuen Schlechtigkeit ihres Gatten gesetzt, der die jüngste und hübscheste unter den jungen Arbeiterinnen verführt, verlassen und, als sie ausblieb aus dem Atelier, schändlich verleumdet hatte bei seiner Frau. O, ihr graute, ihr ekelte vor ihm. Er war kein pauvre chéri mehr, er war Monsieur Weiß, der fripon, den sie verachtete, und von dem sie sich trennen wollte, auch wenn ihr Herz darüber in Stücke ginge.

„In Stücke, darüber? da müßte es doch ein recht zerbrechliches Ding sein. Ich aber halte es für ein stolzes und standhaftes Herz, das sich aus erniedrigenden Banden befreien wird. Gehört Heldenmuth dazu? Sie haben ihn, Sie sind gewiß nicht umsonst die Tochter des Landes, das so viele Heroïnen geboren hat.“

Amélie richtete sich auf, der Schmeichelei war sie noch am Rande der Verzweiflung zugänglich.

Dietrich fuhr eine Weile im gleichen Tone fort, warf sich aber dann auf das Praktische: „Wenn Sie diesen Menschen noch eine Zeitlang als Chef walten lassen, führt er eine Paschawirthschaft ein, verwandelt Ihre Ateliers in Harems. Die Achtung, in der Ihr Haus steht, geht verloren. Ihr sauer erworbenes Geld, das Sie guldenweise hereingebracht haben, fliegt zu Tausenden hinaus. Wofür, Allgerechter! Ihre Schande, die Sünden, die man an Ihnen begeht, werden damit bezahlt.“

Madame Amélie hörte ihm zu, rieb sich die Schläfen mit Migränestift, erröthete und erbleichte. Niemals hatte die Beredtsamkeit Brand's eine solche Wirkung auf sie ausgeübt, wie im Augenblick, in dem er gegen Herrn Eduard für ihr Geld plaidirte. Sie gab ihm in Allem Recht. Ja, es war aus und mußte aus sein! Elend hatte der fripon sie gemacht, zur Bettlerin sollte er sie nicht machen. Sie trennte sich von ihm, sie that's, wenn es auch — von dieser Befürchtung kam sie nicht los — ihren Tod herbeiführen oder doch beschleunigen werde.

„Im Gegentheil!“ rief Brand. „Die Kraft haben, eine nichtsnutzige Neigung auszurotten aus unserem Innersten, heißt den besten Beweis liefern, daß wir recht lebendig sind. Rotten Sie aus, Madame! Es wäre doch des Teufels, wenn Sie etwas Unwürdiges nicht ausrotten könnten!“

Amélie gerieth in Extase: „Helfen Sie mir, Monsieur Rittmeister Brand, nobles, großes Herz! Verlangen Sie von mir einen heiligen Serment, daß ich werde unerbittlich bleiben . . .“ Sie erhob die Schwurfinger: „Je jure . . .“

Dietrich ließ sie nicht weiter reden: „Ein fester Vorsatz ist ein Eid und darum nicht weniger heilig, weil wir ihn nur uns selbst geleistet haben.“

Sie dankte ihm für dieses schöne Wort, sie war es werth, daß man ein so schönes Wort zu ihr sprach, denn sie hatte volles Verständniß für alles Schöne und überhaupt ein sehr feines Gefühl. Jetzt war aber nicht le moment, Gefühle zu haben, jetzt regierte kühle raison allein das Thun und Lassen Madame Vernon's. In raschen Zügen entwarf sie ihren Zukunftsplan. Heute noch wollte sie ihren Geschäftsfreund beauftragen, die vorbereitenden Schritte zur Scheidung einzuleiten, morgen bestellte sie ihr Haus, setzte eine Regent-

schaft mit Fräulein Julie an der Spitze ein, übermorgen reiste sie. O seliger Tag! Tag der Befreiung aus entehrendem Joche! Uebermorgen fuhr sie nach ihrem „Paris bien-aimé", zu ihren Verwandten, von denen sie bei ihren alljährlichen Künstlerfahrten nach der Metropole der Intelligenz, der Erfindungsgabe, des Geschmackes immer mit offenen Armen empfangen, von denen sie verwöhnt, choisit, adorirt wurde.

„Einen letzten Freundschaftsdienst erweisen Sie mir," schloß sie. „Gehen Sie zu Ihm —"

„Zu wem? —"

Sie senkte die Augen: „Zu Monsieur Weiß. Sagen Sie ihm, daß ich ihn verachte und lieber sterben, als ihn auch nur einmal wiedersehen will. Sie aber, mon bon ami, Sie kommen, übermorgen Lebewohl sagen der armen Amélie."

Er versprach, sich gewiß noch vor ihrer Abfahrt einzufinden, und ging hinüber ins Bureau.

Der Chef stand vor dem Pulte, auf dem das Hauptbuch aufgeschlagen war und beschäftigte sich damit, seine Ringe von einem Finger auf den andern zu stecken und gründlich zu erwägen, auf welchem sie den schönsten Effect machten.

Brand kam mit sozusagen knirschenden Schritten auf ihn zu, bestellte die Botschaft Madame Amélie's und gab die Erklärung ab: „Auch wenn Ihre Frau Gemahlin mich nicht dazu aufgefordert hätte, wäre ich gekommen, um Ihnen zu sagen: Was ich thun konnte, um Sie in das Nichts zurückzustoßen, aus dem eine Ihnen tausendfach überlegene Frau Sie in unbegreiflicher Verblendung gerissen hat, das habe ich gethan."

Weiß war Anfangs äußerst betroffen und rathlos gewesen, sammelte sich aber allmälig und suchte dem unerwarteten Angriff zu begegnen: „Zu gütig, zu viel Ehre für uns. Incommodiren sich . . . mischen sich in unsere kleinen ehelichen Zwistigkeiten."

„Sie haben mich mißverstanden," versetzte Brand. „Von kleinen Zwistigkeiten ist nicht die Rede. Ihre Frau trennt sich von Ihnen, sie reist, sie begibt sich nach Paris, in den Schutz ihrer Familie."

„So, sie reist? Allein, die Arme?" Eduard steckte seine Ringe definitiv auf den kleinen Finger der linken Hand. Er war in den Wiederbesitz seiner ganzen Dreistigkeit gelangt, hatte die Rolle gefunden, die er heute dem „alten Hofmeister Brand" gegenüber spielen wollte, die des vielerfahrenen Weltmanns. „Wird eine traurige Reise sein," sagte er und stieß einen leichten Seufzer durch die Nase aus.

„Und ein trauriges Zurückbleiben für Sie."

„Vielleicht auch nicht. Wenn aber — kann ich ja nachreisen. Kenne Paris noch nicht, sehe mir's vielleicht an — zur Abwechslung. Wir Männer lieben die Abwechslung, sind einmal auf den Wechsel gestellt . . . nicht alle. Es gibt auch Ausnahmen, zum Beispiel Sie. Sie sind für die Tugend, für das Väterliche."

Er bebte zurück vor dem Blick, den Brand auf ihn richtete; er wich aus, als dieser sich ihm um einen Schritt näherte, aber seine aufgestachelte Frech-

heit errang doch den Sieg über seine Feigheit: „Seien Sie, wofür Sie wollen und thun Sie nach Ihrem Belieben, Herr Rittmeister, ich thu' nach dem meinen." Seine Stimme wurde immer sicherer, die Finger der ausgestreckten Hand spielten nachlässig mit dem Drücker der elektrischen Glocke, die auf dem Schreibtische stand — eine Bewegung, und Hülfe war da. Herr Weiß durfte viel wagen, er war in guter Hut.

So fuhr er denn, seine Worte manchmal gewaltsam hervorstoßend, fort: „Jedes Thierel hat sein Manierel, heißt's im Sprichwort: Das vergessen Sie immer, Sie möchten den Katzen Flügeln und den Vögeln Pfoten anerziehn. Lassen Sie das bleiben, Herr Rittmeister, Sie plagen sich und ändern doch nichts, lassen Sie die Katzen ungeschoren laufen und die Vögel ungeschoren fliegen."

„Herr," erwiderte Brand, „die beklagenswerthe Thatsache, daß es unverbesserliche Hallunken gibt, erschüttert mir nicht den Glauben an die Macht der Erziehung."

Er sprach diese Worte ganz ruhig, er wunderte sich selbst, wie ruhig er geworden war und jetzt seiner Wege ging.

Da hatte er wieder eine Lection bekommen: „Laß ihn, den Armen," sagte sein kleiner, lieber Junge. „Lassen Sie mich ungeschoren, Sie ändern doch nichts an mir," sagte Herr Eduard. Kam das nicht auf Eins heraus? War es nicht dasselbe?

Dasselbe und nicht dasselbe, es ist ein Unterschied in der Qualität, wie ein Unterschied ist zwischen dem Nichtwissen des Philosophen und der Unwissenheit des Laffen, zwischen dem in ringender Qual geborenen Unglauben des Denkers, und dem frechen Annichtsglauben des Galgenstricks.

XVII.

Die Zeit, in der geschienen hatte, daß die Gesundheit Georg's sich stähle, kindliche Lebenslust in ihm erwache, war vorbei. Er sank wieder zurück in die frühere, stille, wehmüthige Niedergeschlagenheit. Schlaf- und ruhelos bei Nacht, stand er nach kurzem Morgenschlummer auf, um bald in ein traumseliges Hindämmern zu gerathen, das ihm wohl that, aus dem er sich aber oft gewaltsam aufraffte oder aufzuraffen suchte. Er litt nicht, er sprach nie einen Wunsch aus, er lächelte, wenn Jemand sagte, er sei krank. Ach nein, er war nicht krank, ihm fehlte nichts, er war auch ganz glücklich, er war nur müd', sehr, sehr müd'.

Einige Male hatte Brand den Nachmittag mit ihm in Neuwaldegg zugebracht, zum Entzücken des kleinen Dietrich Peters. Wenn der hörte: Der Herr Rittmeister kommt, war er vom Gartenthor nicht fortzubringen, preßte sein Gesichtchen an die Eisenstäbe und schien durch die Kraft, mit der er's that, die Kraft seiner Sehnsucht ausdrücken zu wollen. Sobald er Brand von Weitem erblickte, schrie er auf und rief in allen Tönen der Zärtlichkeit — jauchzend, jubelnd, in Rührung hinschmelzend: „Mein Jittmeisle! Mein He Jittmeiste!"

Und dem einsamen Manne, der eine unerwiderte Liebe im Herzen trug, that die anbetende und äußerungsbedürftige Liebe dieses Kindes wohl.

Auch der immer freundliche, immer nachgiebige Georg wurde von Peter Peters' warmfühlenden Sprößling angebetet. Der große Georg war so gut mit ihm, that Alles, was er wollte, verwies ihm kaum je einen Ungehorsam, eine Unart, räumte ihm aber die Gelegenheit und die Versuchung zu Ungehorsam und Unart sorglich und unauffällig aus dem Wege.

„Hören Sie, Frau Peters," sagte Brand zu Magdalena, „der Umgang mit meinem Pflegesohn dürfte für meinen Täufling sehr ersprießlich werden. Mein Georg, das ist ein Erzieher!"

Magdalena empfand dies Lob als Tadel ihrer Erziehungskunst, was ihr nicht angenehm war und ihr den Gepriesenen nicht angenehm machte. Sie hatte für ihn viel Mitleid und wenig Zuneigung. Daß er Stunden lang zeichnend, malend auf einem Flecke sitzen konnte, oder auch Stunden lang nichts Anderes thun als Ameisen oder Vögel oder die Wolken am Himmel beobachten, das ging ihr wider den Strich, war der rührigen Frau unbegreiflich und deshalb unsympathisch.

„Und die Sanftmuth von dem Buben, Herr Rittmeister! Diese ewigen Rücksichten auf andere Leut', und wie er so g'scheidt spricht . . . 's is' unnatürlich, Herr Rittmeister. Eine solche Bravheit, eine solche G'scheidtheit kann gar nicht g'sund sein für einen Buben."

„Für einen Buben, so? Ein Mädchen dürfte natürlich, ohne Gefahr, daß ihr Wohlbefinden darunter leidet, nach Belieben brav und gescheidt sein," erwiderte Dietrich. „Beim Manne, der sich ja doch nur zum zukünftigen Höllenbraten auswächst, kann es nicht zeitlich genug ‚brandeln', meinen Sie. Das sind Irrthümer, meine liebe Frau Peters, sehr gefährliche Irrthümer, die ihr Scherflein beitragen können zu dem schändlichen Kampfe der Geschlechter, den die Weibmänner und die Mannweiber der ‚Moderne' in die Welt gesetzt haben."

Frau Peters war verdutzt: „Kampf der Geschlechter?" „Die Moderne?" Sie ahnte nicht, was das zu bedeuten hatte, und wollte doch den Herrn Rittmeister nicht fragen, aus Furcht ungebildet zu erscheinen. So beschloß sie, zu warten und von ihrem Manne Aufklärung über die Sache zu verlangen.

Brand hatte seinen Besuch bei Madame Amélie bis zur letzten Stunde vor ihrer Abreise verschoben. Da bedurfte die Scheidende am nothwendigsten seines stärkenden Zuspruches. Er wollte noch einmal an ihren Stolz appelliren und die Hoffnung aussprechen, daß sie in dem Bewußtsein ihrer geretteten Würde Ersatz finden werde für ihr zweifelhaftes und immer bedrohtes Glück.

Als er sich um halb acht Uhr Morgens dem Hause näherte, sah er einen mit Koffern beladenen Landauer davor stehen. Sollte das der für Madame Vernon bestellte Wagen sein? Nicht zu denken! Der Pariser Zug geht erst wenige Minuten vor Neun ab, sie wird doch nicht eine geschlagene Stunde im Wartezimmer sitzen wollen. Indessen erschien aber ihr Stubenmädchen und reichte dem Kutscher eine umfängliche Hutschachtel auf den Bock hinauf. Kein Zweifel mehr — die seelenstarke Frau hatte Eile, ihren heroischen Entschluß auszuführen und ihr häusliches Domicil, diese Brutstätte des Unheils für Andere, des moralischen Unterganges für sie selbst, zu verlassen.

Brand trat unter das Hausthor, und im selben Augenblick kam die große Modistin ihm aus dem Treppenhause entgegen. Sechs ihrer Damen geleiteten sie, einige vergossen Thränen, andere schienen mühsam, aber heldenmüthig einen großen Schmerz niederzukämpfen. Amélie blieb stehen, ihr Gefolge umdrängte sie, ihre Hände wurden ehrfurchtsvoll gepreßt, stürmisch geküßt. Sie dankte mit Rührung und Grandezza für jedes Liebeszeichen.

Ein Gymnasiast, der eben vorüber ging, weidete sich ein Weilchen an dem Anblick und rief: „Die reine Maria Stuart vom Burgtheater."

Brand schob den kecken Jüngling zur Seite, näherte sich Madame Amélie mit erhobenem Hute und beglückwünschte sie: „Sie sind Ihrem Entschlusse treu geblieben, Madame, sehen Sie, es geht auch ohne Eid. Meine Hochachtung, Madame."

Sie war merkwürdig verlegen, ja bestürzt: „Ach, oh — diese Liebenswürdigkeit! diese Güte! ... Ich hätte wirklich nicht erwartet ... daß Sie so früh ..."

„Nicht erwartet? — Da ich Ihnen doch versprochen hatte ... Ich glaube fast, ich komme Ihnen ungelegen," scherzte er.

Sie protestirte, und er ergriff ihren Arm und half ihr in den Wagen steigen Dabei that er einen Blick in das Innere des Gefährts ... Alle Teufel! eine Ecke war schon besetzt, sehr dick und breit durch einen schönen Mann mit weiß und rothem Gesicht, mit schwellenden Lippen. Brand kannte das Lächeln, das höhnische und ängstliche Lächeln, zu dem sie sich in diesem Augenblicke verzogen. Entrüstet warf er den Wagenschlag zu. Amélie, schamroth und verwirrt, beugte den Kopf und machte eine um Verzeihung flehende Gebärde. Der Kutscher trieb die Pferde an.

Glückliche Reise, Unglückliche! Sie nimmt den Elenden mit — auf die Flucht vor ihm. O die Weiber, die Weiber!

Fast hätte Dietrich es laut ausgerufen. Die Damen unter dem Thor waren indessen von toller Lustigkeit ergriffen worden, schnatterten und lachten, daß es ein Vergnügen gewesen wäre, ihnen zuzuhören, wenn die Immoralität dieses Gelächters ein Vergnügen hätte aufkommen lassen. Unter der Anführung Fräulein Juliens, die im Bewußtsein ihrer Regentschaftswürde um zwei Zoll gewachsen schien, hüpften und tanzten die Frauenzimmer die Stiege wieder hinauf. Mißbilligend sah Brand ihnen nach.

Beim Abschied und nach dem Abschied muß man euch sehen, ihr falschen Kröten! dachte er. Alsbald aber regte sich sein Gerechtigkeitsbedürfniß und veranlaßte ihn zu allerlei Erwägungen und zu der Frage: „Machen wir Soldaten es nicht im Grunde ebenso? Mit Trauerklängen begleiten wir den entschlafenen Kameraden zur letzten Ruhestätte — mit klingendem Spiele marschiren wir hinweg von seinem Grabe."

Der Vergleich hinkt freilich wie jeder Vergleich. Uebrigens sei es wie es sei — mit Weibererziehung gedachte Brand sich vorläufig wenigstens nicht mehr zu befassen

Sophie war bei dem theatralischen Abschied der Principalin nicht erschienen; Dietrich traf sie unterwegs, und sogleich fiel ihre Blässe und ihre sorgenvolle Miene ihm auf. „Was ist Ihnen," sprach er sie an. „Sie sehen tief bekümmert aus."

„Das bin ich auch. Georg ist in der Nacht von heftigem Fieber ergriffen worden, und ich habe den Arzt rufen lassen, ihn aber nicht erwarten können."

„Ich will ihn erwarten und Ihnen Botschaft ins Atelier bringen," sagte Dietrich.

„Nicht selbst," erwiderte sie rasch, „schicken Sie mir Nachricht. Ich bitte." Sie machte eine flehende Gebärde, nickte ihm zu und eilte davon.

In der Wohnung angelangt, wurde Dietrich von Klein-Annerl begrüßt.

„Weißt Du was?" rief sie, „nimm heute mich mit auf die Reise. Georg bleibt da, er ist eingeschlafen."

Und so war's. Auf einem Sessel in der Fensterecke, mit seinem Hütchen auf dem Schoße, zum Ausgehen bereit, war er in Schlaf gesunken. Sein Kopf hing tief herab auf die Brust, sein Athem ging unhörbar leise. Er war sehr gewachsen in der letzten Zeit, die Aermel seiner Jacke reichten kaum noch bis zu den schmalen Handgelenken. Wie glichen seine Hände denen seiner Mutter, wie farblos aber und wie abgezehrt waren sie!

Dietrich stand lange vor ihm, ehe er erwachte, plötzlich auffuhr und in das Gesicht des Freundes blickte.

„Lieber Herr Rittmeister, guter Herr Rittmeister," sagte er freudig, und seine Augen leuchteten.

Das war die erste Liebeserklärung, die Brand von dem Kinde zu hören bekam. Sie erhellte ihm die Seele bis auf den tiefsten Grund, doch that er, als ob er nichts Neues und Merkwürdiges an ihr fände, und fragte: „Wie geht's? Wie fühlst Du Dich? Wollen wir heute in die Berge?"

„In die Berge, ja, ja, in die Berge," wiederholte das Kind, erhob sich, wankte und fiel besinnungslos in Dietrich's Arme.

Er und Pauline brachten ihn zu Bette und labten ihn. Der Arzt, der bald darauf erschien, fand ihn noch in halber Betäubung, sprach sich nicht aus, wollte am Abend wiederkommen. Da war Sophie schon zu Hause, und für sie hatte er nur Worte des Trostes und der Beruhigung. Zu Brand sagte er aber schon am nächsten Tage im Vertrauen:

„Wir schwanken auf einem schmalen Brette über dem Abgrund."

Und es wurde ein langes, langes Schwanken, eine schwere, schleichende Krankheit. Sie fraß allmälig die physischen Kräfte des Kindes auf, konnte aber seiner Intelligenz, seiner Phantasie, seiner Güte, allen liebenswürdigen Eigenschaften, die ihn beseelten, nichts anhaben. Sie kamen vielmehr erst recht zu Tage, jetzt, da seine Scheu, zu äußern, was er fühlte, gewichen war.

„Nur nicht anfregen," warnte der Arzt, „dämpfen! Zerstreuung braucht er jetzt nicht, langweilen soll er sich."

Aber leider langweilte Georg sich nie; Alles interessirte ihn, ein Schatten, der an der Mauer hinglitt, ein Baumblatt, das durchs offene Fenster hereinflog, gab seinem Geiste überreichen Stoff zu rastlosem Denken und Sinnen.

Einmal erfuhr er einen großen Schmerz. Der Arzt hatte den Rath gegeben, Annerl fortzubringen aus der Nähe des Kranken, und es wurde beschlossen, sie der treuen Obhut der Frau Peters anzuvertrauen. Als diese kam, um ihre Schutzbefohlene in Empfang zu nehmen, brach Annerl beim Abschied von ihrem Bruder in heiße Thränen aus. Sie war aber kaum in die

Küche getreten, wo Dietrich Peters von seiner Mutter deponirt worden war, als man sie auch schon fröhlich lachen und ihn begrüßen hörte.

Georg richtete sich im Bette auf bei diesem Freudenausrufe: „Jetzt ist sie glücklich, wenn sie nur glücklich ist, die Kleine," sagte er, kehrte sich mit dem Gesichte gegen die Wand — und weinte ganz leise.

Bei einem Haar hätte Brand mitgeweint, so nahe ging ihm das Leid, das seinem lieben Jungen widerfuhr. Aber zwischen dem, was sich an weichen Empfindungen in einem Manne regt und dem, was von ihnen zu Tage kommt, liegt eine Welt des Unausgesprochenen. Brand hielt sich immer im Zaume, verrieth nie eine Schwäche und pflegte eifrigst das Talent zur erziehlichen Krankenwartung, das er in sich entdeckte. Dazu gehörte unter Anderem auch eine ganz vortreffliche, originelle Erzählungsgabe, von der Dietrich bisher nichts geahnt hatte. Kein brutales Vorbringen all' dessen, was Einem eingefallen ist, nein, ein Erfinden während des Erzählens, und dabei ein fortwährendes Beobachten des Eindrucks, den dieses hygienische Fabuliren hervorbringt. Der Eindruck, den es macht, ist seine Muse, sein Stachel und Zügel: er lehrt: jetzt darfst du steigern, spannen, und jetzt mußt du nachlassen, wohlthuend und sanft, und jeden Mißton auflösen und verklingen lassen in Frieden und Harmonie.

Das konnte Brand, das hatte er gelernt, das hatte die Liebe zu seinem lieben Jungen ihn gelehrt. Und was nicht Alles noch! Die Anordnungen des Doctors befolgte er gewissenhaft, aber gegen seine Diagnose erhob er Einwendungen:

„Es ist eine Entwicklungskrankheit, glauben Sie mir, aus der Georg sich neu gestärkt erheben, und dann erst recht kräftig an Leib und Seele gedeihen wird. Er wird seine kleinen Absonderlichkeiten und Empfindlichkeiten abstreifen, und Einer wie Tausende werden in allem Geringfügigen und Nebensächlichen; Einer wie Wenige aber in allem Großen, Ernsten, Wichtigen. Machen Sie ihn nur zu einem gesunden Menschen, Herr Doctor, zu einem tüchtigen, einem ausgezeichneten Menschen wird er sich machen ohne Sie und ohne mich, denn — ich sehe das schon — er gehört zu Denen, die sich selbst und gelegentlich ganz unbewußt den Erzieher erziehen."

XVIII.

Die Stellung Sophiens im Hause Vernon war seit der Abreise ihrer Gönnerin ungemein schwierig geworden. Die Untergebenen legten offene Feindseligkeit an den Tag. Fräulein Julie veränderte den Ton. Kein Entgegenkommen mehr, nicht die geringste Freundlichkeit. Ja, sie trug nun einmal die Verantwortung für das strengste Aufrechthalten der Disciplin im Geschäfte. Sie bedauerte sehr, daß Frau von Müller ein krankes Kind zu Hause hatte; ihre Bitte, durch wenige Tage nur etwas später als sonst ins Atelier kommen zu dürfen, schlug sie rundweg ab. Nicht sie hatte Gnaden auszutheilen, dieses Vorrecht genoß einzig die Principalin. Etwas Anderes ist, wenn Frau von Müller Urlaub nehmen will; den kann sie jede Stunde haben, selbstredend mit Verzicht auf ihre hohe, sehr hohe Besoldung.

Dietrich nannte das Vorgehen Fräulein Julien's ganz correct, als ihm Sophie so gelassen, als ihr möglich war, von ihrem Mißerfolg berichtete.

„Aber," meinte sie, „man kann noch etwas mehr als correct, man kann barmherzig, man kann fein — wie Sie. Was thun Sie für uns! Nie vermag ich Ihnen das zu danken . . ."

Er blickte sie vorwurfsvoll an: „Danken! Sie werden doch mir nicht danken . . . Wenn Sie wüßten, wie mir vor aller Dankbarkeit graut . . ."

„Seitdem Sie aus Dankbarkeit den Major von Müller geheirathet haben," hätte er hinzufügen müssen, wenn Sophie den Grund seines Abscheus gegen eine so schöne Tugend hätte erfahren wollen. Aber sie fragte nicht, und er schwieg.

Sehr bald darauf erfüllte sie ihm den sehnlichen Wunsch, den auszusprechen er nicht gewagt hatte: sie nahm Urlaub.

„Ich bringe Alles wieder ein, was ich jetzt versäume," sagte sie, „ich werde doppelt fleißig sein, sobald Georg nur wieder hergestellt ist."

An der Ueberzeugung, daß er genesen werde, hielten Brand und sie unerschütterlich fest, diese Hoffnung ließen sie sich nicht rauben.

Zwei Nächte hatte Sophie steil und aufrecht, auf einem hölzernen Sessel sitzend, neben dem Bette des Kranken gewacht. Am nächsten Abend stand auf einmal ein großer, bequemer Fauteuil da. Peter Peters hatte ihn gebracht mit tausend dringenden Entschuldigungen seines Herrn, und an das Fußende von Georg's Lager gestellt. Und dann war Brand gekommen mit neuen und noch dringenderen Entschuldigungen.

„Lassen Sie das Ding nicht hinauswerfen, haben Sie die einzige Gnade; es ist ein Reconvalescenten-Fauteuil, dulden Sie ihn hier eine Zeitlang wenigstens, dem Kinde zu Liebe."

Sie staunte, daß er so flehentlich bat. Er fürchtete, ihren Stolz zu verletzen, und sie hatte dem Wohlthäter ihres Kindes gegenüber keinen mehr. Seine Güte hatte ihn gebrochen.

„Aber Herr Rittmeister," sagte sie, „wie können Sie noch daran zweifeln, daß ich Ihr Geschenk freudig annehme? Ich, die fortwährend das größte Opfer von Ihnen annimmt, das ein Mensch dem anderen bringen kann, das Opfer Ihrer Zeit, Ihres . . ."

Er unterbrach sie: „Opfer? — Sie betrüben mich. Wissen Sie denn nicht, daß, was Sie mein Opfer nennen, mein Glück ist? Als ich Sie wiederfand, war ich ein sehr armer Teufel, jetzt bin ich reich durch meine . . ." Er suchte nach einem passenden und nicht allzu warmen Worte: „Durch meine Theilnahme für Sie und meine Liebe zu Ihren Kindern. Ich war ein alter, vergrämter Mann, der nichts mehr vor sich sah als eine Reihe eintönig, einförmig hinschleichender Jahre, und jetzt habe ich eine Zukunft vor mir — die Ihrer Kinder."

Sophiens Augen hatten sich ein wenig verschleiert, aber sie sprach in munterem Tone: „Und die Zukunft Dietrich Peters'."

„Gott segne den Kleinen, die erste Aufrichtung verdankte ich ihm. Aber er hat ein robustes Elternpaar . . . es ist doch etwas Anderes, etwas . . ." Seine Stimme gerieth in Gefahr, umzukippen, alle moralischen Rippenstöße,

die er sich zur Stärkung versetzte, blieben nahezu wirkungslos. Der Grimm, den er darüber empfand, spiegelte sich in seinem Gesichte wider und gab ihm ein so bärbeißiges Aussehen, daß Sophie, die schon einen Schritt auf ihn zu gemacht hatte, sich ganz erschrocken abwendete, und die Hand, die sie ihm hatte reichen wollen, liebkosend auf das Haupt ihres Kindes legte.

Als es Abend wurde, sprach sie nicht wie sonst: „Herr Rittmeister, Sie müssen heim.“ Sie saß in dem bequemen Lehnstuhl, ihre Füße ruhten auf einem Schemel, ihr Kopf sank in die Kissen zurück.

„Die Mutter schläft,“ flüsterte Georg, „lassen wir sie schlafen, und Du erzähl' mir eine schöne Geschichte.“

„Eine schöne Geschichte. Ja, mein Junge, was für eine denn?“

„Etwas von Feen, das habe ich am liebsten.“ Das Kind richtete seine fieberglänzenden Augen voll Erwartung auf ihn.

Er besann sich. Der Kopf war ihm so seltsam wüst. „Von Feen, gut, von alten, uralten — ein Kind kann sich's nicht vorstellen, wie alt die sind.“

„Aber Du, Herr Rittmeister, kannst Dir's vorstellen, Du kannst Alles, Herr Rittmeister,“ sprach Georg aus tiefster Ueberzeugung.

„Glaub' doch das nicht, ich kann nur erzählen von uralten Feen,“ versetzte Brand in einschläferndem Tone. „Sie haben graue Kleider an, mit Schleppen und schweben hin und her. Denk' Dir wie das Pendel an einer großen Uhr — ein langes, langweiliges Pendel, so schweben die grauen Feen hin und her.“

„Es kommen aber auch rothe, und die tanzen.“

Richtig! Brand sah richtig rothe Feen tanzen, wie Funken unter Bäumen mit klingenden Blättern, und im Hintergrunde zogen Landschaften vorbei von wundersamer Schönheit, und ein Licht lag über ihnen, milder als Sonnen-, anders als Mondlicht, ein Licht, wie es auf Erden keines gibt und das sich Niemand vorstellen kann, der es nicht geschaut hat, denn schauen muß man's, nicht sehen ... Er unterbrach sich. Was er da nicht Alles zusammen redete ...

„Sag' nur weiter,“ bat Georg, „ich weiß, was das heißt. — Ich sehe Dich, und ich schaue die Feen.“ —

Dietrich war unglücklich; statt das Kind sanft einzulullen, regte er's zum Denken an. Voll Zärtlichkeit und Reue strich er ihm über den Scheitel: „Weißt Du was? Denk' nicht, schlafe. Lieber Junge, wenn Du einschlafen könntest, das wäre so gescheidt und so gut!“

Georg seufzte tief auf, preßte die Wange an das Kissen, schloß die Augen und regte sich nicht mehr. Sophie schlief sanft und fest. Es war so still, daß Dietrich das Ticken seiner Taschenuhr hörte, die er auf den Tisch gelegt hatte neben das Nachtlämpchen und die Medicinflasche. Merkwürdig hell drang der leise, gleichmäßige Schall durch ein seltsames Brausen in seinem Kopfe hindurch, ihm ins Ohr.

Seine Adern klopften, eisige Schauer schüttelten ihn, und im Nacken fühlte er sich gepackt von einer Riesenfaust, die ihm den Kopf zusammenpreßte.

Teufel, Teufel, was soll das heißen? In der vorigen Nacht schon wollten ähnliche Sinnestäuschungen ihn narren; aber er hatte sich ihrer erwehrt, war aufgestanden wie gewöhnlich und wie gewöhnlich in die Berggasse gegangen.

Allerdings hatte der Doctor, den er dort traf, ihm auf die Schulter getippt und gesagt:

„Es gibt heute einen glühend heißen Tag, fahren Sie zeitig nach Hause, Herr Rittmeister, Sie haben Fieber."

Fieber? In seinem ganzen Leben hatte Dietrich nie Fieber gehabt, außer damals nach seiner Verwundung. Fieber! Wenn man wissen will, ob Jemand Fieber hat, greift man ihm den Puls. Sich aber hinstellen vor ihn, ihm nur einen Blick zuwerfen und gleich wissen: Der fiebert — das kann man nicht, auch dann nicht, wenn man Seherangen hat wie dieser Doctor.

Dietrich stand leise auf — ihm war, als zöge er an jedem Fuße einen Centner mit — und sah nach der Uhr. Bald Zwei; die Stunde, zu der Pauline kommen sollte, um die Gebieterin am Krankenbette abzulösen. Als Brand zu seinem Platz zurückkehrte, war Sophie eben erwacht.

„Um Gotteswillen, wie viel Uhr? . . . Das Medicament . . . Ich habe versäumt . . ."

„Nichts, nichts," beruhigte Brand. „Sehen Sie, da ist Pauline. Verlassen Sie sich nur auf uns Zwei."

Die erschöpfte Frau gab seinen und den Bitten ihrer Dienerin nach und ging auf ihr Zimmer, um noch ein paar Stunden zu ruhen vor der Ankunft des Arztes.

Als dieser Schlag Sechs eintrat, war sie wieder auf ihrem Posten. Sehr blaß, sehr müde, aber vollkommen angekleidet, anmuthig — rührend anmuthig! — in ihrer Aermlichkeit, und bereit, ihr Tagewerk tapfer anzutreten.

Der Arzt war heute zufrieden mit seinem Patienten, fand ihn frischer als seit lange. „Aber Ihnen," sagte er zu Brand, „Ihnen geht's elend. Sie müssen zu Bette. Nein, nein in vollem Ernst. Kommen Sie mit, ich bringe Sie in meinem Wagen nach Hause."

XIX.

So also ist Einem, der ganz unmotivirt, ohne jeden vernünftigen Grund, aufs Krankenlager geworfen wird. Aufs Krankenlager in derselben Zeit, da er sich zum ersten Male der Vielgeliebten und Vielverehrten wirklich nützlich machen könnte!

Peter war zu Tod erschrocken, als er seinen Herrn erblickte, der, vom Doctor begleitet, die Stiege herauf kam, wankend, erdfahl, mit tief eingefallenen Augen, sich ins Bett commandiren und sich sogar helfen ließ beim Auskleiden, er, der Rittmeister Brand! Kein Wunder, daß Peter den Kopf verlor, stille Thränen vergoß, an seine Frau telegraphirte und sie in die Stadt berief zur Pflege des Herrn und zu seinem eigenen Troste.

Frau Peters eilte herbei, wurde aber schlecht empfangen. Dietrich gerieth in Zorn über das eigenmächtige Vorgehen seines Dieners. Dieser Peter! Kannte dieser Peter ihn noch nicht, glaubte er wirklich, daß Dietrich Brand einer Frau erlauben werde, sein Krankenzimmer zu betreten, wenn es denn, hol's der Teufel, ein Krankenzimmer gab? Magdalena wurde nicht vorgelassen, sondern beordert, allsogleich nach Neuwaldegg zurückzukehren, wo sie ein Feld für ihre Thätigkeit hatte und wohin ihre Pflicht sie rief.

Brand aber verlebte einen schlimmen Tag und eine noch schlimmere Nacht. Nie, niemals hätte er es für möglich gehalten, daß eine Krankheit — pah! nicht einmal eine Krankheit, nur ein armseliges Unwohlsein — einen Mann so packen und niederwerfen konnte! Machtlos, sich machtlos fühlen dem eigenen Körper gegenüber, dem Sclaven! Gibt es eine tiefere Beschämung? Er verfluchte sich selbst. In seinem Kopfe ging es zu wie in einem Hammerwerk, in seiner Kehle schnitt es wie mit Messern, der ganze Mensch glühte wie eine Kohle.

Trotz alledem fand ihn der Arzt, der Morgens kam, rasirt, gebadet, sorgfältig angekleidet in einem Lehnstuhl am Fenster des Schlafzimmers sitzen.

„Wie geht es bei Frau Major von Müller?" war Dietrich's erste, mit bedenklich kurzem Athem vorgebrachte Frage.

„Ganz leidlich," erwiderte der Arzt und vermied dabei, den forschend auf ihn gerichteten Augen des Kranken zu begegnen. „Frau Sophie ist aber sehr besorgt um Sie."

„Sehr besorgt um mich?" wiederholte Brand mit leisem Zweifel, mit wehmüthiger Wonne.

„Sie läßt Sie dringend bitten, sich zu schonen, einmal auch an sich zu denken."

„Was soll ich thun?"

„Zu Bette gehen, gewissenhaft Arznei nehmen. Sie sind dann wahrscheinlich in einigen Tagen hergestellt, und das wäre gut, denn Frau Sophie wird Ihrer Stütze recht sehr bedürfen."

Dietrich erschrak: „Was ist mit ihr? Ist sie krank?"

„Nein, nein," darüber beruhigte ihn der Doctor, aber mit sehr wenig Worten; er hatte Brand nur einen Augenblick sehen wollen, setzte sich nicht einmal, griff wieder nicht nach dem Pulse des Patienten, legte bloß die schmale, blasse Hand auf dessen Schulter und sprach mit sanfter Bitte: „Bleiben Sie wenigstens zu Hause."

„Zu Befehl," erwiderte Brand, worauf ihn der Arzt ein wenig spöttisch und unbeschreiblich gütig ansah und sich mit einem kurzen: „Adieu!" empfahl.

Warum in aller Welt hatte er spöttisch dreingesehen? Aus niederträchtiger, ärztlicher Schadenfreude? Oder machte es ihm Spaß, daß ein alter Soldat sich seinen Anordnungen so ängstlich unterwarf wie ein maroder Pfründner? Ja, das war's, und darüber gedachte ihn Brand eines Besseren zu belehren. Plötzlich entschlossen, streckte er die Rechte aus und drückte den Tasterknopf der elektrischen Glocke an der Wand anhaltend und energisch nieder.

Peter eilte herbei.

„Meinen Paletot, meinen Hut," befahl Dietrich, „ich gehe — oder vielleicht fahre ich — zu Frau Major von Müller."

Nicht ein Wort des Widerspruchs kam über Peter's Lippen, doch betrachtete er den Gebieter mit der hoffnungslosen und liebevollen Traurigkeit, mit der eine Mutter ihr starrsinniges Kind betrachtet. Brand fühlte die Empfindung seines Dieners nach, und auch er blieb stumm. Man sagt nicht, man beweist, was man kann.

Peter sah ihn eine so gewaltige Anstrengung machen, als ob er sich aus einem Sumpfe, in dem er halb versunken war, emporarbeiten wollte, sah ihn aufschnellen — und fast zugleich besinnungslos zu Boden sinken.

Es war so schnell geschehen, daß Peter den Sturz nicht verhindern konnte. Jetzt kniete er bei seinem Herrn, hob ihn auf, trug ihn in seinen Armen (welches Glück, daß Brand davon nichts wußte!) auf das Bett, labte ihn und brachte ihn bald wieder zu sich. Als der Rittmeister die Augen aufschlug, stand aber Peter schon abgewendet und ordnete die Kleider im Schranke.

„Ich will heute doch lieber zu Hause bleiben," sagte Dietrich nach einer Weile, „ich hab' etwas Schwindel, das kommt von den verfluchten Medicamenten."

„Von nichts Anderem, Herr Rittmeister," versetzte Peter.

„Du brauchst dem Doctor nichts davon zu sagen," nahm Brand nach einer abermaligen Pause wieder das Wort, „es würde ihn kränken, und am Ende bildet er sich noch ein, daß ich ohnmächtig geworden bin wie ein bleichsüchtiger Backfisch."

„Natürlich, Herr Rittmeister, denn wer kann wissen, was ein Civilist sich einbildet."

Zweimal im Laufe des Vormittags mußte Peter einen Commissionär in die Berggasse schicken, um Nachrichten zu holen. Nur bei Pauline; die gnädige Frau durfte nicht belästigt werden mit den vielen Anfragen. Pauline ließ den Rittmeister beschwören, sich keine Sorgen zu machen. Er fand die Antwort ungenügend und sendete Peter in Person nach einer Botschaft aus, und der kehrte mit der Meldung zurück:

„Die gnädige Frau läßt sich empfehlen, dem kleinen Georg geht's gut."

„Wirklich, wirklich? Hast Du ihn gesehen?"

„Ihn nicht, aber die Frau Majorin ist selbst herausgekommen, sie selbst ..." Eine unbesiegbare Rührung packte und würgte ihn.

„Jetzt weint er wieder, der Waschlappen," murmelte Brand und dankte Gott im Stillen, daß er der armen Mutter ihr Kind wieder geschenkt und auch ihm, der es freilich nicht anders erwartet hatte, seinen lieben Jungen.

Gegen die siebente Abendstunde wurde geläutet, und unmittelbar darauf läutete auch Dietrich und befahl Peter, der hereinstürzte, hochroth im Gesicht und mit verklärter Miene:

„Niemanden vorlassen, keinen Menschen."

„Herr Rittmeister, es ist die Frau Majorin von Müller."

Brand erhob sich. Mit ihm zugleich erhob sich aber auch der Fußboden und rollte Wellen, die Decke flatterte wie ein Segel. Dietrich war froh, bei dem allgemeinen Aufruhr wieder in die Arme seines Fauteuils zurückkehren zu können:

„Wer kommt? Wer? ..."

Da stand sie schon auf der Schwelle.

„Gnädige Frau ... Mein höchster Wunsch — Sie bei mir!"

Sie konnte nicht gleich sprechen, sie ging langsam auf ihn zu und reichte ihm beide Hände.

„Verzeihen Sie," sagte er. „Nein, daß ich Sie so empfangen muß. Invalide, nicht einmal entgegen gehen, nicht einmal aufstehen ... Nein, daß

Sie zu mir kommen ... Es geht also besser. Mein lieber, kleiner Freund — wie hab' ich mich nach ihm gesehnt!"

„Er sich auch nach Ihnen." Sanft entzog sie ihm ihre Hände, setzte sich ihm gegenüber und schlug den Schleier zurück: „Auch Sie sind recht leidend."

„Gewesen!" rief er aus.

Nie, niemals hatte ihr Anblick ihn so bewegt in allen Herzenstiefen. Nie war sie ihm so erhaben hold erschienen, Majestät und Lieblichkeit in einer Gestalt.

Brand ließ sie nicht aus den Augen: „Aufrichtig, gnädige Frau," sprach er, und seine Stimme zitterte, „wie steht's mit ihm?"

„Gut," antwortete sie, „ganz gut."

Er athmete auf, er wurde heiter und gesprächig Er hatte viel nachgedacht in diesen Tagen der Einsamkeit. Was denkt man nicht Alles zusammen in zweimal vierundzwanzig Stunden! Seine ganze Vergangenheit war vor ihm lebendig geworden, und die leuchtende Ueberzeugung hatte ihn durchdrungen, daß er nur zu danken habe.

„Gnädig hat mein Herr und Gott sich mir immer erwiesen, zweimal in meinem Dasein aber allgütig. An dem Tage," Brand senkte nachdenklich den Kopf, „an dem ich im Begriff war, ein Licht auszulöschen, das er angefacht hatte, und er mich in seiner Huld davor beschützte, den Frevel zu begehen. Ein zweites Mal — da er mich Sie, verehrte Frau, wiederfinden ließ, die ich durch eigene Thorheit verloren hatte und jetzt lieben darf — in Ihren Kindern."

Sie hatte ihm still und theilnehmend zugehört, nun stand sie rasch auf, sagte ihm Lebewohl und wünschte ihm eine recht gute Nacht.

Peter erhielt den Auftrag, einen Wagen zu nehmen und die gnädige Frau nach Hause zu bringen. So geschah's, und er kam zurück mit einem Gruß von ihr, und Dietrich ging zur Ruhe und schlief wie ein Gesunder. Er erwachte gestärkt, glücklich, und obwohl es regnete, war für ihn die Welt voll Sonnenschein.

Im Laufe des Vormittags brachte ein Dienstmann einen Brief.

„Von der Frau Majorin," sagte Peter und überreichte ihn ängstlich und zögernd.

Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Lieber, gütiger Herr Rittmeister!

Seien Sie stark, machen Sie sich auf das Traurigste gefaßt. Ihr kleiner Freund ist todt, gestern gestorben, als die Kirchenglocken zum Ave läuteten. Selig entschlafen — ich weiß jetzt, was das heißt. Ich bin zu Ihnen gekommen, um es Ihnen zu sagen, und konnte nicht, Sie haben mir zu leid gethan . . ."

Brand las nicht weiter. Das Blatt entsank seiner Hand. Sie war gekommen, um ihm zu sagen: Das Kind ist todt, und hatte es nicht vermocht; sie wußte, wie weh es ihm thun würde, und hatte es ihm nicht sagen können. Aus Mitleid, aus himmlischem Erbarmen — — — Nein, das war mehr als Mitleid und Erbarmen — unendlich mehr!

Die Religion des Veda und der Buddhismus.

Eine religionsgeschichtliche Studie

von

Hermann Oldenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Das Wichtigste, was der Erforscher des indischen Alterthums unter den schuttbedeckten Trümmern jener Vergangenheit dem Beschauer zugänglich zu machen versuchen darf, sind die großen Religionen des alten Indien. An ihrer Spitze jener Glaube, der in der Literatur des Veda niedergelegt ist, den alten Religionen der vornehmsten europäischen Nationen nahe verwandt, aber deutlicher als jene die Spuren ferner, geschichtlicher Vorstadien bewahrend, die Spuren mächtiger Gährungsprocesse, in welchen das religiöse Denken und Fühlen aus der rohen Verworrenheit uralter Zeiten edleren Formen langsam entgegengestrebt hat. Den Glauben des Veda löst die Lehre des Buddha ab, den derb realistischen Glauben erobernder Hirtenhäuptlinge und ihrer Priester die weltabgewandte Lehre erlösungsuchender Mönche. Tiefgreifende Analogien verbinden die Ideale, um deren willen die Anhänger des Sakyasohnes von ihren Häusern in die Heimathlosigkeit hinausgingen, mit Gedanken, die in der westlichen Welt, insonderheit in Griechenland, gedacht worden sind. Es erscheint als möglich, diese Entwicklung religiösen Wesens, die in paralleler Richtung unter so weit von einander entfernten Völkern sich vollzogen hat, auf eine allgemeine Formel zurückzuführen, welche die Uebereinstimmung der hüben wie drüben wirkenden mächtigen Motive zum Ausdruck bringt.

Darf ein Mitarbeiter an der Erforschung dieser Gebiete es unternehmen, die Versuche zu beschreiben und zu würdigen, welche die Wissenschaft gemacht hat und noch macht, diese alten Denkmäler menschlichen Begehrens, Sehnens, Hoffens zu deuten und ihnen ihre Stelle in der Geschichte anzuweisen? Vor Allem aber darf er sie selbst heraufzubeschwören wagen, der Vorwelt silberne Gestalten, die seltenen, und neben ihnen die größeren Scharen von Gestalten, welche aus roherem Metall gebildet sind: wird es ihm gelingen, sie wenn auch nur in schwankenden Umrissen festzuhalten?

I.

Die Götter- und Mythenwelt des ältesten Indien wurde der Forschung zugänglich, indem ihr die Kenntniß des Rigveda, des ersten der vier Veden, erschlossen wurde, einer Sammlung von mehr als tausend Hymnen, der großen Mehrzahl nach Opferhymnen. Wie man um die Mitte unseres Jahrhunderts den Rigveda kennen lernte und bald in rasch fortschreitender philologischer Arbeit immer sicherer seine Dunkelheiten bewältigte, habe ich in einem früheren Aufsatz in dieser Zeitschrift[1]) berichtet. Mit einem Gefühl von Ehrfurcht las man jene Poesien, deren Sprache sich von dem alten Sanskrit des Manugesetzbuches oder der großen indischen Epen als noch viel alterthümlicher abhob. Man hatte die Empfindung, als würde man der fernsten Vergangenheit des eigenen deutschen Volkes näher geführt, als spüre man etwas von dessen Herzschlag in ältester Frühzeit, wie man jene Götter einer stammverwandten Nation vor sich erstehen sah: Agni, das Feuer, den freundlichen Gast der menschlichen Wohnungen, Indra, den gewitternden Drachentödter, der mit seiner unermeßlichen Kraft die Wasser aus ihrem Gefängniß befreit, Varuna, in welchem man den allumfassenden Himmel zu erkennen meinte, den Durchschauer und Rächer auch der verborgensten Sünden, Uschas, die liebliche Morgenröthe, die ihrer Schwester Nacht das Reich entreißt und von ihrer Herde röthlicher Kühe gefolgt segenspendend am Firmament einherfährt.

Der Gang der Wissenschaft brachte es mit sich, daß die ersten Blicke, welche diese plötzlich wie aus verschüttetem Boden aufsteigenden Göttergestalten empfingen, die Blicke von Sprachvergleichern waren: derselben Gelehrten, welche eben damals, von Erfolg zu Erfolg schreitend, sich bemühten, die dunkeln Bildungen der griechischen, lateinischen, germanischen Declination und Conjugation mit dem Licht, das vom Sanskrit kam, aufzuhellen. Was konnte natürlicher sein, als daß jene Forscher dieselbe vergleichende Betrachtungsweise, welche unter ihren Händen in der Grammatik so überreiche Früchte trug, auch auf die Mythologie anwandten? Daß man zwischen den Gottheiten des Veda und denen des europäischen Alterthums dieselbe Verwandtschaft, dieselbe ursprüngliche Identität festzustellen suchte, wie etwa zwischen indischen und griechischen Verbalformen, zwischen dem indischen dadâmi und dem griechischen didômi?[2]) So entwickelte sich, man kann sagen als ein Zweig der vergleichenden Sprachwissenschaft, eine vergleichende Mythologie, welche durchaus die sprachlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellte: sie hielt sich vor Allem an die Namen der Gottheiten oder Dämonen, verglich die indischen Namen mit den griechischen oder germanischen und suchte vornehmlich vermittelst der etymologischen Deutung dieser Namen das ursprüngliche Wesen der betreffenden Gottheiten festzustellen. Dabei fiel naturgemäß dem Veda gegenüber den europäischen Traditionen die leitende Rolle zu. Ihm kam der unbegrenzte Credit zu Gute, dessen sich damals auf sprachlichem Gebiet das Sanskrit als vor-

[1]) Siehe Deutsche Rundschau, 1886, Bd. XLVII, S. 393 ff.: „Ueber Sanskritforschung".
[2]) Beide Worte bedeuten: „ich gebe".

nehmster Zeuge für die älteste Gestalt und die ursprüngliche Bedeutung der Worte erfreute. Weshalb die Tochter griechisch thygatêr und deutsch Tochter heißt, konnte weder das Griechische noch das Deutsche lehren. Das Sanskrit schien es lehren zu können. Dem Sanskritwort für Tochter, duhitar, schien seine Entstehungsgeschichte an der Stirn geschrieben zu stehen: indem dies Wort sich zur Wurzel duh „melken" stellte, schien es zu zeigen, daß die Tochter ursprünglich als die „Melkerin" benannt worden ist: ein Familienidyll aus fernster Urzeit. So meinte man an der Hand der vom Sanskrit beherrschten Etymologie, um einen Ausdruck Max Müller's zu wiederholen, in jene Regionen zurück zu gelangen, wo wir die Stimmen der erdgebornen Söhne Manu's zu hören glauben. Es konnte nicht fehlen, daß diese mit solch hoffnungsfreudiger Zuversicht ihr Werk treibende wissenschaftliche Kunst in sich den Beruf und die Kraft fühlte, aus dem Verzeichniß der Sanskritwurzeln auch die Urbedeutung der bis dahin räthselhaftesten Gottheiten Homer's, des alten Italien, der Edda herauszulesen. Einige wenige solche Vergleichungen und Deutungen von Götternamen drängten sich in der That mit zwingender Kraft auf und sind heute so überzeugend geblieben wie sie es im Anfang waren. Sobald man aber über diesen sehr knappen Bestand hinaus weiter vorzudringen suchte, näherte man sich immer mehr einem Verfahren, dessen subjectiver Charakter die Sicherheit der gewonnenen Ergebnisse ernstlich gefährdete. Der Spürsinn der Forscher förderte aus dem endlosen Reichthum mythologischer Namen, von welchen der Veda voll ist, diesen und jenen ans Tageslicht, der vielleicht nur in einer dunkeln und entlegenen Gegend der vedischen Ueberlieferung gelegentlich einmal vorkam und etwa an einen griechischen Namen anzuklingen schien: oder wenn es nicht ein eigentlicher Name eines vedischen Gottes war, konnte es auch ein bloßes Beiwort sein; es konnte auch statt eines wirklich überlieferten Wortes ein solches sein, das man auf eigene Verantwortung als Gegenstück zu einem griechischen Götternamen bildete. In einem ganz dunkeln Verse des Rigveda erscheint eine Göttin oder Dämonin Saranjus, von deren Wesen der Veda so gut wie nichts enthüllt: da glaubte man die Urform der griechischen Erinys vor sich zu haben[1]). Der Name Saranjus scheint, seiner Ableitung von einer Wurzel sar „eilen" entsprechend, „die Eilende" zu bedeuten: so las man aus diesem Namen heraus, daß sie die Personification der stürmischen Wetterwolke ist. Und wenn die Erinys der Griechen „im Nebel wandelnd" heißt, wenn sie Fackeln in den Händen schwingt, so sah man darin deutliche Bestätigungen dafür, daß auch die Erinyen aus der Vorstellung der Gewitterwolke hervor-

[1]) Die Urform nicht in dem Sinne, daß man die griechische Göttin aus der indischen abgeleitet hatte: wohl aber in dem Sinne, daß man das der griechischen wie der indischen Gestalt gemeinsam zu Grunde liegende indoeuropäische Prototyp als von dem indischen Exemplar im Wesentlichen getreu repräsentirt ansah. Um die Gleichsetzung der Namen Saranjus und Erinys (ebenso wie die weiterhin zu erwähnende Gleichung Saramejas Hermeias (Hermes) richtig zu würdigen, muß man berücksichtigen, daß das anlautende s indogermanischer Worte, das sich im Sanskrit (wie im Lateinischen und Germanischen) erhalten hat, im Griechischen vor einem folgenden Vocal bald zum bloßen Hauch geworden, bald ganz geschwunden ist: wie unser „sieben" (lateinisch septem) im Griechischen hepta heißt.

gegangen sind; die Fackeln sind die den Frevler treffenden Blitze. — Der Rigveda kennt eine Götterhündin Sarama, welche die den Göttern geraubten, rothen Kühe in ihrem Felsenversteck aufspürt; ihre gleichfalls hundsgestaltigen Söhne — sie schienen die Rolle von Genien des Schlafes und Todes zu spielen — heißen nach ihrer Mutter Saramejas. Hier glaubte man den griechischen Hermes oder Hermeias zu entdecken, den Führer der Seelen ins Todtenreich, den träumesendenden Gott des Schlafes. Und wieder schien jene selbe Wurzel sar „eilen" auch hier wie im Fall der Erinys die mythologische Deutung in das Reich der bewegten Lüfte zu führen. Sarama „die Eilende", erklärte man als den Wind; der Schnelligkeit des Windes sollte in der Naturſymbolik des Mythus die Hundegestalt der Göttin und ihrer Kinder entsprechen. Aber der Wind ist nicht das einzige Wesen in der Natur, das sich eilend bewegt. So ließen sich jener Deutung andere gegenüber stellen. Sarama, welche den im Dunkel verborgenen Reichthum der röthlichen Kühe wiederfindet, soll sie nicht die Morgenröthe bedeuten? Und scheint sich ihr Name nicht dem Namen der Helena zu vergleichen? Dann wäre die Erzählung der Ilias in einem der ständigen Themen der Vedahymnen wieder entdeckt; die Belagerung Trojas wäre nur eine Wiederholung der täglichen Belagerung der Nachtfestung, in welcher die Schätze des Lichts verschlossen sind, durch die Streitkräfte der Sonne. Neben Helena aber schien es noch eine Reihe anderer griechischer Repräsentantinnen der Morgenröthe zu geben, unter denen die vornehmste durch die vedische Benennung der Morgenröthe als Ahana enthüllt wird: hier meinte man den Keim zu haben, aus dem sich in Griechenland Athene entwickelte, die Tochter des Zeus, wie im Veda die Morgenröthe Tochter des Djaus, des Himmels, heißt. — Als letzte unter diesen indisch-griechischen Zusammenstellungen sei hier diejenige angeführt, die einst von ihnen allen wohl das meiste Glück gemacht hat. Ein Bestandtheil des altindischen Feuerzeugs, der Rührstab, welchen man dreht, um durch seine Reibung das Holz in Brand zu setzen, heißt pramantha: hier schien die Titanengestalt des Prometheus ihr Wesen zu enthüllen; der Freund der Menschen, welcher Zeus zum Trotz ihnen das Feuer, die Quelle aller Kunst, gebracht hat, schien sich seiner ursprünglichen Natur nach als ein himmlischer Feuerreiber herauszustellen, welcher dann die von ihm erzeugte Flamme im Blitz zur Erde herniederträgt.

Man sieht, daß nahezu bei allen diesen Combinationen ein stehender Zug wiederkehrt: die göttlichen Wesen, auch diejenigen, welche noch so entschieden ethische oder Culturmächte zu repräsentiren scheinen, werden ihrem Ursprung nach auf Naturgewalten zurückgeführt. Die Erinys war die dunkle Sturmwolke, ehe sie das Amt übernahm, die Missethaten der Menschen zu rächen. In dem großen Reich der Natur aber waren es zwei Gebiete, auf welchen sich diese Erklärungen von Göttern und Mythen mit besonderer Vorliebe bewegten: die Vorgänge von Sturm und Gewitter und andrerseits der Wechsel von Licht und Dunkel. Die Neigungen der Forscher theilten sich; man stritt darüber, was die tiefsten und nachhaltigsten Eindrücke auf den Geist der jugendlichen Menschheit hervorgebracht haben müsse, jene außerordentlichen, gleichsam

krampfhaften Erschütterungen, welche das Luftreich bewegen, oder die ruhige Hoheit der täglich in gleichem Glanz wieder erscheinenden himmlischen Lichtmächte. Adalbert Kuhn nahm die erste Stelle unter den Forschern ein, für welche das mythologische Gesichtsfeld von Sturmgöttern, Wolkenfrauen, Blitzdämonen erfüllt war. Er glaubte die Sprache vieler Mythen in Beschreibungen meteorologischer Vorgänge übersetzen zu können, deren Details, die Bewegungen der aufsteigenden, abziehenden, sich auflösenden dunkeln Wolken und helleren Wölkchen oft durch ganze Reihen von Phasen mit peinlicher Genauigkeit festgehalten zu sein schienen. Für Max Müller auf der anderen Seite drückte sich das Hauptthema der indogermanischen Mythen in den Worten Morgenröthe und Sonne aus. Seiner poetisch gestimmten Phantasie schwebten die alten Dichter und Denker vor, wie sie in dem, was wir Sonnenaufgang nennen, täglich das Räthsel aller Räthsel erblickten. Die Morgenröthe war ihnen das unbekannte Land, aus dessen unergründlichen Fernen immer neues Leben aufblitzt. Sie öffnet der Sonne ihre goldnen Thore, und während diese Thore offen stehen, streben Augen und Herzen über die Grenzen dieser endlichen Welt hinweg zu schauen; der Gedanke des Unendlichen, Unsterblichen, Göttlichen wird im menschlichen Geiste wach. Aber ob Gewitter, ob Sonnenaufgang: darin waren Alle einig, daß man im Veda den Führer besaß, der bis zur Theogonie der indogermanischen Völker zurückführte, daß hier ein höchst ursprüngliches, durchsichtiges Religionssystem vorlag, dessen Gestaltungen sichtbar in den primitiven Anschauungen und Ausdrücken über die Naturmächte und Naturvorgänge wurzeln. Hier verräth, wie Max Müller sich ausdrückte, die mythologische Sphinx ihr Geheimniß; hier können wir gerade noch einen Blick hinter die Coulissen werfen auf die Kräfte, deren Spiel auf griechischem Boden jene prächtige Bühnenwirkung des olympischen Götterdramas zu Stande gebracht hat. Ein neues Stück Wissenschaft schien sich erschlossen zu haben, das auf ungeahnten Wegen zur fernsten Vergangenheit menschlichen Geisteslebens zurückführte. Die Eröffner dieser Bahnen hätten in der That bis zur Unnatur von Kälte und Mißtrauen beherrscht gewesen sein müssen, wenn nicht bei dieser Fülle der Gesichte etwas von einem Rausch über sie gekommen wäre, von dem Gefühl im Veda mit einem kühnen Griff den Ursprung von Mythus und Religion überhaupt ergreifen zu können, zu „schauen alle Wirkenskraft und Samen". Ist, was man so gewonnen zu haben meinte, vor dem Geschick des Zerrinnens bewahrt geblieben?

II.

Der Angriff auf die Lehren der vergleichenden Mythologie, auf den Glauben an den primitiven Charakter der vedischen Götter- und Sagenwelt bereitete sich langsam vor. Auf der einen Seite war es der Fortschritt sprachlicher Forschungen, der einer vermeintlichen Gewißheit nach der andern ihre blendende Kraft nahm; auf der andern Seite standen sachliche Betrachtungen, Erwägungen und Entdeckungen, welche der mit Macht neu aufblühenden Wissenschaft der Ethnologie angehörten.

Wir verfolgen zuerst, wie sich die Kunst der Handhabung jener sprachlichen Probleme verschärfte und vertiefte, an denen in der vergleichenden Mythologie nahezu Alles hing.

In der Vergleichung der indischen Worte mit griechischen oder germanischen wurde man aus guten Gründen immer strenger, mißtrauischer, zögernder. Man wurde umsichtiger darin, woran man es früher oft hatte fehlen lassen, daß man das einzelne Wort, ehe man es mit Worten eines fremden Sprachgebietes zu parallelisiren unternahm, zunächst auf dem Boden der Sprache selbst, welcher es angehörte, in seinem vollen, natürlichen Zusammenhang, im ganzen Umkreis der ihm verwandten Worte betrachtete. Und wenn man dann die Grenzen der großen Sprachgebiete überschritt, die fernen Weiten des indischen und europäischen Wortschatzes mit seinen Vergleichungen zu überbrücken wagte, hielt man sich jetzt mit einer Strenge, von welcher die ältere Zeit nichts gewußt hatte, an die allergenaueste Berücksichtigung der einzelnen Laute und ihrer erst jetzt immer sicherer ermittelten gesetzlichen Entsprechungen innerhalb der verschiedenen Sprachen. Nicht die äußerliche Aehnlichkeit der Worte durfte in Betracht kommen, nicht oberflächliche Anklänge, über die sich allein vermöge des subjectiven Gefühls entscheiden ließ, sondern allein die unwandelbar festen Verhältnisse, nach welchen sich die Sprachlaute von der gemeinsamen indogermanischen Muttersprache aus hier nach dem Sanskrit hin, dort nach dem Griechischen, nach dem Germanischen hin entwickelt haben. Unter den mythologischen Namenvergleichungen, von welchen wir gesprochen haben, vertrugen die wenigsten die Beurtheilung nach diesem strengen, aber sehr nothwendigen Canon. Prometheus *kann* nun einmal nicht dasselbe Wort sein wie das indische pramantha; Helena *kann* nicht gleich Sarama sein, weil das griechische n, das indische m einander nicht entsprechen.

Und wie mit solchen Wortvergleichungen, so machte man auch mit der früher so zuversichtlich betriebenen Zurückführung der Worte auf die Wurzeln, welche man den weiten Vorrathsräumen des Sanskrit-Wurzelverzeichnisses entnahm, je länger je mehr bedenkliche Erfahrungen. Man überzeugte sich, daß gegenüber der bestechenden Versuchung in ein Paar Consonanten die ganze Vorgeschichte eines Wortes und einer Vorstellung lesen zu wollen, die strengste Zurückhaltung am Platz ist; daß man in tausend Fällen sich resigniren, ein Wort als eine gegebene Größe, als den Eigennamen der und der mythologischen Persönlichkeit hinnehmen muß, ohne jene gefährliche Kunst daran zu üben, welche nur zu leicht überall Morgenröthen oder Sturmwolken zu entdecken weiß. Mit einem Wort: man sah immer mehr ein, daß man zu schnell, zu viel aus den *Worten* hatte lernen wollen, und daß es nöthig ist, statt der Worte die Welt der *Sachen*, die weite concrete Welt der religiösen und mythologischen Vorstellungen geduldiger, vorurtheilsloser zu durchforschen, statt in sie auf schwankende Etymologien hin einen Sinn zu legen, der doch schließlich der Stubenluft des Studierzimmers entstammte.

Man wolle, was hier gesagt ist, nicht mißverstehen. Es ist schlechterdings nicht meine Absicht, zu bestreiten, daß es an sich ein durchaus berechtigter Versuch der Forschung ist, aus der Vergleichung etwa der indischen, griechischen,

germanischen Götter und Mythen zu ermitteln, was hier gemeinsames Erbtheil aus der indogermanischen Vorzeit ist, und so, wenn möglich, die Vorstellungen der verschiedenen Völker gegenseitig ihren Ursprung und ihre Bedeutung aufhellen zu lassen. Wie viel auf diesem Wege zu erreichen ist, kann nur der Erfolg lehren: dieser aber ist, wie ich meine, zwar keineswegs ein rein negativer gewesen, hat aber doch, wenn man die vorschnellen Vergleichungen der älteren Zeit wie den Prometheus = pramantha streicht, bis jetzt nur sehr bescheidene Hoffnungen gerechtfertigt. Es ist der Forschung hier eben ganz anders ergangen, als auf dem rein sprachlichen Gebiet. Dort hat man mit immer größerer Sicherheit, mit jenem wachsenden Erfolg, der das beste Kennzeichen des eingeschlagenen richtigen Weges ist, aus der Vergleichung der indischen, griechischen, lateinischen, germanischen, slavischen Declination und Conjugation den Hauptsachen nach die Paradigmen der indogermanischen Sprache hergestellt und die Vorgänge ermittelt, in welchen diese sich in die Paradigmen jener einzelnen Tochtersprachen gewandelt haben. Die Veränderungen der grammatischen Formensysteme im Lauf der Geschichte sind eben das Product verhältnißmäßig einfacher Factoren, die sich zum größten Theil in Formeln von fast mathematischer Bestimmtheit ausdrücken lassen. In der Geschichte der Mythen dagegen wirkt fortwährend die complicirteste, nie auch nur annähernd zu überblickende Mannigfaltigkeit von Einflüssen zusammen. Bald verblassen die einzelnen Vorstellungsgruppen; bald verdichten sie sich zu festerer Concretheit. Weit getrennte Elemente gerathen an einander und gehen Verbindungen ein, die dann ihrerseits, um sich abzurunden oder im Gleichgewicht zu erhalten, neue Gebilde aus sich hervortreiben. Geistige Vorgänge, welche sich in der Sphäre des Unbewußten vollziehen, kreuzen sich mit der bewußten Thätigkeit primitiven Dichtens oder Speculirens, dessen Motive oft für die heutigen Denkgewohnheiten in schwer zugänglicher Ferne liegen. Schließlich spielen äußere Interessen mit, Rivalitäten aller Art, Kampf um Besitz oder Einfluß, Eitelkeit und wie viel andere Mächte gleicher Art. Nur spärlich wird dies chaotische Gewirr an einzelnen Punkten von dem oft so trüben Licht der Ueberlieferung, mit welcher die Wissenschaft zu arbeiten hat, erleuchtet; zwischen solchen Punkten liegen unabsehbare Strecken in tiefster Finsterniß; wo da der Faden einmal der Hand des Forschers entschlüpft, ist die Gefahr groß, daß er rettungslos verloren ist. Danach ist es begreiflich, daß der Versuch, die weite Entfernung zwischen Indien und Griechenland oder der germanischen Welt durch Vergleichungen zu überbrücken, da wo es sich um Götter und Mythen handelt, völlig andere, unendlich viel ungünstigere Chancen hat, als wo etwa die sanskritischen und griechischen Verbalflexionen in Frage kommen. Wir erwähnten schon, daß es immerhin nicht ganz an Fällen fehlt, in welchen die Vergleichung indischer und europäischer Gottheiten allen Schwierigkeiten zum Trotz doch gelingt. Das Zwillingspaar der Aśvin, wörtlich der Rosseherren, jener lichten Götterjünglinge, welche in der Morgenfrühe auf ihrem schnellen Wagen über das Himmelsgewölbe fahren und den Bedrängten als Retter aus aller Noth erscheinen, entspricht in der That nach meiner festen Ueberzeugung den griechischen Dioskuren und zeigt den Weg

zum Verständniß der Dioskuren. Indra, der stärkste der vedischen Götter, der mit seiner geschleuderten Waffe den Drachen tödtet und die gefangenen Wasser befreit, ist in der That derselbe Gott wie in der Edda Thor, der Drachenkämpfer, der Schwinger des Hammers[1]); in der That hat sich in Indien wie im germanischen Norden der Gewittergott der Indogermanen in deutlich erkennbarer Uebereinstimmung erhalten. Aber der bis jetzt gewonnene Bestand solcher wirklich haltbarer Vergleichungen ist ein ganz bescheidener, und schwerlich haben wir Grund, uns auf zukünftige Erfolge dieser Art Hoffnungen in sehr viel größerem Maßstabe zu machen.

III.

Mit noch entscheidenderem Gewicht als die eben beschriebenen wissenschaftlichen Vorgänge wirkten Forschungen, welche von den Sphären der Sprachvergleichung und Sanskritphilologie weit ablagen, dahin, den Glauben an den Veda als einen Repräsentanten sehr primitiver Religion und Mythologie zu erschüttern. Immer umfassender und planmäßiger lernte man beobachten, was zu beobachten nicht leicht war: die Formen, in welchen sich das religiöse Empfinden, der Cultus, die mythenschaffende Phantasie der gegenwärtig lebenden Völker auf den niedrigen und niedrigsten Culturstufen bewegt. Hier machte man nun eine Entdeckung von höchster Bedeutung, deren Ehren vornehmlich englischen Forschern wie Tylor und Lang gehören, neben ihnen auch einem ausgezeichneten deutschen Gelehrten, Wilh. Mannhardt. Man erkannte, daß ganz ähnlich wie die primitiven Waffen und Geräthe, so auch das religiöse Wesen bei den tiefststehenden Völkern der ganzen Erde in den wesentlichsten Grundzügen überall dasselbe ist; eine wie auch immer zu erklärende Nothwendigkeit muß es mit sich bringen, daß für diese niedrige Stufe der Entwicklung gerade dieser Typus von Vorstellungen und Gebräuchen der normale, mit vollkommener Sicherheit zu erwartende ist. Wir werden diesen Typus eines sehr wenig idealistischen, von durchaus praktischen, derben Gesichtspunkten regierten Glaubens und Cultus weiterhin näher beschreiben; für jetzt müssen wir nur die naheliegende Folgerung hervorheben, welche sich aus dem eben Gesagten ergibt: daß nämlich die Vorfahren auch der Völker, die wir in den geschichtlichen Zeiten als die Besitzer reichster Cultur antreffen, doch in einer wenn auch noch so entfernten Vorzeit das Stadium eben jener selben Wildenreligion, jenes Wildencultus durchgemacht haben müssen. Somit eröffnete sich für den, der es nicht ver-

[1]) Man bemerke, daß in der Gleichung Indra=Thor wie in derjenigen der Aśvin=Dioskuren beidemal die Uebereinstimmung der Namen versagt. Die Namenvergleichung hatte sich bemüht, den Hermes der Griechen mit dem indischen Götterhunde Saramejas zu parallelisiren: in der That gehört Hermes wahrscheinlich vielmehr mit dem vedischen Gott Puschan zusammen, welcher, wie Hermes, über Wegen und Reisenden schützend waltet, wie Hermes Götterbote ist, wie Hermes als Psychopomp (Geleiter der Seelen ins Jenseits) auftritt, wie Hermes Schützer der Herden, wie Hermes Verleiher glücklicher Funde ist. So führt die Vergleichung des sachlichen Vorstellungsinhalts zu Ergebnissen, die von der etymologischen Namenvergleichung schlechterdings unabhängig sind.

schmähte, von Indianern, Negern, Australiern zu lernen, eine Quelle der wesentlichsten Aufschlüsse aus dem Munde heutiger lebendiger Zeugen über ein weit hinter der Ueberlieferung des Veda oder Homer zurückliegendes Stadium der Vorgeschichte, welche zur vedischen und homerischen Religion geführt hat. Sollte aber jener Schluß von den Vorstellungen der heutigen Wilden auf die Vorstellungswelt, welche dem Wildheitsstadium in der fernsten Vorgeschichte der später civilisirten Nationen eigen gewesen sein muß, als allzukühn erscheinen, so gab es eine sichere Controle. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß beim Uebergang niederer Culturstufen in höhere jedesmal viele Elemente des alten Zustandes übrig bleiben, welche sich von dem Geist der neuen Zeit nicht beseitigen und auch nicht assimiliren lassen. Sie erhalten sich als Ueberlebsel inmitten ihrer anders gewordenen Umgebung, unverständlich für den, der nur die Richtungen dieser modernen Welt kennt: begreiflich sind sie allein aus der Zeit heraus, aus welcher sie stammen, in der sie lebendig waren, deren Spur sie so zu sagen in versteinertem Zustande aufbewahren. Solche Ueberlebsel müssen sich, wenn die hier in Rede stehende Betrachtungsweise das Richtige trifft, in einer Mythologie und einem Cultus wie dem des Veda — wir könnten natürlich ebensogut sagen des Homer — auf Schritt und Tritt vorfinden. Sie müssen der eigentliche Sitz des Irrationalen, Bizarren, jedem Erklärungsversuch zunächst Widerstrebenden sein: was aber dem Denken des heutigen Menschen unbegreiflich scheint, muß verständlich werden, sobald man die Kunst gelernt hat, es von den Gesichtspunkten des Wilden aus mit Hülfe seiner Logik zu betrachten, die von unseren Gesichtspunkten, von unserer Logik oft himmelweit verschieden sind. Wie man nun den Bestand der altindischen und der verwandten europäischen Culturen auf solche etwa erhaltene Ueberreste aus der Zeit fernster Vorcultur durchsuchte, erhob sich alsbald mit immer überzeugenderer Kraft das Gefühl, daß man auf ein richtiges Geleise gerathen war. Räthsel, die man sich bis dahin kaum aufzugeben gewagt hatte, lösten sich; die frappantesten Uebereinstimmungen stellten sich heraus zwischen den heute über die Erde hin bei Wilden und Halbwilden verbreiteten Typen von Mythus und Cultus und den Typen von Mythus und Cultus, die etwa im Veda als unverständliche, jeder Erklärung aus dem Denkhabitus der vedischen Welt widerstrebende Facta dalagen. So schloß sich die Kette des Beweises zusammen. Es war gelungen oder wenigstens es gelang immer mehr und mehr, nicht durch grammatische Speculationen oder die Betrachtung von Sanskritwurzeln, sondern durch Forschungen, die in ihrer vollen Breite auf dem Boden der lebendigsten Realität fußten, ein sämmtlichen Culturen zu Grunde liegendes Stadium der Anfänge, gleichsam ein dem Tag der Geschichte fern vorangehendes Morgengrauen zu enthüllen: eine Entdeckung, welche, so allmälig und unscheinbar sie hervortrat, in Wirklichkeit für die Erforschung des Alterthums vielleicht einen noch tiefer eingreifenden Erfolg bedeutet, als jene glänzenden Thaten vollendeter Philologenkunst, welche den Zugang zu den Fernen der ägyptischen und babylonischen Cultur erschlossen haben.

Durch diese Entdeckung aber war der Religion und der Mythenwelt des Veda ein Platz angewiesen worden sehr weit von demjenigen entfernt, an

welchen sie der Enthusiasmus der älteren Vedaforscher hatte stellen wollen. Die Annahme, daß hier das Geheimniß der ersten Werdeprocesse von Glauben und Cultus sich offenbare, zeigte sich jetzt als ebenso verfehlt, wie wenn man etwa in der complicirten Grammatik des Sanskrit, die auf eine endlose Vorgeschichte zurückdeutet, eine Urgrammatik menschlicher Sprache hätte finden wollen. Es ist eben nicht so, wie man gemeint hatte, daß im Veda wie in einer Uhr mit Glasgehäuse das ganze Räderwerk, in dem die mythenbildende Phantasie ihr Wesen treibt, uns sichtbar vor Augen steht. Die vedischen Götter, das vedische Opfer sind nicht junge, klare Schöpfungen der religiösen Schaffenskraft, sondern sie erweisen sich, wenn man nur genau hinsieht, größtentheils als alte, dunkle, complicirte Bildungen. Versuchen wir zu beschreiben, wie sich für die Betrachtungsweise, deren Principien wir hier besprochen haben, die Vorgeschichte der vedischen Religion und diese selbst den Hauptzügen nach darstellt[1]).

IV.

Die letzte, entfernteste Grundlage der altindischen Religion, welche aus tiefster Vergangenheit in trümmerhaften Resten bis an die sichtbare Oberfläche der vedischen Zeit hinaufreicht, ist, wie wir eben gesehen haben, der Glaube der Wilden. Alles Dasein erscheint hier als von Geistern beseelt, deren wirre Massen sich zusammen mit den gespenstischen Seelen der Verstorbenen wimmelnd, schwirrend, schwebend durch einander drängen und in allem Geschehen ihr Wesen treiben. Erkrankt ein Mensch, so ist ein Geist in ihn gefahren, der ihm sein Leiden zufügt; man heilt den Kranken, indem man den Geist durch Zauber aus ihm herauslockt. Im fliegenden Pfeil wohnt ein Geist; wer den Pfeil abschießt, verrichtet eine Zauberhandlung, welche den Geist in Bewegung setzt. Bald haben die Geister menschliche, bald thierische Gestalt; das Eine hat für die Phantasie keine höhere oder tiefere Bedeutung als das Andere, denn eine Kluft zwischen menschlicher und thierischer Wesenheit wird jetzt noch nicht gefühlt, wie denn auch die Menschen meist als von Thieren abstammend gedacht, die menschlichen Stämme als Bären, Wölfe, Schlangen benannt und die einzelnen Exemplare der betreffenden Thiergattung als Blutsverwandte behandelt werden. Die sich hin und her bewegenden Geister können in einem sichtbaren Gegenstand ihren bleibenden oder vorübergehenden Wohnsitz aufschlagen: bald ist eine Feder, ein Knochen, ein Stein der fetischhafte Träger des Geistes; bald wohnt er in einer Pflanze, einem Baum, oder in einem Thier; bald fährt er in einen Menschen, den er krank macht oder den er in Convulsionen stürzt, in welchen ihm übernatürliche Gesichte erscheinen und in wirren Lauten der Geist aus ihm redet. Wie der Mensch noch ganz im Augenblicke lebt, widerstandslos hin- und hergeworfen von allen wechselnden Einflüssen, so natürlich auch die Geister; die Geister der Wilden sind selbst Wilde, gierig, leichtgläubig, leicht erregt; der Erfahrene, der Zauberer, der jetzt noch an der Stelle steht,

[1]) Eine eingehendere Behandlung dieses Gegenstandes habe ich in meinem Buche „Die Religion des Veda“ (1894) gegeben.

welche später der Priester einnehmen wird, kennt die Kunst — die fernen Vorahnungen des Cultus — sie zu locken, ihnen zu schmeicheln, ihnen den Weg zu versperren, sie zu erschrecken, zu täuschen, zu zwingen, auf seinen Feind zu hetzen; man schwemmt sie mit Wasser weg; man verbrennt sie mit Feuer; auch die befreundeten Geister behandelt man, wo sie sich widerspenstig zeigen, äußerst unehrerbietig. Man sieht, dieser Glaube kennt nichts, das in ferner Hoheit das menschliche Dasein überragte. Noch haben sich die Schätzungen der Größenverhältnisse, der Abstände nicht gebildet; Thiere, Menschen, Geister drängen sich durch einander, alle mehr oder minder gleich groß und gleich berechtigt.

Allmälig aber beginnt das Chaos dieser Vorstellungen sich zu lichten, beginnt Großes und Kleines, Hohes und Niederes sich zu sondern. Ruhigere Uebersicht gewinnt in der Weltbetrachtung Raum. Aus dem Gewirr der geisterhaft wirkenden Mächte heben sich immer bestimmter die großen Naturgewalten als die vornehmsten hervor. Ihr Wirken, das durch die weitesten Fernen übermächtig hindurchreicht, heute wie gestern, morgen wie heute, menschlichem Widerstand unzugänglich, wird immer lebhafter als ausschlaggebend für die Geschicke empfunden, um so mehr als die sich verfeinernden Interessen des menschlichen Erwerbslebens, die Interessen der Viehzucht, des Ackerbaus, die Empfindlichkeit für die günstigen oder ungünstigen Naturvorgänge immer schärfer werden lassen. So ist es für weite Strecken der geschichtlichen Entwicklung der charakteristische Normalzustand, daß die großen Naturmächte wie Himmel, Sonne, Mond, Sturm, Gewitter, von den irdischen vor Allen in der Regel die Erde selbst und das Feuer, als höchste Spender der Gaben und Lenker des Geschehens erscheinen. Sie stehen in göttlicher Entferntheit über den Menschen. In ihrer Verkörperung zu lebendiger Persönlichkeit gewinnt immer entschiedener die reinere menschliche Gestalt den Vorrang vor der thierischen. Thierische Dumpfheit vergöttlichen konnte man doch nur, so lange man sich selbst nicht von ihr verschieden fühlte. Freilich verschwindet die Thiergestalt natürlich nicht mit einem Schlage und spurlos aus der Götterwelt. Untergeordnetere Gottheiten, die, im Hintergrunde stehend, von der aufwärts gehenden Strömung nicht berührt wurden, mochten ihre alte Thiergestalt behalten. Oder das Thier, welches einst selbst Gott gewesen war, mochte, wie der Gott zu menschlicher Gestalt erhoben wurde, ihm als sein specielles Attribut, als eine Art überirdisches Hausthier verbleiben, so daß etwa roßgestaltige Dämonen, welche zu menschenähnlichen Göttern wurden, nun als Reiter himmlischer Rosse erschienen. Oder an der menschlichen Gestalt des Gottes mochte ein thierischer Körpertheil oder ein äußerlich angefügtes thierisches Emblem die Spur der überwundenen Vorstellungsweise bewahren. Wo eine in festen Formen entwickelte plastische Kunst, wie in Aegypten oder Mexico, conservativ am Althergebrachten festhält, werden die Götterthiere, aus Stein geformt, Aussicht haben, sich länger zu erhalten, als da, wo sie, wie im vedischen Indien, allein in der luftigen Welt der Phantasie leben. Wie die Thiergestalt der Götter, so muß jetzt auch ihre fetischhafte Verkörperung in Stein und Holz, in Knochen und Feder, wenn auch nicht spurlos verschwinden, so doch in den Hintergrund zurücksinken. Der

Zauberspuk der durch körperliche Behausungen aller Art herumschlüpfenden Geister verliert an Terrain: die Göttergestalten stehen jetzt sicherer in ihren eigenen Umrissen, in ihrer menschlich-überirdischen Hoheit fest; helleres Licht liegt über ihnen als über der Geisterwelt der alten Zeit. Wenn sie auch jenem Ideal der Heiligkeit noch sehr unähnlich sind, zu dem ein späteres Zeitalter sich erheben wird, wenn auch Eigensucht, Leidenschaften, Launen aller Art sie noch erfüllen, fängt daneben doch schon feste Beständigkeit, ein weit hinaus gesponnenes Wollen immer mehr an, in ihrem Thun Raum zu gewinnen. Vielfach entwickelt sich die Tendenz, diesen Göttern überwiegend die Rolle gütiger Segenspender zu übertragen, während die Thätigkeit des Schadenstiftens, des Erregens von Krankheit und Unheil aller Art niederen Dämonen, Kobolden, Spukgeistern zufällt, die im Wesentlichen auf dem Niveau der früheren Zauberreligion verharren und gegen welche die alten Künste der Bannungen und Beschwörungen ihre Wirkung behalten — Künste, die gegenüber der höheren Macht der neuen großen Götter versagen. Der Verkehr des Menschen mit diesen stimmt sich auf eine andere Tonart. Man bemüht sich, die Unsterblichen, Gewaltigen, gern zur Gnade Geneigten durch Gaben zu erfreuen. Man lädt sie zu Speise und Trank ein, und sie folgen dem Ruf; nicht mit dem polternden Lärm der vom Zauberer beschworenen Geister, sondern in ruhiger Größe nahen die Unsichtbaren ihren Verehrern. Die Signatur des Cultus heißt jetzt und bleibt für weite Zeiträume Opfer und Gebet.

Hier wird uns nun die Stelle sichtbar, an welcher der Götterglaube des Veda steht. Nicht alle vedischen Götter, aber alle größten, maßgebenden unter ihnen beruhen auf der Personification von Naturmächten in übermenschlicher Größe. Die Heimath der Meisten ist der Luftraum oder Himmel. Das Wort devas „der Gott", welches die Inder aus indogermanischer Vergangenheit überkommen haben und welches sich bei vielen der verwandten Völker wiederfindet[1]), heißt ursprünglich „der Himmlische"; schon von ferner Vergangenheit her steht also jener Glaube fest, welcher die Götter über das Treiben der Menschen zu himmlischer Höhe emporhebt. Aus Allem sehen wir auf den ersten Blick, daß wir es hier mit einem Entwicklungsstadium zu thun haben, dem eine lange Vorgeschichte vorangegangen sein muß. Und wir finden dafür die Bestätigung, welche, wie wir oben ausgeführt haben, in einem Fall dieser Art erwartet werden darf: die charakteristischen Götter- oder besser Geistertypen der primitiveren Stufen werden überall, bald in Spuren und Resten, bald in voller Breite inmitten der vedischen Götterwelt sichtbar. Den Göttern, wie sie dem religiösen Denken der vedischen Zeit entsprechen, jenen zu colossaler Größe gesteigerten himmlischen Menschen, haften zahlreiche, nicht völlig verwischte Spuren uralter Thiergestalt an. Thierförmige Dämonen, wie die „Schlange vom Grunde", der „einfüßige Ziegenbock", umgeben die Welt der menschenähnlichen Götter und bilden ihren Hintergrund. Und die Götter

[1]) So im Lateinischen als divus, deus, in der Sprache der alten Gallier als devo-, divo-, lithauisch als dëvas, altpreußisch als deiwas. Aus dem Altnordischen, welches der Lautverschiebung entsprechend t statt d zeigen muß, gehört hierher tívar, „die Götter".

selbst werden — wenn auch, wie begreiflich, nur ausnahmsweise — bei gewissen Riten als fetischhaft verkörpert in Thieren, gelegentlich auch in leblosen Objecten vorgestellt; ein Roß repräsentirt Agni, den raschen Gott des Feuers, ein Stier den stiergleich starken Indra. So scheinen hier auch von jenem für die Weltanschauung der Wilden so charakteristischen Glauben an die Blutsverwandtschaft zwischen bestimmten menschlichen Familien und bestimmten Thierarten deutliche Reste vorzuliegen. Weiter treten in Indien wie anderwärts neben den überwiegend gütigen und heilbringenden großen Göttern, welche durch den Fortschritt des Denkens zu reinerer Gestalt erhoben sind, jene Geister, von denen der Wilde sich umringt weiß, ganz in ihrer uralten Gestalt zu Tage. Es sind die, man möchte sagen der Steinzeit des religiösen Wesens entstammenden, für die geschichtliche Entwicklung unberührbaren, in allen Zeitaltern und bei allen Völkern sich gleichbleibenden Kobolde, Unholde, Krankheitsgeister, die in menschlichen oder thierischen Gestalten und Mißgestalten bei Tage und besonders bei Nacht, überall, mit Vorliebe aber an Kreuzwegen, an Leichenstätten und ähnlichen unheimlichen Orten herumstreichen, in den Menschen hineinschlüpfen, ihn betrügen, seinen Geist verwirren, an seinem Fleisch zehren, sein Blut aussaugen, seinen Frauen nachstellen, seinen Kühen die Milch wegtrinken. Und endlich erscheinen im Glauben des Veda neben diesen Geistern und wie sie den ältesten Vorstellungsformen angehörig, die Seelen der Verstorbenen, die der Vorfahren gütig über ihren Kindern wachend, und tückische, feindliche Seelen: ein Gebiet, auf welchem der Veda besonders reichlich, von der Bedeckung der darüber gelagerten moderneren Anschauungen kaum verhüllt, die Reste wilden, rohesten Religionswesens bewahrt hat.

Wenden wir uns nun aber von diesen Ueberlebseln ferner Vergangenheit zu den großen Göttern, welche die charakteristischen Hauptfiguren der vedischen Religion selbst sind, so zeigt sich, daß das eigentliche Stadium jener oben von uns beschriebenen Vergötterung der Luft- und Himmelsmächte hier schon um ein merkliches Stück Weges überschritten ist. Die aus den Anschauungen des Naturlebens erwachsenen Wurzeln dieser Göttergestalten sind meist schon vertrocknet oder im Vertrocknen begriffen; die alte Naturbedeutung ist vergessen oder mißverstanden. Der Mächtigste der vedischen Götter, Indra, war einst der Gewitterer, der mit der Blitzwaffe den Wolkenfelsen öffnet und die Regenströme frei läßt: in den Hymnen des Veda ist er verblaßt zu einem stärksten göttlichen Helden und Siegverleiher, einem Vollbringer aller gewaltigsten Thaten und Spender unerschöpflicher Schätze. Wohl erzählen auch die vedischen Dichter von Indra jene Geschichte, welche einst die Geschichte vom Gewitter war, von der Tödtung der Schlange und der Eröffnung des Felsens: jetzt aber ist Alles darin verschoben. Der Felsen, den Indra's Waffe spaltet, ist nicht mehr die Wolke, sondern ein irdischer Felsen; die Ströme, die der Gott befreit, sind irdische Ströme. So ist die Vorstellung des Gewitters aus der vedischen Gestalt des Indramythus durchaus verschwunden, und übrig geblieben ist nur die Erzählung, daß der Stärkste der Götter mit seiner wunderbaren Waffe einen Felsen gespalten hat; aus dem sind die Flüsse hervorgeströmt.

Ganz derselbe Vorgang des Verblassens hat eine Reihe anderer unter jenen großen Naturgöttern betroffen. Die beiden Asvin, die Dioskuren der Griechen, haben ihre Naturbedeutung als Morgenstern und Abendstern verloren; für den vedischen Glauben liegt ihr Wesen darin, daß sie die Erretter von Bedrängten aus allerlei Nöthen sind. Varuna, seiner ursprünglichen Natur nach ein Mondgott, hat sich in einen himmlischen König, den Durchschauer und Bestrafer aller Sünden, verwandelt, und nur der eine Zug, daß er als göttlicher Beherrscher der Nacht gilt, zeigt die undeutlich gewordene Spur seines längst vergessenen eigentlichen Wesens.

So haben sich die vergöttlichten Naturmächte in unsterbliche Herren und Schutzpatrone der verschiedenen menschlichen Lebenslagen und Interessen verwandelt. Der Vorgang ist leicht begreiflich. Das Gefühl, jenen Naturmächten alles Beste zu verdanken, den rohen älteren Anschauungen gegenüber kein geringer Fortschritt, muß doch mit der Zeit selbst verblassen. Die immer fester werdende Ordnung der Gesellschaft, der größere Zusammenhang aller kriegerischen und friedlichen Unternehmungen läßt andere Vorstellungssphären in den Vordergrund treten. Die Macht des Königs, des Kriegshelden drängt sich als die entscheidende auf, und so tritt in jenen Göttern, in denen Naturwesenheiten die Gestalt von Uebermenschen angenommen hatten, der Naturfactor immer mehr hinter dem menschengleichen Element zurück; der Gedanke an den Morgenstern oder Mond verblaßt vor dem Bewußtsein, im gnädigen Schutz oder unter der richtenden Gewalt heldenhafter und königlicher himmlischer Herren zu stehen.

Diese himmlischen Herren, wie sie der Veda schildert, haben alle unter einander eine starke Familienähnlichkeit. Sie sind alle sehr mächtig, sehr glänzend, sehr weise, sehr hülfreich; in unförmlicher Riesengröße stehen sie da, der Eine wie der Andere, arm an jener Schönheit ohne Gleichen, in welcher der Grieche seine Götter vor Augen sah. Zeus winkt mit den schwärzlichen Brauen; die ambrosischen Locken wallen ihm vorwärts, und die Höhen des Olympos erbeben; der vedische Barbarengott „wetzt seine Hörner und schüttelt sie] mit Macht wie ein Stier": derselbe Ton, in dem ein altchaldäischer Hymnus, welcher etwa dem entsprechenden Stadium der Entwicklung angehört, von dem Gott sagt, „daß er seine Hörner erhebt wie ein wilder Stier". Noch hat das religiöse Denken und Empfinden nicht den Schritt gethan von der Größe des Gottes zu seiner Unendlichkeit, von der Macht zur Allmacht, vor Allem nicht den Schritt von der Vielheit zur Einheit. Einen Gott schafft eine Geschichte wie die alttestamentliche, die im Sturm der großen nationalen Schicksale, in Sieg und in Unglück, das Volk mit dem Gott, der über seinen Geschicken waltet, zusammenkettet, so daß alle anderen Götter neben ihm verschwinden. Oder einen Gott schafft das Denken, das über den Höhen und Tiefen des Daseins einen höchsten Höhepunkt, eine tiefste Wurzel aller Dinge sucht — dort der Gott der Helden, der Patrioten, hier der stille Gott des einsamen Betrachters. Aber die Sänger des Veda waren weder Patrioten noch Philosophen. Die Ruhe und das Wohlergehen des alten Indien, die Gleichmüthigkeit der indischen Volksseele, welcher die volle Tiefe und Intensität des Haftens an

dem eigenen nationalen Dasein immer fremd gewesen ist, wurde von jenen Leiden und Leidenschaften, von denen die Geschichte Israels voll ist, nur spärlich berührt[1]). Und jener Drang des philosophischen Denkens nach Einheit in der Fülle der Erscheinungen ist dem Zeitalter, dessen Glauben wir hier schildern, noch fremd; er beginnt sich erst in einigen der jüngsten Dichtungen des Rigveda anzukündigen, um dann in der Folgezeit zu unwiderstehlicher Macht anzuschwellen. So herrscht im Veda noch die alte Vielheit der Götter, nicht das glatte Product einer planmäßigen Vertheilung so zu sagen der Aemter in der Verwaltung des Weltlaufs auf göttliche Beamte, sondern das complicirte Ergebniß mannigfacher historischer Processe, gewissermaßen eines Kampfes ums Dasein zwischen Vorstellungen, deren Bedeutung für das religiöse Bewußtsein erblaßt, die oft mehr oder minder nur durch ihr bloßes Beharrungsvermögen sich behaupten, und solchen, die, durch den Fortschritt des geistigen und materiellen Lebens begünstigt, dem Vordergrund zudrängen.

Als letzter, sehr wesentlicher Zug an dem Bilde dieser Götter muß hier noch verzeichnet werden, daß die Phantasie ihrer Gläubigen sie keineswegs wie zu höchster Macht und höchstem Glanz so auch zu höchster sittlicher Hoheit erhoben hat. Der für die Entwicklung alles religiösen Wesens so unvergleichlich bedeutsame Vorgang der Vereinigung der Vorstellungen von Gott und Gut steht hier — das unfehlbarste Kennzeichen eines Barbarenglaubens — noch ganz in den Anfängen. Auf dieser Stufe ist es für das Bedürfniß der Frommen das Wesentliche, daß der Gott ein starker, gütiger, in seinen Stimmungen leicht zu beeinflussender Herrscher ist. Aber wie sollte etwa der

[1]) Wer den Abstand in der ganzen Stimmung des vedischen und des alttestamentlichen historischen und religiösen Empfindens ermessen will, vergleiche zwei Lieder, die in beiden Literaturen in gewisser Weise entsprechende Stellung einnehmen, das Lied auf den Sieg des Königs Sudas (Rigveda 7, 18) und das Siegeslied der Debora (Buch der Richter 5). Beide gehören zu den ältesten poetischen Denkmälern — oder sind die ältesten — der Nation, von welcher sie stammen. Beide verherrlichen einen schwer errungenen Sieg; die Details der zwei Schlachten, so viel wir über sie aus den hin und her wogenden Ergüssen der beiden Siegeslieder erfahren, haben große Aehnlichkeit; beidemal hat ein angeschwollener Fluß den Feinden Verderben gebracht. Wie anders klingt nun das Lied der heldenmüthigen jüdischen Patriotin und das des brahmanischen Hofpriesters und Hofpoeten! Dort jedes Wort glühend von Leidenschaft, von trunkenem Siegesglück. Alle Kraft war angespannt zum Kampf; das Volk wagte seine Seele in den Tod. Jehova zog aus, und die ganze Natur kämpfte mit; die Wolken troffen von Wasser; die Gestirne aus ihren Bahnen stritten wider Sisera. Wir sehen den feindlichen Führer zusammenbrechen vor der Hirtenfrau, die ihm Milch gab, da er Wasser forderte, und ihn mit dem Hammer niederschlug. Wir sehen seine Mutter nach ihm ausblicken und durchs Gitter heulen: „Warum verziehet sein Wagen?" Wie anders die Luft, die in der indischen Dichtung weht! Im Vordergrunde steht der Priester, der geschäftig und erfolgreich seines Amtes waltet:

„Dich, Indra, melkend wie auf fetter Weide
Die Kuh, ergoß sein Zauberlied Vasischtha.
Der Herden Herr bist du, so sagen Alle.
Zu unserm schönsten Preis sollst her dich wenden."

Die Feinde sind wie Kühe von der Weide hirtenlos entflohen; Indra hat sie zu Boden geworfen, wie man die Opferstreu am Opfersitz hinwirft; alle Spreu hat er dem Sudas zu genießen gegeben. Was hören wir hier von der Spannung und Entladung der ungeheuren Leidenschaften eines Volkes, das um sein Dasein kämpft?

große Gewitterer der vorvedischen Zeit, der mächtige Krieger und Segenspender Indra des vedischen Glaubens dazu kommen, aus anderem ethischen Material geformt zu sein als die, deren Gegenbild er war, die irdischen Grandseigneurs? Die wilden Kämpfe, die sein Leben erfüllen, wechseln ab mit nicht weniger wilden Liebes- und Trinkabenteuern. Nach Sünde und Gerechtigkeit der Menschen fragt er wenig; desto mehr danach, wer ihm Stiere schlachtet und sein Lieblingsgetränk bereitet, den berauschenden Soma, dessen Güsse „in ihn hineinstürzen wie die Ströme in das Meer", ihm „den Bauch, Kopf und Arme erfüllen": wo er dann, in bester Stimmung vom Opferfest nach Hause gehend, sich der Wünsche seiner Verehrer nicht immer allzu deutlich erinnert: „So will ich's machen — nein so: ich will ihm eine Kuh schenken! — oder ein Pferd? Habe ich denn vom Soma getrunken?"

Und doch würde, wer nur diese Seite am Bilde der vedischen Götter sähe, die mannigfaltige Complicirtheit der hier sich kreuzenden Strömungen nicht richtig würdigen. Die von dem Götterglauben ursprünglich unabhängigen Vorstellungen von Recht und Unrecht, die Sympathie für den gerade Handelnden, die Verwerfung krummer Hinterlist, die Angst vor den Fesseln der Schuld, wissentlicher und unwissentlicher, ist doch, wie sich von selbst versteht, auch der vedischen Welt eigen und spricht sich in den Dichtungen der vedischen Poeten lebendig genug aus: wie sollte dieses Gebiet menschlicher Interessen und Ordnungen nicht ebensogut wie Krieg oder Handwerk oder häusliches Leben seine Lenker und Vertreter im Kreise der Himmlischen finden? Wenn also auch die Götter im Ganzen und als solche keinen irgendwie ausgeprägten Charakter höherer Heiligkeit und Gerechtigkeit an sich tragen, übernimmt doch ein Einzelner unter ihnen, Varuna — seinem ursprünglichen Wesen nach, wie schon erwähnt, wahrscheinlich ein Mondgott — zusammen mit einem Kreise minder hervortretender Genossen — ursprünglich wohl der Sonne und den Planeten — als sein specielles göttliches Amt die Obhut über die sittliche Weltordnung. Diese Ordnung gilt als von Varuna begründet und von ihm mit seinem starken Arm und seiner Zaubermacht beschützt. Varuna durchschaut auch die verborgenste Sünde; seine Schlingen sind für den Betrüger geöffnet; er sendet seine Rachegeister aus; er verhängt Unglück, Krankheit, Tod über den Schuldigen. Aber gegen den Reuigen, der ihn zu versöhnen sucht, läßt er Gnade und Erbarmen walten. In einem Lied des Rigveda sagt der Schuldbeladene, von Unheil Verfolgte: „Mit mir selbst rede ich also: wann werde ich Varuna wieder nahe sein? Welches Opfer wird er ohne Zorn annehmen? Wann werde ich guten Muthes sein Erbarmen schauen? Wie ein Knecht will ich dem Gnädigen genug thun, dem eifrigen Gott, daß ich schuldlos sei. Den Unbedachten hat Bedacht gegeben der Gott der Arier; den Klugen fördert der Weisere zum Reichthum." Der arische Gott heißt hier Varuna: ich halte es für wahrscheinlich, daß der Historiker hier dem Sänger nicht Recht zu geben hat, daß er in der scheinbar arischen Gestalt dieses Gottes die Spuren unarischer Herkunft entdecken wird. So viel ist zunächst gewiß, daß der Glaube an diesen höchsten Beschützer des Rechts bis in die Epoche zurückreicht, in welcher die Vorfahren der Inder zusammen mit denen der Iranier, noch vor

den Schwellen der indischen Halbinsel sitzend, ein Volk bildeten: dieser Gott der Indoiranier erscheint dann bei den Indern als Varuna, bei den Iraniern, im Glauben des Zarathustra, als der höchste Herr alles Guten Ahuramazda (Ormazd). Aber über das Zeitalter der Indoiranier hinaus in die indogermanische Vergangenheit können wir Varuna nicht verfolgen. Bei den verwandten Nationen wie den Griechen[1]) oder Germanen finden wir seine Spur nicht. Vielmehr scheint mir Vieles dafür zu sprechen, daß die Indoiranier diesen Gott von außen, aus den Sphären der babylonischen Cultur, überkommen haben. Treffe ich damit das Rechte, können wir es dann für einen Zufall halten, daß eben da, wo jene uralte semitische und vorsemitische Civilisation den Glauben der Arier befruchtet hat, die Stelle liegt, an welcher sich von der derben Urwüchsigkeit solcher göttlicher Dreinschläger und Trinker wie Indra die Gestalt des sündenstrafenden und sündenvergebenden Varuna abhebt, bezeichnet mit den erhabenen Zügen göttlicher Heiligkeit und göttlichen Erbarmens?

Daß der Cultus, der diesen Göttern gewidmet wird, auf der Entwicklungsstufe des Veda sich vornehmlich in der Form des Opfers darstellt und darstellen muß, haben wir bereits bemerkt. Die Götter sind schon so mächtig über die menschlichen Dimensionen hinausgewachsen, daß Zauberkünste, welche sie nach dem Willen des Menschen zwingen sollen, nicht mehr als das rechte Mittel erscheinen können, auf sie zu wirken. Und sie sind auf der andern Seite doch von reiner Geistigkeit noch zu entfernt, als daß eine rein geistige Verehrung hier denkbar wäre. Mit den greifbarsten Mitteln, geschäftig, laut, ja aufdringlich darf und muß man sich ihnen angenehm machen. Menschengleich, wie sie sind, essen und trinken sie wie die Menschen: so muß man ihnen Speise und berauschenden Trank vorsetzen, sie zu stärken und zu mächtigen Thaten zu erregen. Man muß ihnen schmeicheln, indem man ihnen in kunstvoll gefälliger Form, in den höchsten Ausdrücken, die sich ersinnen lassen, von ihrer Größe und ihrem Glanze spricht: das ist dann der rechte Augenblick für die Verehrer, die beim Opfertrank sitzen „wie die Fliegen beim Honig", den Göttern ihre Wünsche vorzutragen: Wünsche, die sich durchaus, wie das der Sinnesart dieses Zeitalters entspricht, auf die greifbaren Güter des irdischen Diesseits richten, auf langes Leben, Nachkommenschaft, Besitz an Rossen und Rindern, günstige Witterung, Sieg über alle Feinde. Die Kunst, dies Opfer und Gebet richtig zu handhaben, ist der Mittelpunkt, um den sich das ganze geistige Leben der Rigvedadichter bewegt; für sie ist das Opfer der Inbegriff aller Geheimnisse, das Symbol aller größten und tiefsten Vorgänge des Weltdaseins: „durch Opfer opferten Opfer die Götter; jene Ordnungen waren die ersten", sagt der Rigveda.

Die Aeußerlichkeiten des vedischen Opfers sind insofern einfach, als noch alle Elemente fehlen, welche das städtische Leben und vor Allem die Entwicklung der bildenden Kunst mit sich bringt. Es gibt keine Tempel, keine Götterbilder.

[1]) Die alte Zusammenstellung des Varuna mit dem griechischen Ouranos (Himmel) ist verfehlt.

Dem Cultus dieser Hirtenstämme, deren Wanderleben noch nicht völlig zur Ruhe gekommen ist, genügt die überall gleich leicht herzustellende Opferstätte, die ebene, gereinigte Fläche, auf welcher sich bei den flammenden heiligen Feuern die weiche Grasstreu als Sitz für die unsichtbar durch das Luftreich herbeifahrenden Götter ausbreitet. Aber es fehlt dem vedischen Opfer doch nicht an künstlicher, ja in orientalischer Weise überkünstelter Ausschmückung anderer Art. Das Lob- und Gebetslied, das beim Opfer vorgetragen wird, ist nach den Regeln einer immer complicirter werdenden Kunst gefertigt. Es ist mit dunkeln Anspielungen überladen, in denen theologische Geheimnißthuerei ihre Vertrautheit mit den versteckten Abgründen, den Ecken und Winkeln des göttlichen Wesens zur Schau trägt. Solches Gebet zu sprechen und solches Opfer zu bringen ist berufen und befähigt nicht wen der innere Drang treibt, sondern nur der geschulte Priester, der Angehörige gewisser Familien, die seit unvordenklichen Zeiten eine abgeschlossene geistliche Kaste bilden — der Priester, der allein der heilig gefährlichen Pflicht für gewachsen gilt, von der Opferspeise zu essen, den berauschenden Göttertrank des Soma zu trinken. Solche Priester treten bei größeren Opfern scharenweise auf, singend, recitirend, die ungeheure Masse der vorgeschriebenen Handgriffe mit jener peinlichen, rein äußerlichen Genauigkeit verrichtend, welche auf dieser geschichtlichen Stufe allem Cultus eigen und deren Verdrängung durch innerlicheres Wesen überall erst das Product langer späterer Entwicklungen gewesen ist. Unendlich weit ist diese Religionsübung in der That davon entfernt, zur Gewissenssache des Gläubigen, zu einer sein Innenleben erhebenden und läuternden Kraft geworden zu sein; sie ist eben nur, im Großen und auf das Ganze aller Interessen gerichtet, das, was der Zaubercultus der alten Zeit im Kleinen und mit der Richtung auf das einzelne Bedürfniß auch gewesen war: ein Verfahren, welches, wer die Kosten tragen kann, von dem technisch geübten Kundigen für sich anstellen läßt, um sich zu bereichern, sein Leben zu verlängern, Krankheit und alles Uebel von sich abzuwehren.

Hier aber wiederholt sich auf dem Gebiet des Cultus dasselbe Verhältniß, das uns in anderem Zusammenhang schon früher entgegengetreten ist: neben und zwischen den Bildungen, welche den eigenen Stempel der vedischen Cultur tragen, finden sich überall, oft in sehr compacten Massen, die Reste älterer und ältester geschichtlicher Bildungen. Wir bemerkten eben, daß dem vedischen Opfercultus überwiegend die Beziehung auf das Ganze der menschlichen Lebensinteressen eigen ist: immer aber mußte es doch auch dabei bleiben, daß für die einzelne, bestimmte Situation, für Bedürfniß oder Noth des einzelnen Moments die übernatürlichen Mächte in Bewegung gesetzt wurden. Hier behielt das alte Zauberwesen auch in vedischer Zeit seine vorwaltende Geltung. Wer böse Geister, eine anhaftende Krankheitssubstanz oder eine dieser ähnlich vorgestellte Schuldsubstanz entfernen wollte, bediente sich nach wie vor des Feuers, das die feindliche Wesenheit verbrennt, oder des Wassers, das sie wegschwemmt, oder er verjagte die Geister durch Getöse, durch Schläge, durch Bogenschüsse. Wer Regen herbeiführen wollte, machte es ganz wie es der Regenzauberer der Wilden noch heute macht: er legte schwarze Gewänder an und

tödtete ein schwarzes Opferthier, um die schwarzen Wolken, die den Himmel bedecken sollten, herbeizuziehen, oder er warf Kräuter ins Wasser, um zu bewirken, daß der Graswuchs seiner Weiden von den himmlischen Wassern benetzt werde. Wer sich zu besonders heiligen Riten vorbereiten wollte, verfuhr wie noch heute der Wilde verfährt, wenn er sich in den gehobenen Zustand versetzen will, in welchem der Mensch des Verkehrs mit den Geistern theilhaftig wird. Der Vollzieher des Somaopfers rüstete sich zu seinem heiligen Werk, indem er längere Zeit, in dunkle Thierfelle gehüllt, stammelnde Sprache redend, fastend bis „nichts mehr in ihm ist, Haut und Knochen an einander hängen, das Schwarze in seinen Augen verschwindet", sich neben dem dämonenverscheuchenden Zauberfeuer aufhielt und den Zustand innerer Erhitzung (Tapas) in sich hervorbrachte: ein Verfahren, welches inmitten des vedischen Rituals als ein unverständlicher Rest aus ferner Vorzeit dasteht, das aber der heutige Indianer oder Zulu, dem ganz ähnliche Gebräuche geläufig sind, sofort begreifen würde.

So weist der Götterglaube und der Cultus des Veda auf der einen Seite in die Vergangenheit der Wildenreligion zurück. Auf der andern Seite weist er vorwärts. Wir sahen wie die meisten der vedischen Götter ihre ursprüngliche Bedeutung längst verloren haben. Indra ist nicht mehr der Gewitterer, Varuna nicht mehr das nachterleuchtende Gestirn. Eine Zeit lang fristen diese verblaßten Bilder der Mächte, die einst für den menschlichen Glauben wirksam gewesen sind, ihr Dasein durch ihr bloßes Beharrungsvermögen. Aber das gleicht dem Abrollen einer Bewegung, die nicht mehr neuen Anstoß empfängt. Der Punkt wird erreicht werden, an dem diese Bewegung ihr Ende findet. Das vorwärts strebende Denken erkennt andere Mächte als die wirkenden; neu erwachende Bedürfnisse der Seele verlangen andere Befriedigung als die, welche die Gnade Indra's oder Agni's verleihen kann.

V.

Suchten unsere bisherigen Erörterungen die Stelle zu bezeichnen, welche die älteste Gestalt der indischen Religion im Zusammenhang des großen Werdeprocesses des religiösen Wesens einnimmt, so liegt es jetzt nahe, eine ähnliche geschichtliche Ortsbestimmung noch für ein zweites Stadium derselben Entwicklung zu versuchen, für den alten Buddhismus: eine jener religionsgeschichtlichen Bildungen, welche als vollendete Ausprägung eines tiefsten Gehaltes wohl den classischen Typen menschlichen Glaubens und Heilstrebens zugerechnet werden dürfen. Wir werden sehen, daß die beherrschenden Stimmungen und mehr noch die begriffsmäßigen Formulirungen, in welchen das Denken und Leben der buddhistischen Bettelmönche sich bewegt hat, auf griechischem Boden ihr etwa gleichzeitiges Gegenbild finden: die Schöpfungen des Westens und die des Ostens nach manchen Seiten hin in einer Gleichartigkeit einander entsprechend, die wohl unser Staunen erregen mag, in Hauptsachen wie in Nebendingen, bis zur Ausprägung der Schlagworte, an die das religiöse Bewußtsein sich zu halten liebt, oder der Vergleiche, welche die großen Ordnungen des Geschehens der Phantasie nahe bringen sollen und die, scheinbar nebensäch-

lich, in der That doch oft zu den mächtigsten Factoren dieser Vorstellungswelt gehören. Es ist offenbar kein Zufall, daß sich eben an dem Punkt der Entwicklung, von welchem wir hier sprechen, die Uebereinstimmungen zwischen den Ideen zweier äußerlich wie innerlich weit von einander getrennter Völker in mancher Hinsicht stärker accentuiren, als in der voranliegenden Periode. Die mythenbildende Phantasie, die in jener Zeit das Scepter führt, geht ihre Wege planlos und ziellos; der Zufall treibt sie; er verknüpft nach seinen Launen das weit Entlegene; er schüttelt spielend immer neue Gestalten, sinnreiche oder barocke, aus seinem Füllhorn hervor. Sobald aber ein Sinnen, das sich schnell in forschendes Denken verwandeln wird, immer zielbewußter die Probleme der Welt und des Menschendaseins ergreift, verengert sich der Spielraum der Möglichkeiten. Was dem aufmerksamen, wenn auch in der Kunst des Sehens noch wenig erfahrenen Auge jener Zeiten nahezu unvermeidlich als Wirklichkeit erscheinen muß, bannt den Strom der Vorstellungen in ein fest gewiesenes Bett und prägt dadurch den analogen Gedankengängen, wie sie griechische und wie sie indische Geister beschäftigt haben, die mannigfaltigsten Züge frappirender Aehnlichkeit auf.

Bei unserer gänzlichen Unkenntniß der Zeitdimensionen des vedischen Alterthums können kaum Schätzungen darüber versucht werden, wie viele Jahrhunderte zwischen der Entstehung der alten Rigvedahymnen und dem Auftreten des Buddha, der Begründung des buddhistischen Mönchsordens verflossen sein mögen. Aber wir haben hinreichenden Grund, das letztere Ereigniß in die zweite Hälfte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts zu setzen; die geistigen Bewegungen, welche es vorbereiteten und schon vor dem Erscheinen des Buddha eine buddhistisch angehauchte Atmosphäre schufen, müssen einen Zeitraum erfüllt haben, der ohne Zweifel nach Jahrhunderten zu bemessen ist. So viel steht fest, daß sich in Indien zwischen der Zeit der vedischen Opfersänger und derjenigen der mönchischen Denker des Buddhismus tiefe geschichtliche Wandlungen vollzogen haben. Die Stämme, welche in der alten Zeit als Hirtenstämme in der nordwestlichen Ecke der Halbinsel sitzen, noch nahe den Eingängen, durch welche sie, wie es scheint, in nicht sehr ferner Vergangenheit in Indien eingedrungen waren, sind inzwischen weiter vorgerückt. Nachdem sie das Land weit hinab am Ganges in Besitz genommen, ist die Zeit der Wanderungen, der Eroberungskämpfe gegen die dunkeln Urbewohner längst abgeschlossen. Längst haben sich neben den Dörfern, in welchen die Herdenbesitzer der alten Zeit wohnten, Städte erhoben, zum Theil Großstädte, Sitze des ganzen Treibens glänzender orientalischer Despotenhöfe, von Handel und hochentwickelter Industrie, von üppig raffinirtem Lebensgenuß und scharfer socialer Differenzirung zwischen Reich und Arm, Herren und Sklaven. Der Boden ist geschaffen, auf welchem an Stelle des unbefangenen Hinlebens in den Tag hinein der älter und nachdenklicher gewordene Geist der neuen Zeit seine Reflexionen über Bedeutung, Ziel, Werth des menschlichen Daseins spinnen kann.

So erhebt sich in Indien ganz ähnlich wie etwa um dieselbe Zeit in Griechenland eine Welt geistiger Bildungen, die hoch über alles Alte hinausstrebt. Man kann sie in der That bis in Einzelheiten hinein beschreiben, ohne

daß man nationale, sei es indische, sei es griechische Züge beizumischen brauchte; so sehr ist der ganze Typus hier wie dort der gleiche.

Dem Frommen der alten Zeit, der im Opfer und Gebet mit dem Gott verkehrt, erscheint sein Wissen von diesem Gott und von der Kunst, durch welche des Gottes Gnade erlangt werden kann, nicht als ein selbsterrungenes oder selbsterschaffenes, überhaupt nicht als ein von irgend Jemandem erschaffenes: es ist vielmehr eine einfach vorhandene Erkenntniß, deren Besitz sich für die eigene Person wie für jeden Wissenden von selbst versteht. Das wird jetzt anders. Das Denken, indem es Mühen und Glück des eigenen Suchens immer voller durchkostet, lernt das Hochgefühl des Findens kennen, den Stolz der selbsterlangten, unter schweren Erschütterungen der Wirklichkeit abgerungenen Erkenntniß. Man genießt den Triumph des eigenen geschärften Blickes, der durch die Oberfläche der Dinge hindurchsieht, anders als die großen Massen, die Alltagsmenschen, welche unbefangen an dieser Oberfläche haften bleiben. Man fühlt sich in der Mitte Jener als Sehende unter den Blinden. Natürlich können diese Sehenden immer nur enge Kreise der ernster Denkenden, der feiner und schärfer Empfindenden, sorgfältiger ihr Innenleben Pflegenden ausmachen. Im Centrum solcher Kreise aber können oder müssen, das geistige Besitzthum derselben in höchster Vollendung verkörpernd, Einzelne dastehen, die beherrschenden Individualitäten, welche doch das, was sie sind, nur dadurch sein können, daß sich in ihnen mit höchster Energie ausspricht, was auch in den sie umgebenden Genossen lebt und wirkt. So bildet sich, in besonders scharfem Gegensatz zum großen Haufen der Nichterleuchteten, der Typus halb religiöser, halb philosophischer Heroen oder Virtuosen. In einer Zeit, wie der vedischen oder homerischen, wäre ein solcher Begriff kaum denkbar. Wohl mochte damals, wer sich als kunstvoller Sänger, als geschickter Opferer oder erfolgreicher Zauberpriester auszeichnete, seine besonderen Ehren genießen. Aber er war doch immer ein Exemplar einer Gattung, der hervorragende Handhaber des allgemein anerkannten geistlichen Handwerkszeuges. Die Männer, die jetzt in den Vordergrund traten, waren etwas Anderes. Sie waren, oder sie erschienen doch als Personen, die durchaus mit ihrem eigenen Stempel geprägt waren, als große, über alle Vergleichbarkeit mit Anderen erhabene Pfadfinder, durchtränkt mit den Kräften einer eigenartig mystischen Vollendung. Es gehört zum Wesen solcher Männer, für den Glauben der Ihrigen nur in der Einzahl denkbar zu sein. Nach dem Namen eines solchen Einzelnen hat man ein Bedürfniß, um an ihm ein Schlagwort zu besitzen, unter dem sich die gemeinsam Strebenden zusammenfassen; wo das wirkliche Leben ihn nicht von selbst liefert, mag man in mythische Fernen zurückgreifen, um an einen der unbestimmt grandiosen Namen jener Nebelwelt den eigenen Sonderbesitz anzuknüpfen, in welchem man sich so glücklich oder oft so schmerzlich glücklich fühlt.

Während auf solche Weise die persönliche Stellung des Gläubigen zu seinem Glauben eine andere wird, nimmt selbstverständlich zu gleicher Zeit vor Allem auch der Inhalt dieses Glaubens ein neues Aussehen an. Jene überirdischen Riesenmenschen, die Götter der alten Zeit, hören jetzt auf, das

Weltleben nach ihren menschlichen Launen zu verwalten. Die Herrschaft geht auf Mächte anderer Art über, die zwar in primitiver Gestalt schon früher dem Denken geläufig waren, die aber jetzt aus der Sphäre kleinlich verworrenen Aberglaubens in die Höhen weiter blickenden Denkens emporrücken: Kräfte oder Substanzen, die durch den Mechanismus einer unpersönlichen Nothwendigkeit bewegt werden und in deren Bewegung der Weltlauf sich abspielt. Diese Kräfte und Substanzen sind natürlich noch weit genug verschieden von denen, welche das Wissen der modernen Zeit als die tief unter der Oberfläche verborgenen Grundfactoren des Seins und Geschehens erkennt. Jene stellen vielmehr als die Producte einer Analyse, welche es noch vor sich hat, tiefer einschneiden zu lernen, direct so zu sagen die großen augenfälligen Licht- und Schattenmassen des Universums dar, die in ihm der Wahrnehmung am meisten sich aufdrängenden Ordnungen und Bewegungsrichtungen. So die körperlichen Elemente wie Wasser und Feuer, die Zahlen mit ihrer das jugendliche Denken so mächtig auf sich ziehenden Wesenheit, die großen Triebkräfte von Liebe und Haß, der Fluß des Werdens und das Sein mit seiner unwandelbaren Ruhe: Substanzen und Kräfte, unter welchen für die Einen diese, für die Andern jene im Vordergrunde stehen, die aber im Ganzen doch überall ähnliches Aussehen zeigen und wesentlich dem gleichen Stil des Nachdenkens über Welt und Weltlauf zugehören. Vor allen andern Objecten aber ist es das eigene Seelenwesen, auf welches dies Nachdenken sich immer mehr und mehr richtet. Auf jene unbefangen ganz in der Außenwelt lebenden Zeiten der geistigen Kindheit ist ein in sich gekehrtes Jünglingsalter gefolgt mit seinem ganzen Ernst und seiner ganzen Ehrlichkeit, die Brust von der Sehnsucht nach unbegrenzten Idealen geschwellt. Man durchforscht das eigene Ich, ob sich in ihm das Geheimniß des Empordringens zu jenen Idealen entdecken läßt. Das Verlangen, sich in dem Mechanismus der seelischen Vorgänge zurecht zu finden, wird immer dringender. Man versucht sich daran, die Theile oder Kräfte des Seelenlebens aus einander zu legen; man beschäftigt sich mit ihren Einwirkungen auf einander, mit dem Eintreten und Aufhören der verschiedenen seelischen Functionen. Eine besonders gewichtige Bedeutung kommt in diesen Gedankengängen der Vorstellung der Seelenwanderung zu. Zwar tritt dieselbe nicht jetzt erst neu aus dem Nichts hervor. Anfänge des Seelenwanderungsglaubens scheinen überall in die roheste Frühzeit religiösen Wesens zurückzureichen: daß die Seele des Verstorbenen, sei es vorübergehend, sei es dauernd, in Thieren, in Pflanzen, in anderen Wesen aller Art ihren Wohnsitz aufschlagen kann, ist ein unter den tiefststehenden Völkern der ganzen Erde verbreiteter Glaube. Der Grübelei der Zeitalter aber, von denen wir hier reden, ist es vorbehalten, dem Gedanken der Seelenwanderung mit allem Nachdruck die Vorstellung der endlosen Zukunftsweiten, das Grauen ewiger Vergeblichkeit, unerschöpflichen Leidens aufzuprägen. Das Diesseits, das für die Alten nahezu allein alles Hoffen und Wünschen umschlossen hatte, erscheint jetzt als klein und bedeutungslos den ungeheuren Fernen des Jenseits gegenüber; es wird zu einer bloßen Stätte der Vorbereitung. Was sich in ihm zuträgt, das Gute, das man hienieden gethan, die Sünde, die man begangen hat, wird drüben, viel-

leicht ins Unermeßliche vergrößert, auf den Thäter als Lohn oder Strafe zurückfallen. In der Literatur des an diesen Gedanken arbeitenden Zeitalters spielt der Typus der Unterwelts- oder Höllenfahrten eine Rolle: nicht, wie in der alten Zeit die Unterweltsfahrt der Odyssee, Producte freier Erzählerlust, sondern der Tendenz, die Furchtbarkeit und die Unausbleiblichkeit der jenseitigen Bestrafung auch geringer Vergehen zu veranschaulichen. Ueberall herrscht das ernstliche und ängstliche Verlangen, bis ins Kleinste hinein sein Ich vor aller Unreinheit zu bewahren, einer Vollendung theilhaft zu werden, die für die dunkeln Wege des Jenseits Zuversicht und Hoffnung verleihen kann. Das höchste Gut aber, das jener Vollendung zugehört, das letzte Ziel, zu welchem jene Wege führen, ist die Lösung von der Seelenwanderung, das Sicherheben über allen endlichen Lohn und endliche Strafen, das Eingehen der Seele in eine Welt des Ewigen. Es gehört zum Charakter der Zeiten, von denen wir hier sprechen, zu diesem Charakter, welchen wir als den eines geistigen Jünglingsalters bezeichnet haben, daß als Ziel hier nur ein unbedingt höchstes, die absolute Vollendung in sich schließendes anerkannt werden kann. Wenn sich das Denken in den Gegensatz des Vergänglichen und des Ewigen, des Werdens und des Seins zu vertiefen liebt, so kann es nicht ausbleiben, daß die Geschicke des Unvollendeten als fortgerissen in dem Fluß des unaufhörlichen Werdens und Vergehens erscheinen; im Dasein des Vollendeten aber muß alle Bewegung, welcher die Vorstellung des noch nicht erreichten Ziels und Gipfels nothwendig anhaftet, ein Ende gefunden haben; seine Heimath muß in einer Sphäre liegen, welche alle jene Friedlosigkeit in ewiger Ruhe überwölbt. Wer aber ist es, der dies höchste Ziel erreichen mag? Man konnte antworten und hat geantwortet: der durch besondere Weihen, durch die Beobachtung besonderer geheimnißvoller Ordnungen, wir können sagen besonderer Zaubervorschriften Gereinigte. Aber Alles mußte darauf hindrängen, daß der Glaube hier noch eine andere Wendung nahm. Wir sahen, wie in jenen engen Kreisen, welche diese Gedanken pflegten, der eigene Denkerstolz und Denkerernst in einem immer mehr erstarkenden Sonderbewußtsein gegenüber den Draußenstehenden, den Gedankenlosen, Blinden seine Ueberlegenheit fühlte. Nur dem Denker ist jene Welt des Ewigen faßbar. So ist es der Denker allein, der ihrer theilhaft werden wird. Wohl verliert das aus viel älterer Zeit stammende Motiv, dem Guten — auch dem einfach guten Alltagsmenschen — die Hoffnung auf jenseitigen Lohn zu gewähren, auch jetzt nicht seine Wirksamkeit. Aber es ordnet sich dem mächtigeren Motiv unter, daß das allerhöchste, unvergleichliche Heil in einer Welt, von der nur Wenige wissen, nicht den Armen im Geist, sondern allein eben jenen Wenigen gehören kann, den Denkern, deren ganzes Leben darauf gerichtet ist, in der Loslösung von der Welt Bürgerrecht im Reich des Ewigen zu erringen.

Unserm Bilde dieser Weltanschauung mußte nothwendig viel von der Farbigkeit, der vollen Concretheit des lebendig Wirklichen fehlen. Denn es handelte sich allein darum, für eine bestimmte, in Griechenland wie in Indien gleichermaßen vertretene Stufe der religiösen Entwicklung das allgemeine Schema aufzuzeichnen. Gestalt angenommen haben diese Möglichkeiten in

Indien vor Allem im Buddhismus und den ihm verwandten Bildungen, in Griechenland in einer Bewegung, welche zuerst in der alterthümlichen Umhüllung dunkeln Mysterienwesens erscheint, bald nach der Klarheit des von allen Schleiern sich befreienden Gedankens ringend doch immer wieder in mystisches Dämmerlicht zurücksinkt: in allen ihren mannigfachen Formen aber athmet derselbe Geist, dasselbe Sichhinaussehnen aus der Vergänglichkeit in die Welt des Ewigen[1]). Zuvörderst sind es die orphischen Mysterien, welche uns hier begegnen: die Geheimlehre und der Geheimcult jener an den Namen des sagenberühmten thrakischen Sängers geknüpften Secten, die, wie es scheint, vom sechsten vorchristlichen Jahrhundert an in Athen und an anderen Orten, vor Allem auch im griechischen Unteritalien, ihre Gläubigen durch Weihehandlungen, heilige Lehre und die heiligen Ordnungen des „orphischen Lebens" als die „Reinen" zu jenseitiger Herrlichkeit zu bereiten suchten. Unsere Kenntniß der orphischen Gedankenwelt ist spärlich. Wer aber an das Wenige, was uns erhalten ist, mit der Erinnerung an die Dogmen und Poesien jener indischen Bettelmönche herantritt, mag oft überrascht hier mitten in der Griechenwelt ein Stück Buddhismus vor Augen zu sehen glauben. — Neben den orphischen Secten steht, ihnen eng verwandt, der Bund der Pythagoreer, von einem Manne begründet und nach ihm benannt, dessen mächtige, von tiefstem Ernst erfüllte Persönlichkeit durch die Legendennebel der dürftigen Ueberlieferung hell hindurchleuchtet. Wenn das bekannteste Charakteristicum der pythagoreischen Speculationen der phantastische Versuch ist, in der Zahl das geheimste Wesen aller Dinge aufzuweisen, so muß sich doch unsere Aufmerksamkeit vor Allem auf das Streben dieser eng verbundenen Genossen lenken, durch die reinigende Kraft des „pythagoreischen Lebens" die Seele aus der Haft, als welche man das leibliche Dasein empfand, aus den Banden der Seelenwanderung zu befreien. — Wir dürfen nicht versuchen, die Strömung dieser religiös-philosophischen Speculationen im Griechenland des sechsten und fünften Jahrhunderts durch alle ihre Verzweigungen zu verfolgen. Nur dies muß hier noch hervorgehoben werden, daß der Einfluß der orphischen und pythagoreischen Ideen deutlich erkennbar bis zum Höhepunkte alles griechischen Denkens reicht, bis zu Platon. Platon's Auffassungen von den letzten Zielen des menschlichen Daseins berühren sich auf das Engste mit denen seiner mystischen Vorgänger. Wohl versucht sein Denken mit einer Kraft, von welcher Jene noch weit entfernt sind, die Hüllen des Glaubens und der Phantasie zu sprengen, der vollen wissenschaftlichen Gewißheit sich zu bemächtigen. Aber doch schnell genug, und am schnellsten eben bei den Fragen nach der Menschenseele und ihrem jenseitigen Loose, sieht auch er sich an die Grenze jener Regionen gelangt, zu welchen dem Wissen und Beweisen des Philosophen der Zugang verwehrt ist. Es ist seine Weise, hier nicht Halt zu machen. Wo der Dialektiker schweigen muß, darf der Dichter reden, und so breitet die Poesie Platon's in tiefsinniger

[1]) Die Hauptzüge dieser Bewegung sind zuletzt mit ebenso eindringendem Scharfsinn wie feiner Nachempfindung von E. Rohde, Psyche (1893), S. 395 ff. dargestellt worden, an dessen Auffassungen sich das Folgende, so weit es sich auf griechische Ideen bezieht, vielfach anlehnt.

Schönheit ihre Bilder vom Jenseits aus, von den unterirdischen Schattenreichen und von der Lichtwelt der ewigen Ideen. Er pflegt sich dann wohl auf das zu berufen, was er „von Männern und Frauen, die in den göttlichen Dingen weise sind", gehört hat, was „Pindaros und viele andere unter den Poeten, so viele ihrer göttlich sind", geredet haben: besonders aber sind es eben die Orphiker, aus deren dunkler Weisheit er an solchen Stellen zu schöpfen liebt, Halbverhülltes und Halboffenbares, Gebilde aus jenem selben Zwischenreich zwischen Denken und Dichten, in dessen Dämmerung die Schöpfungen auch des Buddhismus ihr Dasein haben.

Ueberblicken wir nun die Hauptzüge der griechischen und der buddhistischen Gedankenreihen, in welchen wir eine Verwirklichung des oben beschriebenen religionsgeschichtlichen Typus erkennen möchten; durchweg wird sich uns die nahe Verwandtschaft der beiden Ideenkreise bestätigen.

VI.

In Griechenland wie in Indien schließen sich Vereine von Gläubigen zusammen; sie benennen sich mit einem Namen, der auf den wirklichen oder vermeintlichen Stifter hinweist, nach Orpheus und Pythagoras ähnlich wie sich die „Mönchsjünger des Sakyasohnes" benannt haben. In enger Gemeinsamkeit, geschieden von der großen Masse der Draußenstehenden, strebt man dem höchsten Heil zu, das man auf Grund einer Sonderlehre durch eine eigene Technik des geistigen und geistlichen Lebens zu erlangen hofft. Freilich ist, wie schon der neueste Geschichtsschreiber dieser griechischen Bewegungen bemerkt hat, entsprechend den Unterschieden des nationalen Wesens die Absonderung dieser Sectirer von der Welt in Griechenland eine viel mildere als in Indien. Bei den Buddhisten erfaßt die religiöse Idee das ganze Leben der Gläubigen mit unbegrenzter Macht und Härte. Sie zerstört ihr irdisch-weltliches Dasein mit so rücksichtsloser Consequenz, wie nur je eine Idee weltliches Dasein zerstört hat. In der heiligen Legende flieht der Königssohn, der bald zum Buddha werden wird, dem geistlichen Leben nachtrachtend, Nachts aus seinem Palast, in welchem auf blumenbestreutem Lager sein Weib, die junge Mutter mit dem eben geborenen ersten Sohn ruht, den sein Vater noch nicht gesehen hat. Der Legende kommt, wenn vielleicht nicht geschichtliche Glaubwürdigkeit im gewöhnlichen Sinn, so doch volle innere Wahrheit zu. Der Buddhist, auf das Tiefste bewegt von dem Verlangen nach dem ewigen Heil, trennt sich von Haus und Besitz, von Weib und Kind: das sind Fesseln, die ihn an das Erdenleben ketten würden. Er zieht als heimathloser Bettler umher. In Griechenland herrscht ein läßlicheres Wesen. Wohl sehen auch hier jene Gemeinden von Erlösungsuchenden in der Welt des Diesseits eine Stätte der Unreinheit, der Gefangenschaft; aber vollen Ernst damit, dieser Gefangenschaft zu entfliehen, macht man nicht. Man verharrt äußerlich in den Pflichten wie in den Genüssen des Alltagslebens und läßt sich daran genügen, durch die geheime Macht der mystischen Lehre und des mystischen Cultus sich von den Beschränkungen jenes Lebens innerlich zu befreien.

Aus den Gedankenkreisen nun, in welchen sich diese Vereine von Frommen bewegen, hebt sich ein gemeinsamer Grundzug hervor: ihnen allen erscheint diese Welt als ein düsteres Reich des Unfriedens und Leidens. Die symbolische Dichtung der Orphiker läßt Dionysos den Gott von den Titanen zerrissen werden, die selige Einheit alles Seins dem Unheil der Zerstückelung verfallen. Eine andere griechische Fassung aus dem sechsten Jahrhundert erkennt in dem Dasein der Dinge eine Schuld: alle Himmel und alle Welten, aus dem Einen, Unendlichen hervorgegangen, müssen für ihr Unrecht Strafe und Buße zahlen und sich in das, woraus sie geworden sind, auflösen. Ein besonderer Zug wird in die Schätzung dieses Daseins durch Betrachtungen hineingetragen, welche vornehmlich auf Herakleitos, den großen dunkeln Ephesier, zurückgehen. „Alles fließt" — alles Sein ist beständiges Sichwandeln. „In denselben Fluß steigen wir hinein und steigen nicht hinein; wir sind und sind nicht." Dieser rastlose Strom des Werdens und Vergehens durchströmt auch die menschliche Seele, die ihrem Wesen nach eins ist mit dem beweglichsten der Elemente, dem Feuer. Wie das Dasein der Flamme ein beständiges Sterben und Wiedergeborenwerden ist, so lebt die Seele in unaufhörlichem Entstehen und Vergehen, Zuströmen und Abströmen ihrer Elemente; ihre scheinbar ruhige Sichselbstgleichheit ist Täuschung. Der lebens- und bewegungsfrohe Sinn des Herakleitos selbst zwar verlieh diesem Gedanken des ewigen Fließens keineswegs die trübe Farbe der Klage über ein Geschick leidenvoller Ziellosigkeit. Für Denker aber, welche geneigt waren, allein an der Beständigkeit eines höchsten, ewigen Seins Genüge zu finden, mußte jene Auffassung des Erdenlebens mit einem Verzagen an dessen hoffnungsloser Leerheit gleichbedeutend sein. So ist dem Platon diese Welt ein Reich des wesenlosen Scheins; Wahrheit und volles Genügen gibt es allein droben, in der jenseitigen Höhe der ewigen Ideen; zu ihnen sehnt sich die aus ihrer lichten Heimath herabgestürzte Seele in heißem Heimweh zurück.

Neben diese griechischen Gedanken nun halte man ihr indisches Gegenbild. Das Denken der Zeiten, in welchen der Buddhismus sich vorbereitete, bewegt sich ganz wie das des Platon in dem Gegensatz des Seienden und des Vergänglichen. Auf der einen Seite die Weltseele, das große Eine, von allem Leiden unberührt; auf der anderen Seite die Welt der Erscheinungen, das Reich von Hunger und Durst, von Kummer und Wirrsal, von Alter und Tod. Und der Buddhismus sieht in dieser Welt, wie Herakleitos, ein beständiges Strömen des Werdens und Vergehens, ein ruheloses Sichaneinanderketten der Ursachen und Wirkungen, die selbst zu Ursachen werden und ins Unabsehbare neue Wirkungen erzeugen: Frieden gibt es allein im Reich „des Ungeborenen, Ungewordenen, des nicht Gemachten, nicht Gestalteten", im Reich des Nirvana. Ein altbuddhistischer Dialog vergleicht das Dasein mit einem Baum, dessen Wurzel vergänglich und wandelbar ist, und sein Stamm und seine Aeste und Blätter sind vergänglich und wandelbar: wer möchte da meinen, daß eines solchen Baumes Schatten beständig und dem Wandel entnommen sein könne? „Was aber unbeständig ist", fragt der Buddha seine Jünger, „ist das Leiden

oder Freude?" Und sie antworten: „Leiden, Herr." Oder mit den Worten eines zu zahllosen Malen wiederholten Verses:

„Alle Gestaltung ist voll Unbestand,
Dem Werden und Vergehen unterthan.
Sie ist geworden und sie schwindet hin.
Selig des Werdens und Vergehens Ruh!"

Insonderheit finden wir hier auch genau dieselbe Anwendung dieser Grundanschauungen, wie bei Herakleitos, auf die Seele und das Seelenleben. „Was man, ihr Jünger", sagt der Buddha, „Seele nennt oder Geist oder Verstand, das wird bei Nacht wie bei Tage entstehend und vergehend immer ein Anderes." Ausführlicher beschäftigt sich mit diesen Gedanken ein geschichtlich sehr merkwürdiger jüngerer Dialog, welcher durchaus altbuddhistische Auffassungen reproducirt, das Gespräch eines Heiligen mit dem König Milinda, dem aus Münzen wohlbekannten Griechenfürsten Menandros, welcher, wie es scheint, gegen 100 vor Chr. den Nordwesten Indiens beherrschte. Dieser Dialog vergleicht, ganz an Herakleitos anklingend, das Leben der Persönlichkeit mit einer Flamme. „Wie wenn ein Mann, o großer König, eine Leuchte anzündete, würde sie nicht die Nacht hindurch brennen?" — „Ja, Herr, sie würde die Nacht hindurch brennen." — „Wie nun, o großer König, ist die Flamme in der ersten Nachtwache identisch mit der Flamme in der zweiten Nachtwache?" — „Nein, Herr . . . aber an demselben Stoffe haftend hat die Leuchte die ganze Nacht gebrannt". — „So schließt sich auch, o großer König, die Kette der Wesenselemente zusammen. Das Eine entsteht, das Andre vergeht. Ohne Anfang, ohne Ende schließt sich die Kette zusammen."

Die Uebereinstimmung der griechischen und der indischen Vorstellungen vom Wesen und den Geschicken der menschlichen Seele geht aber noch weiter. Wie wirkt auf sie das allbeherrschende, leidenbringende Gesetz des unabsehbaren Werdens und Vergehens? Jene griechischen Denker wie die Buddhisten beantworten diese Frage mit der Lehre von der Seelenwanderung. Auf das Sterben folgt Wiedergeborenwerden — nicht nothwendig in menschlicher Gestalt, sondern etwa auch in göttlicher oder in thierischer —, auf die Wiedergeburt folgt neues Sterben und neue Geburt; das einzelne Dasein ist nur ein verschwindendes Glied einer großen Daseinskette, in welche gefesselt zu sein tiefes Leiden ist. Die Orphiker stellen die Seelenwanderung unter dem Bilde eines Kreises oder Rades vor. Sie sprechen von dem Rad des Geschickes und der Geburt; als letztes Ziel des Strebens erscheint es ihnen,

„Sich von dem Kreise zu lösen und aufzunehmen vom Elend."

Auf der Inschrift eines Goldplättchens aus einem Grabe nahe dem alten Sybaris sagt die Seele des Bestatteten, eines Orphikers, für welchen man Erlöstsein von der Seelenwanderung in Anspruch nahm:

„Bin entflogen dem Kreise voll Leid, dem mühebeladnen."

Man denke sich den Tonfall solcher Hexameter in die hin und her wogende Bewegung des indischen Slokamaßes verwandelt, und man wird sich mitten in der Welt der buddhistischen Dichtung fühlen. Ein buddhistischer Spruch sagt:

Lang ist dem Wachenden die Nacht,
Dem müden Wandrer lang der Weg,
Lang der Wiedergeburten Qual,
Dem, der nicht schaut der Wahrheit Licht."

Und ein andrer Spruch, welchen der Buddha gesprochen haben soll, als er nach schweren Kämpfen die erlösende Erkenntniß errungen hatte: er triumphirt darüber, daß er den bösen Feind, die immer von Neuem das Haus des Leibes wieder bauenden Mächte irdischen Wesens durchschaut und von sich abgethan hat:

„Den Wiedergeburtsweg endlos
Habe vergeblich ich durchirrt,
Des Daseins Baumeister suchend;
Leidvoll ist der Geburten Loos.

Hauserbauer! Entdeckt bist du!
Nicht wirst du wieder bau'n das Haus.
Zerbrochen sind die Balken dein,
Des Hauses Zinnen sind zerstört.
Das Herz, dem Irdischen entfloh'n,
Hat alles Wollens End' erreicht."

Und ganz wie die Orphiker die Daseinsverkettung der Seelenwanderung mit einem Kreise oder Rade vergleichen, reden auch die Buddhisten von dem „Rade der Existenzen". Buddhistische Malereien zeigen dies Rad des von der Seelenwanderung beherrschten Daseins in der Weise, daß immer zwischen zwei Speichen eine Stufe der Existenz wie Menschenwelt, Thierwelt, Himmel, Hölle bildlich dargestellt ist; neben dem Rade sieht man die Gestalt des Buddha, der als der Erlöste außerhalb des Rollens der Existenzen steht. In dem oben erwähnten Dialog verlangt König Milinda von dem Heiligen ein Gleichniß für die unabsehbar anfangslose Seelenwanderung: da zeichnet der Heilige einen Kreis auf den Boden und fragt: „Hat dieser Kreis ein Ende, großer König?" — „Das hat er nicht, o Herr." — „So bewegt sich auch," belehrt ihn der Heilige, „der Kreislauf der Geburten." — „Gibt es also ein Ende dieser Verkettung?" — „Das gibt es nicht, o Herr." — Wie aber der orphische Glaube den Erlösten „dem Kreise entflogen" sein läßt, sagt ein altbuddhistischer Spruch:

„Der Schwan durchzieht der Sonne Aetherpfade;
Der Lüfte Reich durchfliegen Zauberkund'ge:
Der Weisheitsreiche eilt aus dieser Welt,
Den Todesfürsten und sein Heer bezwingend."

Nur ein kurzer Blick möge hier noch auf einige der speciellen Züge geworfen werden, welche diesem Seelenwanderungsglauben in Indien wie in Griechenland eigen sind. Man wird dabei sehen, wie die gleiche Grundnatur der Vorstellungsweise sich in der übereinstimmenden Gestaltung auch von Details hüben und drüben als wirksam erweist.

Ein auf beiden Seiten sehr hervortretender Zug ist die so begreifliche Verknüpfung des Seelenwanderungsglaubens mit der Idee der moralischen Wiedervergeltung. Das Gute oder Böse, das der Mensch in diesem Leben gethan, wird in einem andern Leben ihm wieder gethan oder ihm durch die Seligkeit von Himmelswelten, die Pein von Höllenreichen vergolten werden.

Hier traten nun natürlich die Kräfte der populären, von der Blässe des abstracten Denkens weit entfernten Phantasie in Thätigkeit. Dichtungen veranschaulichten in mancherlei Bildern die Schrecken der Unterwelt; ein Poem „die Niederfahrt zum Hades" gab es bei den Orphikern und ein gleichnamiges bei den Pythagoreern; in der buddhistischen Literatur aber wuchern geradezu solche massenhaft auftretende, mit moralisirenden Pointen angefüllte Schilderungen des Hinabsteigens heiliger Männer in die Höllenreiche und der dort von ihnen geschauten Furchtbarkeiten[1]). Diesen Schrecken gegenüber stehen die himmlischen Wonnen: und hier erscheint nun ein charakteristischer Zug, der bei den Buddhisten stark betont wird, genau übereinstimmend aber wenigstens gelegentlich auch in Griechenland auftritt. Empedokles spricht den Göttern die Unsterblichkeit ab; sie sind langlebig, aber nicht ewig. Ganz so haben auch die Götter des Veda für die Buddhisten aufgehört, unsterblich zu sein; die Ueberzeugung von der Vergänglichkeit *aller* Existenz kann auch den Göttern kein ewiges Dasein zugestehen. In ihrer Lebensdauer die menschlichen Maßstäbe unvergleichlich überragend, sind sie doch in die Verkettung der Seelenwanderung verflochten; der Mensch, der tadellos gelebt hat, darf hoffen, in einer neuen Existenz als ein Gott wiedergeboren zu werden. Es kann in der Religionsgeschichte kein anschaulicheres Beispiel als dies Schicksal der alten Götter dafür geben, wie eine Vorstellung im Lauf der Zeiten ihre ursprüngliche Bedeutung, das ihr eigene Leben verloren hat, aber als Ueberlebsel in ein neues Zeitalter hinein sich erhält und von diesem, der veränderten Weltanschauung entsprechend, mit neuem Inhalt erfüllt wird.

Als ein anderer gemeinsamer griechisch-indischer Zug des Seelenwanderungsglaubens sei erwähnt, daß bei beiden Völkern besonders erleuchtete Männer in dem Ruf standen, sich der von ihnen selbst und von Anderen durchgemachten früheren Verkörperungen zu erinnern. Pythagoras, von dem es hieß:

„Wenn er mit Macht anspannte die vollen Kräfte des Geistes
Konnt' er leicht überschau'n die Geschicke jeglichen Daseins
Durch zehn, ja durch zwanzig der menschlichen Lebensalter —"

soll Erlebnisse aus seinen eigenen vergangenen Existenzen erzählt haben. Empedokles sagte:

„Und so bin ich dereinst ein Knabe gewesen, ein Mädchen,
Und ein Strauch und ein Adler, ein stummer Fisch in der Salzfluth."

Ganz so, nur aus dem Wunderbaren ins Maßlos-Wunderbarste gesteigert, läßt der buddhistische Glaube dem Buddha in jener heiligen Nacht, in welcher er die erlösende Erkenntniß erschaut, visionsartig das Bild seiner vergangenen Existenzen durch Hunderttausende von Geburten vor die Seele treten. Geschichten, welche die buntesten Erlebnisse aus diesen vergangenen Existenzen des Buddha selbst, seiner Jünger und Gegner mit Nutzanwendungen aller Art berichteten, gehörten zu den beliebtesten Elementen der populären buddhistischen Literatur. Man erzählte von vielen hundert Wiedergeburten

[1]) Wir dürfen hier auf die schöne Darstellung verweisen, welche L. Scherman (Materialien zur Geschichte der indischen Visionsliteratur, 1892) von diesen Phantasien gegeben hat.

des Buddha, bald als König, bald als frommer Einsiedler, oder als Hofmann oder als Gott oder als Löwe oder Affe oder Fisch: es ist bekannt, von welch' unschätzbarem Werth diese Erzählungen und Fabeln mit ihren oft über die ganze Erde hin wiederkehrenden Motiven für die Folklore-Forschung unserer Zeit sind.

VII.

Dem Reich der Seelenwanderung mit ihren Leiden steht, für die griechischen Denker nicht anders als für die buddhistischen, eine Welt der Freiheit, des Aufhörens aller Leiden gegenüber. Wenn der jugendliche Sinn der alten Zeit das höchste Glück des Daseins in Macht und Sieg, in Reichthum und langem Leben erblickt hatte, heißt das Ziel jetzt Erlösung von dem Elend des Werdens und Vergehens, Ruhe in der stillen Lichtwelt der Ewigkeit. Unter den Griechen sprechen, wie wir schon oben gesehen haben, die Orphiker davon, „sich von dem Kreise zu lösen", „dem Kreise zu entfliegen". Platon läßt die Seele, den Wanderungen entnommen, in „die Gemeinschaft des Göttlichen, Reinen, sich selbst Gleichen" eingehen. Bald tritt mehr die negative Seele des Ideals hervor, das Befreitsein vom Daseinsleid, bald die positive höchster, unwandelbarer Seligkeit. Gegenüber der Versuchung, den Zustand der Vollendung in allzu farbiger Concretheit zu schildern, hat man sich im Ganzen, wie es scheint, mit einer gewissen Scheu zurückgehalten: diese schönsten Wohnungen der Seele sind nicht leicht zu beschreiben, sagt Platon. Ueberall aber befindet man sich hier in der nächsten Nähe buddhistischer Vorstellungen. Der Buddha sagt zu den Seinen: „Wie das große Meer, ihr Jünger, nur von einem Geschmack durchdrungen ist, vom Geschmack des Salzes, also ist auch, ihr Jünger, diese Lehre und diese Ordnung nur von einem Geschmack durchdrungen, vom Geschmack der Erlösung." „Es gibt, ihr Jünger, eine Stätte, wo nicht Erde noch Wasser ist, nicht Licht noch Luft . . . nicht diese Welt noch jene Welt, weder Sonne noch Mond. Das heiße ich, ihr Jünger, weder Kommen noch Gehen noch Stehen, weder Sterben noch Geburt. Ohne Grundlage, ohne Fortgang, ohne Halt ist es: das ist des Leidens Ende" Bald klingen die Wendungen der buddhistischen Texte, in welchen von diesem letzten Ziel, dem Nirvana, die Rede ist, als handle es sich um ein Aufhören alles Seins, um das Nichts; bald scheint mehr auf eine höchste Vollendung gedeutet zu werden, die alles Begreifen und jeden Ausdruck unendlich übersteigt. Im Ganzen ist die Färbung dieser Gedanken doch eine merklich negativere als in Griechenland, und mit größerer Entschiedenheit wird die Beantwortung aller zu weit gehenden Fragen abgelehnt. „Der Erlöste," heißt es, „ist frei davon, daß sein Wesen mit den Zahlen der Körperwelt zählbar wäre; er ist tief, unermeßlich, unergründlich wie der große Ocean." Und ein anderes Mal sagt der Buddha zu einem Jünger, der sich mit seinen Fragen über das Dasein des Erlösten nicht zum Schweigen bringen lassen will: „Was von mir nicht offenbart ist, das laß unoffenbart bleiben."

Die Vorstellungen über den Weg, welcher zu dem letzten, höchsten Ziel führt, haben sich in Griechenland in rascher Entwicklung verinnerlicht und

vertieft. Die älteren Zeiten stehen hier noch wesentlich unter dem Einfluß von religiösen Gebilden, die den Stil fernster Vergangenheit an sich tragen. Man weiß, welches im Cultus der Naturvölker die geläufige Praxis für den ist, der sich übernatürliche Zaubermacht aneignen, schädliche Geister, todbringende Zauberstubstanzen u. dgl. von sich fern halten will. Er fastet und zieht sich in die Einsamkeit zurück; er vermeidet Alles, was zum Tode oder ähnlichen Gefahren in Beziehung steht, z. B. Speisen, die aus irgend einem Grunde für verwandt mit dem Todtenreich gelten; er ruft durch Mittel verschiedener Art ekstatische Zustände in sich hervor. Diese Technik uralter Zauberkunst, neuen Zwecken angepaßt, erhält sich in Griechenland wie anderwärts mit unverwüstlicher Zähigkeit lebendig. Man hat mit Recht bemerkt, daß eine Gestalt wie die des Epimenides — eines durch ganz Griechenland berühmten Meisters geheimer Weisheit um 600 v. Chr. — eine Reihe von Zügen trägt, welche durchaus dem Typus des wilden Medicinmanns zugehören: Fasten und Einsamkeit, geheimnißvoller Verkehr mit Geistern, lange Ekstasen, in denen er seine „enthusiastische Weisheit" erwirbt. Speiseverbote und, wenn dieser ethnologische Ausdruck gestattet ist, die Beobachtung von Tabus verschiedener Art, bei welchen besonders die Scheu vor allen irgendwie zum Todtenreiche in Beziehung stehenden Dingen hervortritt, sind dann ein Hauptvehikel geistigen Strebens bei Orphikern und Pythagoreern. Aber immer mehr und mehr dringt hier bald der Geist einer neuen Zeit ein. Die wahre Enthaltung und Reinheit, so lehrt Platon, ist die Reinigung der Seele von der Sinnenwelt, die Befreiung von den Leidenschaften und Begierden, welche die Seele „wie mit einem Nagel an den Leib annageln" und sie zwingen, in immer neuen Verkörperungen wiedergeboren zu werden. Die Löserin aber von diesen Fesseln ist die Philosophie, die rechte Bereiterin zum Sterben. Sie führt aus der Welt des Werdens in die des Seins, in das Reich der ewigen Ideen. Der selige Moment einer plötzlichen Vision: vor den Augen des Denkers zerreißt der Vorhang, und der Anblick der Wahrheit strahlt ihm entgegen, in deren Lichtglanz sich tauchend die Seele aus der Welt der Vergänglichkeit frei wird. In dieses Anschauens Glück fühlt der Philosoph sich schon hienieden auf den Inseln der Seligen. Der Tod aber entnimmt die Seele dessen, der „durch Philosophie sich völlig gereinigt hat", für immer der Leiblichkeit; sie geht ein „in das ihr Verwandte, das Unsichtbare, Göttliche, Unsterbliche, Weise".

Hier hat die Vorstellungsreihe, welche wir betrachten, ihr Ende erreicht. Bis zu diesem Ende aber läuft die indische Parallellinie in immer gleichbleibender Nähe neben der griechischen her. Auch in Indien versucht man im Zeitalter des Buddha mit denselben Mitteln des alten Zaubercultus, welche wir in Griechenland antreffen, die neuen Ziele geistlichen Trachtens zu erreichen. Man zieht sich in die Einsamkeit zurück; man erschöpft sich in hartem Fasten; man entwickelt eine förmliche Technik ekstatischer Zustände. Der Buddhismus seinerseits verwirft das Fasten, wie er alle Selbstquälerei verwirft; großes Gewicht aber legt er auf die Pflege jener ekstatischen Versenkungen, in deren gehobener Stille man fern von der Gestaltenfülle der Sinnenwelt

eine Vorahnung des Aufhörens alles Vergänglichen zu genießen meinte. Bei einem der alten Mönchspoeten heißt es:

„Wenn die Donnerwolke die Trommel rührt,
Auf der Vögel Pfaden der Regen rauscht,
Und in stiller Bergesgrotte der Mönch
Der Versenkung pflegt: kein Glück wie dies!

Wenn am Ufer von Strömen blumenumblüht,
Die der Wälder bunte Krone kränzt,
Er in seliger Ruh' der Versenkung pflegt,
Kein Glück mag ihm werden, das diesem gleicht."

Vor Allem aber ist das, was vom Weltleid erlöst, das Ueberwinden alles Begehrens, des „Durstes, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt", und die Erlangung der reinen, höchsten Erkenntniß. „Wer ihn bezwingt, den Durst, den verächtlichen, dem schwer zu entrinnen ist in der Welt, von dem fällt das Leid ab wie der Wassertropfen von der Lotusblume." Bezwungen aber wird der Daseinsdurst durch die Erkenntniß — jene Erkenntniß, welche das Leiden des Werdens und Vergehens und das Aufhören des Leidens in der Loslösung von dieser Welt enthüllt. Es gilt von dem indischen Glauben nicht anders als vom griechischen: wie Werth oder Unwerth des Daseins ganz auf dem verhängnißvollen Spiel großer kosmischer Mächte beruht, so richtet sich das Streben des Frommen, Weisen nicht mehr darauf, durch die Freundschaft gnädiger Götter der Lebensgüter theilhaft zu werden, sondern darauf, den unermeßlichen Weltproceß zu durchschauen, um als Kundiger sich die Stätte zu bereiten, wo gut sein ist. Der Glaube der Buddhisten läßt, platonischen Gedanken ähnlich, diese erlösende Erkenntniß nach einem durch zahllose Wiedergeburten hindurchreichenden unablässigen Streben in der Erleuchtung eines unvergleichlichen Augenblickes dem Suchenden zu Theil werden. Für wen dieser Augenblick gekommen ist, der hat „die Erlösung erlangt und von Angesicht zu Angesicht erblickt". Er lebt auf Erden weiter, der buddhistische Erkennende ähnlich wie der Philosoph Platons, als ein Vollendeter, der seinem tiefsten Wesen nach nicht mehr Bürger der Erdenwelt ist. „Der Mönch, der Lust und Begier von sich abgethan hat, der weisheitsreiche, er hat hienieden die Erlösung vom Tode erreicht, die Ruhe, das Nirvana, die ewige Stätte." Und wenn das Ende dieses Daseins gekommen ist, verschwindet er in jener räthselhaften Tiefe, nach welcher der Buddha den Seinen zu fragen verboten hat, ob sie ein höchstes Sein bedeutet oder das Nichts. —

Der Naturforscher, der sich mit einem Zellgewebe beschäftigt, erhält sehr verschiedene Bilder desselben Objects je nach der Richtung, in welcher er seine Durchschnitte legt. Die Richtung, in der wir den Buddhismus betrachtet haben, ließ uns in den Grundgedanken seiner Weltanschauung die engste Verwandtschaft mit Lehren der Orphiker, der Pythagoreer, des Platon erkennen. Aber wir dürfen nicht unterlassen, zum Schluß, wenn auch nur mit wenigen Worten, darauf hinzudeuten, daß andre Richtungen der Betrachtung uns ganz andere Gebilde vor Augen führen und andere Vergleichungen herausfordern würden. Sehen wir auf die Person des großen indischen Verkündigers jener

Ideen, so finden wir den Buddha in der ganzen Erscheinung seines Daseins, in der Art seines Lehrens und Wirkens von den griechischen Denkern so tief verschieden, wie eben orientalisches Wesen von hellenischem verschieden ist. Ein Nimbus sein Leben begleitender und verherrlichender Wunder, der Ausdruck seiner das Universum überragenden Hoheit, krönt sein Bild, wie er das irdisch-menschliche Bild des Pythagoras oder Platon nicht krönen konnte. Hier sind es nicht mehr die Regionen der griechischen Philosophie, hier sind es die Evangelien, in deren Nähe uns die buddhistische Tradition zu führen scheint. In der That ist man hier — meines Erachtens mit Unrecht — so weit gegangen, aus den in die Augen fallenden Aehnlichkeiten geradezu auf Uebertragung von Indien nach dem Westen zu schließen. Wie man vermuthet hat, daß Pythagoras aus indischen, dem Buddhismus verwandten Quellen seine Lehren geschöpft habe[1]), so hat auch, entsprechend den verschiedenen Seiten, von welchen man den Buddhismus betrachtete, die Annahme ihre Vertreter gefunden, daß buddhistische Vorbilder großen Partieen der Evangelien zu Grunde liegen; etwa in Alexandria oder in Antiochia soll der Verkehr christlicher Schriftsteller mit buddhistischen Sendboten lange Reihen von Erzählungen, Sprüchen, Gleichnissen aus der indischen Literatur in die des Neuen Testaments hinübergeführt haben. Man könnte weiter fortfahren: faßt man nach der Person des Buddha und nach seiner Lehre auch das dritte Glied der alten buddhistischen Trinität, die Gemeinde, ins Auge, so werden die bis in die ältesten Zeiten zurückgehenden Regeln dieses Bettelmönchsordens mit seiner tiefen Weltabgewandtheit, mit dem Ernst seiner Gebote von Armuth und Keuschheit, mit der langen Reihe seiner Vorschriften über die Würde und Zurückhaltung, die sich in Gang und Blick, in der Weise des Essens und Trinkens, in jeder Bewegung auszuprägen hat, lebendig genug im Großen wie im Kleinen und Kleinsten an christliches Mönchsthum erinnern. Ich meine, daß in allen diesen Beziehungen die Gleichartigkeit der geschichtlichen Ursachen, welche hüben und drüben gewirkt haben, uns genügen darf und muß, um diese Aehnlichkeiten zu erklären — um es zu erklären, daß in den uns näheren Culturgebieten einzeln und zerstreut Gebilde uns entgegentreten so eng verwandt denen, welche sich auf dem Höhepunkt der Geschichte Indiens, beseelt von indischem Lebensathem, im Buddhismus zu einem so festgefügten und bedeutenden Ganzen zusammengeschlossen haben.

[1]) Bis zu welchem Extrem diese Ansicht gegenwärtig von den Enthusiasten des Glaubens an indische Einwirkungen auf das Abendland getrieben wird, zeigt beispielsweise Herr Merwin-Marie Snell, Präsident der Scientific Section of the Parliament of Religions (Chicago), der recht kurz und bündig von dem Hinduised Hellenism of Pythagoras and Plato spricht. Derselbe erklärt nicht minder bündig, daß sich wenig, sehr wenig von hohen Gedanken und Strebungen des Christenthums nicht auf indische Ideen zurückführen läßt.

Neue Briefe von Gottfried Keller.

Mitgetheilt
von
J. Baechtold.

[Nachdruck untersagt.]

15. An Josef Victor Widmann in Bern.

Zürich, 23. September 1875.

Verehrter Herr und Freund! Wessen Geistes Kind der Herausgeber der „Schweizerischen Dichterhalle" ist, können Sie daraus ersehen, daß er mich mit dem Vorgeben ködern wollte, Sie seien bereits zugesagter Mitarbeiter[1]). Sie werden es mir nicht gerade nachtragen, daß ich dessenungeachtet dem Kerl gar nicht geantwortet habe und ihn, sofern er nochmal kommt, gehörig abschwarten werde. Es ist, wie ich höre, der gleiche Betriebsame, der vor einem oder zwei Jahren im Canton Appenzell, wo die ärztliche Praxis frei ist, sich als siebzehnjähriger Mensch zur Behandlung der Frauenkrankheiten öffentlich empfohlen hat.

Uebrigens wachsen mir, abgesehen von vorliegendem Fall, und so sehr ich ein Freund der Deutschen bin und ein Angehöriger ihrer Literatur sein mag, doch diese fortwährenden Anläufe deutscher Speculanten, der sogenannten schweizerischen Poesie und Literatur unter die Arme zu greifen, nachgerade zum Halse heraus, und das augenblickliche Anbeißen unserer von Eitelkeit und Druckfieber geplagten Dilettantenwelt erregt jedesmal aufrichtigen Verdruß und Verachtung. Das Unternehmen des gegenwärtigen Bummlers ist zudem eine pure Nachahmung der glorreichen „Deutschen Dichterhalle", welche ich mir seit drei Jahren zum Spaße halte und trotz der Betheiligung mancher namhaften Leute zu pathologischen Studien gebrauche, die in reichlichem Maße, was Thorheit und Unverbesserlichkeit der Menschen betrifft, dort angestellt werden können.

Ich habe Ihnen nachträglich meinen besten Dank abzustatten für die freundliche Sendung der „Bezähmten Widerspenstigen"[2]). Ich habe eine un-

[1]) Widmann an G. Keller, 23. September 1875: „Der Redactor der ‚Schweizerischen Dichterhalle' — horribile auditu! — (ein Deutscher) macht mir die naive Zumuthung, ich solle Sie für sein Blatt zum Mitarbeiter gewinnen."

[2]) Widmann's Libretto zu der Oper von Götz.

richtige Darstellung in irgend einer Kritik, die meine Neugierde erregt hatte, nicht bestätigt gefunden. Uebrigens gratulire ich Ihnen zu der glücklichen und leichten Behandlung.

Die Empfindungen über die psychologische Section durch Kritiker wie Vischer und Auerbach[1]) sind nicht sehr scheinlich; denn wo die Herren Anatomen, so erfreulich und fördernd ihre Arbeiten sind, das psychologische Gras im betreffenden Object wollen wachsen hören, sind sie meistens auf dem Holzweg, und der Betreffende kann dazu lachen.

Was schweizerische Poesie betrifft, so ließe sich jetzt in der That eher, als vor einigen Jahren, einmal ein mit einiger Auswahl und Exclusivität confidentiell entstandenes Lebenszeichen auf dem Wege eines einzelnen Sammelbändchens zu Wege bringen, wenn einmal geschweizert sein muß in solchen Dingen. Die jetzige auffallende Impotenz in Deutschland (vide „Dichterhalle" ꝛc.) würde ein solches Vorgehen motiviren, um den publicistischen und literarischen Schwätzern eins auf die Finger zu geben (nämlich wegen des fortwährenden Gethues, als ob von der Schweiz aus nur schwer was kommen könne). Aber ich möchte damit die ewigen Gründer einer schweizerischen literarischen Hausindustrie keineswegs unterstützen. Es dürften auch höchstens sechs bis sieben Leute zugezogen werden, und unter der Voraussetzung, daß Jeder etwas Rechtes zu geben bestrebt sein würde, kein Wiedergekautes, kein Alpenrösliches ꝛc.

Ueberlegen Sie das Ding auch ein wenig; vielleicht sprechen wir einmal darüber. Ihr herzlich grüßender G. Keller.

16. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 8. October 1875.

Aus dem Poststempel Ihrer neuesten Zusendung ersehe ich, daß Sie wieder in Meran sind und ich Ihnen endlich schreiben kann; denn bisher haben Sie mir es unmöglich gemacht dadurch, daß Sie mir immer am Vorabend vor der Abreise an einen anderen Ort schrieben. Auch hoffte ich, Sie werden einmal ein bißchen hieher kommen, was nicht geschehen ist.

Ihr „Junges Deutschland"[2]) hatte ich zum größten Theil im „Neuen Reich" auf dem hiesigen Museum gelesen, so weit ich dazu kommen konnte; jetzt habe ich es ganz durchgekostet und danke Ihnen dringendst für die Arbeit und das Geschenk. Auf die noch lebenden Gesellen jener Schule muß Ihre Untersuchung einen wunderlichen Eindruck machen, namentlich auf Gutzkow ... Doch haben Sie ihn mit allem Glimpf behandelt und ins richtige Verhältniß gebracht zu den Uebrigen. Das Ganze macht nach allem schon Gelesenen doch einen neuen und frischen Eindruck oder vielmehr den Eindruck eines Neuen und Lehrreichen. Wenn Hebbel's Gestalt weiterhin von derlei Gefolgschaft und Aussichten begleitet ist, so wird es schon deswegen ein Hauptbuch sein.

[1]) Widmann meinte bei Gelegenheit der Auerbach'schen und Vischer'schen Studien über Keller, es müsse wohl eine curiose Empfindung erregen, sich so bei lebendigem Leibe psychologisch erörtert zu sehen.

[2]) Vorläufiger Abschnitt aus Kuh's „Hebbel-Biographie".

Das Erlebniß mit Ihrem neuen Herrn Bruder, das Sie mir von Ratzes aus schilderten, war mir sehr ergötzlich; ich kann mich nicht in die Lage versetzen, nur einen Bruder zu haben, geschweige denn mehrere[1]). Daß ein so wildes Blut den eintönigen „Grünen Heinrich" wiederholt hat lesen mögen, ist ja höchst verwunderlich.

Uebrigens tritt jetzt die Frage der Umarbeitung unverhofft in den Vordergrund. Das Buch ist vergriffen, wie mein jetziger Verleger ausgekundschaftet hat, und er will es in spontaner Weise neu ediren, ohne daß ich den geringsten Anstoß dazu gab. Es prickelt mich nun der Gedanke, ob eine Art Wiedergeburt und Incurssetzung des schief gewickelten armen Teufels möglich ist ohne Gemachtheit und bemerkbare Altersklugheit[2]).

Ich danke Ihnen auch für den Aufsatz über Mörike, der sich, glaub' ich, mit meinem letzten Briefe gekreuzt hat[3]). Die Schrift von Notter habe ich auch längst gelesen[4]). In Ihrer Arbeit aber habe ich lebendigere Bekanntschaft mit dem Verstorbenen gemacht. Es ist, wie wenn ein schöner Junitag dahin wäre mit Mörike, und noch nicht sicher, daß das Bewußtsein auch jetzt noch davon allgemein werde, eine entmuthigende Aussicht für Alle, die nicht auf der Landstraße im Staube und Dreck forttraben.

Mit Vischer's Grabrede müssen wir es nicht so genau nehmen[5]); er fühlt sich einmal als pflichtschuldigen Rhetoren von Beruf und mußte die Rede von einem Tag zum anderen bereit halten, während er immer schwerfälliger und härter wird.

Sie haben gewiß seinen neuesten großen Reiseartikel in der „Augsburger Zeitung" gesehen, wo er die beste Sache durch drei Nummern hindurch er-

[1]) E. Kuh berichtete von Bad Ratzes am Schlern aus am 18. August 1875 von einem jüngeren Bruder, welcher als Kind allerlei Grün-Heinrich's-Einfälle gehabt.

[2]) E. Kuh an G. Keller, 27. October 1875: „Ob Sie eine Umbildung des merkwürdigen Buches unternehmen sollen, darüber getraue ich mich nicht, ein Votum abzugeben; ich thäte es auch dann nicht, wenn Sie ein solches verlangt hätten. Ich bin, seitdem ich meine Vorschläge in Betreff des ‚Grünen Heinrich' an Sie gelangen ließ, in meinen Ansichten über Umbildungen origineller Dichterwerke, welche bereits einer anderen Jahreszeit des Dichters angehören, um Vieles rigoroser geworden. Was sich von dem Blut- und Seelenleben des Urhebers gänzlich losgelöst hat, das können ganz und gar verschiedene Blutwellen nicht umfärben, neue Seelenschwingungen nicht umgestalten, ohne den Lebenspunkt des poetischen Organismus zu schädigen, ja ohne auch die Detailvorzüge zu schwächen oder am Ende in ihr Gegentheil zu verwandeln... Mich dünkt, wenn die gesammelte Kraft, die man Begeisterung nennt, sich Ihres ‚Grünen Heinrich's' bemächtigt, dann sollen oder dürfen Sie sich ihr anvertrauen: wenn jedoch Ihre prickelnden Finger nur dem künstlerischen Geiste gehorchen würden, der das hier und dort Intentionirte jetzt in Formsprache umsetzen und das an manchen Stellen lose Gefügte nunmehr besser gliedern könnte, dann sollten und dürften Sie nicht Hand anlegen. Das Schlimme beim ‚Grünen Heinrich' ist in diesem Betracht der Erbfehler der Production, der zugleich auf das Innigste mit ihrem hohen Werthe und ihrem eigenthümlichen Zauber verschmolzen ist: die kecke Mischung von naivster Darstellung und reifster Ueberlegenheit in Einem Athem."

[3]) Eduard Mörike. Ein Gedenkblatt 1875 (Separatabdruck aus Nr. 134 und 135 der „Wiener Abendpost").

[4]) Eduard Mörike 1875.

[5]) E. Kuh nannte dieselbe (im Anhang bei Notter gedruckt) „phrasenhaft und in eine unleidlich dichterisch-wissenschaftliche Sprache gekleidet".

müdend durcheifert, nämlich die Thierquälerei der Italiener in Recoaro. Diese Schwere, mit der er sich selbst plagt, schmerzt auch Andere, die ihm gut sind.

Wie steht es nun mit Ihrer Gesundheit? Haben Sie gute Aussichten auf den Winter? Wenn die verfluchte Arlbergbahn gemacht wäre, so käme ich sicher diesen Winter einmal über einen Sonntag hinüber; so aber ist's zu weit, und in Oesterreich wird jetzt keine Eisenbahn fertig.

Ihre Bemerkungen über Otto Ludwig's dichterisches Bilderwerk und dessen Haltung glaube ich zu verstehen; doch ist das Geschilderte wohl kein eigentlicher Mangel bei der breiteren Anlage seiner Sachen. Gerade da, um bei seinen Malergleichnissen zu bleiben, ist es am Platze, wenn die Darstellung da und dort ins Helldunkel ausruhen geht. Uebrigens scheint es mir, ich habe seine Bemerkung über mich doch nicht ganz richtig wiedergegeben, obschon es am Ende doch darauf hinausläuft.

Den betreffenden Papierschnitzel[1]) habe ich neulich beizulegen vergessen und thue es nun jetzt, da Sie sich für solche Aeußerung und Gegenäußerung interessiren. Das Günstige und Schmeichelhaftige darin lassen Sie ungesagt sein!

Herzlich grüßend und mich Ihrem Hause empfehlend

Ihr G. Keller.

17. An Frau Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 20. December 1875.

Höchst verehrungswürdige Frau Professorin und Mamma! Ich beglückwünsche Sie nachträglich noch eifrigst wegen Ihres Söhnleins in der Hoffnung, es stehe noch Alles gut mit demselben, die Gesundheit vortrefflich, die Schönheit unvergleichlich, die Gescheitheit über jeden Vergleich erhaben.

Um aber auf dem Pfade der Tugend eine rechtzeitige Einwirkung zu erzielen und das junge Männlein zu einem männlich tüchtigen Gumpan heranbilden zu helfen, übersende ich Ihnen hiemit ein erstes Trinkgeschirrchen; er wird es freilich noch nicht regieren können. Bis dahin aber müssen wir einen Nothbehelf erfinden. Dazu dienen die Basler Leckerli, welche Sie in altem Rothwein einweichen, in Lutschbeutel (schweizerisch: Nüggi) packen und auf diese Weise dem Sprößling ins Mäulchen stecken müssen, damit er sich an den Wein gewöhnt.

Hiermit wünsche ich Euch insgesammt fröhliche Weihnacht und ein glückseliges Neujahr!

Herrn Adolphus werde ich bald einmal schreiben; inzwischen danke ich ihm für den Brief aus Gödöllö[2]) und namentlich für die Photographie der schönen Dame. Für die wiederholten Geschenke dieser Art (er schickt mir nämlich immer Photographien von Schönheiten, die er kennen und lieben gelernt hat) werde ich ihm die Stöpsel der Champagnerflaschen sammeln und schicken, die ich habe trinken helfen, um nur einigermaßen das Gegengewicht zu halten.

Befolgen Sie meinen Rath mit den Lutschbeuteln, damit keine Zeit verloren geht und, bis Sie ein zierliches Matrönlein mit weißen Haaren sind,

[1]) Eine Abschrift der Briefstelle O. Ludwig's über G. Keller.

[2]) Exner weilte damals am Hoflager des Kronprinzen.

der Sohn ein tapferer, ältlicher Weinzapf mit purpurner Nase geworden sein wird, der das Mütterchen ehrt und schätzt und immer noch eins trinkt, wenn er sie ansieht.

Ich selber saufe leider nicht mehr viel: bleibe Wochen lang in meinem Hochsitz Abends zu Hause und trinke Thee. Nächstes Jahr habe ich vorläufig vor, meine Schreiberstelle zu quittiren und ganz den sogenannten Musen zu leben. Ich bin nun so alt, daß es nicht mehr so schlimm gehen kann ohne eine solche Philisterversorgung; und die schönen, langen Tage und Wochen fangen mich doch an zu schmerzen, wenn ich immer vom Zeug weg ans Geschäft laufen muß.

Wenn ich dann schön Geld verdiene mit meinen herrlichen Werken, so reise ich öfter herum und komme ab und zu nach Wien und schleppe den filium in die Conditorei und wo es schön ist.

Bis dahin tausend Grüße an alle Empfänglichen und meine Empfehlung dem Herrn Professor-consort. Ihr G. Keller.

Während ich herumlief, um obige Basler Leckerli und ein Dutzend gute Cigarren zu kaufen, welche ich glaubte, mitlaufen lassen zu können, ist Ihr Brief angekommen, der mich sehr erfreut. Das Bild ist allerliebst und erbaulich; der Knirps sieht wirklich schon gescheit aus, und das Ganze ist wie componirt oder gemalt oder wie man sagt.

In den Läden hat man mir, betreffend die Zollanstalten in Wien, so viel Bedenklichkeiten vorgemacht, daß ich mir nicht getraue, eine Schachtel abzuschicken, aus Furcht, daß wegen der Dummheiten das Becherlein verloren gehen könnte; und doch liegt mir so viel an meinem Projecte punkto rother Nase des Hansel. Aber nicht wahr, wenn auch die Leckerli nicht kommen, so füllen Sie doch die Lutschbeutel mit etwas Anderem? Am besten mit in Wein getauchten Biscuits.

Wenn er brav lutscht, so weitet sich auch der Mund besser aus zu einem angenehmen und gustosen Trinkmaul und läuft nichts daneben.

Ich schicke das Kelchlein also für sich allein, damit es keine Verdrießlichkeit gibt, und nicht vier Wochen dauert, bis es ankommt.

D. ist im October nach Griechenland, jetzt wird er in Italien sein und auf Ostern zurückkommen.

Adolf soll nicht verzweifeln an den Landschaften, die ich ihm schuldig bin.

Nochmals Grüße an Alle, Herrn von Mozart nicht zu vergessen, dessen Ruhm als Unterrichtsmann ich neulich irgendwo gelesen. K.

18. An Bernhard Fries in München[1]).

Zürich, 16. Mai 1876.

Lieber Fries! Ich möchte gern die kunstgewerbliche Ausstellung in München besehen, um mein Gehirn mit allerlei unbestimmten bunten Vorstellungen neu zu düngen und etwas aufzufrischen. Um aber nicht ohne menschlichen

[1]) Nach gütiger Mittheilung von Frau Sophie Fries in München. Ueber Bernhard Fries vergl. Bd. I, S. 335.

Verkehr dabei zu leben, wünschte ich zu wissen, ob Du im Juli noch in München bist. Vom 1. Juli an bin ich nämlich meines Amtes quitt, das ich aufgebe, weil ich nicht mehr zum Schriftstellern komme. Es gibt immer mehr zu thun und wird zugleich äußerlich und geistig immer unbedeutender, ein verrücktes Verhältniß. Erzogen bin ich nun endlich auch, wie ich glaube, so daß ich wohl wieder in die Freiheit hinaus treten darf.

Dein Brief vom letzten Jahre hatte mich gefreut, sonderlich die in Aussicht gestellte Skizze.

Ich kann nöthigenfalls auch im Juni noch für einige Tage abkommen. Suche auch zu erfahren, ob Paul Heyse im Juni oder Juli noch in München bleibt! Ich möchte ihn gerne wegen Handwerkssachen sprechen, da ich mich nun um den „goldenen Boden" des Handwerks werde kümmern müssen.

Grüße ihn bestens, sowie Herrn Oberbaurath Neureuther!

Sodann empfehle ich mich Deiner gutartigen, kleinen Familie, sowie Deiner ferneren eigenen Gewogenheit. Schreibe mir einige Worte!

Dein alter Gottfr. Keller.

Dies Frühjahr war ich an einem Sonntag bei Rothpletz im alten Thurm[1]; er könnte jetzt schweizerischer Gesandter in Berlin werden, wenn er wollte; aber er will bis jetzt nicht, theils wegen Kränklichkeit der Frau, theils aus ökonomischen Bedenken, die man ihm erregt hat.

19. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 8. Juni 1876.

Glauben Sie nicht, daß es für mich eine Actenerledigung heißt, wenn ich wünsche, Ihnen auf Manches, das Sie mir schreiben, zu antworten. Ich werde Sie deshalb lieber mit kürzeren, aber um so frequenteren Briefen bombardiren, bis ich etwas nachgerutscht bin[2].

Daß Sie mit dem Hebbel-Werk zu Ende kommen[3], freut mich sehr, erstens weil ich dasselbe bald in Händen haben werde, zweitens weil Sie dann einer Fessel ledig sind, die Sie befängt. Denn bei allem Respect vor Ihrer Hingebung kann ich mir doch nicht denken, daß Sie Ihre Hauptkraft an der Darstellung der Mitlebenden erschöpfen können; vielmehr glaube ich und hoffe ich, daß Sie nach Bewältigung dieser Kategorieen erst noch breite Lagen ins Ueber- oder Außerpersönliche, ins Vergangene oder Zukünftige abzufeuern sich aufgelegt finden werden. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke.

Ich habe soeben (es ist halb elf Uhr Nachts, und der Mond steht pompös über dem See vor dem offenen Fenster) Ihren reichhaltigen Brief vom 27. October hervorgenommen, um eine Stelle zu suchen, über die ich Ihnen etwas habe antworten wollen.

[1] Oberst Emil Rothpletz, damals in Aarau, jetzt in Zürich, der bekannte Militärschriftsteller und Kunstfreund.

[2] E. Kuh an G. Keller, 26. Mai 1876: „Inständig bitte ich Sie, meine Winterjendungen an Sie nicht als Acten zu betrachten, welche erledigt werden sollen."

[3] Kuh meldete a. a. O., daß er diese seine Lebensarbeit bis im October abzuschließen gedenke.

Wegen der neuen Ausgabe und Gestalt des „Grünen Heinrich“ muß ich Ihnen bald besonders schreiben: die Affaire fängt an zu drängen, da ich nun bereits das vierte Angebot von Verlegern habe, inclusive des alten, der zuletzt auch kommt, nachdem er das Buch fünfundzwanzig Jahre lang verdrießlich in seinem Speicher herumgestoßen hat.

Was ich jetzt vorbringen möchte, ist ein Gegenstück, leibhaftiges Pendant zu Ihrem Silbergroschen-Broteinkaufen in Berlin, womit ich aufwarten kann[1]).

Ich war schon dreißig und ein oder zwei Jahre alt, als ich dort in der Mohrenstraße in einem[2]) schönen Hause wohnte. Ich war in guter Gesellschaft eingeführt, aber wenig bekannt, gerieth in Geldverlegenheit und konnte nicht mehr studentisch verfahren, verstand nicht einmal, auf gute Art ein Mittagessen zu borgen. So hatte ich mich mit wenig Münze hinaus geschwindelt, um die endliche Geldankunft zu erharren, die nicht mehr lange ausbleiben konnte.

So besaß ich eines Abends noch fünf Silbergroschen, als mich ein Bildhauer in die Wagner'sche Bierkneipe abholte, wo verschiedene damalige Notabeln saßen, unter Anderen der verstorbene Melchior Meyr, die nicht recht wußten, was sie aus mir machen sollten und unter sich sagten: Was ist denn das für ein Schweizer? Was thut der hier? u. s. w. Ich trug nur Sorge, daß ich noch einen Groschen übrig behielt, indem ich dachte: du kannst morgen Mittag noch ein Brötchen dafür kaufen, so geht der Tag hin! Richtig, am anderen Mittag überzeuge ich mich, daß das Luder noch da sei, gehe in einen großen Bäckerladen in der Nachbarschaft und nehme einen Groschenwecken, gebe den Groschen. Die lange, etwas verdrießliche, aber elegante und angesehene Bäckerstochter, die mich gewiß alle Tage vorübergehen sah, besieht den Groschen; die Kellnerin vom vorigen Abend hatte mir einen ungültigen, verrufenen Gröschling irgend eines deutschen Raubstaates gegeben, was ich nicht wußte und verstand. Die Bäckerin sagt: Der wird nicht genommen, es ist ein falscher! Ich habe keinen anderen und muß das Brot wieder aus der Hand geben und mich aus dem Laden drücken mit meiner Eßlust, während die Person mich vom Kopf bis zum Fuße betrachtet. Ich fühlte mich zwiefach beschimpft von der betrügerischen Kellnerin wie von der bornirten Bäckerin, der es nicht einfiel, an meine Nothlage zu denken, und die nur froh war, nicht das Opfer eines listigen Cumpans geworden zu sein. Ich brachte den Tag richtig ungegessen zu und mußte am anderen Morgen dann doch Geld borgen, was viel leichter von statten ging als ich geglaubt hatte. Wäre ich aber nicht so unpraktisch gewesen, so hätte ich das kleine, aber bedeutsame Doppelgestirn der beiden Weiber nicht gesehen; denn es ist ja gleichgültig, ob es sich um den Kopf eines Mannes in einer Tragödie oder um einen Groschenwecken handelt.

[1]) Bezieht sich auf ein Erlebniß Kuh's, als er mit seiner jungen Frau in ziemlicher Bedrängniß in Berlin wohnte, und von einem reichen Onkel, der ihn besuchte, baare zehn Hamburger Schillinge bekam (weil dieser die Münze in Wien nicht brauchen konnte und Tag für Tag beim Einkaufen des Brotes neben dem Groschen einen der Schillinge einschmuggelte.

[2]) Keller schreibt: keinem.

Sie haben nun die bessere Kehrseite des Abenteuers erlebt, da Sie nicht eine Widersacherin, sondern einen Genossen in der Noth hatten.

Ich werde, einige Tage ausgenommen, die ich in München wegen der Ausstellung zuzubringen gedenke, um gleich zu Anfang meiner Freiheit in eine recht bunte Formenwelt unterzutauchen, dies Jahr wohl zu Hause bleiben; denn ich will ebenso wohl gleich im Anfang ein gutes Stück rüstig wegarbeiten und, wo immer möglich, die Regelmäßigkeit der Amtsgewöhnung beibehalten. Man verträumt immer noch genug Zeit dabei.

Ich hoffe Sie also hier endlich zu sehen im Herbst und wünsche Ihnen glückliche Kurzeiten [1]). Uebrigens schreibe ich Ihnen dieser Tage wieder einen Fetzen voll.

Bestens grüßend Ihr G. Keller.

20. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 3. März 1877.

Mein hochverehrtes Fräulein! Daß ich die Freude, ein so unerwartetes Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, nur den leidenden Augen der verehrten Frau Ida Freiligrath verdanke, reicht gerade hin, der Freude jene Heftigkeit zu nehmen, die allen Irdischen so schädlich ist. Aber ein großes Vergnügen war es dennoch, das ich empfand, als ich verwunderungsvoll, wer mir denn da so artig und mittheilsam schreibe, die Unterschrift suchte und Ihren Namen fand. Seit vielen Jahren hatte ich nichts mehr von Ihnen gehört und wußte gar nicht, wo Sie in der Welt hingekommen seien, oder ob Sie überhaupt noch leben? So geht es in der Welt; wenn man nur still und geduldig wartet, wie die Katze vor dem Mausloch, so kommen alle guten Dinge wieder einmal zum Vorschein [2]).

In den neuen Gedichten Ferdinand's vermisse ich nicht gerade viele, so weit mein Gedächtniß reicht; bestimmt erinnere ich mich nur einer poetischen Epistel an Wedemeyer in der „Rheinischen Zeitung" nach Art derjenigen, die auf Seite 162 steht, und des Gedichtes auf die Mitraille von Leipzig im

[1]) F. Kuh an G. Keller, 26. Mai 1876 aus Meran: „Besuchen Sie mich nicht im Hochsommer, so besuche ich Sie im Spätherbst, wenn ich lebe." Der letzte Brief Kuh's trägt das Datum des 17. Juni 1876. Er starb am nächsten 30. December in Meran.

[2]) Marie Melos an G. Keller, 10. Februar 1877: „Ohne arrogant sein zu wollen, glaube ich doch, daß das Jahr 1845 auf 46 nicht ganz Ihrem Gedächtniß entschwunden ist. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich damit nicht sagen will, Sie hätten der hervorragenden Persönlichkeiten und des Freundeskreises vergessen, welcher Sie umgab, sondern ich meine nur, daß, wenn dieser in Ihrer Erinnerung auftaucht, vielleicht auch dann und wann ein flüchtiges Erinnern ‚dem Fräulein Moros mit dem Dolch im Gewande', ‚dem Hanskreuz Ferdinand's', wie Sie mich so gern nannten, der ‚Marnschel Marnntel' und was ich sonst für liebliche Namen führte, zu Theil wird. Der Dichter Gottfried Keller durfte weniger besorgt sein, vergessen zu werden. Erstens machte es mir damals in Zürich einen großen Eindruck, daß Sie der erste mir befreundete Mensch waren, der an demselben Tage und in demselben Jahre geboren war wie ich. Zweitens — was Ihnen wahrscheinlich mehr werth ist — bin ich mit Interesse Ihren Dichtungen gefolgt u. s. w."

August 1845, als Prinz Johann auf das Volk schießen ließ. Uebrigens ist in der neuen Sammlung auch manch' kostbares Stück, das ich noch nicht gekannt habe.

Ich glaubte, die Bibliothek sei bereits von einer süddeutschen Stadt angekauft worden, was also eine Zeitungsente gewesen ist. Es wird sich hoffentlich schon ein guter und würdiger Anlaß finden.

Was meine Wenigkeit betrifft, so habe ich allerdings meine Amtsthätigkeit aufgegeben, um vor Thorschluß noch mein schriftstellerisches Pensum schnell nachzuholen. Leider ist fast Alles weggestorben, was ehemals mein nachsichtiges kleines Publicum gebildet hat; vor Allem hätte ich mich gefreut, wenn ich auch Freiligrath vielleicht noch ein bißchen Spaß hätte machen können.

Doch lebt auch noch dieser oder jener Zeuge früherer Tage und hauptsächlich in Ihnen, verehrtes Fräulein, ja eine ganz vorzügliche Altersgenossin! Daß wir am gleichen Tage geboren seien, habe ich noch gar nicht einmal gewußt; wissen Sie es auch gewiß? Meinerseits bin ich am 19. Juli 1819 zur Welt gekommen; nun sehen Sie 'mal nach!

Sollte ich das Vergnügen haben, mit Ihnen bei irgend einer Kindstaufe zusammenzutreffen, so werde ich dazu einen neuen Frack machen lassen; sorgen Sie nur dafür, daß uns bald Jemand zu Gevatter bittet [1]).

Ich empfehle mich allerschönstens Ihrer verehrten Frau Schwester und wünsche ihren Augen gute Besserung und sorgliche Schonung. Ihnen selbst wünsche ich gleichfalls die beste Gesundheit und fortgesetztes Wohlwollen gegen Jedermann, der es verdient, wozu ich hoffentlich alsdann auch gehöre. Ihr von jeher freundschaftlich Angehöriger G. Keller.

21. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 31. Januar 1878.

Verehrte, gütige und liebenswürdigste Fräulein und Freundin! Sie haben nun gesehen, wie pedantisch ich im Briefschreiben bin und in der Dankbarkeit; ich will mich aber nicht lang rechtfertigen oder entschuldigen, zumal ich Ihnen zutraue, daß Sie es mich nicht entgelten lassen. Auch haben Sie einige Strafe verdient wegen der verdächtigen Flattusen, die Sie meinem alten Marterroman machen.

Den „Zürcher Novellen", die ich sogleich kunstreich zu verpacken gedenke, lege ich zwei Photographien bei, wie Sie zur Hälfte befohlen haben; es ist aber keine natürlich und ungezwungen ausgefallen, die kleinere sieht aus wie ein Schulmeister und die größere wie ein Schuster; nur in der Verwitterung sind beide treu. Uebrigens sehe ich soeben, daß ich das Papier verkehrt aufgelegt habe.

Die Frau Ludmilla Assing habe ich letztes Jahr nicht sehen können. Sie citirte mich brieflich auf eine bestimmte Zeit in den Gasthof; es war mir nicht möglich, hinzugehen, und so verschwand sie denn wieder vom hiesigen Horizonte, ohne daß ich etwas Weiteres vernahm.

[1]) Vergl. „Gottfried Keller's Leben", Bd. II, S. 130, Anmerkung.

Letzten Sonntag mußte ich an ein Leichenbegängniß in Hottingen und kam auf dem Wege an dem Hause oder den Häusern vorüber, wo im Jahr 1846 Freiligraths und Wilhelm Schulz gewohnt haben und eine gewisse Fräulein Marie Melos. Fast Alles ist todt aus jener Zeit. Einen verrückten Lehrer Ludolf, der auch in dem Zangger-Hause wohnte, traf ich später in Heidelberg noch viel verrückter.

Die Geburtstagssitten kann ich hier nun nicht mehr ändern, und wenn ich aller Welt gratulirte, so würde mir es doch Niemand thun als Sie[1]). Ich will mich daher lediglich an Sie halten in diesem Punkt, und wir wollen, so lange Sie mir noch gewogen bleiben, fleißige gegenseitige Gratulanten sein.

Soeben entdecke ich in Ihrem lieben Briefe wieder die anonyme Verehrerin, welche Sie zu ‚kennen' vorgeben. Behalten Sie mir dieselbe warm und den Namen für sich, so komme ich nicht in Versuchung[2]).

Meine Schwester dankt höflich für den freundlichen Gruß und erwidert denselben herzlichst, d. h. so herzlich die nüchterne Person es mit gutem Willen im Stande ist; denn sie hat niemals aus den himmlischen Quellen der oberen Bergpartieen getrunken, wo die Schafherden der Dichtersippschaften weiden und die Musen auf kleinen Melkstühlen sitzen.

Dafür füge ich aber um so feuriger meine eigenen Grüße bei als

Ihr ergebener Gottfr. Keller.

22. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 25. Juni 1878.

Ihr Pfingstbrief, lieber Mann und Freund, hat mich zu guter Stunde getroffen und mir zugleich den kleinen Aerger wieder wach gerufen, den ich empfunden, als kaum zwei Tage nach ihrer neulichen Weiterreise das Wetter hier in Zürich plötzlich so schön geworden war, daß das Land weit herum in Einer krystallenen Bläue schwamm und das ganze Gebirge mit seinen hundert Gipfeln wie frische Milch glänzte. Diese jedesmalige Verhexung des Wetters, wenn Fremde kommen, ist darum so verdrießlich, weil das Einzige, was man hier im Ganzen und in hundert Einzelheiten zu zeigen hat und die Gemüther aufthut, sich hartnäckig verbirgt und gar nicht existirt. Daß die guten Freunde zuweilen aus schöneren und reicheren Geländen herkommen, wie gerade bei Ihnen der Fall war, bringt man nicht in Rechnung

Für den gütigen Gruß der Frau Gemahlin und Kinder danke ich herzlichst und bitte, denselben in meinem Namen ergebenst zu erwidern. Von Paul Heyse habe ich fast gleichzeitig auch einen Brief bekommen, ebenfalls veranlaßt durch die holperigen Verse in der „Rundschau". Er schrieb, daß er im Juli nach St. Moritz gehen werde," ob er über Zürich fährt, weiß ich noch nicht.

[1]) Marie Melos an G. Keller, 21. September 1877: „Entsagen Sie der Unsitte Ihres Landes, den Geburtstag unbemerkt vorüber gehen zu lassen! Ich finde das sehr garstig und undankbar für allen Segen, den uns das Leben bringt."

[2]) a. a. O.: „Eine Dame („Namen nennen Dich nicht," da ich Sie so gerne neugierig machen möchte), die hier im Hause wohnt, schwärmt auch für die „Zürcher Novellen".

Vielleicht gehe ich im September einige Tage nach München. Leider befindet er sich, mit der Frau, immer noch nicht wohl. Der wiederholte Verlust heranwachsender Kinder scheint ihn gründlich anzugreifen, und es ist schmerzlich, zu sehen, wie er das Gefühl des Unglücks und die Vergeblichkeit gutgemeinten Freundestrostes zu entschuldigen sucht.

Wegen meiner Altersgedichte war ich besorgt, daß man mich für einen alten Velleitäten-Esel halten könnte. Nun ist es so weit noch gnädig abgelaufen; dennoch habe ich mit bösem Gewissen gestern noch einen Schub abgeschickt. Der „Has von Ueberlingen" scheint, wie ich mir halb und halb gedacht habe, nicht deutlich und nothwendig genug zu sein. Der Stoff ist, wie „Der Narr", aus der sog. Zimmerischen Chronik, die erst vor einiger Zeit vom litterarischen Verein in Stuttgart publicirt wurde. Der Bürgersmann Has existirte wirklich und suchte, wie es scheint, den Tod, welcher alte Leute und Kranke gern mit den Temperaturveränderungen des Märzmonates heimsucht, durch eine echt germanische symbolische Handlung abzuwehren, nach alterthümlicher Weise. Meine Meinung war nun, die poetische Nutzanwendung zu ziehen, daß Tapferkeit des Gemüthes den Menschen am längsten aufrecht hält, freilich, ohne daß er dadurch vor der endgültigen schließlichen Niederlage geschützt ist ꝛc. Daß Has seinen letzten Märzen auch noch überlebte, dann aber gleich am ersten April starb, steht auch in der Chronik und schien mir ein charakteristischer, hübscher Zug zu sein. Aber wie gesagt, das Ding ist nicht prägnant und opportun genug.

Dagegen muß ich „Venus von Milo", wenn es der Mühe werth ist, von dieser Kleinigkeit viel zu reden, etwas vertheidigen[1]). Ich brauche schon aus formalen Gründen das dunkle und gemeine Gerümpel des Einganges, um den Gegensatz des Schlusses recht wirken zu lassen. Die innere Bedeutung soll sodann die sein: Ich habe beobachtet, wie überall von Philistern und Unberufenen jetzt mit Vorliebe die arme Frau von Milo aufgepflanzt wird, um Bildung und Schönheitssinn zu beurkunden, weil sie hören und sehen, daß die Figur so hoch gehalten wird. Zugleich verschaffen sie sich dadurch ungestraft eine fortwährende banale Augenweide; denn jenen Zweck könnten sie auch durch Anschaffung der Juno Ludowisi, des Zeus von Otricoli oder einer anderen schönen Antike erreichen. Aber das wissen sie eben nicht. „Die Meyers haben die Venus, so müssen sie die Ixigs auch haben" u. s. w. Biscuit (mattes Porzellan) und Zinn sollen die schlechten Gußmaterialien bezeichnen, mit welchen die edle Gestalt geschändet wird. Kurz, die Göttin soll, aus einer obscuren und unwürdigen Umgebung heraus, den Glanz des Mittelmeeres und ihres ehemaligen Marmortempels sehen und dergleichen. Doch genug davon!

Uebrigens danke ich Ihnen gar schön für die wohlwollende Aufnahme der Gedichte. Ich muß eben sehen, wie ich mein Heu noch unter Dach bringe, da der „Andere" schon am Rande der Wiese seine Sense wetzt.

Mit besten Grüßen Ihr G. Keller.

[1]) Gegen den Einwand, „daß das Material der ersten beiden Strophen weniger vulgär gewählt wäre".

23. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 18. Juli 1878.

Hochverehrtes Fräulein! Da stehn wir wieder vor unserm 19. Juli oder, wie man in der Schweiz sagt: Heumonat! Nun, auch Heu kann gewissermaßen noch zu den grünlichen Sachen gezählt werden; es ist meiner Ansicht nach doch eher grün als grau, auch läßt es sich gut darin schlafen. Sei dem, wie ihm wolle, so finde ich mich hoffentlich noch rechtzeitig ein, um Ihnen für Ihren Antheil an dem merkwürdigen Tage meine herzlichsten Wünsche darzubringen und alle meine Hoffnungen dahin zu formuliren, daß dieselben Sie in voller Gesundheit und glücklich heiterer Gemüthsverfassung antreffen mögen, auch daß wir uns zunächst noch ein kleines Jahrzehnt regelmäßig so beglückwünschen können. Alsdann wollen wir weiter sehen, was zu thun ist, und eine Prolongation auszuwirken suchen, wobei ich unter Ihrem unschuldigen Fittich bei den höheren Lebensmächten mit durchzuschlüpfen gedenke. Ich hätte Ihnen gern auf morgen ein Kistchen mit einem wohlfeilen, aber zierlichen Geschenklein an schweizerischen Töpferwaaren neuer Art geschickt: allein die mit den Zollschranken verknüpften Verumständungen haben das Project verhindert, und ich muß Sie mit demselben etwas später überraschen, sobald ich einen Weg ausfindig gemacht habe, auf welchem ich Ihnen den Scherz ohne Belästigung ins Haus spediren kann.

Alsdann werde ich auch Ihre gütige Mittheilungslust durch ausführlicheres Geschreibsel von Neuem wachzurufen suchen. Ich bin die letzten Monate immer im Gedränge gewesen und auch heute abgehalten, ein zweites Vöglein aufzulegen, so gerne ich noch weiter schreiben möchte. „Gott sei Dank, hat er keine Zeit!" werden Sie sagen. Geduld, ich höre auf, aber ich komme doch wieder! Also leben Sie morgen einen schönen, frohen Tag durch; das Wetter ist jetzt ja prachtvoll, und hernach fahren Sie fort!

In Verehrung, Freundschaft und Ergebenheit

Ihr getreuster G. Keller.

24. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 14. November 1878.

Verehrter Freund! Wir thun Ihnen kund, daß soeben beim abendlichen Thee der letzte Sprottfisch aus nordischer See glücklich und heil und ohne Pelzrock bestattet worden ist und so wohl geschmeckt hat, als wie der erste. Nun ist es auch anständig, für die neue Güte des Spenders zu danken und die Hände zu erheben. Mögen Ihnen die Seligen am jüngsten Tage in neuen Silberkleidchen entgegen ziehen und Ihnen voranschwimmen im Meere der ewigen Wonne!

Ich bin mit meiner Correspondenz etwas durcheinander gerathen und weiß im Augenblick auf Ihre letzte freundliche Mittheilung nicht recht zu reagiren. In der vorletzten war es, glaub' ich, daß Sie mir schrieben, Sie hätten nach dem alten „Grünen Heinrich" öffentlich Nachfrage gehalten; dies bezüglich kann ich Ihnen mittheilen, daß ich, um die neue Ausgabe abschließen zu können,

dem alten Verleger noch 100 Exemplare abkaufen muß, an denen sämmtlich ein Band mangelt (weil er das Recht hätte, diesen Band noch wieder herzustellen). Welcher Band es aber ist, weiß ich nicht. Ich werde Ihnen also nebst dem neuen Buch s. Z. drei Bände des alten Schmökers zustellen können, damit Sie Ihrer Liebhaberei fröhnen mögen, d. h. ich will mich doch noch bedenken, ob ich es thun soll.

Können Sie mir nicht Storm's Geburtstag mittheilen (und zugleich Ihren eigenen)? Ich möchte doch gerne mich noch in alten Tagen der freundlichen Sitte anschließen, an den betreffenden Frühstückstischen mit einem Gruße zu erscheinen. Die neuen Novellen Storm's habe ich auch geknabbert wie Marzipan. Die Zeit vergeht doch jämmerlich schnell! Nun werden Sie in wenigen Monaten schon wieder an Ihren Südsling denken dürfen. Hoffentlich werden wir bei Ihrem nächsten Ausruhen in Zürich einmal gutes Wetter haben. Leben Sie mit den Ihrigen gesund und glücklich! Herzlichst grüßend

Ihr G. Keller.

25. An Eduard Münch in New-York[1]).

Enge-Zürich, 12. October 1879.

Lieber alter Freund! Immer mit Buchschreiben beschäftigt (das ich aber nicht mit Dampf betreibe) bin ich dies Jahr mit allen meinen Briefen in Rückstand gerathen und habe auch Dich über Gebühr warten lassen, obgleich die Schwester oft genug gemahnt hat. Deine Briefe und Photographieen haben wir jedes Mal mit Freude und Dank erhalten und das um so herzlicher, als uns allmälig Alles entschwindet, was wir in der Jugend gekannt haben. Wir haben auch mit Befriedigung erfahren, daß es Dir mit den lieben Deinigen wohl ergeht und Du gesund und munter bist.

Unsere Mutter ist im Jahr 1864 gestorben, 77 Jahr alt, in der Zürcher Staatskanzlei, wo wir die Amtswohnung hatten. Im Jahr 1876 habe ich nach fünfzehnjähriger Besorgung des Amtes die Stelle aufgegeben, um noch einige Jahre lediglich der Literatur widmen zu können, die uns jetzt bequem erhält. Leider werden wir den vollen Nutzen des „Gewerbes" kaum noch selbst genießen können. Doch wenn ich vor der Regula sterbe, so kann sie jedenfalls existiren, so lange sie noch lebt, sei es durch den Gesammtverkauf meiner Sachen, oder durch eine zu stipulirende Jahresrente. An Verlegern fehlt es mir nicht. Längst hätte ich Dir einige meiner Bücher geschickt, wenn ich nicht gedacht hätte, der Zoll würde Dich mehr kosten als sie werth sind. Jüngst habe ich aber gelesen, daß eine Erleichterung eingetreten sei durch den Weltpostvertrag, und in Amerika Bücher als Kreuzbandsendungen gleich den übrigen Sendungen dieser Art zollfrei sein sollen. Sobald ich dessen sicher bin, werde ich Dir die Sachen stückweise so zuschicken. Ein verschlossenes Packet müßte immer noch verzollt werden.

[1]) Kupferdrucker, der in den dreißiger Jahren bei Keller's Mutter gewohnt hatte. Vergl. „Gottfried Keller's Leben", Bd. I, S. 22.

Ich bin leider dick und rund, sonst aber gesund; Regula dagegen ist nicht am stärksten. Sie leidet etwas an Blutarmuth und in Folge früheren dicken Halses, der sich nach innen gezogen hat, an zunehmender Verengung der Halsröhre, was ihr jetzt beim Treppensteigen schon Athemnoth verursacht und noch gefährlicher werden kann. Die Mutter ist auch an diesem Uebel gestorben. Ich selbst werde meiner Complexion nach die Wassersucht bekommen oder ein Schläglein erwischen. Uebrigens besorgt die Schwester noch alle Hausgeschäfte und läuft auch selbst auf den Markt. Wir wohnen auf einer Anhöhe, dem sog. „Bürgli", in Enge, 20 Minuten von der Stadt, ganz allein in einer geräumigen Wohnung von sechs Zimmern mit prächtiger Aussicht ringsum. Ich habe an meinem Arbeitstische den ganzen See mit Gebirge vor mir, sehe über die Stadt weg. Gegen Baden hinunter, in das Sihlthal und an den Uetliberg hinüber sieht man von den andern Fenstern aus.

Wir zanken zuweilen über die Häuslichkeiten. Regula will keine Dienstboten leiden, und doch ermüdet die Sache sie zu sehr, und kann es jedenfalls nicht lange mehr so fortgehen. Neulich hatte sie ein schönes Stück Arbeit. Meine Freunde hatten zur Feier meines sechszigsten Geburtstages ein üppiges Mittagessen in einem Gasthause veranstaltet, das von 2 Uhr bis 10 Uhr Abends dauerte. Die ganze Gesellschaft, Jung und Alt, 18 Mann, war schließlich besoffen. Ich fuhr als der Allerletzte nach Haus und verschmähte jede Begleitung. Als ich aber am Fuße unseres Hügels ausstieg, regnete es in Strömen, und ich purzelte auf dem kurzen Wege bis zum Hause drei- oder viermal in den Dreck, so daß die Regula den Rock auswaschen und herstellen mußte und fortwährend schimpfte, ich hätte nicht den besten anzuziehen gebraucht. Da hast Du ein kleines Bildchen unserer Lebensart.

Die Onkelsche Scheuchzerfamilie in Glattfeldern, wo Niemand mehr und das Haus von einem Bauern bewohnt ist, hat verschiedene Schicksale. Der älteste Sohn Heinrich, Arzt in Eglisau, ca. 69 Jahre alt, hat Schlaganfälle und liegt gelähmt im Bette. Seine Kinder haben ihr Muttervermögen herausverlangt, was ihm Verdruß machte. Die älteste Tochter Setti ist als altes Weib in der Armuth gestorben, weil sie einen liederlichen Mann geheirathet. Der mittlere Sohn Jacques lebt als pensionirter Schiffsmaschinenmeister, nachdem er seit 30 Jahren das Mittelländische und Schwarze Meer befahren, in Triest. Sigmund ist ökonomisch zu Grunde gegangen und lebt gegenwärtig als Tagelöhner in der Nähe von Zürich; er hat sein und seiner Frau Vermögen „verunschickt", wie man hier sagt. Der jüngste Sohn Fritz (50 Jahr alt) hat sich durch politische Stürme, als demokratischer Wühlhuber und Volksführer, emporgebracht. Er ist Gerichtspräsident, Nationalrath, Kantonsrath, Zeitungsbesitzer und -Schreiber und weiß Gott was und lebt in Bülach[1], wo er sonst Arzt war.

So viel für einmal. Wenn ich die Bücher schicke, will ich wieder schreiben, was Du auch thun kannst. Die Briefe sind jetzt ja wohlfeil.

[1] Er ist kürzlich gestorben.

Regula grüßt bestens; sie schreibt so wenig als möglich, da sie's nie recht gelernt hat.

Also sei mit den Deinen gegrüßt von G. Keller.

26. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, Weihnacht 1879.

Verehrteste Frau Professorin! Ich will diesmal Ihnen à tempo antworten, damit es überhaupt geschieht; denn seit einem Jahre habe ich einen förmlichen Briefbankerott gemacht und wickle mich nur langsam aus demselben heraus. Es wäre vielleicht auch jetzt noch nicht besser, wenn die Briefe auf diese Art schließlich nicht auch ausblieben, d. h. die, welche ich bekommen soll, und das würde mir nicht convenieren. Es ist daher artig von Ihnen, daß Sie mich dennoch mit einem Ihrer Schwalbenschwänze bedacht haben, wie D . . . Ihre Briefchen nennt, und ich will das beste Versprechen vorläufig Ihnen und Euch Allen anwünschen auf den Jahreswechsel. Dem Adolf will ich schreiben, so bald ich die Zeichnung fertig habe, die ich ihm versprochen. Einige Stunden werden sich wohl endlich finden, sobald ich den dämonischen Simpel, den „Grünen Heinrich", aus dem Hause habe, der mich seit einem Jahre bald melancholisch macht mit der Ueberarbeitung. Wenn ich auch so eine Menge Zeit verliere, so mag ich doch aus Gewissenhaftigkeit das Malzeug nicht hervorkramen, so lange eine veraccordirte Arbeit nicht fertig ist; es ist eine Marotte, aber es ist so, denn ich hätte dabei ein Dutzend Zeichnungen machen können.

Mit Vergnügen vernehme ich, daß Sie mit Mann und Kindern wohlauf sind. Zu demjenigen, was das Adolf'sche Paar aufgebracht hat, lasse ich nachträglich Glück wünschen; mein Segen bleibt ihm aufgehoben.

Was mich betrifft, so habe ich einen schlechten Winter zu bestehen seit bald vier Wochen, da unsere Wohnung bei der ungewöhnlichen Kälte, zum ersten Mal seit fünf Jahren, sich als untraitabel erweist und zudem die bewußte Schwester von Sorrent glauben würde, die Welt ginge unter, wenn wir das schöne Holz, das im Sommer schon zu diesem Behufe zugefahren wurde, jetzt wirklich aufbrauchen würden. Dafür ist ihr ein Fäßchen Sauerkraut, das sie im Herbst eingemacht hat, zu Grunde gegangen, was sie gestern entdeckte, als sie in den Keller ging, um auf heute, am Weihnachtstag, zum ersten Mal davon zu kochen. Es sei ganz schwarz, sagte sie, und nicht zu brauchen. Ich rieth ihr, es im Sommer auf die Bleiche zu geben, vielleicht könne man es spinnen und nachher weben.

Ich danke, wenn auch nach Jahresfrist, noch schönstens für das zierliche Kalenderchen und die Briefe von dazumal. Vielleicht läßt sich wieder einmal ein Aufenthalt im Gebirge verabreden. Wenn nur das Regenwetter nicht wäre. Jedenfalls komme ich wieder einst nach Wien, wobei aber die Logirfrage zum Voraus nicht in Betracht kommen soll. — —

Semper's Tod wird Euch auch betrübt haben; ich kann mich jetzt noch nicht recht darein finden, wenn ich daran denke, wie oft er Einem so unbefangen und anspruchslos nahe gewesen ist, inmitten einer aufgeblasenen Welt.

Leben Sie, versehen mit meinen besten Wünschen, sammt Haus und Hof wohl und glücklich ins neue Jahr hinüber, und behalten Sie wohlwollende Gesinnung gegen Ihren alten G. Keller.

27. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 18. Juli 1880.

Hochverehrte Dame und Freundin, auch Fräulein Mariechen! Im letzten Augenblicke fällt mir ein, daß morgen unser Geburtstag ist. Nur Sie allein sind Schuld, daß ich erst in meinem Alter gelernt habe, auf diesen curiosen Tag zu achten; es nützt nur nicht viel.

Item, ich wünsche Ihnen also auch diesmal, was Sie schon wissen, und noch etwas dazu, was Sie selbst bestimmen mögen. Sie können es sich auf meine Rechnung beim Herrgott bestellen und ihm sagen, ich käme gelegentlich vorbei, um zu zahlen[1]).

Meine übrigen Briefschulden, auch an die verehrte Frau Schwester, werde ich binnen Kurzem abtragen, da ich nächstens mit dem Unglücksbuch fertig bin; ich glaubte es diese Woche schon werden zu können. Allein immer gibt es wieder Tage, wo ich fast lieber erkranken möchte, als an der Bestie arbeiten, so zuwider ist sie mir geworden. Und doch gilt es, durch Geduld davon zu retten, was zu retten ist.

Wahrscheinlich werden die beiden Freilichträthinnen nächstens ausfliegen oder schon geflogen sein? Dazu wünsche ich Glück und schönes Wetter. Da dies nur ein Mogelbrief sein soll, was den Umfang betrifft, so will ich jetzt ohne Umschweife schließen und Sie, sowie die Schwester mit aufrichtigem Herzen schließen (Esel!) grüßen.

Auch meine Schwester empfiehlt sich den Damen, ärgert mich aber nach wie vor mit ihren Staublumpen und Scheuerbesen.

Ihr Gottfr. Keller.

28. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 21. October 1880.

Verehrter Freund! Ich gebe heut' endlich den „Grünen" auf die Post und wünsche ihm glückliche Reise und nachsichtigen Empfang. Daß die Judith am Schlusse noch jung genug auftritt, statt als Matrone, wie beabsichtigt war, hat sie Ihren derselben so gewogenen Worten zu danken. Ich wollte mich selbst nochmals am Jugendglanz dieses unschuldigen, von keiner Wirklichkeit getrübten Phantasiegebildes erlustiren. Gern hätte ich sie noch durch einige Scenen hindurch leben lassen; allein es drängte zum Ende, und das Buch wäre allzu dick geworden.

[1]) Marie Melos an G. Keller, 21. Juli 1880: „Was die Extrabestellung beim lieben Herrgott betrifft, so läßt er Ihnen sagen, daß er sich nicht darauf einließe, wenn Sie nur so gelegentlich bei ihm vorüber kommen wollten. Sie möchten nur hübsch fleißiger kommen, da ließe sich schon eher ein Wort sprechen; denn er hätte überhaupt schon längst auf Ihr Kommen gewartet."

Jetzt mach' ich Novellen, die im Januarheft der „Deutschen Rundschau" beginnen sollen. Auf den 1. April 1881 habe ich die jetzige Wohnung gekündigt und werde Sie in einer anderen empfangen müssen, die noch nicht gewählt ist. Die Lage war meiner Schwester zu beschwerlich, und ich selbst habe manches versäumt, da ich mich immer nur ungern zum Gange nach der Stadt entschloß. Es hat etwas Unbequemes, in diesen Jahren so herumwandern zu müssen, allein das Ganze ist ja doch nur ein Bummel, und am Ende kommt die Ruhe. Ich habe mich einem Leichenverbrennungsverein angeschlossen, es will aber nichts daraus werden. Ich glaube, die Lumpen fürchten am Ende, es mache zu heiß, daß sie's noch verspüren könnten!

Leben Sie mit den Ihrigen einen guten Winter, wozu ich hübsche Morgenröthe und warme Abendstunden wünsche. Was mich betrifft, so gedenke ich etliche vergnügte Schoppen bei biederem Gespräche auszustechen. Paul Heyse ist jüngst mit seiner schönen und feinen Frau zweimal durchgereist; wir brachten jedesmal einige Stunden mit einander zu und gedachten auch eines gewissen Herren Regierungsrathes im Norden.

Seien Sie herzlichst gegrüßt und bleiben gewogen Ihrem ergebensten

Gottfr. Keller.

29. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 21. November 1880.

Verehrte Frau Professorin! Mit einer Cigarre bewaffnet, am dunkelsten Sonntagmorgen, mache ich mich endlich daran, Ihre große Freundlichkeit, die gar nie daneben trifft, mit einem schwachen Versuch der Dankbarkeit zu beantworten. Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie sich durch meine Schreibfaulheit nicht abhalten lassen, meiner zu gedenken, und Sie können sicher sein, daß ich es im Stillen stets verdiene, soweit ein alter Schlingel, der noch allwöchentlich einmal die Nacht durchkneipt, überhaupt etwas verdienen kann. Die Blümchen, die Sie mir letzte Weihnachten gesandt, standen den ganzen Januar auf meinem Schreibtische, und das grüne Regenbogen-Krügelchen beherbergte seither einmal drei schöne Narzissen, ein andermal eine Levkoje u. s. w. Ich danke Ihnen auch schönstens für die zierliche Photographie Ihrer Vermummung mit dem allerliebsten Läusemützchen: das Profil ist noch ganz so fein wie vor acht oder weiß Gott wie viel Jahren, beinah' noch jünger; es thut aber nichts, der Todtenkopf wird schon noch kommen, eh' wir uns versehen.

Beiliegendes Bildchen hat folgende Bedeutung. Vor circa sechs Jahren sandte mir Meister Adolph, der Bruder, eine größere Photographie des gleichen Gegenstandes aus Italien, angeblich aus dem Gebirge, wo er bei den Leuten des Mädchens wohne. Er habe die Photographie extra für mich machen lassen, damit ich eine Paul Heyse'sche Novelle dazu schreibe. Neulich kaufte ich nun hier in Zürich ein Schächtelchen Wachszünder, und als ich eine Pfeife anstecken will und es näher besehe, finde ich die römische Gebirgsmaid, die Tamburinschlägerin, die Saltarellotänzerin, die leidenschaftliche Nina oder Terfita oder Marietta als einfache Arbeiterin irgend einer Mailänder Filanda oder Seidenspinnerei, deren Conterfei der Schwindelhuber natürlich am Markte

dort gekauft hat. Uebrigens lasse ich ihn bestens grüßen. Wollen Sie die Güte haben, mir gelegentlich seine jetzige Adresse mit zwei Worten kund zu thun oder ihn selbst dazu zu veranlassen, so wäre ich dafür dankbar; ich muß ihm ein Packetchen schicken, das ich nicht gern möchte verloren gehen lassen.

Es thut mir sänftlich wohl, daß Ihnen „Der grüne Heinrich" nicht mißfällt in seiner jetzigen Gestalt, nachdem ich ihn mühsam genug gestriegelt und gewaschen habe. Sonst scheint mir nicht viel Vergnügen daraus zu erwachsen, denn nun kommen die sogenannten Kritiker, und anstatt das jetzige Buch aus sich heraus zu beurtheilen, vergleichen sie es in philologischer Weise mit dem alten, um ihre Methode zu zeigen, und zerren so das Abgestorbene herum und lassen das Lebendige liegen; denn das verstehen sie ja einmal. Es ist ungefähr die Situation, wie wenn man im Garten einen alten Mops begräbt, und es kommen nächtlicher Weile die Nachbarn, graben ihn wieder aus und legen das arme Scheusal einem vor die Hausthür u. s. w.

Dagegen entnehme ich mit Vergnügen Ihrem Briefe, daß der Herr Professor und die Kinder gesund und frisch sind. Ich gebe den Gedanken nicht auf, nochmals im Sommer einen Gebirgsaufenthalt mit Euch zu machen. Jagen kann ich zwar immer noch nicht, auch das Kegelschieben geht nicht besser. Aber ich bin inzwischen Ehrenmitglied einer uralten Gesellschaft von Artillerie-Officieren geworden, die jeden Sommer ein feierliches Bombenschießen abhalten. Da muß ich auch meinen Schuß thun, den Mörser ausputzen, Pulver hinein und dann die Bombe wie ein Kindskopf draufsetzen und anzünden. Das erste Mal, wo sie mir das Geschütz sorgfältig richteten, gewann ich die erste Ehrengabe; das zweite Mal, wo ich meinen Mörser, den „Iltis", selbst richtete, bekam ich nichts als einen Katzenjammer vom nachfolgenden Bankett! So wickelt sich das Leben in verschiedentlich denkbaren Thätigkeiten ab, wobei wir es bis auf Weiteres wollen bewenden lassen. Leben Sie recht froh und gesund mit allen Ihrigen, die ich herzlich grüße, und bleiben Sie stets gewogen Ihrem G. Keller.

Auch dem Herrn v. Mozart empfehlen Sie mich, der immer noch zu leben scheint zu meiner stillen Freude.

30. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 21. November 1882

Da es dieser Tage bei uns zu schneien begann, so werden Sie, bester Freund, in Ihrem Norden jetzt wohl mitten in dem ersehnten, schön duftenden Schnee sitzen, wozu ich alles Vergnügen wünsche. Wenn er in der Landschaft ganz und nicht fleckweise liegen bleibt, wie es bei uns der Fall ist, sobald ein bißchen West- oder Südwind kommt, so ist es auch eine schöne Sache.

Ihre Beschäftigung mit den Alterthümern ist auch sehr vergnüglich; die Reproductionen des berühmten Altars[1]) sind ein artiges Pendant zu den Imitationen der Tanagrafiguren, wie sie in Berlin gemacht werden. Haben Sie schon welche gesehen?

[1]) Der Schleswiger Domaltar, angeblich von Hans Brüggemann.

Die kleine Arche umgekehrter Art, welche Fische aufs Trockne bringt, ist auch dies Jahr mit ihrer Besatzung glänzender Sprotten glücklich angekommen und mit dankbarem Herzen von dem alten Geschwisterpaar beim Abendthee vertilgt worden, worüber Sie uns den angemessenen Gefühlsausdruck gestatten wollen.

Wir wohnen jetzt in der dem Bürgli gegenüberliegenden Gegend, Zeltweg-Hottingen, in einer bebauten Vorstadtstraße mit Vorgärtchen, so daß die Häuser nicht zusammenhängend gebaut sind. Allein Aussicht und Himmel sind dennoch flöten gegangen, und ich bin gewärtig, ob ich noch ein Wohnsitzchen im Grünen erlangen kann. Etwas Landhausartiges war für das Geld, das ich verwenden kann, nicht zu kriegen; alles Neugebaute, das nicht eben für reiche Leute bestimmt ist, hat zu kleine Räume, und wo etwas gutes Aelteres frei wird, kommt man immer zu spät, da unser Nest zu den langweiligen Vergrößerungspunkten gehört, wo von allen Seiten, trotz aller Krisen, stets neue Horden müßiger und unmüßiger Menschen zulaufen.

Der Umzug war eine große Peinlichkeit für mich, und ich verlor fast zwei Monate darüber. Zum Ueberfluß stürzte ich beim Einpacken von der Bücherleiter, aus der Nähe der Zimmerdecke, auf dem Boden den Kopf aufschlagend, herunter, so daß mir leicht das Lichtlein hätte ausgeblasen werden können. Doch ging die Wunde zwar bis auf den Knochen, letzterer aber blieb ganz, und die Geschichte war in zehn Tagen zugeheilt.

Der Carton, nach dem Sie fragen, ist auch mitgereist. Derselbe muß auf einen mit Tuch bespannten Blendrahmen gebracht werden, damit ich wenigstens in einer guten Stunde die Zeichnung, wie sie mir noch vorschwebt, fertig skizziren kann, und dann werde ich das Ganze gleich ein wenig mit Grau austuschen[1]).

Meine Gedichte sind schon zu einem ansehnlichen Manuscript angewachsen, dessen Wachsthum aber durch den Wohnungswechsel unterbrochen worden. Sie werden im Frühjahr, wahrscheinlich in Berlin, an den Tag kommen. Wenn Sie indessen etwas Schöneres lesen wollen, so lassen Sie sich die Gedichte meines Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer (Leipzig, bei Hässel) kommen; es ist seit Jahren nichts so Gutes im Lyrischen erschienen.

Leben Sie mit den Ihrigen glücklich den geliebten Weihnachtstagen entgegen! Ihrem guten Julbruder Storm will ich heute auch noch schreiben und Euch dann Euerer goldenen Kindheit überlassen. Ihr schönstens grüßender

Gottfr. Keller.

31. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 1. Juli 1883.

Verehrter Freund! Sie haben mir eine so liebenswürdige Executionsmannschaft ins Haus geschickt, daß ich mich endlich aus meiner Zerstreuung zusammenlesen muß, um den flatternden Faden unserer Correspondenz wieder

[1]) Es handelt sich um den Carton der mittelalterlichen Stadt, s. „Gottfried Keller's Leben", Bd. 1, S. 212, welchen Keller während seiner letzten Krankheit durch Böcklin an Petersen senden ließ. Dieser hat ihn dem Züricher Nachlaß geschenkt.

aufzufangen. Die beiden zierlichen Figuren, der St. Georg und der liebliche, jugendliche Heilige oder Chorsänger mit dem Buche[1]) sind wohlbehalten angekommen, und ich danke Ihnen allerschönstens für diesen neuen Beweis Ihrer unerschöpflichen Güte. Ich glaube auch daraus entnehmen zu können, daß Sie wohlauf und guter Laune sind, obgleich Sie dies Jahr nicht südwärts geflogen zu sein scheinen.

Ich habe irgendwo eine Ansicht des Schleswiger Altares liegen und wollte sie nur gleich hervornehmen, um die Stelle zu ermitteln, wo die beiden Figürchen stehen, fand aber das Blatt nicht, obgleich es sicher da ist. Es wird unvermuthet zum Vorschein kommen. Dagegen hat sich die alte Schachtel mit den Kinderhauben aus dem Umzugströdel wieder entwickelt, und wenn Sie in der That einen Spaß daran haben, so sollen Ihnen diese bescheidenen Kleinodien nicht entgehen![2])

Ich bin mit meinen Arbeiten im abgelaufenen Semester nur langsam vorwärts gekommen. Ich selbst war etwas unwohl, mit einer Art Rose und Furunkelei am Halse; die Schwester ist kränklicher geworden, jetzt zwar befindet sie sich wieder etwas besser; allein im Beginn des Frühjahrs hatte sie einen ernstlichen Krankheitsanfall, der sie Wochen lang ans Bett fesselte. Die Gedichte, deren Redaction ich bis zuletzt fortbetrieb und weiter spann, sind demnächst endlich fertig gedruckt; es gibt etwa dreißig Bogen, aber ziemlich compreß gedruckt. Ich erwarte keine hochzeitlichen Freuden davon; allein es mußte noch geschehen, um den Spaß den unberufenen Nachlaß-Trüffelhunden vorweg zu nehmen.

Ich denke mir, daß Sie diesen Sommer sich mit den Kindern tüchtig in der grünen Natur herum tummeln. Möge es Euch Allen wohl bekommen! Hier zu Lande ist nach einem herrlichen Maimonat ein regnerischer, doch nicht kühler Juni gefolgt, und seit acht Tagen aber wieder heißes Sommerwetter eingetreten.

Seit 1. Mai ist eine sogenannte Landesausstellung in Zürich, die bis zum October dauert und unendliches Volk aus allen Winkeln der Schweiz herbeizieht. Dabei tägliche Musikaufführungen und Concerte. Das Orchester der Scala in Mailand, deutsche Regimentsmusiken, unser Tonhallenorchester, eine gewaltige Uhrmachermusik aus Lachaux-de-fonds, Regatten mit Ruderclubs aus Paris, Lyon, München, Frankfurt, Luzern, Höllenspectakel. Das Beste ist noch eine Kunstausstellung neuer und alter Sachen in einem allerliebst gelungenen Holzbau im griechischen Tempelstil, ganz mit Gipsstuck bekleidet; in prächtig beleuchteten Sälen sind zwar nur etwa 600 Bilder neuester Zeit und einige Sculpturen, aber es darf sich doch sehen lassen. Unter den alten Sachen ist eine starke Sammlung gemalter schweizerischer Glasscheiben das Werthvollste; manche kostbare Scheibe ersten Ranges dabei.

Ich habe auch ein Geschäftchen dabei gemacht, nämlich eine Festcantate für die Eröffnungsfeier am 1. Mai, die gesungen und musicirt wurde, trotz

[1]) Zwei Brüggemann'sche Figuren in Gips.

[2]) G. Keller's Taufhäubchen und Falthütchen.

der sehr mittelmäßigen Verse. Vier Wochen später wurde ich mit dem Componisten zu einem „Erinnerungsbankettchen" vom Centralcomité geladen und am Schluß mit einem goldenen Chronometer beschenkt, den der Hauptexperte und Juror im Uhrenwesen für mich ausgesucht hatte. Er geht auch auf die Minute. Ich aber war über diese unerhörte Generosität und Honorirung, da ich an gar nichts dergleichen gedacht, so verblüfft, daß ich in meinem Dankspruche mich unter die Bäume verirrte und diejenigen Leute leben ließ, welche die Bäume stehen lassen! Man hatte nämlich in einer alten Parkanlage einige schönere Bäume geschlagen, um Raum für die Gebäude zu gewinnen. Die Herren stießen auf die Grobheit dennoch tapfer mit mir an und schrieen hoch! Der Componist, der hiesige Capellmeister Hegar, bekam ein Oelbild, Landschaft, das auf der Ausstellung hängt, in prächtigem Rahmen.

Doch genug des Schwindels! Nächstens muß ich an Theodor Storm auch einmal schreiben. Sollten Sie ihn vorher sehen, so bitte ich, denselben bieder zu grüßen. Meine besten Empfehlungen an Ihr Haus.

Ihr alter Gottfr. Keller.

32. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 15. Februar 1884.

Verehrte Frau Professor! Es ist sehr gescheidt von Ihnen, daß Sie die saubere Aufführung nicht länger dulden wollen, der ich anheim gefallen, und so hab' ich endlich, Abends 10 Uhr, mir ein Glas Rothwein zurecht gestellt, eine gute Cigarre angesteckt und fange an zu schreiben. Allein freilich merke ich bereits, daß es mit der Cigarre nicht geht, und schwanke einen Augenblick, ob ich mich nicht lieber wieder hinsetzen und rauchen will; doch die Tugend und Freundschaft siegt, und so bleibt es dabei, daß ich schreibe. Haben Sie also tausendmal Dank für das Christkindchen, die pompöse Türkenscheere, die so spitzig ist, daß man zwei schöne Dolche davon machen könnte. Sie schmückt herrlich meinen Tisch neben dem Falzbeinsabel Ihres tapferen Bruders. Ich erhielt die Sachen glücklich am Neujahrsmorgen, als ich beim Frühstück saß und mich freute, daß es kein Spätstück sei; denn ich war in aller Mäßigkeit um 2 Uhr nach Haus gekommen.

Auch für die geschmackvolle Idee, mir ein Tanagrawesen zu schenken, bin ich herzlich dankbar; wenn Sie's aber auch fertig bemalen sollten, so müssen Sie es doch nicht schicken, da dergleichen bei mir nicht fortkommt. Die „abstaubenden" Weibspersonen demoliren dergleichen unerbittlich und brechen Alles, was vom Leibe absteht, so daß die armen, feinen Aermchen, Händchen und Füßchen überall in Schächtelchen und Schälchen herum liegen, weil sie mich wegzuwerfen dauern, während die verstümmelten Figuren sich nicht einmal mehr kratzen können, wenn sie's beißt.

Der Grund meines Schweigens war ein schändlicher Haufen von Briefen, die sich zur Beantwortung angesammelt und mich melancholisch machten, so daß ich einfach zu streiken anfing und die Gerechten mit leiden ließ. Ich

laborire jetzt noch daran. Es gibt Leute, die einen gar nichts angehen und sich förmliche Correspondenzen erzwingen wollen.

Das Schönste war vor Weihnachten eine Anzahl Exemplare meiner eigenen Gedichte, die mir zukamen, um je eine Dedication hinein zu schreiben für die Frau, den Mann, den Onkel u. s. w. Das mußte ich dann wieder verpacken und auf die Post befördern. Einer schickte ein extra schön gebundenes Buch, das ich seiner Frau freundlichst widmen sollte, die ich so wenig kannte als ihn selbst. Ich war auf dem Punkte, es Ihnen zu schicken, es war sehr hübsch aussehend, schrieb aber doch eine undeutliche Redensart hinein. Ein Anderer hatte die Sache selbst besorgt und mit meinem Namen versehen, es als meine Handschrift ausgebend. Nachher bekam er Furcht, es möchte auskommen und der Friede gestört werden. Er kaufte ein neues Exemplar, und ein Dritter mußte es mir senden und mir den Casus anvertrauen, damit ich die Sache gut machte[1]).

Ihre und des Bruders Exemplare liegen längst bereit, und Sie wissen jetzt, warum mir das Packen verleidet war. Ihr habt aber nicht viel verloren, da es unmöglich ist, in dem monotonen Zeuge lang hinter einander zu lesen. Wenn ich wieder auf die Welt komme, will ich es besser machen, wie ich auch normalere Ohrläppchen mitbringen werde. Ein Bildhauer, der nämlich meinen Kopf modellirte, kam der Sache auch auf die Spur und behandelte sie mit großer Aufmerksamkeit, mir mit der Nase immer um die Ohren herumschnaufend. Er ist der Erste, der nach Ihnen davon sprach.

Allein ich habe auch seit Jahren einen Mondschein hinten auf dem Schädel, den man mir so consequent verschwiegen hat, daß erst vor einem halben Jahre die Schwester mich darauf brachte, indem sie sagte: „Deine Tonsur fängt nicht übel an sich auszubreiten." — „Ich weiß ja gar nicht, daß überhaupt ein Anfang da ist!" rief ich. „Ha, schon lange!" Ich nahm zwei Spiegel und erblickte wirklich das Entsetzen.

Sie haben recht, daß Sie sich des Lebens freuen. Bleiben Sie gesund mit Mann und Kindern und mir freundlich gesinnt! Wenn ich etwas weiß, schreib' ich schon einmal wieder. Ihr G. K.

Die Cigarre hab' ich doch während des Schreibens fertig geraucht. Weil sie gut war, merkte sie, daß ich an eine geschiedte Person schreibe und brannte im Stillen fort, bis ich sie jeweilig aufnahm.

33. An Frau Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 7. Juni 1889.

Verehrte, brave Frau Professorin! Sie haben mich wieder sehr erfreut mit Ihrem Brief vom 3. März, für den ich schönstens danke. Ihre vier Heimonskinder stehen derweil mit anderen Freundessachen auf meinem Schreibtisch und sehen zu. Ich wünsche zu Allem, was Sie von dem rüstigen Leben der Ihrigen melden, Glück und Fortsetzung.

[1]) Vergl. Fr. Mauthner. Deutschland, Wochenschrift für Kunst und Literatur, 1890, S. 728.

Daß ich meinem Siebziger-Tag aus dem Wege gehen will, haben Sie richtig vermuthet. Ich gedenke, nachdem ich den Juni in Baden an der Limmat zugebracht haben werde, an einen Kurort am Vierwaldstätter See zu gehen, und Luft nebst Wasserkünsten weiter zu genießen und mich dort still zu halten. Ich leide schon an dem Schwindel, indem es Lumpe gibt, die solche Unglückscandidaten schon Monate vorher im Material brandschatzen wollen.

Ihr Wolfgangsee wäre ein schöner Schlupfwinkel, aber ich kann nicht so weit reisen, ehe ich von dem permanenten Herenschutz im Kreuz hergestellt bin, wenn das überhaupt noch geschieht. Die letzten zwei Jahre konnte ich nichts dagegen thun, weil ich die stets leidende Schwester nicht ganz allein in fremden Händen lassen konnte. Sie starb auf schreckliche Weise an einem Herzklappenfehler. Die letzten acht Tage konnte sie weder liegen noch sitzen, noch irgend anlehnen, und fand keine Luft mehr. Ich mußte auch lange Nächte aufpassen, und in der letzten die ganze Nacht mit der Wärterin dabei stehen und mit den Händen bereit sein, wenn sie in einer Art Verließ, das wir gebaut, mit dem Kopf nach vorn oder seitwärts fallen wollte. Das kam mir curios vor. Und doch mußte ich später lachen, als sie zur Ruhe war, und die Weiber erzählten, wie sie eines Nachts, als die Wärterin, die sie an einer langen Schnur am Beine zu ziehen pflegte, wenn sie etwas bedurfte, im Nebenzimmer eingeschlafen war, mit dem Stock in der Hand sich hinschleppte, sah, daß sie schlief und das Licht ausblies, das sie natürlich bereit hielt. Ein wahrer Holbein! Und sehr liebenswürdig! Ich habe über die Zeit immer mit Heulen zu kämpfen gehabt. Ein Fläschchen Tokayer, das sich bei den schönen Weinflaschen fand, die Ihr mir vor einem Jahre oder so geschenkt, lieferte ihr die letzten Erquickungstropfen aus einem winzigen Gläschen.

Von meinem jetzigen Leben will ich nichts sagen: ich glaub', ich bin 'reingefallen durch wohlthätige Frauen, die alte Mägde gut versorgen wollen.

Sie haben mir, ehe der „Martin Salander" noch fertig war, ein sehr schmeichelhaftes Briefchen geschrieben. Das Bücherbällchen, welches die Freiexemplare der Buchausgabe enthielt, habe ich, nachdem es seit Weihnacht 1886 in einem Winkel gelegen, erst dies Jahr aufgemacht. Sie und Adolf haben die Eurigen auch noch zu beziehen.

Ich weiß nicht, ob Sie schon hinter dem Schafberg sind. Jedenfalls wird der Herr Gemahl, den ich schönstens und ehrerbietig grüße, noch in der Josefstädterstraße weilen. Ich hoffe, dies Jahr wieder mobiler zu werden im Briefschreiben.

Zehntausend Grüße. Gottfr. Keller.

Italienische Volkspoesie.

Eine Nachlese

von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Nicht viel über funfzig Jahre ist es her, seit auch in Italien Sinn und Neigung der Gebildeten sich dem heimischen Volksgesang zuwandte. Zwei deutsche Dichter waren ihnen mit gutem Beispiel, das zunächst unbeachtet blieb, vorangegangen: Wilhelm Müller, dessen Sammlung italienischer Volkslieder aus den verschiedenen Dialecten unter dem Titel „Egeria" im Jahre 1829 erschien, und Kopisch mit seinen „Agrumi" (1838). Wohl hatte auch Niccolò Tommaseo in der florentinischen „Antologia" schon um dieselbe Zeit begonnen, auf die Lieder der ländlichen Bevölkerung Toscana's aufmerksam zu machen und eine Anzahl derselben mitzutheilen. Sein großes Werk „Canti popolari toscani, côrsi, illirici, greci raccolti e illustrati da N. T." erschien jedoch erst 1841 in Venedig (zwei Bände), sieben Jahre später Angelo Dalmedico's „Canti del popolo Veneziano", Marcoaldi's umbrische, ligurische, piemontesische ꝛc. „Volkslieder" 1855, und ein Jahr später Giuseppe Tigri's toscanische.

Auf diese Sammlungen war ich beschränkt, als ich im Jahre 1860 mein „Italienisches Liederbuch" herausgab. Seitdem ist, durch das wachsende Einheitsgefühl und den Aufschwung nationaler Bestrebungen jeder Art genährt, das Interesse an allen Offenbarungen des Volksthums in solchem Maße gesteigert worden, daß der Quellennachweis der jüngsten Blumenlese italienischer Volkspoesie nicht weniger als 210 größere und kleinere Schriften aufzählt, in denen sich die liebevolle Forschung bis auf die kleinsten Localdialecte ausgedehnt hat. Daß neben dem Volksgesang auch das Volksmärchen seine kundigen Forscher und Sammler fand, zeigen unter Anderen die acht Bände der „Canti e racconti del popolo italiano", deren Herausgabe keine Geringeren als Domenico Comparetti und Alessandro D'Ancona unternahmen (Torino-Firenze, Ermanno Loescher, seit 1870). Gleich der erste Band brachte eine höchst willkommene Ergänzung unserer Kenntniß des Volksgesanges. Es hatte lange den Anschein gehabt, als sei die italienische Volksseele nur lyrisch gestimmt. Die Ausnahme weniger populärer Balladen, die Costantino Nigra

1858 veröffentlicht hatte, schien die Regel nur zu bestätigen. Nun überraschte uns Giuseppe Ferraro durch nicht weniger als 115 epischer, balladenhafter Volkslieder, die er in seiner Monferrinischen Heimath gesammelt hatte.

Doch wenn dieser unverhoffte Fund darauf hinzudeuten scheint, daß auch in den übrigen Gegenden der Halbinsel noch ungehobene Schätze ähnlicher Art verborgen sein möchten, unzweifelhaft überwiegt bei Weitem der lyrische Charakter des Volksliedes, und zwar in der Form des halb traditionellen, halb improvisirten oder doch mit leichten Aenderungen der Gelegenheit angepaßten Wechselgesanges, wie der zärtliche Verkehr der Jugend auf dem Lande oder in den Gebirgsgegenden in unerschöpflicher Fülle der Rispetti und Stornelli ihn hervorruft. Unter diesen wildgewachsenen Feldblumen sind natürlich nicht alle von gleichem Reiz und Duft, und da jeder Sammler geneigt ist, was er in seinem kleinen Bezirk gefunden, zu überschätzen, da es überdies an Wiederholungen desselben Gedankens nicht fehlt und gewisse Liedchen allen Gegenden gemeinsam sind, war es ein glücklicher Gedanke, aus der unabsehlichen Menge in jenen oben erwähnten 210 Schriften und Schriftchen zerstreuter Lieder die schönsten und charakteristischsten auszuwählen und in einem mäßigen Bande zu vereinigen.

Dies Verdienst um alle Freunde italienischer Volkspoesie hat sich Fräulein Eugenia Levi in ihrer „Fiorita di canti tradizionali del Popolo Italiano“ (Firenze, R. Bemporad e Figlio. 1895) erworben. Denn in der That empfangen wir in dieser über 1250 Lieder umfassenden, mit sicherem Tact getroffenen Auswahl die reizvollsten Blüthen des dichtenden Volksgeistes, deren voller Strauß in seiner Frische und Farbenfülle die anspruchsvollen Elzevierbändchen der modernen italienischen Kunstpoesie nur zu sehr beschämt. Den Liedern hat die feinsinnige Herausgeberin fünfzig derjenigen Melodien hinzugefügt, zu denen die achtzeiligen Strophen der Rispetti und die dreizeiligen Ritornelle am häufigsten gesungen zu werden pflegen. Und besonders dankenswerth sind die Erklärungen schwieriger Dialectworte, über die kein Wörterbuch Auskunft gibt, wie sie denn selbst den Italienern anderer Landstriche vielfach dunkel zu bleiben pflegen.

Wer nach Italien reis't, sollte nicht versäumen, dies Büchlein in seiner Reisetasche mit sich zu führen. In mancher unlustigen Stunde eines Regentages oder des Wartens auf einen verspäteten Eisenbahnzug wird es ihm eine tröstliche Gesellschaft leisten. Und mehr als das. Nur Wenigen wird es so gut, abseits von der großen Heerstraße, auf einsamer Wanderung, sich dem eigentlichen italienischen Volke zu nähern, das in den großen Städten sich dem Touristen nicht immer von der besten Seite zeigt. Wer trotzdem eine Witterung von der ganzen Liebenswürdigkeit, der naiven Grazie, dem leidenschaftlichen Temperament und der dichterischen Begabung des unverfälschten Volksgemüths gewinnen will, dem begegnet ein Hauch desselben auf jeder Seite dieser Fiorita. Die glücklichste Uebersetzung vermag nur so weit eine Ahnung davon zu geben, wie man den Duft einer Feldblume noch zu verspüren glaubt, wenn man sie von der Wurzel getrennt in der Hand nach Hause getragen hat.

Toscana.

Was bleibst du, Jüngling, auf der Straße stehen,
Um mit verdrehtem Hals zurückzuschau'n,
Ob ich vielleicht mich lass' am Fenster sehen,
Vielleicht vor meinem Gärtchen steh' am Zaun?
Such dir 'nen andern Platz, ganz nach Gefallen,
Denn hier wirst du nur ausgelacht von Allen.
Such dir 'nen andern Platz, statt zu verschwenden
Die Zeit bei Einer, die in festen Händen!

O Jüngling, der du gehst so schwarz einher,
Um Wen doch, sage, mußt du Trauer tragen?
Dein Liebchen starb, das grämt dich freilich sehr,
Doch mußt du aller Hoffnung drum entsagen?

Nie werd' ich untreu meiner himmlisch Süßen,
Eh' müßten reden alle todten Zungen,
Eh' müßte Wein in allen Brunnen fließen,
Und Fische schwimmen, die ans Land gesprungen.
Eh' ich von dir mich wenden würd' und weichen,
Muß man Citronen ernten von den Eichen.

Du Schöner, willst du mir ins Herze schauen,
Als Mönch verkleide dich und laß mich beichten,
Und laß dir all mein Liebesleid vertrauen.
Habt Ihr dann all mein Liebesleid vernommen,
Müßt Ihr von Stein sein, wolltet Ihr nicht bleiben!

Ich war schon drauf und dran, zu Bett zu gehen,
Auf einmal denk' ich dein, du Holde, wieder.
Rasch steh' ich auf und werf' mich in die Kleider,
Geh' mit der Laute draußen auf und nieder,
Und sing' und spiele so den ganzen Weg,
Mach' alle Mädchen toll verliebt in mich,
Und sing' und spiele so in einem weg,
Mach' sie verliebt — und lasse sie im Stich.

Wie viele Zeit verlor ich, dich zu lieben!
Hätt' ich doch Gott geliebt in all der Zeit,
Das wär' im Paradies mir gut geschrieben,
Und einen Heil'gen hätt' ich mir zur Seit'!

Blühendes Unkräutlein.
Eh' man zu mir ins Haus kommt, klopft man an,
Und wenn Mama nicht will, tritt man nicht ein.

Blüthe der Eschen.
Wann wird, o wann die Zeit und Stunde kommen,
Wo wir zusammen unsre Herze löschen!

Umbrien.

Blühendes Rosmarin.
Wann wird die Stunde kommen, wo der Priester
Mich fragen wird, ob ich's zufrieden bin?
Und ich antworte: Blüh'ndes Haidekraut —
Wenn ich's nicht wäre, stünd' ich hier als Braut?

Blüthe vom Spelt.
Mein Leben fühl' ich auf die Neige gehen.
Auf Wiedersehn, Schatz, in der andern Welt!

Wie singt sich's schön so zwischen Tag und Nacht!
Die Sonne sinkt, der Stern erhebt sich sacht.
Wie singt sich's schön so um die Morgenstunde!
Die Sonne steigt, der Stern neigt sich zum Grunde.

Wie bist du schön, und kann dich nicht gewinnen!
Zur Kunst des Schiffers will ich mich bequemen,
Aufs weiße Segel dann dein Bildniß malen
Und auf das hohe Meer dich mit mir nehmen,
Dorthin dich nehmen, wo sie Kriege führen
Und wo sie tödtlich stechen oder hauen.
Wenn sie dich dann in Deiner Schönheit schauen,
So werden sie nicht länger Kriege führen.

Ich war in Rom und kam zum Heiligthum
Sanct Peter's, wo die Colonnaden stehen,
Und dacht' an Euch — und kehrte wieder um.

In den Marken.

Wer hat die klugen Augen dir gegeben?
Wer gab die Augen dir, die liebentflammten?
Die Todten könnten aus der Gruft sie heben,
Und aus der Hölle locken die Verdammten.

Was wollen diese schwarzen Aeugelein?
Sagt, was ihr holder Blick von mir verlange!
Wollt Ihr mein Herz? Verlangt es nicht, ach nein!
Ich kann's nicht geben, habt Ihr's doch schon lange.

Sag mir, du Schöner, wie ist's nur gekommen,
Daß du das Herz mir aus der Brust genommen?
Du kamst und nahmst mir mit so leichter Hand
Das Herz, daß ich gar keinen Schmerz empfand.

Blühender Majoran.
Du machtest mich verliebt, dann flohst du mich —
Was sagtest du, hätt' ich dir das gethan?

Pfefferblüthe.
Ich bin ein armes Ding, Ihr wißt es wohl.
Wenn Ihr mich liebt, ist's lauter Gnad' und Güte.
Die Mutter meines Liebsten ist so böse,
Sie sagt, sie will mich nicht in ihrem Hause.
Will sie mich dort nicht, bleib' ich auf dem Platz,

Nur gebe sie mir ihren Sohn zum Schatz.
Will sie mich dort nicht, geh' ich fort ins Weite,
Nur geb' sie ihren Sohn mir zum Geleite.

Man sagte mir, du sei'st so wunderschön.
Verzeih mir, holdes Lieb, ich glaubt' es nicht.
Jetzt, liebste Kleine, da ich dich gesehen,
Daß du viel schöner noch, muß ich gestehen.

Kein bessrer Liebster als ein Vetturin!
Kommt er daher, von fern schon hört man ihn.
Er hebt die Peitsche hoch und läßt sie fallen,
Und so begrüßt er seinen Schatz mit Knallen.

O Teufel, laß dir eine Platte scheren,
Nimm meinem Schatz als Mönch die Beichte ab.
Sag ihr, sie soll zum Frieden sich bekehren,
Und will sie nicht, schlepp sie zur Höll' hinab!

Ach, wollte Gott, es ließe sich dein Haus
Ganz nah benachbart an das meine schieben!
Ich an der Thür, du sähst zum Fenster 'naus,
O Gott, wie schön dann wär' es, sich zu lieben!

Latium.

Und als die Mutter mir die Brust gegeben,
Küßt' sie mich auf die Stirn und sprach mit Thränen:
Zu deinem Unglück gab ich dir das Leben!

Campanien.

Mit einem Braunen hatt' ich angebandelt
Und glaubte, daß ich da den Rechten fände,
Der ließ sich ein mit einer frechen Andern,
Gleich war's mit meiner Liebe auch zu Ende.
Dann kam er wieder, dachte mit zwei Wortchen
Sich mir ins Herz zu schleichen, aber nein!
Verschlossen ist mein Herz mit einem Schlüssel:
Wer einmal draußen, kommt nicht mehr hinein.

Niedriges Fensterlein, grausame Schöne,
Du machst mein Herz wie eine Kerze brennen.
Die Luft mit Seufzen füll' ich und Gestöhne,
Wenn ich nur höre deinen Namen nennen.
O nähmst du dir ein Beispiel doch am Schnee:
Der Schnee ist kalt, doch formt man ihn mit Händen,
Und du, wie sprod und hart thust du mir weh!
Du siehst mich todt und willst mein Leid nicht wenden.
Ich möcht' in einen Knaben mich verwandeln
Und mit dem Eimer durch die Straßen laufen.
Zu jenem hohen Hause wollt' ich wandeln:
Ihr schönen Frau'n, wollt ihr nicht Wasser kaufen?
Ein Mädchen säh' von droben zu mir nieder:
Wer ist der Bursch, der Wasser bringt den Schönen?
Ich aber sagte klug und sinnt dawider:
Es ist kein Wasser, es sind Liebesthränen!

Die neue Straße ging ich gestern Abend,
Warf einem Mädchen eine Rose zu.
Die schlaue Mutter hat es gleich gemerkt.
Wer gab dir diese Rose, liebe Tochter?
O Mamma, Mamma, müßt nichts Böses denken;
Die Nachbarin thät mir die Rose schenken. —
Mein Kind, willst du ein X für'n U mir machen?
Vor dir wußt' ich Bescheid um solche Sachen.

Ach, wenn doch nur der Seufzer sprechen könnte,
Welch lieblicher Gesandter würd' er sein!
Dann würd' ihn dieses Herz als Boten senden,
Und Botschaft brächt' er dem Geliebten mein.

In einen Weißdorn möcht' ich mich verwandeln,
Hier mitten auf den Platz mich pflanzen lassen.
Mein Liebchen sollte dann vorüber wandeln,
Dann würd' ich sie an ihrem Röckchen fassen.
Sie dreht erschreckt sich um und spricht voll Bangen:
Mein Gott! der Weißdorn hält mich hier gefangen.
So lang, mein Lieb, will ich hier fest dich fassen,
Bis wir zur Kirche gehn, uns trau'n zu lassen.

Cecilia.

Herr Capitän, ich komme, um Eins Euch anzuflehen,
Das sollt Ihr für mich thun.
Peppino war mein Liebster, ich will es Euch gestehen,
Im Kerker liegt er nun.

Willst du dein weißes Händchen zum Kuß mir nicht versagen,
Frei geht dein Liebster aus,
Doch erst soll eine Barke mit vollen Segeln tragen
Uns Zwei ins Meer hinaus.

Nein, nein, ich bin so schlecht nicht, so Schändliches zu üben,
Führt selbst zum Tod mich hin!
Mein Herz kann nur den Einen, kann nur Peppino lieben,
Und nie verrath' ich ihn.

So öffne jenes Fenster und schaue dort hinüber,
Komm näher, schönes Kind.
Peppino, deinen Trauten, den Schönen, der dir lieber,
Erkennst du ihn geschwind?

Was seh' ich von der Brücke da drüben? Welch Gedränge?
Ist das ein Traum, o Gott?
Wer kommt? O mein Peppino, man führt ihn durch die Menge,
Sie schießen mir ihn todt!

Warum hast du dein Herz nicht dem Capitän gegeben?
So freundlich bat er dich. —
Fort, fort von mir! Peppino verliert sein junges Leben,
Und sterben will auch ich.

Abbruzzen.

Ich kam zur Hölle ganz zufällig heute,
Da traf ich einen Greis, der einst verliebt war.
Ich stahl mich unvermerkt an seine Seite,
Sprach: Guter Alter, hast du viel zu leiden? —
Es geht mir besser hier, als da ich liebte.
Die Höllenqualen sind nicht zu vergleichen
Dem, was du leiden mußt, du Treuverliebter!

Apulien.

Das Schiff ist fortgezogen auf den Wogen,
Und unter Thränen ist es weggefahren.
O Gott, wann wird der Rückkehr Stunde schlagen!
Ich weiß nicht, sind es Tage, sind es Jahre.
Die Briefe schick' ich dir an allen Tagen,
Mit meinem Herzblut siegl' ich sie beständig.
Und kommt der Tod zu mir in diesen Tagen,
Gott meine Seele, dir mein Herze send' ich.

Schönste, zu deinem Haus komm' ich geschlichen,
Setz' hinter deine Thür mich hin und huste.
Und kann ich dich nicht küssen, rothe Rose,
Küss' ich das Schloß an deines Hauses Thüre[1]).

O heil'ger Vater von den Capuzinern,
Ach, thut mir Eins zu Lieb', ich fleh' Euch an:
Als Pater Beichtiger sollt Ihr Euch kleiden
Und meinem Liebchen hört die Beichte dann.
Mir ward gesagt, daß sie mich aufgegeben,
Laßt sie gestehn, wer jetzt ihr Herz gewann,
Und sprecht sie los nicht eher, heil'ger Vater,
Bis sie verspricht, sie wolle mich zum Mann.

Wenn du zur Kirche gehst, du süße Dirne,
Weihwasser nimmst du mit dem Händchen gleich,
Und siehst dich um und netzest dir die Stirne
Und machst das Kreuz für Vater, Sohn und Geist.
Dann setzest du dich jenem Ort genüber,
Ein Aug' auf Gott, das andre auf den Liebsten.
Du trittst hinein den Heil'gen zum Verderben,
Du gehst hinaus und machst die Leute sterben.

Venetien.

Wenn ich allein dich träfe, du mein Leben,
Was ich dann würde thun, kannst du wohl denken.
Glaub nicht, ich würde dann den Tod dir geben,
Nur einen süßen Kuß würd' ich dir schenken.

Was liegt mir denn daran, daß ich nicht schön bin,
Da ich zum Liebsten einen Maler habe?
Er malt mich wie ein Sternbild anzuschau'n
Was liegt mir denn daran, daß ich nicht schön bin?

[1]) Auch im Original reimlos.

Der, den ich lieb', ist fortgereis't von hier
Und hat Ade gesagt, nicht aber mir.
Er sagt es einem andern schönen Kinde,
Mir aber nicht, da er mich häßlich findet.

Im Garten war ich, küßte dort das Kätzchen.
Die Gärtnerin gab mir ein Münzenzweiglein
Und sprach zu mir: Was thust du, thöricht Schätzchen?
Küsse doch mich und küsse nicht das Kätzchen!

Ich hab' im Garten Fenchel mir gepflückt
Und dort ein schönes Augenpaar erblickt.
So lang' mir glänzten diese Aeugelein,
Obwohl es Nacht war, schien mir's Tag zu sein.

Da ich noch klein war und im Wickel lag,
Da herzten mich und küßten alle Leute.
Nun ich erwachsen bin, Gott sei's geklagt,
Find' ich nicht einen Hund, der nach mir fragt.

Lombardei.

Mein Liebster ist ein Bursch vom Lande drauß',
An seinem Hut trägt er den Veilchenstrauß,
Die weiße Nelke hinters Ohr gesteckt,
Im Mund die Nachtigall, die lieblich schlägt.

Piemont.

Gebet eines vierzehnjährigen Mädchens.

O Pilger nach Sanct Jacob, fleht dort den Heil'gen an,
Ich lass' ihn herzlich bitten um einen guten Mann,
Einen von fünfzehn Jahren, da ich schon vierzehn bin,
Der mir 'ne Kammer gebe, ein schönes Bett darin,
Das Unterbett von Federn, die Linnen weiß und rein,
Von grünem Gras die Decke, rings sollen Glöckchen sein,
Wenn ich mich dreh' und wende — kling kling — so klingt es fein.

Der Ohrringfang.

War die schöne Giurdaninha — saß einmal am Meeresstrand,
Schmückte sich und strählt' ihr Goldhaar — strählt' es mit der weißen Hand.
Während sie sich strählte, fallen — ihre Ohrring' ihr ins Meer,
Setzt' sie sich auf eine Klippe — nichts als weinen that sie mehr.
Kam des Wegs ein schmucker Buhle: — Schöne, sagt, was weinet Ihr?
Meine Ohrringlein von Golde — hab' im Meer verloren hier!
Sag, was zahlt Ihr, Giurdaninha — hol' die Ringlein ich herauf?
Gern zweihundert Lire zahl' ich — einen Kuß noch in den Kauf.
Von sich wirft er Schuh und Kleider — stürzt sich in das Meer hinein.
Erste Welle, zweite Welle — schau, da sind die Ringelein.
Zahlet nun, o Giurdaninha — seht, die Ringlein bring' ich hier.
Die zweihundert Lire zahl' ich — doch den Kuß erlasset mir!
Nein, o nein, la Giurdaninha — nicht erlassen kann ich's Euch.
Will das Geld Euch wohl erlassen — doch den Kuß nehm' ich mir gleich!

Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Von

Julius Rodenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Heinrich Marschner.

Indem ich diesen, mir noch immer theuren Namen niederschreibe, regt es sich in meinem Innern, als ob Alles wieder lebendig würde, was doch so lange schon dahin ist, und meine Gedanken wandern über viele Jahre zurück. Ich sehe mich als Kind an der Hand meiner Mutter, in einer von den Straßen Hannovers, ziemlich eng, winkelig und mit spitzen Dächern. Vor uns ging ein Herr, untersetzt, von gedrungener Statur, in einem sehr feinen Tuchrock, über dessen Kragen das braune, rundgeschnittene Haar sich leicht umbog.

„Das ist Heinrich Marschner," sagte meine Mutter flüsternd, sich zu mir herabneigend und meine Hand pressend.

Dieser Moment, wiewohl Alles vorher und Alles nachher weggewischt oder traumhaft geworden ist, steht in deutlicher Gegenwart da: die Straße, durch die wir kamen — es war die Dammstraße —, die Stelle, wo wir stehen blieben — es war dicht an der Leinstraße —, das blaue Kleid meiner Mutter, ihr sanft erglühendes Antlitz und der kleine, dicke Herr selber, der, die Arme hinter dem Rücken gekreuzt, nicht eben rasch, mit einem behäbigen, sich wiegenden Gang vor uns dahinschritt und in Robby's Conditorei verschwand. Und — seltsames Spiel des Kindergedächtnisses oder der Kinderphantasie: keine von diesen Einzelheiten würde hingereicht haben, sich mir so fest und unauslöschbar einzuprägen, nicht einmal der Kuchengeruch aus Robby's Conditorei, der dem Kinde doch lieblich in die Nase stieg. Es war etwas Anderes. Der erwähnte Herr trug einen Cylinderhut, und an diesen Anblick reihte sich eine Kette von Betrachtungen. Es fiel mir mit einem Male auf, daß hier die Herren alle mit einander auch am Wochentag Hüte trugen, während die Männer bei uns daheim sie nur an den Sonn- und Feiertagen aufsetzten; und jetzt auch kam es mir zum Bewußtsein, warum diese Reisen nach Hannover, im Einspännerchen, mit meiner Mutter, so wunderschön waren — die Treppchen und dunklen Hinterzimmer im Hause meines Onkels, die Spielsachen meiner Vettern und die Märchenbücher meiner Cousinen, in denen ich lesen konnte, so viel ich wollte.

Dunkel schwebt mir aus jener Zeit auch das Wort „Bäbu“ vor, mit welchem ein im Haus Angestellter, ein fröhlicher Cumpan, uns Kinder gruseln zu machen pflegte. Der fremdartige Klang paßte ganz in jene besondere Stimmung und ruft sie mir heute noch lebhaft zurück: es war der Name einer neuen Marschner'schen Oper, die damals in Hannover aufgeführt wurde. Hier also gab es keinen Unterschied; hier war immer Sonntag. Ich sollte später noch lernen, daß es auch in der Stadt einen Alltag gibt und einen härteren, als man sich auf dem Lande vorstellen kann. Doch in meiner Kinderzeit verband sich mit dem Begriffe von Hannover für mich der des Festlichen, über der gewohnten Wirklichkeit Erhabenen, und in diesem Nimbus ist Heinrich Marschner mir erschienen.

Indessen dieses Sonntagsgefühl machte bald einem anderen Platz, als ich nach Hannover auf die Schule kam und meine Mutter nicht mehr bei mir war. Ich litt fast beständig an Heimweh und hatte selbst in den Unterrichtsstunden mit einem gewissen Widerstreben zu kämpfen. Sobald man in die Welt, unter die Menschen tritt, beginnt in der einen oder andern Weise der Kampf; und dies war mein erster Schritt. Noch steht das kleine Gebäude, das damals die Höhere Bürgerschule war, dicht neben einem Graben, der heute zugeworfen und bebaut ist, am Egydienthor, vor welchem nur hübsche Landhäuschen in großen Gärten lagen. Aber es war ein langer Weg, den ich täglich zweimal hierher von der Calenbergerstraße machen mußte. O, wie war diese Straße mir zuwider! Und wie sehnte ich mich, mit schmerzlichem Verlangen, aus der Freudlosigkeit meines Daseins hinaus nach einem anderen, freieren und besseren! Zuletzt fand ich in der Schule selbst, in dem Wohlwollen meiner Lehrer und den Anregungen, die sie mir gaben, meinen Trost. Ich war in meinem vierzehnten Jahr und, bisher durch Hauslehrer vorgebildet, so ziemlich in der Einsamkeit und unter meinen jüngeren Geschwistern als ein kleiner Tyrann aufgewachsen. Jetzt unter so vielen anderen Knaben meines Alters, die mir anfangs durch ihr feineres, städtisches Aussehen und die größere Sicherheit ihres Auftretens gar sehr imponirten, mußte ich manchen empfindlichen Stoß aushalten; aber im Wetteifer mit ihnen regte sich doch schon, was mir als edelste Triebfeder menschlichen Thuns erscheint — der Ehrgeiz, der in diesen Jahren seine Befriedigung noch in der unschuldigen Form des „Aufrückens“ über die Mitschüler findet, während undeutlich an fernen Horizonten höhere Ziele winken. Einer dieser Mitschüler war ein Sohn Heinrich Marschner's — ein lang aufgeschossener Knabe mit bleichem Gesicht, hellblauen Augen und herabwallendem gelben Haar, einer wahren Mähne, die bis auf den weißen Hemdkragen hing. Er hieß Adolf, sah seinem Vater ungemein ähnlich, und ist, wie die meisten Kinder Marschner's, früh gestorben. Er lebte schon nicht mehr, als ich ins Marschner'sche Haus kam. Zu jener Zeit aber war er ein wilder Bursch und zu jeder Art von ausgelassenen Streichen aufgelegt. Unsere kurze Berührung auf der Schule hat kaum eine andere Erinnerung in mir zurückgelassen, als die, daß es mich immer eigenthümlich durchzuckte, wenn sein Name „Marschner!“ gerufen wurde. Denn dieser Name, den meine Mutter mir einst zum ersten Male genannt, hatte nun eine Bedeutung für mich gewonnen. Ich

wußte jetzt, wer Heinrich Marschner war. Er stand damals, Mitte der vierziger Jahre, auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Popularität; eine seiner Opern — außer den dreien, die wir heute noch kennen, auch manche, die sich nicht gehalten hat oder mit Unrecht vergessen ist — ward regelmäßig fast in jeder Woche gegeben und Jeder mußte sie gesehen oder gehört haben. So bin ich mit der Marschner'schen Musik aufgewachsen, sie hat meine Jugendzeit erfüllt, und noch heute kann ich nicht an sie denken oder von ihr sprechen, ohne bewegt zu sein. Man ist mit Recht mißtrauisch gegen Jugendeindrücke. Doch dieser war zu stark, als daß er ephemer, zu tief, als daß er völlig ein Irrthum hätte sein können. Auch möge man nicht glauben, daß ich dieser Empfindung mich rückhaltlos hingegeben. Marschner nimmt eine breite Stelle in meinen Tagebüchern ein, und in einem derselben, aus meiner reiferen Zeit, als ich schon vergleichen gelernt hatte, finde ich folgende Sätze: „Hans Heiling bei vollem Haus und unter der begeisternden Leitung des Componisten, der in diesem Werke am Vollendetsten erscheint, weil es so recht eigentlich aus der Masse geschaffen ist, in der Marschner's Meisterschaft sich am Homogensten entfalten kann: aus den dunklen Gewalten, dicht unter der Erde, in den Naturgeistern dargestellt; aus den lichten Gewalten, dicht über der Erde, wie sie aus den reinen Herzen einfacher Menschen sprechen. In die unergründliche Tiefe Beethoven's vermag Marschner so wenig zu steigen, wie in Mozart's Himmel voll Musik." Aber sollen wir darum auf Alles verzichten, was dazwischen liegt? Auch ohne Marschner zu überschätzen, muß man sagen, daß in seinen Werken Etwas lebt, was nimmer veralten kann, weil es aus dem Gemüthe des deutschen Volkes geschöpft ist. Er ist durch und durch deutsch. Das Dämonische, das sich in Wagner's Opern gleichsam spiritualisirt hat, tritt in den seinen noch ganz elementar auf; und einen ebenso natürlichen Ausdruck findet er für das heiter oder naiv Volksthümliche des vierstimmigen Männergesanges. Mit Ehrfurcht blickte Marschner zu Weber als seinem unerreichten Meister empor; aber Eines, was diesem fehlte, besaß er: den manchmal etwas derben, immer aber spontanen und herzgewinnenden Humor, der überall in seinen Opern erquickend wie Sonnenschein durch dunkles Gewölk hervorbricht. Es war lange ein Lieblingsgedanke Philipp Spitta's, eine Biographie Marschner's zu schreiben; und er, der Hannoveraner, würde es gewiß mit der Wärme gethan haben, die das Heimathgefühl gibt. Er bat mich, Einsicht in einiges Ungedruckte, das ich aus dem Nachlasse Marschner's besitze, und Abschrift von den Briefen nehmen zu dürfen, die der Componist des „Vampyr", von „Templer und Jüdin" und „Hans Heiling" an meine Mutter und mich gerichtet. Marschner, dem das frühere Glück in seinen letzten Lebensjahren nicht treu geblieben, sollte auch das nicht haben, daß der Biograph Sebastian Bach's zugleich der seine werde. Mir aber sind jene Schriftstücke nun ein doppelt werthvolles Vermächtniß; sie rufen mir in die Erinnerung zurück, wie viel ich dem Freunde meiner Jugend verdanke und wie viel ich ihm noch schuldig geblieben bin.

Das Bild von ihm, das sich mir am deutlichsten eingeprägt hat, ist dieses: eine seiner Opern ward aufgeführt in dem alten Theater an der Leinstraße,

dicht neben dem Schloß, um welches noch etwas von der Königsmarck'schen Tragödie zu schweben schien, etwas Geheimnißvolles von einer verbannten Prinzessin und einem im moderigen Verließ gefundenen Männerskelet. Hannover hatte damals noch viel Alterthümliches, was der Stadt einen eigenartigen Charakter gab. Besonders hier an der Leinstraße standen in stattlicher Reihe Giebelhäuser aus der Zeit der deutschen Renaissance, mit Stockwerk über Stockwerk nach oben sich verjüngend. Eines derselben, „das Haus der Väter", genannt nach einer Erzählung des hannoverschen Novellisten Blumenhagen, steht heute noch, aber in einer anderen Umgebung und an anderer Stelle. Der Maler Oesterley, gleichfalls eine Celebrität jener Zeit, dessen Lenorenbild ein Haushaltsstück jedes Hannoveraners war, erstand es, als es Anfang der fünfziger Jahre auf den Abbruch verkauft ward, und baute vor dem Steinthor, am äußersten Ende der Stadt, es wieder auf, ganz so, wie es ehedem gewesen, mit seinen Erkern, Vorsprüngen und reichem Sculpturenschmuck, seinen schmalen Fenstern und bleigefaßten Scheibchen: nach außen das Patricierhaus des 16. oder 17. Jahrhunderts, und nichtsdestoweniger im Innern sehr hübsch und traulich. Ich darf es sagen, denn ich selber habe später einmal einen Winter lang — und ein stürmischer Winter mit noch stürmischerem Frühling für mich war es — im Hause der Väter gewohnt, als sonst nicht viel mehr von dem alten Hannover übrig, als die Leinstraße freigelegt, das alte Hoftheater verschwunden und das neue fertig stand, da wo vormals ein Windmühlenhügel und statt des modernen Stadttheils ringsum, in der Bahnhofsgegend, offenes Feld war, an dessen Gräben wir Schüler botanisiren gingen. Eines aber in dem jetzigen Theater ist noch dasselbe wie in dem ehemaligen: der wundervolle, von Ramberg gemalte Vorhang, der schönste von allen, die ich kenne, mit den herrlichen, großen, weißen Rossen, die den Sonnenwagen des strahlenden Gottes zur Erde niedertragen, während unter ihren Hufen, in Sumpf und Schilf, das finstere Barbarenthum versinkt und gegenüber — ein seltsames, dem heutigen Geschlecht kaum noch verständliches Curiosum der Weltgeschichte — das Brustbild Georg's IV. sich zeigt, des „finest gentleman of Europe", der ja zugleich auch Hannovers König war. Noch glänzen an dem Obelisk in Gold die Verse des Ovid, an denen einst der Knabe sein bißchen Latein versuchte: „Didicisse fideliter artes" etc., nicht ahnend, daß dieser Vorhang auch ihm einmal über einer Welt ungekannter Wonnen und Schmerzen auf- und niederrollen werde. Da habe ich nun Heinrich Marschner gesehen, er fünfzig, ich vierzehn Jahre alt. Das für heutige Begriffe spärlich erleuchtete Haus war in allen Rängen bis zur Galerie hinauf Kopf an Kopf besetzt, wie jedesmal, wenn eine Marschner'sche Oper gegeben ward. Ich saß vornan im Parket, dicht am Orchester, und Marschner, das Zeichen zum Beginn erwartend, stand am Dirigentenpult, dem Publicum zugewandt. Mein Blick hing an ihm, und an ihm allein, wie er da stand, den Kopf ein wenig hintüber in den Nacken gebeugt und das volle Haus musternd. Er hatte die Arme wieder über dem Rücken gekreuzt, wie damals auf der Straße; heute aber konnte ich ihm ins Gesicht schauen. Ein wohlgenährtes Gesicht, über dem die Lebensfreude, die Heiterkeit, die Jovialität, die Sicherheit des Erfolges ausgebreitet lagen, eine hohe, breite

Stirn, solch' eine, die gemacht schien, den Lorbeer zu tragen; kleine, graublaue Augen, die von Geist leuchteten, und ein feiner, leicht zum Spott verzogener Mund, um den ein sieghaftes Lächeln spielte — auf der Unterlippe rechts die Spur einer Schmarre, die vielleicht aus seiner Studentenzeit stammte. Das erste Glockenzeichen ward gegeben, er ergriff den Tactstock, und ein Beifallssturm brach aus, in dem man immer und immer wieder tausendstimmig den Namen: „Marschner! Marschner!" hörte, bis endlich die Ouvertüre beginnen konnte. Ja, damals gab es in Hannover keinen Zweiten neben ihm, und wenn sein „Du stolzes England, freue Dich!" erklang, so würde nicht viel gefehlt haben und das ganze Haus hätte mitgesungen, wie die Jenenser Studenten im Weimarer Theater, wenn Schiller's „Räuber" aufgeführt werden.

Um diese Zeit kam ich fort von Hannover, nach Rinteln, der kleinen hessischen Gymnasialstadt. Meinen neuen Schulkameraden, derben Burschen vom Lande, war ich, mit meinen Hannoverschen Erfahrungen, halb ein Gegenstand der tiefsten Verachtung, halb aber auch des bewundernden Staunens. Einer darunter, der mit mir bei denselben Leuten wohnte, wurde nicht müde, mich in edler Wißbegierde nach den Theatergeschichten auszufragen, und namentlich interessirte er sich lebhaft für die große Oper, obwohl er noch in seinem Leben keine gehört. Es reizte mich ungemein, ihm einen Begriff davon beizubringen, und niemals hatte ich ein dankbareres Auditorium. Im guten Zimmer unserer Wirthsleute stand ein Flügel, an den ich mich setzte, wenn die Luft rein, d. h. Niemand sonst zu Hause und wir ungestört waren. Dieser Flügel, ein ungeheurer Kasten von antediluvianischem Alter, mit schwarzen Unter-, weißen Obertasten und schnarrenden Saiten, die seit Menschengedenken nicht gestimmt sein mochten, hatte zum Ueberfluß noch eine ganze Menge von Pedalen, deren eines den Harfenton nachahmte, das zweite Pauken, das dritte Schellen und Glocken erklingen ließ u. s. w. Auf diesem Instrument gab ich meine Vorstellungen, indem ich zu einer — wenn der Ausdruck erlaubt ist — imaginären Musik einen imaginären Text sang, sprach und zuletzt schrie — denn die Begeisterung riß mich hin, und die Pedale lärmten fürchterlich. Mein Freund war entzückt; er glaubte — Gott verzeihe mir die Sünde! — Marschner'sche Opern zu hören, und ich kann nur hoffen, daß ihn spätere Jahre darüber aufgeklärt haben. Indessen erschöpfte sich mein Repertoire und, wie Knaben sind, von einer Spielerei gingen wir zur anderen über; mit jenem Höllenspectakel versank die letzte Hannover'sche Reminiscenz, und unter der sanften Einwirkung der Natur, in der klösterlichen Stille der Schule, geführt durch einen ernsten, bedeutenden Lehrer, fand ich endlich den Weg zu mir selber.

Jahre kamen und Jahre gingen; ich ward Student, ich war einen Sommer in Heidelberg und einen Winter in Göttingen. Abermals ein Sommer, und der stärkste der Impulse, den ich je von der Außenwelt empfangen, sollte mir werden — das Meer. Diese Herbstwochen in Helgoland, auf dem Felsstück, das den Contrast mit dem Unermeßlichen so gewaltig erhöht, machten und hinterließen einen nie mehr übertroffenen Eindruck in meiner Seele. Niemals auch war ich glücklicher, nie fühlte ich mich freier. Das Rauschen der See war mir erfüllt von Versprechungen der Zukunft, und auf den goldenen Pfaden,

welche der Abendstrahl ins Wasser zeichnete, wandelte meine Sehnsucht der Ferne zu, die mir unendlich schien, wie jene. Kein Tag ohne Verse; sie drängten sich mir auf in den Rhythmen des Wellenschlages und im Brausen des Windes, in dem ich tausend Stimmen vernahm, von der wilden Empörung bis zum leisen, im Riedgras und Haidekraut hinsterbenden Seufzer. Mich erquickte die Herbheit des Morgens, mich berauschte der Zauber des Mittags, und in der märchenhaften Pracht des Westhimmels bei Sonnenuntergang erkannte meine Phantasie Gesichte von längst versunkener Herrlichkeit; Alles, was auf diesem Nordmeer in grauer Vorzeit sich zugetragen, was das Heldenlied und die Sage von alten Seekönigen und brennenden Vikingerschiffen meldet, stieg lebendig vor mir auf. Und was ich dort geschaut in den lichten Stunden, die mit dem letzten Sonnenfünkchen plötzlich erloschen, das folgte mir in die Heimath; dort, in einer Art leidenschaftlicher Hast, brachte ich es zu Papier, und es ward daraus das halb lyrische, halb epische Gedicht von „König Harald's Todtenfeier", das ich mit mir nach Marburg nahm und das der vortreffliche Universitätsbuchhändler R. G. Elwert den Muth und die Freundlichkeit hatte, zu drucken. Ein Gefühl, als ob ich dem geneigten Leser — falls ein solcher sich fände — andeuten müsse, daß dieses romantische Ding doch nicht völlig in der Luft schwebe, bestimmte mich, ihm etwas Greifbares, wirklich auf Helgoland Erlebtes voranzustellen, und ich wählte dazu das Lied: „Marie vom Oberlande". Dieses aber bringt mich, nach dem gemachten Umwege, wieder zu Marschner zurück; denn es war das erste meiner Lieder, das Marschner componirt hat.

Wir schrieben Ostern 1853, und ich befand mich in den Ferien zu Besuch in Hannover. Zu meinen Bekannten gehörte der Hofschauspieler Gabillon, den ich im späteren Leben, als berühmten Mann, nur noch einmal wiedergesehen, am Sterbebette Franz Dingelstedt's. Damals aber stand er in der vollen Kraft und Schönheit seiner Jugend. Diesem verehrte ich meinen Harald, und er erwies sich in zweifacher Weise dankbar. Eine mir nahe verwandte Dame, die sich mehr für den Künstler als mein Gedicht interessirte, sprach den Wunsch aus, es von ihm lesen zu hören. „Die soll tüchtig dafür blechen," sagte der übermüthige, junge Künstler, nannte seinen Preis als „Benefiz für den Verfasser", und ich erhielt ihn — wenn nicht ganz das erste, doch sicher das am leichtesten verdiente Honorar meines Lebens. Nach der Vorlesung steckte Gabillon das Büchlein ein und begab sich damit zu Marschner.

Drei, vier Monate hernach, als ich in den Sommerferien wieder durch Hannover kam, sagte mir Gabillon: „Marschner läßt Sie bitten, heut Abend sein Gast zu sein" . . . und diesen Abend, wie könnt' ich ihn schildern? Er ging mir wie im Taumel dahin — ich hörte mein erstes Lied singen, und am anderen Nachmittag, in meiner Heimath, stürzte ich in die Stube und rief: „Mutter! Mutter!" In meiner Rechten, wie eine Fahne, schwenkte ich ein grünes Heft, und meine Mutter, die mit einer Handarbeit dem offenen Fenster zugekehrt saß, wandte sich um. Vor Eifer und Aufregung konnte ich nicht sprechen — ich hielt ihr das Heft hin, hinter dem grünen Umschlag war ein weißes Blatt mit gelbem Untergrund, auf welchem das Bild von Helgoland

und ein vom Strande stoßendes Boot sich abhob, darüber in großem Druck: „Marie vom Oberlande“, darunter in feinen Schriftzügen: „Dem lieben Dichter von Dr. H. Marschner.“ Da nahm meine Mutter mich in den Arm und küßte mich.

Die Häuslichkeit Marschner's um diese Zeit war eine sehr glückliche. Noch lebte seine Frau Marianne, von der bekannten Wohlbrück-Familie, Tochter eines Schauspielers, Schwester dreier Schauspieler, und sie selbst eine ausgezeichnete Sängerin. Ein Wohlbrück, ihr älterer Bruder Wilhelm August, hatte Marschner die Texte zum „Vampyr“ und „Templer und Jüdin“ geschrieben, und ein anderer Wohlbrück, mit dem ich selbst noch in freundlichen Beziehungen gestanden habe, war in den fünfziger und sechziger Jahren Redacteur der „Weserzeitung“ in Bremen, wo sein Vater August Ludwig, der jüngste der drei Brüder, lange Director des Stadttheaters gewesen.

Marianne Marschner hatte frühe schon, in ihrem zwanzigsten Jahre, der Bühne entsagt und war eine vortreffliche Hausfrau geworden, immer noch eine feine, zierliche Gestalt, mit anmuthigem Gesicht, leuchtenden Augen und jugendlicher Lebendigkeit, als ich sie kennen lernte. Sie begegnete mir mit der größten Freundlichkeit, und ich fühlte mich sogleich heimisch in diesem Kreise, zu welchem damals auch noch der schönen Mutter schönere Tochter Toni gehörte, mit dem Hauptmann Basson vermählt, der im schleswig-holsteinischen Krieg Invalide geworden und pensionirt, immer noch eine höchst stattliche Erscheinung war. Marschner, ein Mann von achtundfünfzig Jahren, stand noch in der vollen Rüstigkeit des Schaffens und Wirkens. Hochgebildet, ungemein belesen und von schlagfertigem Witz, war er im Publicum ebenso beliebt, als in gewissen Sphären gefürchtet oder verdächtigt. Denn keineswegs, wie so viele seiner Fachgenossen, auf das musikalische Gebiet allein beschränkt, war ihm vielmehr etwas Universelles eigen. Er interessirte sich namentlich für Politik und Tagesgeschichte, machte kein Hehl aus seiner liberalen Gesinnung und kritisirte Personen und Dinge zuweilen mit scharfem Spott. Manches seiner gepfefferten Worte ging um in Hannover, nicht immer zum Vergnügen desjenigen oder derjenigen, die es traf; er konnte boshaft sein, wenn er wollte. Aber noch war seine Geltung unbestritten; er wurzelte, seit 1831 Hofcapellmeister in Hannover, zu fest in der öffentlichen Meinung, als daß man ihm ernstlich etwas hätte anhaben können. Er war eine Macht und konnte den Mangel der Hofgunst verschmerzen; für die kleineren Mißhelligkeiten, die jetzt schon nicht ausblieben, hielt ihn die Verehrung, welche die Hannoveraner ihm bei jeder Gelegenheit bezeigten, und das Ansehen schadlos, dessen er überall, im Inland und im Ausland, genoß. Außer dem hannoverschen Guelphenorden, den er noch aus der Zeit des Herzogs von Cambridge, des Vicekönigs, hatte, trug er bei festlichen Gelegenheiten den Danebrogorden. Im Amte war er ein strenger Herr und Einer, der die hannoversche Oper zu einer hohen Stufe der Vollendung geführt hatte. Seit so vielen Jahren an die Berühmtheit gewöhnt, war er zwar durchaus nicht eitel, aber empfänglich für jede ihm dargebrachte Huldigung und hart, wo er auf Renitenz stieß. Wo die Mittelmäßigkeit sich über ihre Grenzen wagte, wies er sie schroff zurück und hat

sich dadurch in seinem eigenen Orchester mehr als einen Feind gemacht; aber die Meisten und die Besten ordneten sich willig einem Führer unter, der bei jeder Gelegenheit ihr Interesse wahrnahm, von oben her in den Dienst sich nicht dreinreden ließ, stolz gegen die Großen und leutselig gegen die Kleinen war. Der sächsische Dialekt, den er, der geborene Zittauer, niemals ganz ablegte, gab ihm etwas Gemüthliches, was dem steifen hannoverschen Wesen gegenüber angenehm auffiel; und seine Corpulenz war von der Art, die, das eigene Behagen nicht störend, das der Anderen fördert. Kein besserer Gesellschafter als er. An der wohlbesetzten Tafel mußte man ihn sehen, wenn er mit erprobter Kennerschaft die feinen Weine kostete. Dann leuchtete sein Humor, dann strömten ihm aus unerschöpflicher Fülle die guten Geschichten und Anekdoten, in deren Erzählen er ein eben solcher Meister war, wie in seiner Kunst. Zugleich bemerkte man in seiner Unterhaltung, seinen Urtheilen den akademisch Geschulten, der es liebte, sich hier und da mit einem classischen Citat zu schmücken und unter all' seinen Titeln keinen so werth gehalten hat, wie den Doctor, mit welchem die sächsische Landesuniversität nach der ersten Aufführung des „Hans Heiling" in Leipzig (1834) den Componisten ehrte, der einst als studiosus iuris ein oder zwei Semester lang bei ihr inscribirt gewesen war. Alles in Allem nicht nur eine bedeutende, sondern auch höchst sympathische Persönlichkeit, die mein Herz auf der Stelle gewann. Man kann sich wohl denken, mit welchen Empfindungen ich, ein Zweiundzwanzigjähriger, diese Räume betrat, mit welcher Scheu, wie vor einem Heiligthum. Aber da es ganz irdisch vergnüglich darin herging, fielen, wie von selbst, diese Fesseln, und ich fühlte mich wohl und glücklich unter diesen Menschen. Wir aßen und wir tranken, und ich erinnere mich noch der schönen, hell erleuchteten Zimmer, die so traulich waren und doch so verschieden von allen anderen, die ich jemals zuvor gesehen. Marschner's wohnten damals am Bahnhof, in einem Seitenflügel des Hôtel de Russie; die Gegend war eben neu bebaut und diese Wohnung, im ersten Stock, sehr vornehm, geschmackvoll, nicht luxuriös, eingerichtet und von künstlerischem Geist durchweht. Zahlreiche Porträts berühmter Zeitgenossen, mit ihren eigenhändigen Unterschriften, hingen an den Wänden, und hier und dort ein Kranz mit langen Bändern, unter einem derselben die Marmorbüste Marschner's. Aber nichts bedrückte die Seele des so gastlich Aufgenommenen, Alles schien sie zu tragen, zu heben und auf einen reinen, natürlichen Ton zu stimmen. Als ich ihn kennen lernte, rauchte Marschner nicht mehr, aber er schnupfte einen starken, wohlriechenden Tabak aus einer goldenen, von irgend einem Potentaten ihm verehrten Dose. Während des Gespräches reichte er sie mir einmal dar, und ich weiß, welche Wirkung, außer der natürlichen, dieses erste Zeichen der Vertraulichkeit auf mich übte.

Nach Tisch sollte Musik gemacht werden; Marschner setzte sich an den Flügel, seine Frau Marianne stellte sich mit einem Notenblatt daneben, und nun hörte ich zum ersten Male ein Lied von mir singen — und wie singen! Man verzeihe demjenigen, der über mehr als vierzig Jahre rückwärts blickend, sich selber als einen Anderen, nicht Fremden, aber fremd Gewordenen sieht und, wenn er die Hoffnungen des Jugendlichen nicht mehr theilen kann, doch seine

Träume begreift und — ihn darum beneidet. Ach, die ersten Eindrücke, die ersten Eindrücke! Sie sind es, die die Jugend so reich machen, und sie kehren nicht wieder, die ersten Eindrücke! Indem ich diese glockenhelle Stimme vernahm, die meine Worte sprach oder sang, mit einer frischen Melodie, von dem begleitet, der sie geschaffen, da ward mir seltsam zu Muthe, als ob nun Alles erreicht sei, wonach ich je gestrebt; und mit dem seligsten Zukunftsahnen verband sich ein keckes Glücksgefühl, wie man es auch nur einmal hat, als es jubelnd in die stille Sommernacht hinausschallte:

Wie sind so schön auf Helgoland
Die Mädchen und die Weiber!
Der rothe Rock mit gelbem Band
Umschließt die schlanken Leiber.
Ja, Perlen sind's von klarem Schein
Im öden Dünensande;
Die schönste Perle nenn' ich mein,
Marie vom Oberlande!

„Marie — Marie vom Oberlande" gab das Echo zurück, vom Bahnhofsplatz herüber. Es schien mir Alles wie verzaubert.

Gegen Ende des Sommers sollte ich das Meer wieder sehen, diesmal in Begleitung meiner Mutter. Wir gingen zusammen nach Ostende. Dort führten wir ein herrliches Leben, waren den ganzen Tag am Strand und lasen beim Rauschen der Wellen die Correcturen zur ersten Ausgabe meiner Lieder, darunter auch derer, die ich vor einem Jahr in Helgoland gemacht. Wir kamen nicht aus der poetischen Stimmung heraus und nahmen sie mit in die Heimath zurück, deren Berge damals noch Alles umschlossen, was meiner Jugend bestes Theil war, und sie mir unvergeßlich gemacht hat. Im Morgenschimmer, im Abenddämmer trug ich es mit mir herum — der Einsamkeit vertraute ich es, und in den Sturm sang ich es hinaus. Ueber mir, in einem grauen Himmel, brausten die Wipfel, und die welken Blätter raschelten vor meinen Füßen.

Auf diesen wunderlichen Spaziergängen kam ich immer bei einer Mühle vorbei, mit welcher, seit unseren Kindertagen, wir Geschwister die seltsamsten Vorstellungen verbunden hatten. Sie hieß die Schleifmühle, Niemand wußte, warum; denn es wurde nur Korn daselbst gemahlen, und man roch den Mehlstaub schon von Weitem. Der Müller und seine Brut, zwei Jungen und ein Mädchen, gingen beständig in Grau, sie hatten auch graue Gesichter und große, blöde Augen. Wir nannten sie die Kobolde und dichteten ihnen allerlei Unheimliches an. Die Mühle lag etwas tief, unter Bäumen versteckt, und ein leises Schauer- oder Märchengefühl ergriff uns, wenn wir das Klappern vernahmen und das grünliche Wasser sahen, in welchem ein mächtiges Rad sich langsam umschwang. Es war nichts Liebliches in alledem und wenig von der hergebrachten Mühlenpoesie; doch es verfolgte mich, und indem das Rad sich unablässig drehte, begann es auf einmal in mir zu klingen:

Das Mühlrad saust, das Wasser fließt,
Das Glöcklein tönt so flink und frei,
Und was ein lust'ger Müller ist,
Der singt dabei.

Der singt von Sonn- und Feiertag,
Von Dirnen, Tanz und Fiedel,
Und was er sonst noch wünscht und mag,
Das bringt er in sein Liedel.

Der singt von luft'ger Wanderzeit,
Von fröhlichem Marschiren,
Von Bettelvogt und Herbergsmaid,
Von Küssen und Charmiren.

Der singt so lang mit treuem Sinn
Und zärtlichem Gefühle,
Bis daß er eine Frau Meisterin
Selbst heimführt in die Mühle.

Das war denn freilich etwas anders gestimmt, als die bare Wirklichkeit, und einmal auf dem Wege, ging es in diesem Tone fort. Ein Königskind lebt verloren im Walde und hält, seiner Herkunft unbewußt, den Müller für seinen Vater. Ein königlicher Prinz, natürlich verkleidet, findet das Schätzchen in der Verborgenheit, wird in einer Blumenspielerei mit ihm überrascht, und als keine Rettung mehr möglich, erscheint der König, erkennt sein Töchterlein und gibt dem Paare seinen Segen. Daß ein täppischer Müllerbursche nicht fehlen durfte, versteht sich: diesen Tribut war ich den Kobolden der Schleifmühle schuldig; er ist der Neidhammel, der die Liebenden verräth und dadurch erst recht zu ihrem Glücke beiträgt.

So wob sich das kleine Ding von einem Abendgang zum anderen; und mit den Stimmen des Wassers und des Windes mischten sich andere, ferne, wie von einer ungesehenen, unbekannten Menge. Denn ich rüstete mich eben zu meiner ersten Reise nach Berlin. Diese war damals, im October 1853, noch eine ziemlich umständliche Affaire, und in Hannover machte ich Nachtquartier. Den Abend verbrachte ich bei Marschner's, in deren Heim ich längst aufgehört hatte, mich als ein Fremder zu fühlen. Merkwürdig und ahnungsvoll berührt es mich jetzt, beim Rückblick auf jenen Abend, daß ich in meiner Aufzeichnung über denselben so wenig von Marschner zu sagen weiß und so begeistert von ihr, seiner Gemahlin Marianne, bin. Ihn nenne ich schlichtweg meinen Freund; „sie aber, die bezaubernde, feingeistige Dame, war besorgt wie eine Mutter, und doch so schön wie ein Mädchen — ein Wunder für mich mit ihren sprechenden Augen." — Es war das letzte Mal, daß ich sie singen gehört habe. Sie sang den „fahrenden Schüler", dessen Composition Marschner gerade beendet — eine Reihe burschikoser Lieder, die ich ihm aus Marburg geschickt hatte und erst nachher in Gödeke's „Deutscher Wochenschrift" drucken ließ. Manchmal noch, in späteren Jahren, bin ich dem einen oder anderen alten Herrn begegnet, der sich in seiner Jugend an diesen frischen, echt Marschner'schen Weisen ergötzt und sie mir, wenn wir von irgend einem Diner aufgestanden waren, noch leise vorzusummen wußte . . . „Jugendzeit, o wie so weit!"

An diesem Abend war auch zuerst die Rede von „Waldmüllers Margaret", meinem Fräulein im Walde, das ich bisher mit ängstlichem Schweigen gehütet

hatte. Denn in der Jugend, wenn man anfängt, nimmt man Alles so persönlich. Das Schauspielchen oder Melodrama, das nur noch auf die Musik wartete, wurde vorgelesen, „und ich fühlte mich ebenso getroffen durch die Bemerkungen des Künstlerpaares, als zum Dank verpflichtet für die Schonung, mit der sie dieselben aussprachen." Damit fuhr ich ab, „in den klaren Herbstmorgen hinein," begleitet von meiner Prinzessin, die vorerst jedoch incognito blieb und alsbald ganz hinter den neuen Berliner Anblicken verschwand. Was aber wird mein Freund Robert Radecke, jetzt Professor und Director des königl. Akademischen Instituts für Kirchenmusik, zu folgendem Eintrag in meinem Tagebuch, aus dem Winter 1854, sagen? „Samstag Abend war Radecke mit seinem Landsmann A. bei mir; ich las den ersten Act von Waldmüller's Margaret zu meiner und ihrer Zufriedenheit; er wird die Musik dazu schreiben." Radecke, bis dahin Musikdirector beim Leipziger Stadttheater, diente sein Jahr in Berlin ab und, blond, mit einem Gesicht wie Milch und Blut, sah er in seiner Einjährig-Freiwilligen-Uniform des Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiments sehr schmuck aus. Aber die Musik hat er nicht geschrieben.

Da bekam ich eines Tages, in aller Frühe des Morgens eine Karte von Marschner, der, mir ganz unerwartet, am Abend zuvor nach Berlin gekommen war. Sein erster Weg, hieß es auf der Karte, sei zu mir gewesen, aber er habe mich verfehlt. Der Anlaß zu seiner Reise war kein erfreulicher. Er hatte mir schon im December von einer Erkrankung seiner Frau geschrieben, die das Schlimmste habe befürchten lassen: doch sei Gottlob die Gefahr vorüber, nur könne es wohl noch lange währen, bis sie wieder zu vollen Kräften kommen werde. Statt dessen war, Ende Januar, eine plötzliche Wendung eingetreten, eine schwere Operation schien unerläßlich, und dieserhalb hatte man sich an einen der Berliner großen Chirurgen wenden wollen. Ich eilte sogleich hinüber in das Hôtel de Rome, wo Marschner's wohnten; aber als ich die arme, leidende Frau sah, die ich so fröhlich verlassen, erkannte ich sie kaum wieder. Bald kam auch er und — ich folge hier meinen damals gemachten Aufzeichnungen — überhäufte mich mit Küssen und Umarmungen; ich sei sein einziger Freund hier, sagte er. In diesen traurigen Tagen bin ich nicht von seiner Seite gewichen. Wir aßen zusammen, wir gingen zusammen spazieren, die Linden hinab, nach dem Thiergarten; ich that, was ich vermochte, den unglücklichen Mann auf andere Gedanken zu bringen, dem ich vor Kurzem noch so glückselige Stunden verdankt hatte. Doch es gelang mir nicht. Alle Heiterkeit war aus seinen Mienen gewichen, und wenn er sprach, war es oft, als ob er die Thränen erstickte. „Ich habe Kinder verloren," schluchzte er, „an denen meine Seele hing, aber den Tod meiner Frau könnte ich nicht überleben."

Zu dem Seelenschmerz um die Kranke gesellte sich ein anderer, der stets an ihm genagt hat und hier wieder zum frischen Ausdruck kam — der einer ungebührlichen Vernachlässigung und Zurücksetzung in Berlin. Er hat immer darüber geklagt, schon in seiner besten Zeit, und ich ward an die Verstimmung, die sich seiner bemächtigte, wenn man nur den Namen Berlin nannte, sehr lebhaft erinnert, als ich seine Briefe an Eduard Devrient, den Textdichter des „Heiling", las, die vor Jahren in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht

worden sind[1]). Die Schuld lag gewiß nicht allein an den Berlinern; denn es ist nicht anzunehmen, daß Opern, welche z. B. in Wien — um von Hannover gar nicht zu reden — noch heute auf dem Repertoire stehen, hier kein Publicum finden sollten. „Der Vampyr", diejenige von Marschner's Opern, welche musikalisch vielleicht am Höchsten steht, obgleich der Text allerdings hart an das Widernatürliche grenzt, ist wohl bei Kroll, auf der königl. Bühne jedoch zu Marschner's Lebzeiten überhaupt nicht zur Darstellung gelangt[2]). „Hans Heiling" dagegen ist bis Ende 1885 dreiunddreißigmal, „Der Templer und die Jüdin" sogar zweiundvierzigmal aufgeführt worden[3]), und wie die besten Kreise Berlins in den dreißiger Jahren über Marschner urtheilten, geht aus einem Briefe der Mutter Felix Mendelssohn-Bartholdy's an Devrient hervor. Sie schrieb diesem nach der ersten Vorstellung des „Hans Heiling" (24. Mai 1833): „Sie (die Oper) ist frisch, lebendig, geistreich, und unterhaltend. Daß schon im ersten Act des Templers mehr Musik, Kraft und Interesse liegt, als in sämmtlichen Auber's, kann wohl nicht bezweifelt werden." Aehnlich dachten Mendelssohn selbst und Taubert[4]). Man betrachtet Marschner jetzt als das Mittelglied zwischen Weber und Wagner, und es ist schwer, zu sagen, warum er sich mit und neben diesen Beiden nicht im gleichen Verhältniß gehalten hat. In Berlin hat er niemals rechten Boden zu gewinnen vermocht. „Es scheint mir fast," heißt es in einem jener Devrient-Briefe (vom 15. Juli 1831), „als säße zu Berlin eine heimliche Musik-Fehme zu Stuhle, die, was ihr Noth zu thun scheint, über Gerechte und Ungerechte streng Gericht hält." Damit war Spontini gemeint, der „wieder mit eiserner Faust herrscht", wie Rellstab an Marschner schrieb. „Es ist zu unverantwortlich, wie deutsche Componisten in Berlin behandelt werden," ruft er ein ander Mal aus (17. Juli 1832); und in der That hatten sie den Fremden, Italienern und Franzosen, gegenüber einen schweren Stand. „Fanny sagt mit Recht," schreibt Frau Mendelssohn-Bartholdy an einer anderen Stelle jenes oben citirten Briefes, „es ginge den deutschen Componisten wie den Juden, die das allgemeinste und tiefstgewurzelte Vorurtheil erst zu überwinden hätten." Als nach Zelter's Tod (15. Mai 1832), das Gerücht sich verbreitete, Spontini werde Director der Singakademie und seine Stelle an der königl. Oper frei werden, schreibt Marschner an Devrient (17. Juli 1832): „Da melde ich mich gleich, natürlich als Marschnero oder Margenerino, denn als deutscher M. (Sie können auch Michel lesen!) werde ich da wohl zu nichts als einer Unterlieutenantsstelle kommen." Aber im Vollgefühl seiner Schaffenskraft tröstet er sich „über das spröde Berlin, in dem nicht einmal Deutschland, geschweige denn die Welt ist". Eben hat er

[1]) Aus Eduard Devrient's Nachlaß. Briefe von Heinrich Marschner an Eduard Devrient. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Joseph Kürschner. „Deutsche Rundschau", 1879, Bd. XIX, S. 87—107.

[2]) Die gegenwärtige Generalintendanz hat das Versäumniß so vieler Jahre nachgeholt, indem sie den „Vampyr" am 27. September 1890 in ihr Repertoire aufnahm und, neu einstudirt, als Festoper zu der Hundertjahrfeier von Marschner's Geburtstag (16. August 1895) gab.

[3]) Schäffer und Hartmann, Die königl. Theater in Berlin, S. 39 und 82.

[4]) Devrient, Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy, S. 142 ff.

den „Hans Heiling“ vollendet, während sein „Vampyr“, sein „Templer und Jüdin“ bereits ihren Weg durch Deutschland gemacht und sogar im Ausland, in London, in Kopenhagen, in Moskau glückliche Aufnahme gefunden haben. Dieses Bewußtsein gibt ihm die Ruhe, „die mich mit ungestörter Lust die ewig heiter und herrlich strahlende Kunst bewundern, mit stoischer Gleichgültigkeit aber auch das erbärmliche, sublunarische Kunsttreiben verachten läßt“ (18. April 1833).

Einundzwanzig Jahre waren vergangen bis zu jenen Wintertagen, an denen wir gemeinsam durch die Straßen Berlins schritten. Marschner's Haar fing an, bleich zu werden, und der Gram hatte seine Wangen gefurcht. Manchmal blieben wir vor einer der Anschlagssäulen stehen. Kein Theaterzettel zeigte ein Werk von ihm an, auf keinem der vielen Concertprogramme war sein Name zu finden. Da sprach er sich in Worten aus, die mir durchs Herz schnitten, die nichts mehr von dem früheren Schwung oder Witz hatten, in denen nur Bitterkeit war; und am 4. Februar 1854 starb Marianne Marschner.

Mit ihr verlor er nicht nur die treue Kameradin, die länger als ein Vierteljahrhundert Alles mit ihm getheilt, Niederlagen und Triumphe, Leid und Freud; er verlor mit ihr seine Stütze, seinen Halt und den schönen Genius seiner Kunst. Als ich ihn, zwei Monate später, während der Osterferien in seiner vereinsamten Wohnung zu Hannover besuchte, fand ich einen gebrochenen Mann, der fast einen greisenhaften Eindruck machte. Noch dazu war er krank. Es war das mit einem Augenleiden verbundene Fieber, von welchem er schon in jüngeren Jahren, zur Heiling's-Zeit, einmal heimgesucht worden war, und das ihn nun, der sorglichen Pflegerin beraubt, doppelt hülflos erscheinen ließ. Mit einem grünen Schirm, der ihm das Gesicht beschattete, saß er da, sehr verschieden von dem, den ich ein Jahr zuvor als einen von Glück strahlenden gesehen, an jenem Abend, wo Marianne Marschner mir zum ersten Male die „Marie vom Oberlande“ gesungen hatte. Jetzt war es hier still, stumm und dunkel geworden. Seine einzige Gesellschaft war sein damals etwa vierzehnjähriger Sohn August, der mich an den älteren Bruder Adolf erinnerte, meinen einstigen Schulkameraden, und der gleich diesem, als er eben die Grenze des Jünglingsalters überschritten hatte, dahinschwand und erlosch. In diesem traurigen Frühjahr schrieb mir — es war am 20. April 1854 — der noch immer nicht aus der Stubenhaft Befreite, den ich täglich besucht hatte, folgende Zeilen in mein Stammbuch: „Obwohl eben jetzt nichts weniger als hellsehend . . .“ Doch man wird begreifen, warum ich davon abstehe, hier Worte wiederzugeben, die mir selber, aus weiter Vergangenheit, und gleichsam losgelöst von jeder persönlichen Beziehung, mehr das zu sagen scheinen, was hätte werden können, als das, was wirklich geworden ist. Es waren väterliche Wünsche für meine Zukunft, Hoffnungen, die der Kranke daran knüpfte, dessen damaliger Seelenzustand in der Schlußzeile sich ausspricht: „Für diese Hoffnung schon dankbar, bittet um fernere freundliche Erinnerung Ihr herzlichst ergebener Freund Dr. Heinrich Marschner.“ — Das Stammbuch, auf dessen inneren Deckel von weißem Atlas, wie auf eine von Rosenknospen umrankte Gedenktafel, eine junge, schöne Hand einst die Worte „Innig vereint“ in Perlen ge-

stickt, hatte sich im Laufe der Jahre mit den werthvollsten Inschriften gefüllt, und als ich auf die Wanderschaft ging, gab ich, mit so manchem Anderen, auch diesen Schatz der Jugend meiner Mutter. Sie hat ihn wohl gehütet, und nach ihrem Tode erst ist das Buch in meine Hände zurückgekehrt, unversehrt, wie ich es ihr gegeben, aber bereichert um so manches von ihr hinzugefügte Zeichen, das mir in dieser Vergänglichkeit aller Dinge zeigt, welch' eine Fülle von Leben und Liebe doch an einem vergilbten Blatt, einer verwelkten Blume haften kann! Neben der Seite, die Marschner's Hand beschrieben, liegt, in Papier gehüllt, eine Haarlocke, mattbraun, von einigen Silberfäden durchzogen . . . es ist Marschner's Haar, das, dem Haupte des Todten entnommen, bis zu ihrem eigenen Tode meine Mutter pietätvoll bewahrt hat.

Aber dieser Tag war jetzt noch ferne; noch einmal, wenn auch langsam, erholte Marschner sich von seiner Krankheit, und in Marburg, wo ich mich eben aufs Examen legitimum et pro gradu vorbereitete, bekam ich die beiden nachstehenden Briefe von ihm:

Hannover, den 22. Mai 1854.

Endlich, mein verehrter, junger Freund, bin ich so glücklich, Ihnen zwei Exemplare unseres „Fahrenden Schülers" senden zu können. Möge er fortfahren, auch in dieser Gestalt Ihnen ferner Freude zu machen und das Glück haben, recht bekannt zu werden und aller Welt zu gefallen.

Verzeihen Sie mein schlechtes Schreiben, aber leider geht's mit meinen Augen noch nicht so gut, daß ich arbeiten oder nur meinen Dienst versehen könnte. Gott! wie ist mein Schicksal doch so hart. Meine unüberwindliche Trauer und — Sehnsucht und dabei unfähig, mich irgend wie zerstreuend zu beschäftigen!

August ist gesund und grüßt Sie (wie meine Tochter) herzlich. Lassen Sie mich bald etwas von Ihnen hören und bleiben Sie geneigt

Ihrem treu ergebenen Freund
Heinr. Marschner.

Hannover, den 7. August 1854.

Mein verehrter Freund!

In diesen Tagen erst von meiner sogenannten Erholungsreise zurückgekehrt, will ich es mein Erstes sein lassen, Ihre letzte Zuschrift (vom 30. Mai) zu beantworten.

Ihre mir geschilderten Empfindungen beim Empfang des (leider etwas incorrecten) „Fahrenden Schüler" will ich noch für etwas mehr als Dichtung, ich will Ihre Freude daran für Wahrheit nehmen, die sich früher schon (in glücklicherer Zeit) in Ihren Zügen, in Ihrem Auge treu spiegelte und so in mir auch ein höchst befriedigendes Gefühl erzeugte. Was kann dem Porträtmaler mehr beglücken als die Gewißheit, seinen Gegenstand glücklich aufgefaßt und treu und schön wiedergegeben zu haben? Als solchen mich betrachtend, empfinde ich auch Ihre Zufriedenheit und fühle mich glücklich. Verzeihen Sie nur, daß mein Schwiegersohn (der eine begreifliche Vorliebe für mich hat) sein Entzücken über den Ausdruck Ihrer Zufriedenheit nicht mäßigen und es nicht unterlassen konnte, Ihr Schreiben zu excerpiren und es in der Form einer Art von Recension in der „Norddeutschen" abdrucken zu lassen, worüber ich ihn genug gescholten habe. Ich nahm ein Exemplar des „Fahrenden Schüler" mit auf Reisen, und in Köln, wo mich die herzliche Liebe der dortigen Musikfreunde lange fesselte, wurden von Herrn Dumont (durch seine Vorträge in London als Mitglied des Männergesangvereins sehr renommirt) diese Lieder in

vielen Gesellschaften gesungen und mit wahrhaftem Furore aufgenommen, so daß von dort aus viele Bestellungen gemacht wurden. Die fatalen Druckfehler habe ich nicht verursacht, und es ist mir gar keine Correctur zugesandt worden. Nun habe ich nachträglich an Böhme (den Verleger) geschrieben, und hoffe, daß Alles noch in Ordnung kommt. Von Köln aus ging ich nach Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge und Ostende, wo ich Ihrer dachte. Eines Tages, nichts Schlimmes ahnend, wurde ich plötzlich über Dover nach London entführt und dort über vierzehn Tage festgehalten; festgehalten durch das Ungeheuer der Stadt schon an und für sich selbst, mehr aber noch durch die dort aufgestapelten Bilder und anderen Merkwürdigkeiten, durch das Treiben zu Land und Wasser und durch die unbeschreibliche Lieblichkeit der Umgebungen ꝛc.

Wären meine Lothe nur gehörige englische Pfunde gewesen, ich säße noch dort; denn was soll ich hier, und was habe ich außer Gräbern hier zu suchen? Meine Tochter gehört mir doch nur noch zum geringsten Theile, und mein Gust ist leicht transportabel und könnte anderwärts leicht ebenso viel oder so wenig lernen wie hier. Aber die Lothe — ja, wenn die nicht wären! — Noch habe ich bis zum 24. August Ferien, und gern wäre ich noch nach München geflogen, Bodenstedt's wieder zu sehen und an ihnen mein krankes Herz zu laben. Aber es geht nicht, und darum bleibe ich nun im Lande und erwarte, was da weiter kommen wird.

Daß Bodenstedt nun auch Professor geworden ist[1]), habe ich aus der Zeitung mit großer Freude erfahren. Da wird er Gelegenheit erhalten, sein Einkommen gemächlich zu erhöhen, und die dadurch gewonnene Ruhe zu neuen und immer schöneren Schöpfungen verwerthen können. Möge es so kommen! Wie steht es mit Ihnen? Ich hoffe, Ihre Studien hindern Sie nicht ganz und gar am Schaffen. Ein Doctor ist freilich etwas sehr Respectables, ein Dichter aber gilt mir doch noch mehr, vorausgesetzt, wenn er was Tüchtiges schafft. Zum Doctor kann man sich lernen, zum Dichter nicht! Doch was salbadere ich Ihnen da vor? Sie sind Dichter genug, um den Doctor seiner Zeit zum Schweigen zu bringen, und Doctor schon genug, sich den Dichter nicht unnöthig ganz und gar übern Kopf wachsen zu lassen. Das Eine thun und das Andere nicht lassen, wenn's gut ist, war ein sehr praktisches Sprichwort meiner seligen Marianne, und indem ich es befolgte, befand ich mich ganz wohl dabei. Thun Sie ein Gleiches, und es wird schon gut sein.

Haben Sie von Gabillon nichts gehört? Was wissen Sie von Malsburg?[2]) Es wäre mir lieb, etwas über ihn zu erfahren.

Leben Sie wohl und schreiben Sie bald einmal

Ihrem aufrichtig ergebenen Freund
H. Marschner.

Im Herbst 1854, als ich mein Examen glücklich bestanden, kam ich wieder nach Hannover mit dem Gefühl der Freiheit und dem brennenden Wunsche, meine Schwingen zu versuchen. Ich quartierte mich in das „Haus der Väter" ein, und sein barock verziertes Außenwerk, mit Giebeldach und Figurenschmuck, schien mir ein passender Rahmen für mein Vorhaben.

Hannover war damals wirklich eine Kunststadt. Der König Georg V., in früher Jugend schon erblindet, liebte die Musik über Alles, und die Königin Marie war eine poetische Natur. Das Theater und Concertwesen

[1]) In München, wohin er durch König Max berufen ward.

[2]) Der liebenswürdige, gastliche Freiherr C. O. von der Malsburg, dessen Besitzung Eschenberg, nicht weit von Kassel, zu Beginn der vierziger Jahre von Geibel besungen worden und lange nachher noch das Tusculum der erlesensten Geister gewesen ist. Der Freiherr starb am 18. November 1855 zu Venedig.

stand auf einer Höhe, die nachmals es nie wieder erreicht und die zu der Zeit in kaum einer anderen deutschen Stadt ihres Gleichen hatte. Die beträchtlichen Mittel, über welche der Hof verfügte, dienten vornehmlich dem Glanze der Residenz und der Bedeutung ihrer Kunstinstitute. Das Schauspiel war eine Pflanzstätte der guten Tradition; hier hatte Theodor Döring die besten seiner Rollen creirt und hier, in dem alten Theater an der Leinstraße, habe ich ihn noch spielen sehen. Hier, jugendlich bis ins Alter, wirkte Carl Devrient, der genialste der Brüder. Hier in ihrer schönen Gretchen- und Klärchenzeit erschien Marie Seebach, von jungfräulicher Anmuth, mit lichtblondem Haar und immer in Weiß oder Blau. Nicht wenige der großen Talente, die hernach den Ruhm Berlins ausmachten, gehörten in ihrer Jugend Hannover an. Auf dieser Bühne hat Betz seine ersten Schritte gemacht und Niemann seine ersten Lorbeern geerntet. Hier, ein Vierundzwanzigjähriger, wie ich selber, hat Joachim's Geige mich zuerst bezaubert. Er war Concertdirector und lebte, wiewohl vom Hofe bevorzugt und vom Publicum bewundert, ein stilles, zurückgezogenes Leben. Wir betrachteten ihn mit einiger Scheu, wie Einen, der eine Mission hat. Er sprach nicht viel damals; „Musik ist seine Sprache ... Wenn Du in sein Auge siehst, so mußt Du ein Gefühl haben, als ob Du seine Geige klingen hörtest." Wie denk' ich noch der Dämmerstunden bei der Gräfin Saurma, der Nichte Ludwig Spohr's, am Wall in Hannover, wenn sie begleitend an der Harfe saß und er, Joachim, das Haupt auf sein Instrument geneigt und Schumann's Abendlied spielend, im Zwielicht auf- und abging ...

Um diese Zeit hatte sich auch mit Marschner eine merkwürdige Wandlung begeben; es sollte in den öden Räumen, in denen er bis dahin mit seinem Sohn August einsam gehaust hatte, noch einmal hell werden. Es war aus Wien eine neue Sängerin, Therese Janda, gekommen — eine junge Person von üppiger Schönheit, die mit ihren tiefblauen Augen und goldenem Haar etwas Sirenenhaftes hatte und einen wundervollen Alt sang. Sie war ungemein musikalisch, dabei sprühend von Geist und Leben und — wie sich in ihrem kleinen Haushalte sogleich offenbarte — höchst wirthschaftlich und wohlbewandert in allen Finessen der heimathlichen Küche. Von vornherein hatte sie Marschner's Aufmerksamkeit erregt, und sie gewann vollständig sein Herz in den Proben zu „Hans Heiling", wo sie die Rolle der Gertrud neu gab. Niemals auch habe ich das Melodram: „Des Nachts wohl auf der Haide" mit solch' dämonischer Kraft halb singen, halb sprechen hören, wie von ihr. Ja, der Dämon war in ihr, aber es war ein guter; und was sie Marschner in den letzten sieben Jahren seines Lebens gewesen ist, das wollen wir ihr nicht vergessen, die ja nun auch schon lange im Grabe ruht.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Michael Saltykow.

Von

Theophil Pezold.

[Nachdruck untersagt.]

Verstand erfasset Rußland nicht,
Versucht's nicht, in ein Maß zu schrauben;
Ureigen ist sein Angesicht,
An Rußland muß man einfach glauben.
Tutschew[1]).

Unter den bedeutenden russischen Autoren der jüngsten Vergangenheit gibt es wohl kaum einen, über den die Urtheile der Russen selbst heute so auseinandergehen wie über Michael Saltykow, oder, wie sein Pseudonym lautet, Schtschedrin. Nimmt, was in Rußland sich noch zum Liberalismus der Periode Alexander's II. bekennt, keinen Anstand, ihn mit einem Turgenjew, Leo Tolstoi oder Gontscharow in eine Reihe zu stellen, so wollen diejenigen Kreise, welche sich beispielsweise um die heutigen „Moskowskija Wedomosti" oder den „Graschdanin" scharen, Kreise, die man etwa als die ultra-nationalistischen oder, wenn das Wort gestattet, ultra-absolutistischen bezeichnen könnte, Saltykow im besten Falle nur eine sehr ephemere Bedeutung beimessen, ja sind nicht abgeneigt, in ihm bloß den schlagfertigen Pamphletisten von im Uebrigen gemeinschädlicher Art zu sehen. Beide Urtheile sind unserer Meinung nach irrig; denn fehlt Saltykow einerseits auch jenes künstlerische Feingefühl und jene universale Bildung, die einem Turgenjew oder Leo Tolstoi ihren dauernden Platz in der Weltliteratur sichern, so bleibt er doch ein Publicist im großen Stil, dessen Bedeutung weit über seine eigene Zeit hinausragt. Saltykow hat nie zu einer bestimmten Parteifahne geschworen und sich nur ausnahmsweise mit bloßen Tagesfragen befaßt; seinen schriftstellerischen Beruf fand er darin, die Genesis der moralischen Schäden seiner Nation, so weit sie typisch zu Tage traten, klar zu stellen, ein Beruf, der zur Zeit seiner Hauptwirksamkeit während der Reformaera Alexander's II. beträchtlich an Bedeutung und Tragweite dadurch gewinnen mußte, daß die Art und Weise, wie die

[1]) Tutschew, in der Uebersetzung von H. Köcher, von Melchior de Vogüé gelegentlich der franko-russischen Festlichkeiten im October 1893 im Original citirt.

rasch auf einander folgenden Reformacte der russischen Regierung in den von ihnen berührten Gesellschaftsschichten reagirten, dem moralischen Wesen dieser Letzteren zu mannigfaltigerem Ausdruck verhalf, als je früher oder später in Rußland der Fall gewesen. Das Gesagte dürfte den Versuch rechtfertigen, dem deutschen Leserkreis eine eingehendere Studie über Wesen und Werke Saltykow's zu geben, wobei das Hauptaugenmerk letzteren zugewandt sein muß, da ein so vielgestaltiger und dem deutschen Denken und Empfinden im Grunde genommen so fernstehender Geist, wie der des russischen Publicisten, sich einer allgemeinen Charakteristik schwer fügen dürfte. Immerhin könnte es angezeigt erscheinen, der Betrachtung seiner Schriften einige einleitende Worte über Tendenz und Methode seines Schaffens, sowie eine kurze Skizze seines Lebensganges vorauszuschicken.

I.

Ueber Saltykow's Jugend hatte ein ungünstiger Stern gewaltet, und seine analytische Veranlagung mußte ihn schon früh den Grund des eigenen Mißgeschicks in den gesellschaftlichen Verhältnissen des damaligen Rußland erkennen lassen, als deren Wurzel ihm das zu jener Zeit noch in voller Blüthe stehende Leibeigenschaftsrecht erschien. Der Gedanke, daß die Leibeigenschaftsverhältnisse recht eigentlich der Nährboden für die in Recht und Sitte zu Tage tretenden Schäden des russischen Volkes seien, war damals nicht mehr neu; schon Turgenjew hatte ihm im „Tagebuche eines Jägers" Ausdruck gegeben. Dennoch bleibt Saltykow das Verdienst, diesen Gedanken am Vielseitigsten gedacht, am Anschaulichsten verbildlicht zu haben. Saltykow war der geborene Polemiker und Publicist; eine leidenschaftliche und durchaus männliche Natur von hervorragender Consequenz und Unabhängigkeit im Urtheil und nie am Kleinen und Einzelnen haften bleibend, verstand er es, den Thatsachen stets weitreichende Gesichtspunkte abzugewinnen. Der Mangel an formaler, insbesondere ästhetischer Bildung und eine gewisse Härte, die, bisweilen an Rohheit streifend, für den Westeuropäer nicht selten etwas Beleidigendes haben muß, mögen der Wirksamkeit seines publicistischen Schaffens, das sich ausschließlich an die eigenen Vaterlandsgenossen wandte, im Ganzen genommen eher förderlich als schädlich gewesen sein. Das wesentlichste Instrument aller Publicistik, eine zündende Sprache, stand ihm, wie keinem zweiten russischen Schriftsteller seiner Zeit zu Gebote. Sein eigentliches Kampfobject ist die Leibeigenschaft in ihrem Bestande wie in ihren Folgen. Rußland erschien ihm durch ihre lange Dauer völlig inficirt zu sein; da gab es auch keine einzige Beziehung von Mensch zu Mensch, die nicht die Spuren des angeerbten Giftes deutlich an sich getragen hätte; es zeigte sich im Verhältniß der Ehegatten zu einander, in der häuslichen und öffentlichen Erziehung, in Handel und Wandel, in Beamtenthum und Selbstverwaltung. Hier galt es nun, die Krankheitsformen bloßzulegen, und zwar nicht etwa im Wege der Deduction und des Raisonnements, sondern durch Heranziehung des unmittelbaren wirklichen Lebens und dichterische Reproduction seiner typischen Repräsentanten.

Die reiche Menschen- und Sachkenntniß Saltykow's, dem als Gutsbesitzer und in niederer und hoher Beamtenstellung das Leben und Treiben seines

Volkes vertraut waren, konnte in Betreff der Originale, die ihm für seine Figuren Modell stehen sollten, nicht in Verlegenheit sein; und wenn ihr Conterfei auch aus perspectivischen Rücksichten dies oder jenes moralische Organ in etwas übertriebener Fülle wiedergibt, so kann das Outrirte den irgend bewanderten Leser, und nur an einen solchen pflegt Saltykow sich zu wenden, in Betreff der eigentlichen Absicht des Autors nicht wohl irre leiten.

Hört man heute Stimmen aus dem größeren russischen Publicum sich über Saltykow äußern, so kann man sicher sein, daß der Urtheilende, wenn er je nach seinem politischen Standpunkte der Tendenz des Autors mit Lob oder Tadel gedacht, auf dessen eigenthümliche parabolische Bildersprache und seine Komik zu reden kommt.

Der wesentlich durch die Leibeigenschaftsverhältnisse bedingte, im älteren Rußland weitverbreitete Brauch auch des kleineren Grundherren, seinen eigenen Schalksnarren zu halten, hatte dort einen Zug von Bussonerie in das Treiben der privilegirten Classen getragen, über die uns die ältere russische Memoirenliteratur reichlich Auskunft gibt und von der sich namentlich in Saltykow's späteren Werken nur allzu deutliche Rückstände wahrnehmen lassen; doch findet das derb Possenhafte mit seiner Lust an Mystificationen aller Art bei ihm fast immer sein Correctiv in dem Ernst der politischen Aufgabe, die er sich gestellt. Hierzu gesellt sich ein anderer Umstand, der gleichfalls eine Art national-russischen Elements in die Saltykow'sche Komik trägt. Rußland kann als classischer Boden für komische Motive gelten. Cultur und Bildung sind hier zur Stunde noch verhältnißmäßig junge Errungenschaften, und das ungemein rasche Emporkommen des kleinen Mannes zu Pomp, Vermögen und gesellschaftlicher Stellung thut das Seine, um den Einverleibungsproceß zu beschleunigen und jenen Conflict von Instinct und Convention zu steigern, aus welchem der Funke des Komischen schießt. Dennoch ist der Typus des Emporkömmlings, wie ihn vorzüglich Westeuropa erzeugt und westeuropäische Dichtung als komische Figur par excellence verwerthet hat, hier nur selten anzutreffen. Die gesellschaftlichen Formen sind elastischer, das Naturell drängt durchaus zur Unbefangenheit, und die Pedanterie, die den betreffenden Typus im Westen kennzeichnet, erscheint in Rußland nur ausnahmsweise und fast nur in gewissen Beamtensphären, die auf die bureaukratischen Gewohnheiten einer Rußland im Grunde fern stehenden Welt hinweisen. Jener Conflict trägt deshalb hier einen naiveren, wir möchten sagen kindlicheren Charakter; er ist typisch schwerer zu fassen, aber um so reicher in seiner individuellen Gestaltung.

Was nun Saltykow's Komik ganz ungemein unterstützt, ist die russische Sprache. Sie ist vielleicht mehr als jede andere Culturſprache von unten herauf gemacht, mithin über und über voll von Instincten, Sinnlichkeiten, Ungenirtheiten aller Art, die wahre Sprache des Demos und dazu von einem ganz außerordentlichen Assimilirungsvermögen fremden Idiomen gegenüber, wie es die strengere Etikette gereifterer Sprachen ausschließt. Der eigentliche Sprachmeister ist hier der kleine Mann, und die Literatur, zumal heute, wo die Demokratie langsame, aber stete Erfolge im Lande zu verzeichnen hat, richtet sich ganz wesentlich nach ihm. Dieser kleine Mann spricht nun nicht sowohl

seine individuelle, als seine Standes- und Berufssprache, läßt sich beim Reden in echt nationaler Bildlichkeit und Tonmalerei gehen und liebt es, in seinen Redefluß eine Fülle von Partikeln einzustreuen, die, zwischen dem Wort und dem bloßen Naturlaut die Mitte haltend, hier das Gesagte abschwächen, dort seine Energie steigern, bisweilen auch bloß eine Art lautlicher Interpunction abgeben, wie sie dem tastenden Gedanken bei lebhafter Empfindung ein Bedürfniß ist. Dazu wird das Wort durch Naturlaute des Abscheus und der Liebkosung gewissermaßen ethisirt, ihm der Charakter eines moralischen Wesens mitgetheilt, dem größere Ansprüche als dem sittlich sonst ziemlich indifferenten Lautzeichen zukommen, — Alles Eigenschaften, die wohl darauf hindeuten, zu welch' reichem Relief hier der Gedanke und nicht zuletzt Witz und Humor gelangen können.

Was Saltykow's parabolische Bildersprache betrifft, so hat er sie selbst seinen Aesopischen oder Sklavenstil genannt. „Wenn ich schreibe," sagt er an einer Stelle, „so kommt es mir in erster Linie nicht sowohl darauf an, meine Gedanken auszusprechen, als Mittel und Wege zu finden, um sie überhaupt aussprechen zu können." Bekanntlich wollten übereifrige Censoren ihrerzeit aus Schikaneder's Text zur Zauberflöte die gemeinschädlichen Ideen der Wiener Jacobiner herauslesen, und Saltykow's politische Ketzereien verbergen sich nicht selten hinter einem Apparat, der an die Feerie erinnert. Mitunter geht es bei ihm wie bei einem Maskenballe zu, wo Personen, Dinge und Begriffe ihre Rollen vertauscht haben, die Person als Begriff, der Begriff als Ding, das Ding als Person oder Begriff verkleidet auftritt. Da gibt es nun ein Intriguiren und Conspiriren, die Masken beginnen mit dem leisen sous-entendu, um es nicht selten in Wort und Costüm bis zur äußersten Ausgelassenheit und dem frechsten Cynismus zu treiben. Sieht man genauer zu, so verwandelt sich die Redoute in ein Tribunal; es ist eine Art Criminalproceß, der hier angestrengt wird, die Masken im Grunde Belastungszeugen und Realindicien, Saltykow selbst der öffentliche Ankläger, und das Verbrechen, gegen das er seine Anklage erhebt, die russische Leibeigenschaft.

Ein Mißstand, der sich bei dieser Art, seinen Stoff parabolisch zu behandeln, schwer vermeiden läßt, ist allerdings der, daß die gleiche Verkleidung nicht immer für die Gesammtrolle ausreichen will. So läßt Saltykow einmal Rußland und Deutschland sich gegenseitig ihr Sündenregister in Gestalt zweier Bauerjungen vorhalten, von denen der ohne Hosen Rußland, der nach allen Schicklichkeitsregeln bekleidete Deutschland vorstellt. Solange nun die beiden bei ihren Schulmeistern und der Ackerwirthschaft ihrer Feldmark bleiben — die Geschichte liest sich wie eine Parodie auf die Berliner Zollconferenzen, obgleich Saltykow sie 1880 niederschrieb — hat die Sache ihre Richtigkeit; aber bald legen sich die beiden politischen Marionetten aufs Philosophiren, und der Autor selbst sieht sich gemüßigt, den Zwiespalt zwischen Costüm und Redeweise in einer Anmerkung seinen Lesern gegenüber zu entschuldigen. Indeß ist diese Parabolik bei Saltykow nicht eigentlich Regel, am meisten hat er von ihr in seinen späteren Werken, nicht immer zu deren Vortheil, Gebrauch gemacht. Doch schon während der ersten und theilweise während der mittleren Periode seines Schaffens liebt es der Autor, auch hier gewisse Gruppen von Personen oder

bestimmte Tendenzen, wie sie sich zur Zeit gerade geltend machten, mit Collectivnamen auszustatten, deren Bedeutung im Laufe der Lectüre sich ziemlich deutlich herauszustellen pflegt. So erscheinen die Historiographen als die Vertreter des überkommenen Rechts, die Bonapartisten als die gänzlich principlosen Glücksritter und Gelegenheitsmacher; von den Pompadouren, Taschkentern, Narcissen u. s. w. werden wir noch Notiz nehmen.

Der literarische Brauch, sich parabolischer Maske oder auch bloß parabolischer Dominos zu bedienen, war in Rußland ziemlich alten Datums, und die Censur mochte sich früher in vielen Fällen wirklich haben täuschen lassen; zur Zeit Saltykow's aber wird wohl kein Censor über den wahren Inhalt von Schöpfungen, wie die seinigen, in Zweifel gewesen sein. Indeß Censur und spätere Oberpreßverwaltung ließen ihnen freien Lauf, weil sie doch nur einem ganz kleinen Theile wirklich Urtheilsfähiger verständlich sein konnten und die große Masse der Halbgebildeten und Ungebildeten von den etwaigen politischen Ketzereien, die in ihnen enthalten, unberührt bleiben mußte. Außerdem mag Saltykow sich noch immer ganz besonderer Immunität erfreut haben. Er selbst gehörte, wenn auch nicht der hohen Aristokratie, so doch jenen mittleren Adelskreisen an, denen es innerhalb ersterer nie ganz an Protectoren zu fehlen pflegte; ferner war bekannt, daß seine Bücher, namentlich während der ersten Periode seines Schaffens, gerade in den hohen und höchsten Cirkeln mit Vorliebe gelesen wurden und dort nicht selten die Lacher auf ihrer Seite hatten. Nimmt man hinzu, wie sehr ein Theil der verwöhnten Aristokratie des Landes in den ersten Jahren der Reformaera mit dem Liberalismus zu liebäugeln pflegte und wie cavalierement er es mit seinen etwaigen Consequenzen nahm, sowie, daß Saltykow Vielen als willkommener Bundesgenosse gegenüber eventuellen reactionären Regungen gegen das eben in Angriff genommene Reformwerk erschien, so kann man sich nicht wundern, daß er sich einer gewissen Bevorzugung erfreute, die sich auch dann noch geltend machte, als bereits dem, namentlich in den sechziger Jahren unglaublich übermüthigen Treiben eines Theils der russischen Presse schon lange nach Gebühr Zaum und Zügel angelegt waren und ihm bis an sein Lebensende eine wenngleich nicht durchaus sicher gestellte, so doch immerhin sehr weit gehende Redefreiheit gewährleistete.

In Deutschland ist Saltykow, wenigstens soweit wir hierüber unterrichtet sind, nur sehr wenig bekannt. Vier oder fünf seiner Bücher, der zehnte Theil vielleicht von dem, was er geschrieben — die 1889 bald nach dem Tode des Autors veröffentlichte Gesammtausgabe zählt in ihrer jüngst erschienenen zweiten Auflage zwölf starke Bände — dürfte Alles sein, was von ihm in deutscher Uebersetzung vorliegt; und was eine zusammenhängende Würdigung seines Schaffens betrifft, so sind uns hierüber in deutschen Blättern nur Artikel sehr mäßigen Umfanges begegnet. Dieser Umstand ist leicht erklärlich; denn ganz abgesehen von dem Vielen, was dem mit russischen Verhältnissen nicht genau vertrauten deutschen Leser bei Saltykow völlig unverständlich bleiben muß, sowie von den zahlreichen Partien, die bei ihm bis zur Stunde dunkel und controvers geblieben, dürfte es wohl kaum einen zweiten Autor geben,

bei dem Sprache und Inhalt sich so schwer lösen ließen, als gerade bei Saltykow. Wir haben es oben versucht, einige Andeutungen über das Wesen Saltykow'scher Sprache zu geben. Der Uebersetzer steht ihr gewöhnlich ganz rathlos gegenüber; denn bald hat er es mit unvermitteltem Ueberspringen von Reflexion zu Bild und Gleichniß zu thun, denen sich namentlich das Deutsche schwer fügen will; bald gibt ihm der bloße Wortlaut unlösbare Räthsel auf, da Saltykow ihn theils selbst geschaffen, theils in Winkeln und Schachten aufgestöbert und gehoben hat, die bis vor Kurzem noch gar nicht entdeckt und eröffnet waren und für die vorhandene Lexikographie daher eine terra incognita zu sein scheinen. Einer vorurtheilsfreien Würdigung Saltykow's im Westen steht endlich hindernd im Wege, daß er, bei allem hervorragenden Verstande und Scharfblick, doch nur eine sehr dürftige ästhetische Bildung besaß; ein gewisses Halbbarbarenthum, dem die Fähigkeit des Maßhaltens gänzlich abgeht, ist bei ihm unverkennbar, und, wie seinerzeit Peter der Große, hat auch er gegen das, was er an Barbarei in seinem Vaterlande vorfand, nicht selten mit wahrhaft barbarischen Mitteln angekämpft. Wir ziehen hier, als sie in ihrem eigentlichen Wesen kennzeichnend, ein Beispiel aus den „Sagen und Geschichten" heran, die der social-ethischen Generalisation bei ihm noch den meisten Spielraum einräumen. Saltykow schildert die Auferstehung Christi in der Osternacht, und der Empfang, welcher ihm von der zu neuem Frühlingsleben erwachenden Natur und den russischen Bauern bereitet wird, ist nicht ohne eine gewisse Würde. Christus gelangt bei seinem Gange durch die Landschaft endlich auch an jenen dürren Ast, wo die Leiche des Selbstmörders Judas im Winde auf- und niederschwankt. Der Verräther wird von ihm dem Leben zurückgegeben und als irrender Jude mit einem Fluche auf die ewige Wanderschaft geschickt, der in so schreiendem Contrast mit dem eben geschilderten schönen Bilde steht, daß wohl die Mehrzahl der Leser sich nicht ohne Widerwillen abwenden wird. Die Absicht liegt klar zu Tage: Saltykow wollte hier offenbar gewisse publicistische Apostasien brandmarken; aber der fluchende Heiland erinnert denn doch allzu sehr an einen ergrimmten Tagespolitiker, als daß diese Scene nicht in hohem Grade verstimmen müßte. Am stärksten tritt dieser Zug von Rohheit in einem Buche Saltykow's zu Tage, das den Titel „Geschichte einer Stadt" trägt. Der Autor spricht in einer seiner kleineren Erzählungen, „Russen auf Reisen", von der dem Russen überhaupt eigenen Neigung zur Selbstbespeiung — das russische Wort „Samooplewanije" ist hier ganz wörtlich übersetzt; und wirklich, wenn jene Neigung, sich der allerhärtesten Selbstkritik zu unterziehen und deren oft höchst unerfreuliche Resultate urbi et orbi kund zu geben, dem russischen Volkscharakter nicht in hervorragendem Maße eigen wäre, Saltykow hätte seine lange und in Summa genommen fruchtbare Schriftstellerthätigkeit nicht so ungestört verfolgen, geschweige denn es zu einer solchen Popularität bringen können, wie er sich ihrer thatsächlich bei einem großen Theile des russischen Publicums bis an sein Ende erfreut hat. Ein Buch, wie die „Geschichte einer Stadt", wo Rußlands historische Entwicklung mit maßloser Herbheit in einer, fügen wir hinzu, äußerst geschmacklosen Caricatur erscheint, hätte, wenn es beispielsweise ein Franzose über und für

Frankreich geschrieben, ihm die Insulten der Masse oder Bann und Acht Seitens der gebildeten Classe eingetragen. Die russische Kritik, soweit sie auf dem Boden des Liberalismus stand, hat sich über das Buch nur in sehr gemäßigtem Tadel vernehmen lassen. Saltykow hat seiner Nation mehr als einmal den bitteren Vorwurf gemacht, sie liebe es, im gemeinen Schimpfwort nicht bloß den, auf den es gerade abgesehen, sondern auch dessen Eltern zu treffen; hier liegt offenbar ein ähnliches Vergehen vor. Denn der geschichtlichen Entwicklung eines Landes, soweit sie sich in ihrer Gesammtheit und nicht etwa in einzelnen Institutionen darstellt, pflegt in der ganzen civilisirten Welt mit ähnlicher Pietät gedacht zu werden, wie etwa der Voreltern. Aus dem Gesagten erhellt, daß eine Würdigung Saltykow'scher Schöpfungen, zumal wenn sie sich an den Nichtrussen wendet, nur mit großer Behutsamkeit und steter Berücksichtigung des cum grano salis geschehen sollte, und daß ihn als völlig ungetrübte Quelle für russische Zustände zu citiren, wie wir Aehnlichem noch jüngst in einem englischen Buche über Rußland begegnet sind, nach keiner Seite Entschuldigung oder gar Billigung finden kann.

Wir haben die wesentlichen Mängel Saltykow's, zu denen noch gewisse Breiten und Wiederholungen, wie journalistisches Schaffen sie bedingt, zu rechnen wären, in thunlicher Schärfe gerügt; aber bei alledem, welch unerschöpfliche Fülle anregenden Materials, wie viel socialpolitischer Tief- und Feinblick lassen sich bei ihm finden. Für den Kenner Rußlands, der überall zu controliren und zu reduciren im Stande ist, sind die zwölf Bände Saltykow'scher Schriften vielleicht das Bedeutendste und Ausgiebigste, was je über das moderne Rußland geschrieben worden; denn es gibt kaum irgend ein Verhältniß, kaum irgend ein noch so geheimes Fältchen an Leib und Seele des russischen Volksorganismus, in die Saltykow nicht seine Lichteffecte hineintrüge. Oft sind wir nicht mit ihm einverstanden, immer aber regt er uns zum Nachdenken über die verschiedensten Phänomene an, und immer ordnet sich das Einzelne und anscheinend Zufällige in große allgemeine Gesetze ein. Es ist fast ausschließlich die Nachtseite der Dinge, die wir vor uns haben; aber wir sehen klar in ihre Genesis, und der russische Patriot wie der unvoreingenommene Socialethiker und Völkerpsycholog werden Saltykow's Schriften nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Saltykow hat seine socialpolitischen Betrachtungen über ein beträchtliches Gebiet russischer Entwicklungsgeschichte ausgedehnt; sie umfassen zum Theil noch die Zeit Kaiser Nikolai's und erstrecken sich etwa bis zum Jahre 1886. Kaum irgend ein socialer Typus, wie jener Zeitraum ihn vorgefunden oder neu geschaffen, bleibt unberührt; das gleiche Typische erscheint in individueller Abstufung in zahlreichen Gestalten, und das Individuum seinerseits muß sein eigenstes Wesen allseitig zu Tage bringen, da Saltykow es immer wieder von Neuem unter verschiedener socialer Beleuchtung vorführt. Da ist der Würdenträger aus der Zeit Kaiser Nikolai's und seines Nachfolgers, der Beamte auf jeder Staffel der bureaukratischen Hierarchie während der beiden Regierungen, der Landedelmann vor und nach der Bauernemancipation, vom eigentlichen Magnaten und behäbigen Großgrundbesitzer bis zum proletarischen Petteladel

verkommenster Wildniß; da sind die Vertreter der neu geschaffenen Selbstverwaltung in Stadt und Land, meist Schönredner und Phraseure voll tollster Illusionen, und die Gründer im neu entstandenen Bank- und Eisenbahnwesen, wie der spekulativere Süden sie der nordischen Hauptstadt zugeführt hat, Griechen, Armenier, Juden mit scharf articulirten Zügen und kräftig entwickelten Fängen, die Repräsentanten der neuen Presse, Carrièremacher, Zungendrescher, Utopisten. Da ist der bäuerliche Wucherer, der schurkische Gemeindeschreiber, der exaltirte Dorfschulmeister und ihnen gegenüber ein Heer von Wallfahrern, Büßern, Sectirern, Menschen wie dem Mittelalter oder Urchristenthum entnommen, voll Askese und bergeversetzendem Glauben; da finden wir den leibeigenen und den emancipirten Bauern, den entlaufenen Soldaten und Freibeuter der alten Zeit, den verkommenen Handwerker, Tags in der Kneipe, Nachts im Graben oder Polizeigewahrsam; da ist das leibeigene Gesinde, hier sectirerische Propaganda machend, dort den Schmutz städtischer Corruption aufs platte Land tragend. Die niedrige Geistlichkeit ist zahlreich vertreten, und selbst der sonst von der russischen Presse nur sehr behutsam behandelte kirchliche Würdenträger hier und da anzutreffen. Dazu die Repräsentanten fremdländischer Art, der baltische Baron als Administrator, stramm und zuverlässig, aber über den Begriff des bloßen Patrimonialstaats nie hinauskommend, und der baltische Baron als journalistischer Widersacher des Fortschritts, loyal und nüchtern, aber ohne den leisesten Begriff davon, daß es auch für Rußland ein Etwas geben kann, was man Fortschritt und Weltgeschichte zu nennen pflegt. Da sind die französischen Glücksritter auf russischem Boden, die hocharistokratischen Functionäre und Grafen Fairlacour und Chassez-Croisez und die subalternen, aber nicht weniger aufgeblasenen Pädagogen Petenlaire, Mennet, Blancmanger und wie sie alle heißen mögen. Wir haben nur wenige Typen anführen können; in Wirklichkeit ist wohl kein einziger vergessen, der, groß oder klein, in den letzten fünfzig Jahren an der Geschichte Rußlands mitgemacht oder mitgezehrt hat. Sie sind alle da und im Ganzen genommen so da, wie sie in der That geleibt und gelebt haben und zum Theil noch heute leiben und leben; denn steigert die Darstellung auch diese oder jene Seite ihres Wesens, so thut sie es doch nur in der Richtung, in die die Wirklichkeit selbst es hineingedrängt hat. Saltykow treibt mit Umriß und Farbe oft ein keckes Spiel, aber doch wohl nur, um dem Wesen seiner Gestalten kräftigeren Ausdruck zu leihen; man muß ihnen selbst nahe stehen, um diese Art perspectivischer Mittel würdigen zu können. Mögen wir selbst an der Naturwahrheit dieses oder jenes Typus mäkeln, zuzugeben wäre, daß die Tendenz, als deren Träger er erscheint, mit zwingender Evidenz zu Tage tritt, und Alles, was an ungesunden Tendenzen das alte Rußland überliefert, das neue gezeitigt hat, ihre Conflicte, Compromisse und organischen Bindungsprocesse, bildet nun den Gegenstand der Saltykow'schen Satire.

Ein positives Programm wird man bei Saltykow vergebens suchen. Man hat ihn bald zum Bureaukraten und Partisanen staatlicher Centralisation, bisweilen zum frondirenden Aristokraten, zum Socialisten, ja Nihilisten gemacht. Er selbst weist jedes politische Stichwort von sich und beschränkt sich

darauf, die Nothwendigkeit einer wirklich ernsten und stichhaltigen Gesinnung zu betonen; ihre Pflege bezeichnet er als eine der Hauptaufgaben der Literatur, welcher eben darum in Rußland eine größere Mission zukomme als anderswo, und für die er selbst mit leidenschaftlicher Liebe und Hingebung in die Schranken zu treten pflegt. Wie jedem gebildeten Russen ist ihm ein starker Glaube an die Zukunft seiner Nation eigen, der aber mit dem des eigentlichen Panslawisten älterer und neuerer Schule nichts gemein hat. Rußland erscheint ihm als das interessanteste Land der Erde, über und über reich an socialen Problemen und sittlichen Kräften, die ihrer Entbindung und Läuterung harren; ein Unterpfand für seine künftige Bedeutung ist ihm namentlich, neben dem Charakter des kleinen Mannes, noch die Sprache mit ihrem tiefsinnigen Gemüthsinhalt. Indeß bleibt ihm jener Glaube, praktisch genommen, eben noch ein Glaube; einstweilen gelte es, Selbsterkenntniß üben, vor Allem aber consequent mit dem sittlichen Erbe brechen, das die Leibeigenschaft allen Classen der Gesellschaft mitgetheilt.

II.[1])

Michael Jefgrafowitsch Saltykow wurde 1826 auf dem Gute seiner Eltern, die einer alten, aber nur mittelbegüterten russischen Adelsfamilie angehörten, im Gubernium von Twer geboren. In seinem letzten Buche „Poschechoniens Vergangenheit", dessen Hauptinhalt die Jugendgeschichte eines russischen Landedelmanns Nikanor Satrapesny bildet, hat er sich zwar in einer Anmerkung ausdrücklich dagegen verwahrt, etwa die Geschichte seiner eigenen Jugend erzählt zu haben; indessen sprechen so viele Anzeichen für die thatsächlich autobiographische Bedeutung, daß uns diese ganz außer Frage zu stehen scheint. Seine Erziehung muß darnach eine beispiellos unverständige und inconsequente gewesen sein und ihr auch jede leiseste Spur gemüthlicher Anregungen gemangelt haben. Aus dem Elternhause trat Saltykow in die sogenannte adlige Pension in Moskau ein, welcher das Recht zustand, alljährlich zwei ihrer besten Zöglinge als Alumnen der Krone in das damals noch in Zarskoje Selo, später in Petersburg befindliche Lyceum zu bringen, ein Unterrichts- und Erziehungsinstitut mit Internat, das, im Wesentlichen der hocharistokratischen Jugend des Reiches vorbehalten, für den höheren Staatsdienst in Administration und Diplomatie vorbereitete und durch die Prärogativen, die es seinen Zöglingen bei ihrem Austritt aus der Anstalt mitzugeben pflegte, diesen letzteren für ihr späteres Leben eine glänzende Laufbahn in Aussicht stellte. Unter den Zöglingen, die zugleich mit Saltykow das Lyceum verließen, befand sich der gegenwärtige Minister des Auswärtigen, Fürst Lobanow-Rostowski. Saltykow gehörte, wie gesagt, nur dem mittelbegüterten und durch keinen Titel irgend ausgezeichneten Adel an; sein Vater hatte es im Staatsdienst nicht weit gebracht, an einflußreichen Familienverbindungen scheint es gefehlt zu haben, und wir dürfen annehmen, daß sein Aufenthalt im Lyceum nicht ganz frei von gewissen Zurücksetzungen

[1]) Das Factische ist hier den Materialien zu einer Biographie Saltykow's von Arsenjew entlehnt.

Seitens des Lehrerpersonals und der bevorzugteren Schüler gewesen sein mag, Dinge, die bei seinem leidenschaftlichen Charakter tiefe Spuren in ihm hinterlassen mußten. Er selbst hat an mehr als einer Stelle seiner Werke das Treiben der aristokratischen Jugend im Lyceum geschildert, wo zwischen dem Chevalier und dem Manant, der adligen Elite und der adligen Plebs, eine tiefe Kluft bestand, welche das äußerlich cameradschaftliche Gebahren der Schüler nur dürftig überbrückte. Was die Bildung betrifft, die das damalige Lyceum seinen Eleven mit auf den Weg gab, so war sie, wie zum Theil, wenn auch lange nicht in dem gleichen Maße, noch heute, eine vorzugsweise französische und encyklopädische. Gewisse literarische Neigungen, die man wohl mit den Namen Puschkin's und einiger anderen, aus dem gedachten Institute hervorgegangenen Koryphäen Rußlands in Verbindung zu bringen liebte, waren hier häufiger anzutreffen, als in anderen Lehranstalten des Reiches, und standen zu Saltykow's Schulzeit unter dem Einfluß der Journalistik des französischen Julikönigthums, wie denn überhaupt während jener vierziger Jahre westeuropäischer Liberalismus und Socialismus in ziemlich bunter Begriffsverwirrung ihr Spiel in den Köpfen der russischen Jugend trieben. Deutscher Bildung scheint Saltykow ziemlich ferne gestanden zu haben; seine Sympathieen und Bildungsantecedentien wiesen ihn mehr auf Frankreich hin, ohne daß ihm indeß die Mängel des damaligen Franzosenthums verborgen geblieben wären, das zumal in Petersburg der russischen Jugend gegenüber mit einer Art pädagogischer Mission großsprecherisch genug auftrat; der Franzose in Rußland ist bei Saltykow ein komischer Typus, der in den mannigfachsten Rollen, als Administrator, Spion und Jugenderzieher, noch ungleich schlechter wegzukommen pflegt, als der Deutsche in Rußland, auf welchen Saltykow gleichfalls nicht eben gut zu sprechen ist. — Saltykow's Debut in der administrativen Carrière war ein ziemlich bescheidenes; er hatte die Anstalt nur mit einem Zeugniß mittlerer Güte verlassen, welche jede besondere Bevorzugung ausschloß, und trat als kleiner Beamter der Kanzlei des Kriegsministeriums zu Petersburg in den Staatsdienst ein.

Die ehemaligen Zöglinge des Lyceums hatten sich nicht immer als politisch ganz correct erwiesen. Petraschewski, das Haupt der nach ihm genannten Verschwörung, die durch Julius von Eckardt's Arbeiten auch in Deutschland hinlänglich bekannt sein dürfte, war, wie viele Mitglieder seines Kreises, früher Lyceist gewesen, und Saltykow kam bald in den Verdacht, ähnliche Wege zu wandeln. In der russischen Novellistik machte sich während jener Jahre, namentlich durch George Sand und die französischen Socialisten angeregt, ein schüchterner Protest gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung geltend; man ging von den Drangsalen des kleinen Mannes, der Armen und Elenden aus und wußte damit nicht ohne Geschick eine Saite des russischen Volksgemüths anzuschlagen, die, wie man sich leicht bei Beobachtung des Bettels und Almosengebens in Rußland überzeugen kann, bei ihrer Berührung nie den Widerhall zu versagen pflegt. Gogol mit seiner Novelle „Der Mantel", Dostojewski mit den „Armen Leuten" waren hier vorangegangen, Saltykow folgte mit einer Erzählung „Eine verwickelte Affaire",

deren Veröffentlichung in einer der damaligen Petersburger Revuen zu seinem Unglück gerade mit dem Beginn der revolutionären Bewegung von 1848 zusammenfallen mußte. Die Pariser Februarrevolution war vollendete Thatsache, die Berliner Märztage bildeten eben das Tagesgespräch der Petersburger Kreise, als jene von der ordnungsmäßigen Censur unbeanstandet gebliebene Novelle erschien, und ein Unstern ohne Gleichen wollte, daß Saltykow unmittelbar nach ihrer Veröffentlichung bei seinem Chef, dem damaligen Kriegsminister Grafen Tschernitschew, persönlich um einen Urlaub einkam. Tschernitschew hatte sich wegen eines, ohne sein Wissen im „Russischen Invaliden", dem Organ des Kriegsministeriums, erschienenen Artikels selbst soeben Unannehmlichkeiten zugezogen, und da ihm bei Saltykow's persönlichem Erscheinen wohl in den Sinn kommen mochte, daß letzterer schon früher Aufsätze in russischen Blättern veröffentlicht hatte, lag seine Frage „Sie schreiben, wie ich höre, für Journale?" sehr nahe. Saltykow's bejahende Antwort weckt Tschernitschew's Verdacht; er läßt sich das neueste Elaborat seines Ressortbeamten bringen, überträgt die Censur einem eifrigen Vorkämpfer des damaligen Régimes, dem Romanschriftsteller Kukolnik, und da dessen Urtheil begreiflicher Weise ungünstig genug ausfällt, wandert Saltykow's Erzählung zuvörderst in die gerade jetzt zur Ueberwachung der ordnungsmäßigen Censur eingerichtete Buturlin'sche Censurcommission, aus ihr in die gefürchtete „dritte Abtheilung", das Ressort der politischen Polizei; und Saltykow findet nach wenigen Tagen statt des erwarteten Urlaubs einen Gensdarmen nebst Dreigespann vor seiner Behausung, sich selbst aber innerhalb weniger Wochen als Kanzleibeamten in dem entfernten Wjatka wieder.

Feodor Dostojewski hat nach seiner Rückkehr aus Sibirien wiederholt für den erzieherischen Einfluß gedankt, den das dortige Zuchthaus auf seine sittliche und intellectuelle Entwicklung geübt habe. Diesen Dank vermissen wir freilich bei Saltykow, aber fast könnte es scheinen, daß sein späteres Schaffen ohne jenes Wjatkaer Exil eines großen Theiles seiner Vorzüge ledig geblieben wäre. Der Kanzleidienst in den Centralstellen war damals noch mehr von bureaukratischer Routine beherrscht, als die Beamtenthätigkeit in der Provinz; in Wjatka fehlte es an den Versuchungen der großen Welt, die für einen ehemaligen Lyceisten immer etwas Bestrickendes haben mußten, und welche dem nicht ganz unbegüterten Saltykow bei den zahlreichen cameradschaftlichen Verbindungen, die die Schulzeit geknüpft, nicht ferne lagen, endlich gab es dort nichts von jenen russischen Jugendcirkeln, die in Petersburg und Moskau in voller Blüthe standen. Zu gutem Theil Pflanzstätten rein schematischen Denkens, machten sie den strebsamen Jüngling zum Nachbeter fertiger Katechismen und haben den eigentlichen Herd des russischen Nihilismus der siebziger Jahre abgegeben. Eine glänzende und intelligente Gesellschaft gab es in Wjatka allerdings nicht, dagegen aber Contact mit dem wirklichen Leben, der an Saltykow hier um so eher herantrat, als das örtliche Gouvernement, das sich der Natur der Sachlage nur auf ein sehr dürftig geschultes Beamtenpersonal stützen konnte, Saltykow's praktische Tüchtigkeit bald erkennen und gebrauchen lernte. Als Curiosum sei an dieser Stelle erwähnt, daß unter Anderem Saltykow hier

einmal die Organisation der örtlichen landwirthschaftlichen Ausstellung zufiel, eine Aufgabe, der sich fünfzehn Jahre früher der gleichfalls nach Wjatka verwiesene Alexander Herzen unterzogen hatte. Endlich, zu Beginn des Jahres 1856, schlug die Befreiungsstunde; Saltykow wurde aus Wjatka nach Petersburg versetzt, und noch im selben Jahre erschienen im „Russischen Boten", dessen Begründer und Redacteur Katkow in jener Zeit noch durchaus zur liberalen Fahne hielt, unter dem von Saltykow seitdem beibehaltenen Pseudonym eines Hofraths Schtschedrin die „Skizzen aus der Provinz", welche seinen Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt machten, und deren leitendem Motive er bis an sein Ende treu geblieben ist.

Der weitere Lebensgang Saltykow's bietet für einen Kreis deutscher Leser nur wenig Interessantes. Nach seiner Rückkehr aus Wjatka war er zuvörderst als sogenannter Beamter für besondere Aufträge im Ministerium des Innern in Petersburg angestellt und hat in dieser Eigenschaft zwei umfangreiche Denkschriften verfaßt: „Ueber die Organisation der Milizen im letzten Jahre des Krimkrieges" und „über die örtliche Kreisverwaltung", amtlicher Prüfung unterbreitete Arbeiten, von denen erstere die schreienden Mißbräuche, die bei jenen Organisationen vorgekommen, mit großer Schärfe rügt, letztere namentlich für Aufhebung der zu jener Zeit noch bestehenden Patrimonialgerichtsbarkeit, für Decentralisation und strengere Sichtung des örtlichen Polizeipersonals eintritt. Später war Saltykow sogenannter Vice-Gouverneur, Adjunctus des Chefs der Gouvernementsverwaltung, längere Zeit auch stellvertretender Gouverneur in den Gubernien von Rjasan, dann von Twer. 1862 trat er, ohne während jener höheren Beamtenlaufbahn seine schriftstellerische Thätigkeit unterbrochen oder ihr eine von der einmal eingeschlagenen Tendenz abweichende Richtung gegeben zu haben, im Range eines wirklichen Staatsraths mit dem Prädicat Excellenz aus dem Staatsdienste aus, um sich fortan ausschließlich literarisch-publicistischem Schaffen zu widmen. Bald Chef-Redacteur, bald Mitarbeiter, war er darauf an einer Reihe russischer, insgesammt in Petersburg erscheinender Revuen thätig, zuvörderst an dem radicalen „Zeitgenossen" (Sowremennik), an dessen Spitze damals der Dichter Nekrassow stand, und nach seiner 1866 durch die damalige Oberpreßverwaltung erfolgten Unterdrückung an den vielleicht einem etwas gemäßigteren Radicalismus huldigenden „Vaterländischen Qualen". Seine letzten Arbeiten hat Saltykow insgesammt im „Europäischen Boten" veröffentlicht, einer Monatsschrift, die noch heute erscheint und unter der Redaction von Stassulewitsch dem traditionellen russischen Liberalismus, wie er seit den sechziger Jahren zum Ausdruck gelangt, treu geblieben ist. Saltykow pflegte bei seiner journalistischen Thätigkeit irgend ein Gebiet homogener socialer Erscheinungen, wie etwa die Zeitverhältnisse es besonders der Aufmerksamkeit empfahlen, in einer Reihe einzelner Artikel zu behandeln und diese letzteren dann nach Abschluß des Cyclus unter einem Gesammttitel, der einer gewissen pikanten Bildlichkeit nicht entrathen durfte, in Buchform herauszugeben. So entstanden unter Anderem: Die Pompadouren und Pompadourinnen (1863—73), Die Zeichen der Zeit (1866—69), Briefe über die Provinz (1868—70), Geschichte einer Stadt (1869—70), Die Herren

Taschkenter (1869—72), Das Tagebuch einer Provinzialin in Petersburg (1872—73), Correcte Unterhaltungen (1872—76), Die Herren von Golowlew (1872—76), Unter maßhaltenden und pünktlichen Leuten (1874—77), Cultivirte Leute (1872), Eine zeitgenössische Idylle (1877—83), Mein Asyl Monrepos (1878—79), Das runde Jahr (1879), Jenseits des Grenzrains (1880—81), Fabeln und Schwänke (1880—85), Buntscheckige Briefe (1884), Briefe an meine kleine Tante (1881—82), Des Lebens Kleinigkeiten (1886—87), endlich Poschechoniens Vergangenheit (1887—89). Der Dichter-Publicist starb in Petersburg im April 1889.

III.

„Poschechoniens Vergangenheit" ist Saltykow's letztes Werk, in dem er offenbar eine Motivirung seiner gesammten schriftstellerischen Thätigkeit hat geben wollen. Die thatsächlichen Verhältnisse der Leibeigenschaft und deren sittlicher Einfluß auf Herren und Knechte erscheinen hier in einer Fülle und Vielseitigkeit, wie sie unseres Erachtens kein anderes Buch über diesen Gegenstand aufweist. Saltykow liebt Ausdrücke, die etwa dem deutschen „Schilda" oder „Schöppenstedt" entsprechen; der phantastische Name „Poschechonien" hat bei ihm zugleich eine örtliche und eine sociale Bedeutung: es ist der in der Cultur mehr zurückstehende Theil des centralen Rußlands, das platte Land, zumal in größerer Entfernung vom städtischen Mittelpunkt, und der kleine und mittlere Landadel mit Einschluß der leibeigenen Bauerschaft. Zur Stunde noch kommen, wenn auch seltener als ehedem, russische Magnaten vor, die ihre alten Bojarentraditionen dadurch gewahrt wissen wollen, daß sie sich der Atmosphäre der Petersburger Hof- und Beamtenkreise zu entziehen suchen und mit Vorliebe auf den eigenen Landgütern leben; ihre Hochachtung ist das alte Moskau und sein Palladium, der Kreml. Sie freilich sind unter der Bezeichnung Poschechonien nicht zu verstehen; denn diesem fehlt die imposante gesellschaftliche Stellung, der enorme, gut fundirte Reichthum und jene Bildung, wie sie fast nur im Gefolge beider anzutreffen ist. Die materielle Basis von Saltykow's Poschechonien ist der mittlere und kleine Grundbesitz, seine Tradition die vis inertiae, seine Bildung ein ziemlich dürftiges Gemisch byzantinisch-kirchlicher und westeuropäischer Vorstellungen, welche letzteren, je nach den Zeitverhältnissen, unter deren Einflüssen ihre Empfängniß stattgefunden hat, deutsche Mystik und französisches Freidenkerthum in ziemlich düsteren Reflexen widerspiegeln. Wenn wir hier eine Wiedergabe des merkwürdigen Buches versuchen, so werden wir uns im Wesentlichen auf die socialpolitischen Thesen beschränken, die der Stoff wie von selbst an die Hand gibt, und nur hier und da, wie es eben die Gelegenheit bietet, auch letzteren heranziehen.

Was zuvörderst ins Auge fällt, ist die gänzliche Abwesenheit jedes eigentlich corporativen Sinnes unter dem russischen Landadel vor der Bauernemancipation. In der Gegend, die Saltykow schildert, finden wir nur einen einzigen eigentlichen Magnaten, den Fürsten Kusmin-Perekurow[1]), der zeit-

[1]) Der Name deutet auf „Branntweinsbrannt" und scheint auf glorreiche Antecedentien der fürstlichen Familie nicht eben hinzuweisen.

weilig auf seinem prächtigen Landsitz Otrada inmitten des übrigen Poschechoniens Wohnung zu nehmen pflegt. Von wirklich russischem Wesen ist bei ihm auch nicht die leiseste Spur zu entdecken; er ist in Paris geboren, in Oxford erzogen worden, hat seine Jugend als Attaché der russischen Gesandtschaft in Berlin verbracht und in reiferen Jahren seine ehemalige Maitresse, eine französische Schauspielerin untergeordneter Gattung, geheirathet. Der geistig etwas reducirte Fürst beschäftigt sich damit, seine Memoiren zu schreiben, von denen er täglich eine Zeile in französischer Sprache zu Papier bringt; was an freier Zeit übrig, benutzen Fürst und Fürstin, um sich an den Vorstellungen ihrer leibeigenen Schauspielertruppe oder den culinarischen Leistungen ihres Pariser Kochs zu erbauen. Jede Berührung mit den übrigen adligen Nachbarn wird dabei sorgfältig vermieden, und erst wenn die Herrschaft von Otrada beim Nahen der schlechten Jahreszeit ihrem Landgut den Rücken gekehrt, pflegt der Adel der Umgegend, vornehmer oder geringer, in den verlassenen Palast zu strömen, um sich gegen Geld und gute Worte beim fürstlichen Obergärtner edlere Fruchtgattungen, Pflanzen und Sämereien für die eigenen Treibhäuser zu beschaffen. — Geselliger als das fürstliche Ehepaar lebt die übrige örtliche Adelssippe; Gastfreundschaft ist hier eine weitverbreitete Tugend, aber oft steht der häusliche Herd dem adligen Nachbarn nur deshalb offen, weil der Umgang mit dem ärmeren Standesgenossen dem Hausherrn selbst keine sonderlichen Rücksichten aufzuerlegen pflegt. Er ist in vielen Fällen eben nur ein Geduldeter. Eine Schauspielertruppe, wie die in Otrada, gibt es auf den mittleren und kleineren Gütern selbstverständlich nicht, und wer hier Neigung für dramatische Schaustellungen empfindet, muß sie auf andere Weise zu befriedigen suchen. Der leibeigene Schalksnarr ist noch hier und da anzutreffen, aber der begüterte Edelmann nimmt wohl auch den kleinen und armen Standesgenossen zeitweilig oder dauernd als lustigen Rath in seinen Dienst und lohnt ihn dafür mit freier Verköstigung und einer bestimmten Branntweinsration ab, ohne daß Derartiges die gesellschaftliche Stellung des Gemietheten grundsätzlich und für alle Zeit vernichten sollte. Wer von den Kleinen sich zu derartigen Leistungen nicht hergeben will, hat ja unzweifelhaft besser fundirte Ansprüche auf die Achtung des Reicheren und Vornehmeren; aber doch sind die Vermögens- und Bildungsverhältnisse, sowie der Grad der Theilnahme des einzelnen Adligen an den Obliegenheiten der adligen Selbstverwaltung zu verschieden, als daß der Verkehr ein Verkehr auf gleichem Fuße sein könnte. Nur bei bevorstehenden Standeswahlen pflegt der ehrgeizigere Edelmann, wenn er über Vermögen und gesellschaftlichen Einfluß verfügt, und ihn nach dem mit mannigfaltigen Vorzügen verbundenen Wahlposten eines Adelsmarschalls gelüstet, den wahlberechtigten kleinen Leuten aus dem örtlichen Adelsverbande zu schmeicheln, sie zu Dutzenden abzuspeisen und ihren zeitweiligen Aufenthalt in der Kreisstadt, wo der Wahlact stattzufinden pflegt, aus eigenen Mitteln zu bestreiten, um, wenn zu seinen Gunsten entschieden ist, die alten vornehmen Allüren wieder anzunehmen. Man sieht, daß unter solchen Verhältnissen von einem ständisch-corporativen Sinne unter dem Landadel auch nicht mit einer Silbe die Rede sein konnte. Nirgend

gab es hier jene allenthalben gegenwärtige und nach gleichen Maßen messende Controle, wie sie die Gesammtheit der Standesgenossen beispielsweise in den baltischen Provinzen noch heute auf den Einzelnen ausübt, und von einem eigentlichen Ehrencodex, den jene Controle mit zu schaffen, weiter zu bilden und zu erhalten pflegt, konnte schon aus dem genannten Grunde nur sehr ausnahmsweise die Rede sein. Der einzelne Edelmann war demnach, soweit nicht der Staat und die positive Gesetzgebung ihm Schranken setzten, so ziemlich ganz sich selbst und seiner individuellen Willkür überlassen, und selbst der Priester mußte zufrieden sein, wenn er als Träger des Mysteriums bei Ausübung seiner geistlichen Functionen eine zeitweilige Berücksichtigung seiner Würde fand.

Jeder einsam lebende Hagestolz weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr der Verkehr mit den bloßen Sachen, das ausschließliche Angewiesensein auf den eigenen Hausrath die Wirkung dessen zu steigern pflegt, was man in Deutschland „die Macht der Gewohnheit" nennt. Nun war der Leibeigene jener Zeit in den Augen seines Herrn nicht viel mehr als eine bloße Sache, ein Stück Hausrath seines Eigenthümers, und wenn der Typus des Hagestolzen nicht selten zu einer sittlichen Monstrosität ausartet, so dürften ähnliche Erscheinungen unter dem russischen Landadel vor der Bauernemancipation häufig genug vorgekommen sein. Der Kleinrusse Gogol, dessen im Original vortrefflicher, in der Uebersetzung nur schwer genießbarer Roman „Todte Seelen" auch im Westen bekannt ist, hat in seinen Typen aus dem russischen Adel jener Zeit die beiden entgegengesetzten Pole der echten Hagestolznatur, den Wüstling und den Geizhals, in den Gestalten eines Nosdrew und Pljuschkin gezeichnet, und dieselben ließen sich durch eine reiche Auswahl aus der späteren russischen Novellistik ergänzen und interpoliren. Bei der Geringfügigkeit der Tendenzen, die den Einflüssen der Leibeigenschaft in Rußland gegenüberstanden, mußte sich in der privilegirten Classe ein eigenwilliges Sonderlingsthum herausbilden, das seine einzige legale Schranke im staatlichen Zügel fand, und auch dieser wurde für die betreffenden Kreise nur ausnahmsweise straffer angezogen. Eingeschränkt und gemildert höchstens durch eine gewisse Bequemlichkeit und Gutmüthigkeit, herrschte hier im Grunde ein Kampf Aller gegen Alle, als dessen Zweck die Unterwerfung jeder auch der freien Umgebung unter ein Joch erscheint, das mit dem der eigentlichen Leibeigenschaft sehr nahe verwandt ist. Heirathete der begüterte Edelmann ein unbegütertes Mädchen, so war zehn gegen eins zu wetten, daß der Mann sie bald zu einer Art factisch Leibeigenen gemacht hatte; war die Frau begütert oder dem Manne an Willenskraft oder Intelligenz überlegen, so pflegte das Gegentheil der Fall zu sein. Der grobe Machtfactor, den das geltende Recht zur Basis der gesammten Existenz gemacht, mußte überall nach einer Art Grenzerweiterung streben, allen Lebensverhältnissen seine unbarmherzige Signatur aufdrücken. Am Schlimmsten pflegten die Kinder daran zu sein. Das Hausgesinde war zahlreich und ebenso gewohnt, zwischen Bevorzugten und Zurückgesetzten Unterschiede zu machen, als in wechselseitiger Concurrenz sich die Gunst der Herrschaft durch Liebedienerei zu erwerben, und dies alles mußte kraft des Schwerdrucks von Gewohnheit und Beispiel

sich auf das Verhältniß der Eltern zu den Kindern und vice versa erstrecken. Ueberall in der Welt gibt es Aschenbrödel beiderlei Geschlechts; aber Niemand, dem die Zusammenhänge zwischen ethischem und socialem Leben vertraut sind, wird in Abrede stellen wollen, daß jener schwere sittliche Uebelstand, vielleicht einer der schwersten, die das Familienleben überhaupt gebären kann, in dem Rußland vor Aufhebung der Leibeigenschaft einen typischeren Charakter tragen mußte, als in Ländern mit einem Gesindewesen, das auf dem freien Lohnvertrag oder auch selbst auf den rechtlich so mannigfach modificirten Verhältnissen westeuropäischer Hörigkeit beruhte. Besonders bitter mußte sich diese Stellung der Kinder rächen; sie wirkte entzweiend, trug ein Element der Zwietracht in den Kreis der Geschwister und entfremdete sie oft einander für ihr ganzes Leben. Kamen gar Erbansprüche auf erworbenes Vermögen mit freier testamentarischer Verfügbarkeit hinzu, und war das jungheranwachsende Geschlecht durch die Gesindestube oder die Eltern selbst über die Natur seiner Ansprüche aufgeklärt worden, so konnte jener Zwiespalt wohl den grimmigsten Haß im Gefolge haben, wie er uns bei Saltykow in den „Herren von Golowlew" bei drei Generationen einer russischen Adelsfamilie entgegentritt. Es fehlte nicht selten an jener summa reverentia, der ehrfurchtsvollen Scheu, mit der das Alter Denken und Empfinden der Jugend durch das eigene Beispiel behütet. Eine Convention, die in ähnlicher Weise gewirkt, konnte der gesellschaftliche Verkehr mit den Freunden und Nachbarn bei seiner Willkür, Formlosigkeit und Rohheit schwer zeitigen, und der leibeigenen Dienerschaft gegenüber pflegte man es erst recht an dem fehlen zu lassen, was das Schamgefühl sonst im Verkehr von Mensch zu Mensch gebietet. Der Brauch der Eltern und Gäste, in der Kinder Gegenwart Dinge zu erörtern, die für solche Ohren nicht gemacht sind, ist in Saltykow's Poschechonien ganz allgemein und weist der kindlichen Phantasie um so leichter ungesunde Wege, als Vater und Mutter es lieben, die phantastische Welt des Märchens, der Sage und des Volksgebrauchs, die sonst kindlicher Vorstellung eine Hauptnahrung bieten, als etwas Unedles und adeliger Art schlecht Anstehendes zu kennzeichnen, da sie ihre Entstehung dem verachteten leibeigenen Volke verdanken.

Man könnte hier freilich Puschkin und einige andere russische Poeten anführen, die, aus dem russischen Adel hervorgegangen, sich gerade der volksthümlichen Ueberlieferung mit Vorliebe zugewandt haben. Doch wird dadurch die Thatsache nicht widerlegt, daß ein leibeigenes Volk das Leben der höheren Classen nicht in gleicher Weise künstlerisch befruchten kann, wie ein freies, und der mit dem russischen Bauern getriebene Cultus, wie er, vom Westen oft über Gebühr belächelt, nach der Bauernemancipation eintrat und oft in leicht verständlicher Reaction gegen die Ueberlieferung allerdings stark übertrieben wurde, erklärt sich aus der Warmherzigkeit slawischen Naturells, das in erster Reihe in dem volksthümlichen Kunstmotiv einen Hebel für die eigene Regeneration suchte.

Wenn das oben Ausgeführte bei manchem Leser Widerspruch erwecken und uns den Vorwurf willkürlicher Construction zuziehen könnte, so muß dagegen hervorgehoben werden, daß es sich hier nicht etwa um Gesetze, sondern lediglich

um Tendenzen handelt. Derartige social-ethische Resumés, wie wir sie gegeben, erregen leicht den Verdacht allzu starken Generalisirens; aber im Saltykow'schen Buche reiht sich Bild an Bild, und die Kunst genießt des Vortheils, das Leben in seiner unendlichen Nüancirung und all' seinen feinen Uebergängen für sich sprechen zu lassen, ein Vortheil, der bei der gedrängten Zusammenfassung dessen, was eigentlich Quintessenz ist, verloren gehen muß. Saltykow hat das Werk im vorgerückten Alter geschrieben; Aksakow's ins Deutsche übersetzte „Familienchronik" mag ihm dabei vorgeschwebt haben. Er gibt sich Mühe, eine gewisse epische Ruhe zu bewahren; und wenn auch hin und wieder der burleske Ton noch anklingt, der namentlich in seinen letzten Büchern Regel geworden, so waltet im Ganzen doch das Bestreben vor, die Dinge so und gerade so zu zeichnen, wie er sie in seiner Jugend wirklich gesehen hat. Daß übrigens „Poschechoniens Vergangenheit" auch ein gewisser polemischer Zug nicht abgeht, soll nicht in Abrede gestellt werden. Die mannigfachen, nicht immer ersprießlichen Phasen, die Adel und Bauer seit der Emancipation in Rußlands jüngster Entwicklung durchgemacht, mochten Zweifel an der Opportunität des großen Werkes hervorgerufen haben; es lag in der Absicht des Autors, die ganze sittliche Misère jener Zeit in einem abschreckenden Spiegelbilde zu zeigen, um den laudatores temporis acti durch energischen Appell an ihr Gewissen den Mund zu schließen.

Was „Poschechoniens Vergangenheit" in umständlichen Schilderungen gibt, erscheint in den „Herren von Golowlew" in Form der didaktischen Erzählung oder, wenn man die drei Generationen einer russischen Adelsfamilie, deren Geschichte den Gegenstand des Buches bildet, in Betracht zieht, als eine Art trilogischer Schicksalstragödie. Offenbar hat ein und derselbe Kreis wirklicher Persönlichkeiten zu beiden Büchern Saltykow Stoff und Idee geliefert. Ueber den Kunstwerth dieser Erzählung, die in der Reclam'schen Sammlung auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist, mag man streiten; doch kann nicht wohl in Abrede gestellt werden, daß Saltykow hier die psychologische Genesis rein herauszuschälen verstanden hat und darum auch vor einem Forum, das mit den russischen Verhältnissen gänzlich unvertraut ist, der Zustimmung für die Richtigkeit seiner Thesen sicher sein dürfte. Was er erhärten will, ist, wir möchten sagen, der antisociale Einfluß der russischen Leibeigenschaftsverhältnisse. Ergeht sich die elementare Staatsphilosophie gern in Sätzen, wie der, daß die Gesellschaft die absolute Bedingung für Lebensfähigkeit und Entwicklung der Persönlichkeit sei, so stellt sich in dem Saltykow'schen Buche die sittliche Isolirtheit als die Todesursache jedes persönlichen Lebens heraus. Die drei Generationen derer von Golowlew wachsen in vollkommener sittlicher Vereinsamung auf. Das Band des Vertrauens, welches die Kinder an die Eltern knüpft, fehlt ebenso, wie das der Anhänglichkeit der Geschwister untereinander.

Elterlicher Despotismus und jene oben berührte Gewohnheit, zwischen Lieblingen und Aschenbrödeln zu unterscheiden, haben die Kinder den Eltern gegenüber stets innerlich fern gehalten und die Geschwister unter sich schon früh entzweit. Dem Verkehr mit den Gutsnachbarn geht das Element der

Gleichheit ab, und zwischen dem Herrn und dem Bauern kann sich kraft der bestehenden Leibeigenschaftsverhältnisse kein wirklich sittliches Band knüpfen. Die männlichen Vertreter aller drei Generationen greifen nun, um sich aus ihrer trostlosen Lage zu retten, zu einem Mittel, das man mit dem Versuche Münchhausen's, sich am eigenen Zopf aus dem Sumpfe zu ziehen, vergleichen möchte: zum stillen Trunke nämlich, der das Phantasieleben des Säufers steigert und ihm wie zu dramatischem Behufe mehrere Scheinexistenzen heraufbeschwört, die im trunkenen Hirn zu agiren und zu argumentiren beginnen. Aber die Phantasie kann aus sich selbst heraus nichts Neues schaffen; sie kehrt immer wieder zu ihrem Schoßkinde, dem Haß gegen die bevorzugteren Geschwister, zurück, und diese, denen man in Wirklichkeit, so weit irgend thunlich, aus dem Wege geht, sind nun die Acteure im Schauspiel, das der Rausch geboren. Wenn Paul Golowlew in seiner einsamen Behausung von Zimmer zu Zimmer schleicht, um immer wieder von Neuem zum Büffetschrank zurückzukehren und hier ein Glas Branntwein nach dem anderen zu leeren, so stellt sich als einziger Partner für das Zwiegespräch in seinem kranken Gehirn der verhaßte ältere Bruder Porphyrins ein, und beide erörtern nun mit rabulistischer Geriebenheit ihre pro und contra für den oder jenen Rechtsanspruch, den beide wirklich oder bloß fictiv auf ein und dasselbe Vermögensobject erheben, und schleudern sich zum Schluß die wildesten Verwünschungen ins Gesicht. Was die Brüder im Branntwein suchen, finden die Schwestern im vagirenden Comödiantenleben mit seinem Schmutz und Elend, und kein verwandtschaftlicher Arm regt sich, um hier Hülfe zu bieten. Das Buch ist vielleicht die energischste Illustration sittlichen Elends, das die Weltliteratur kennt; es ist nach Saltykow's eigenem Ausdruck eine Tragödie des Todes und der Unfruchtbarkeit. Die deutsche Uebersetzung kann beim besten Willen des Interpreten doch nur eine sehr dürftige Vorstellung geben von der Kraft der Sprache, die das Original auszeichnet.

IV.

Ein drittes Buch Saltykow's, das die socialen Zustände Rußlands vor Aufhebung der Leibeigenschaft zum Gegenstande hat, sind die bereits erwähnten „Skizzen aus der Provinz". Ihre Veröffentlichung fällt in die Zeit unmittelbar nach Abschluß des Pariser Friedens. Das alte Régime hatte in Rußland Bankerott gemacht; was irgend im Lande urtheilsfähig zu nennen war, rief nach Reform und ließ seine Kritik den überkommenen Zuständen gegenüber ziemlich unverhohlen laut werden. Bei alledem mußte die Keckheit, mit der Saltykow in seinen „Skizzen" den Schäden der örtlichen Verwaltung zu Leibe ging, bei einem Geschlecht, das an die äußerste Zurückhaltung seitens der Presse gewohnt war, geradezu epochemachend wirken, und die „Skizzen aus der Provinz" gewannen in den Augen des Publicums den Charakter eines Ereignisses. In der That kann ihnen eine gewisse politische Bedeutung nicht abgesprochen werden, zumal sie nicht vereinzelt blieben und eine ganze Fluth von Nachahmungen im Gefolge hatten, Bücher, die, ohne irgend welche literarische Bedeutung, geschweige denn Kunstwerth zu haben

oder auch nur zu beanspruchen, insofern eine nicht ganz bedeutungslose Function in dem damaligen Rußland ausübten, als sie vermöge ihrer Jedermann zugänglichen novellistischen Form das Interesse für innerpolitische Fragen in die breiteren Schichten der russischen Gesellschaft trugen, wo man bisher den staatlichen und gesellschaftlichen Thatsachen gegenüber sich auf die bloße Furcht oder Bewunderung beschränkt hatte.

Saltykow hat in seinen Schilderungen aus dem Leben der damaligen russischen Beamtenwelt, wie die „Skizzen aus der Provinz" sie geben, in erster Linie freilich das entfernte und verwahrloste Wjatka im Auge gehabt, wo die Mißstände der örtlichen Verwaltung doppelt grell erscheinen mußten; immerhin treten aus dem gegebenen Detail gewisse Grundlinien hervor, die auf organische Schäden des gesammten administrativen Mechanismus hindeuten und insofern auch für den in staatlichen Dingen Unbewanderten den Charakter der Evidenz gewinnen mußten, als Saltykow im hohen Grade verstand, das Wesen damaliger Administration aus der herrschenden Gesellschaftsordnung herzuleiten, die Alle kannten.

Die Mehrheit des höheren Beamtenpersonals ging in der Regel aus dem im Besitze von Leibeigenen befindlichen Adel hervor, dem das Befehlen von früher Jugend an zur zweiten Natur geworden, und wenn man heute wohl von einer schweren Kunst des Befehlens redet, so war diese Kunst in dem damaligen Rußland eine recht leichte zu nennen. Es war eben eine nothwendige Consequenz der Leibeigenschaft, daß viel befohlen, zu wenig auf die wirkliche Ausführung des Befehls geachtet wurde. Der Herr befahl nach augenblicklicher Laune; ob ihm in jedem einzelnen Falle auch gehorcht ward, davon pflegte er sich selbst um so seltener zu überzeugen, je größer das Gebiet seiner Machtbefugniß, und je mehr Mittelspersonen vorhanden waren, die den Befehl weiter zu geben hatten, bis er endlich an Denjenigen gelangte, auf dessen Schultern seine schließliche Vollstreckung ruhte. Die gutsherrliche Praxis aber war eine Art Pflanzschule für die Bureaukratie. Relativ am besten mögen die Herren vom Militär, aus denen Kaiser Nikolai mit Vorliebe seine höheren Administratoren wählte, ihre Sache gemacht haben; wenn der höhere Verwaltungsmann aus dem Kreise der Civilisten, der seine administrative Schule im Centralbureau der Hauptstadt absolvirt, etwa als Gouverneur die Verwaltung einer Provinz antrat, so durfte es wohl vorkommen, daß er hier ohne eingehende Kenntniß der örtlichen Verhältnisse mit dem ganzen Aplomb seigneurialer Gewohnheit auftrat, sich im Befehlen keinen Zwang auferlegte und dadurch nicht selten die Thätigkeit der vollziehenden Organe selbst lähmte. Hören wir hierüber Saltykow: „Ein örtlicher Polizeibeamter hat einen Leichnam ernirt, dem der Kopf fehlt, und stattet darüber den erforderlichen Rapport dem Inspicienten aus der Residenz ab. Dieser Letztere fordert in kategorischer Weise den Kopf als ergänzendes Beweismaterial für die bevorstehende Voruntersuchung. Der Polizeimann glaubt sein Bestes gethan zu haben und hofft auf Belohnung oder mindestens Anerkennung, aber seine Enttäuschung ist groß; denn der kopflose Rumpf droht sich zu einer Art Negativum in seinem amtlichen Guthaben zu gestalten. Hätte er den Fund ganz ver-

schwiegen, er wäre besser daran gewesen, zumal er dabei unbedingt auf die Discretion seiner Collegen bauen konnte."

Einer so gearteten Gruppe höherer Administratoren steht nun die kleine Beamtenschaft gegenüber, welche bei aller Unbildung und sittlichen Verkommenheit doch mit dem wirklichen Leben an Ort und Stelle, mit Land und Leuten in ihrer Art genau vertraut ist. Ihr legales Einkommen ist bettelhaft gering, ihr Appetit kräftig entwickelt, an Gelegenheit zur Ausbeutung von Bürger und Bauer fehlt es nicht, und für Straflosigkeit bürgt die Connivenz der Collegen, durch eine weitgehende Gastfreundschaft erkauft, welche ihren Aufwand mit den aus der Erpressung fließenden Mitteln bestreitet. Der erpreßte Batzen gestaltet sich demgemäß zu einer Art Versicherungsprämie für den Erpresser selbst, und wer auch die erpreßte Summe zu zahlen hat, an letzter Stelle muß der leibeigene Bauer sie tragen, dem der Gutsbesitzer erhöhte Arbeitslast, der Händler mit Producten bäuerlichen Consums gesteigerte Preise auferlegen können, wenn beide im Nothfalle gezwungen wären, der Beamtenschaft tributpflichtig zu werden. Die Art und Weise aber, wie dieser Tribut eincassirt wird, ist ihrerseits wiederum sehr bezeichnend und verleugnet nicht jenen familienhaften Charakter, welchen die Panegyristen der Leibeigenschaft dem russischen Gemeinwesen jener Tage als unterscheidendes Kennzeichen westeuropäischem Atomismus gegenüber zu vindiciren liebten.

Es gilt, so läßt Saltykow seinen Gewährsmann, den hartgesottenen Practicus in aller Art subtiler Beamtenkniffe jener Zeit, sich vernehmen, es gilt, in aller Herzlichkeit und Gemüthlichkeit zu nehmen. Ein derber Spaß, ein cordialer Händedruck, ein Hinweis darauf, wie gern man dem Geber die Gabe ersparen wollte, wenn die Pflicht gegen die Obrigkeit es irgend gestattete, das Alles kommt in den „Skizzen" mit einer grimmigen Komik zum Ausdruck, und das Ende vom Liede ist, daß der Erpresser in den Augen des Contribuenten trotz alledem und alledem ein guter Kerl bleibt, mit dem sich's leben läßt, und den man gegen keine andere Obrigkeit der Welt vertauschen möchte. Die einzige Ausnahme macht hier ein Deutscher, der Polizeimeister Feuer. Er schindet seine Leute nicht eben ärger als ein Anderer; auch daß er ein Deutscher und nicht griechisch-orthodoxen Glaubens ist, würde ihm in den Augen der kleinen Leute nicht schaden, aber es ist zu viel Sachlichkeit, zu viel eigentlich Geschäftliches in der Art, wie er ihnen das Fell über die Ohren zieht, als daß es nicht ziemlich lange dauern sollte, bis er sich wirklich dauerhafte Sympathien erworben. Nur die Gewohnheit, die unheilvolle Wohlthäterin jener Tage, söhnt schließlich sogar mit einem Feuer aus; zuguter letzt sieht der russische kleine Mann denn doch ein, daß er nicht besser oder schlimmer als jede andere Obrigkeit sei, und endet damit, ihn zu lieben. — Ein hervorstechender Charakterzug des Russen besteht in dem Bedürfniß, sich mit seiner Umgebung, den Leuten, mit denen er es zu thun hat, mögen sie ihm nun über-, gleich- oder untergeordnet sein, in ein gemüthliches Verhältniß zu setzen, mit ihnen eine wirkliche oder auch bloß anscheinende Harmonie anzustreben. Es pflegt dieser Zug vorzüglich der sogenannten Künstlernatur anzu-

haften, und nicht umsonst hat Fürst Bismarck den Russen einen geborenen Novellisten genannt und läßt Nekrassow seinen russischen Bauern, dem Hab und Gut in vollen Flammen stehen, zuerst die Bilderbogen von den Wänden seiner Hütte reißen, um vor Allem sie in Sicherheit zu bringen.

Als eine eigenthümliche Folge der Leibeigenschaft kann das ganz außerordentlich cordiale Verhältniß angesehen werden, das sich bis auf den heutigen Tag in Rußland häufiger als anderswo zwischen Herren und Dienern antreffen läßt. Das übliche Ceremoniell, welches als äußere Kundgebung des Respectes dient, gelangt zu praktischer Bedeutung erst da, wo Herrschaft und Dienerschaft sich gleicher formaler Rechte erfreuen, wogegen ein Herr seinem Diener, über den ihm ein fast absolutes Verfügungsrecht zusteht, je nach Laune und Neigung immerhin größere Freiheiten einräumen kann, als das im anderen Falle für beide rathsam erscheinen würde. — Der Lieblingsdiener einer Excellenz verfolgt bei Saltykow deren Privatsecretär mit tückischer Beharrlichkeit; er kann den Gedanken nicht verwinden, daß der Secretär an der herrschaftlichen Tafel speist, und verfehlt nie, ihm beim Aufwarten einen derben Stoß mit der Schüssel gerade an den Ellbogen zu verabfolgen. Diese Feindschaft ist der Excellenz nicht unbekannt. Beide, Herr und Diener, sind einmal auf einer Inspectionsreise in die Provinz von den localen Autoritäten nach Gebühr gefeiert worden; man hat dem Herrn ein glänzendes Diner gegeben und dabei des Lieblingsdieners in der Bedientenstube nicht vergessen. Beide sind Abends in rosigster Laune in ihrem Absteigequartier angelangt, und die Excellenz fragt ihren Favoriten, der ihr beim Entkleiden hilft, in echt russischer Weise über dies und jenes aus. „Aber Iwan, was in aller Welt hast Du denn eigentlich gegen meinen unglücklichen Secretär?" — „Sein Name bedeutet sieben mal sieben mal sieben," gibt der Kammerdiener zurück, „und wenn Ihr ihn nicht morgen schon von Haus und Hof jagt, wird das Unglück über uns beide ganz unausbleiblich hereinbrechen."

Es gab in Rußland früher eine oft wiederholte sprichwörtliche Redensart: „Wer regiert im Lande?" Antwort: „Der Storosch," will besagen der Portier der Amtsstube, und Saltykow hat ganz gewiß an diese Redensart gedacht, als er die vorstehende kleine Geschichte, die sich in den „Skizzen" findet, niederschrieb. — Aberglaube, schlecht angebrachte Vertraulichkeit, Mißachtung vor Bildung und Intelligenz und ihr naiver Ausdruck im Gefolge kräftiger Libationen und einer fetten Tafel, alles Das in eine Kernigkeit der Sprache gefaßt, die das Deutsche schlechterdings nicht wiederzugeben vermag: Saltykow verstand es eben vortrefflich, seiner sich sonst ziemlich breit ergehenden Darstellung social-politische Epigramme von frappantem Lakonismus einzuflechten.

Was Saltykow außer den drei hier berührten Werken geschrieben, behandelt, wenn man von den „Harmlosen Geschichten", einer Art Nachtrag zu den „Skizzen aus der Provinz", absieht, insgesammt die Zeit, welche man in Rußland als die Reformaera Kaiser Alexander's II. zu bezeichnen pflegt, sowie etwa die fünf ersten Regierungsjahre des jüngst verstorbenen Kaisers. Wir werden den Stoff jener Bücher im Folgenden nach Maßgabe der poli-

tischen Momente, die sie hervorgerufen, ordnen, hier und da kurze geschichtliche Commentare einstreuend, die dem mit russischen Verhältnissen unvertrauten deutschen Leser ihr Verständniß erleichtern sollen.

V.

Es ist schon früher auf die Abwesenheit jedes eigentlich corporativen Sinnes unter dem russischen Landadel vor der Bauernemancipation hingewiesen worden, wozu noch kam, daß dieser Adel, wenn man etwa von den ganz kleinen Werthen absieht, sich in seiner Mehrheit nie ernstlich mit dem Feldbau befaßt hatte. Die genannten Momente nun, sociale Vereinzelung und Mangel an landwirthschaftlicher Tüchtigkeit, waren es, die bei der ökonomischen Einbuße, welche der Adel durch die Bauernemancipation erleiden mußte, seinen Ruin in verhängnißvoller Weise beschleunigten. Von einer corporativ organisirten Selbsthülfe im Sinne solidarischer Opfer konnte auch nicht entfernt die Rede sein, und ebenso wenig besaßen die meisten der Getroffenen jene wirthschaftliche Kraft, die sie die Zeit der Krise hätte überdauern lassen. Die härtesten Verluste hatte, wie leicht erklärlich, der kleinere und ärmere Edelmann zu tragen, der zur Zeit der Leibeigenschaft seine Bauern gemeiniglich am Unnachsichtigsten ausgenützt. Die Loskaufscertificate, eine übertragbare Rente mit Amortisation, durch welche der Staat den Adel für den Verlust der unentgeltlichen Arbeitskraft entschädigt hatte, sanken in Folge des Ueberangebots rasch im Börsencurs; der Staat selbst hatte den Credit, den er der adligen Landwirthschaft bis dahin zu billigen Bedingungen eingeräumt, ganz plötzlich und unvermittelt sistirt; die einstweilen als Hypothekengläubiger an seine Stelle getretenen Actienbanken borgten nur gegen Wucherzinsen, und es liegt daher auf der Hand, daß der adlige Grundbesitz, zuvörderst der kleine, später auch der mittlere, in Massen auf den Markt kommen mußte, wo wucherisches Geldcapital ihn in Windeseile und meist um Spottpreise aufschlürfte. Zu gleicher Zeit schien sich die städtische Betriebsamkeit zu regen. Das während des Krimkrieges und später emittirte Papiergeld diente der Speculation als eine Art Stimulus; es entstanden neue industrielle Unternehmungen, vor Allem aber waren Eisenbahn- und Bankwesen, die sich der Staat früher als sein Monopol vorbehalten, privater Initiative zugänglich geworden und stellten reiche Gewinne in Aussicht. Der Theil des Adels, der ganz oder theilweise um seinen Grundbesitz gekommen, strömte daher in die städtischen Centren, insbesondere nach Petersburg, um, wenn er irgend Fühlung mit den Herren am Ruder besaß, sich um Concessionen, zumal für den Eisenbahnbau, zu bewerben; wenn sie ihm fehlte, mindestens einen leidlich remunerirten Posten im Staats- oder Privatdienste zu erhaschen. Das baare Geld, welches die Verwerthung der Loskaufscertificate eingetragen, schützte wenigstens vor momentanem Mangel; man hatte nie gelernt, sich irgend Etwas zu versagen, und bei dem Schwindel, der die russische Gesellschaft damals überhaupt gefaßt, und der zu Mittheilung und Meinungsaustausch drängte, ging der kärgliche Entgelt für den verlorenen Grundbesitz doppelt rasch in alle vier Winde. Parallel mit dem allgemeinen Taumel

aber, der namentlich den mittleren und kleinen Edelmann von Bacchanal zu Bacchanal trieb, ging zu jener Zeit eine andere Bewegung, die ihren Herd namentlich in den anspruchsvolleren und begüterteren Adelskreisen fand und sich um so mehr geltend machte, als diese letzteren ihr materielles Schwergewicht auf dem platten Lande conservirt hatten. Vor der Reform waren hier Gerichtsbarkeit, Verwaltung und Polizei fast ganz in Händen des örtlichen Adels gewesen; seine Stelle vertraten nach der Emancipation, wenigstens was Verwaltung und Polizei betrifft, ausschließlich staatliche Organe, und es ging nun das Bestreben jener oberwähnten Kreise dahin, sich als Ersatz für die materielle Einbuße, die ihnen die Emancipation gebracht, wo irgend möglich eine noch größere Machtvollkommenheit, als die frühere, in der localen Verwaltung zu erobern. Die Parole „Decentralisation" war damals innerhalb jener Cirkel in Aller Munde; bei den komischen Mißverständissen, die das Wort „Selbstverwaltung" so oft hervorgerufen, liebte man es, hier einen Tocqueville, Mill und Gneist für sich ins Gefecht zu führen, und an Versammlungen und Reden, projectirten Adressen und privaten Denkschriften konnte es nicht fehlen. Der russische Adel regte sich im Gefühl seiner völligen Unsicherheit und seines materiellen Bankerotts nach allen Seiten, und diese so überaus interessante Phase aus der jüngeren Geschichte Rußlands ist es nun, die Saltykow im „Tagebuch eines Provinzialen in Petersburg" geschildert hat.

Ein junger Provinziale von Familie kommt — er weiß selbst nicht recht, wie und warum — gerade zur Zeit des Concessionsfiebers und der Aemterjagd nach Petersburg und wird hier, wohl oder übel, von seinen mitreisenden Standesgenossen in ihre Mitte genommen. Obgleich mindestens der vorgebliche Zweck der ganzen Reisegesellschaft ein geschäftlicher war, wechselt eine wüste Schwelgerei mit der anderen ab, und unser Provinziale fühlt sich schon nach wenigen Tagen so erschöpft, lebenssatt und freudenekel, daß er sich am liebsten eine Kugel vor den Kopf schießen möchte. Er ist mit Leuten verschiedenster Art zusammen gewesen, und doch kommt es ihm vor, als habe er die ganze Zeit in Einzelhaft, in den vier nackten Wänden eines Isolirkerkers, verbracht. Unwillkürlich zieht er eine Parallele zwischen sich und seinem Großvater Matwei Iwanowitsch. Dieser hatte bis in sein hohes Greisenalter hinein mit selten anzutreffender Regelmäßigkeit einen Tag genau ebenso verbracht, wie den anderen. Frühmorgens aufstehend, ließ er sich zuvörderst einen vollen Kübel Wasser über den Kopf stürzen, um sich den schweren Rausch von gestern aus dem Leibe zu scheuchen, und ging dann aufs Feld und in die Wirthschaft, wo er inmitten aller Inspectionen und Anordnungen maßlose Quantitäten Branntwein zu sich nahm. War er dann um ein Uhr nach Hause zurückgekommen, so pflegte er nach dem Mittagsessen wohl drei volle Stunden zu schlafen und begab sich hierauf in die große Stube, wo der ganze Harem der Heumägde, an ihrer Spitze die Favoritin Paraucha, lascive Tänze vor ihm aufführen mußte, wobei Großväterchen mit den Füßen den Tact stampfte und eigenhändig den Branntwein credenzte. War es dann Abend geworden, so folgte wieder ein Glas Branntwein dem anderen, bis völlige Bewußtlosigkeit eingetreten, und ein gesunder, kräftiger Schlaf Großväterchen

zu neuem Tagewerke stärkte. Nun könnten zwar überängstliche Gemüther wähnen, daß eine solche regelmäßige Lebensweise, namentlich im hohen Greisenalter, nicht ganz den Gesetzen modernster Hygiene entspreche und sich früher oder später rächen könne; aber Matwei Iwanowitsch blieb bis an sein spätes Ende thätig und rüstig, genoß den Ruf, der beste Landwirth in seinem Kreise zu sein, rieb sich, wenn es galt, an dem Gouverneur und den höchsten Autoritäten des Kreises und ließ, sobald die Adelsversammlung im benachbarten Städtchen tagte, um der Polizei zu trotzen, im trunkenen Muthe den gröbsten Straßenunfug vom Stapel. — Was ist es nun, fragt sich der Provinziale in schmerzlicher Selbsterkenntniß weiter, was ist es, das mich, den Enkel, bei vergleichsweise noch immer mäßiger Lebensweise in diesen vierzehn Tagen so grenzenlos krank, elend und lebenssatt gemacht hat? Und er antwortet darauf: „Es fehlt das Standesbewußtsein, es fehlt das Machtbewußtsein, es fehlt die ökonomische Beschäftigung, der Landbau.“ — Was man auch über den Mangel eines corporativen Geistes unter dem russischen Adel sagen mag, wo es galt, das Leibeigenschaftsrecht, welches Alle verband, zu schützen, da waren auch Alle ein Herz und eine Seele. Wenn Großväterchen beim Landtag sich ungebührlich betrug, so that er das nicht etwa, weil es ihm eine besondere Freude bereitet hätte; er wollte damit bloß zeigen: „Seht einmal, Leute, so etwas können Andere ungestraft nicht thun; was mich betrifft, so ist das eine andere Sache.“ Es war für ihn eben ein Symbol seiner Eigenschaft als Edelmann und der Thatsache, daß sich die Polizeigewalt ausschließlich in Händen des Adels befand. Erlaubte Matwei Iwanowitsch sich gegenüber dem Gouverneur die unglaublichsten Insolenzen, so konnte dieser zwar sagen: „Verehrter Herr, nehmen Sie sich in Acht, ich werde Sie ins Land schicken, wo der Pfeffer wächst;“ aber Großväterchen hätte gewiß darauf erwidert: „Verehrter Herr, das werden Sie wohl bleiben lassen, denn ich bin Seiner Majestät Unterleutnant.“ — Was die Landwirthschaft Matwei Iwanowitsch's betrifft, so hatte es mit dieser ihre eigene Bewandtniß; er galt zwar weit und breit für den besten Landwirth im Kreise, war es aber in Wirklichkeit nicht, da seine ganze Kunst sich auf das bloße Fragen beschränkte. War er auf die Tenne gekommen und hatte dort in einer Handvoll Spreu, die er vom Boden aufgelangt, zu viel Weizen oder in einer Handvoll Weizen zu viel Spreu gefunden, so brauchte er nur zu fragen, und der Schuldige bekam seinen Lohn im benachbarten Pferdestall in so und so viel Ruthenhieben vollgültig ausgezahlt. „Was mich betrifft,“ sagt sich der Provinziale weiter, „so versteh' ich von der Landwirthschaft wohl zehnmal so viel wie der Großvater, aber ich mag fragen, so oft und so viel ich will, da mir weder Pferdestall noch Ruthen zu gleichem Behuf wie Großväterchen zu Gebote stehen, so ist mein Fragen eine durchaus platonische Beschäftigung. Im Punkte des Standes- und Machtbewußtseins aber, die neben der Landwirthschaft Großväterchen so frisch und blühend erhielten, kann man mit ihnen als Edelmann weiter keinen Staat machen; beruhte unser adliges Standesbewußtsein doch ausschließlich auf dem gemeinsamen Rechte aller Edelleute, Leibeigene zu besitzen, und was das Machtbewußtsein betrifft, so

haben wir davon auch die letzte Spur verloren, seitdem die Justiz und Polizei auf dem platten Lande aus unseren Händen in die der Regierung übergegangen sind. In Summa, wir haben unsere alte sittliche Basis im Gemeinleben eingebüßt, ohne gleichwohl dafür eine neue gewonnen zu haben."

Wie sich nun Viele diese neue sittliche Basis des Adels dachten, stellt Saltykow gleichfalls im „Tagebuche eines Provinzialen" dar. Parallel mit dem liederlichen Gebahren des provinzialen Adels in Petersburg spielt sich das Treiben der aristokratischen Salons der Hauptstadt ab, zu denen im vorliegenden Falle auch der kleinere Provinzialadel Zutritt erhält, freilich mit dem Hintergedanken: „Wie würden wir Euch, Ihr Lumpengesindel, in alle vier Winde hinaus stäupen lassen, wenn wir Euch nicht eben gerade jetzt so unbedingt nöthig hätten!" Die Sache ist allerdings wichtig genug, denn es handelt sich um nicht mehr oder weniger, als um das, was man die Solidarität der conservativen Interessen zu nennen pflegt, und der gute Zweck kann immerhin schon einige Concessionen an den kleineren und ärmeren Standesgenossen erklären und entschuldigen. In jenen aristokratischen Cirkeln nun werden Denkschriften und Adreßentwürfe verlesen von Würdenträgern und Magnaten aller Art mit dem immer wiederkehrenden Refrain: Als Glieder jenes Standes, der von jeher die größte Ergebenheit gegen die höchste Staatsleitung bekundet hat, kennen wir ihren neuesten Maßnahmen gegenüber kein anderes Gefühl als das der Dankbarkeit; aber an die vollbrachte Reform sollte sich als ihr endliches Siegel, als ihr würdiger Schlußstein dasjenige fügen, was die Redner, wie Saltykow sie aufführt, unter dem mystischen Worte: das „tiré" verstehen. Man bediente sich desselben in den zahlreich besuchten Versammlungen, die eine Controle über die Discretion ihrer Mitglieder ausschlossen, um das zu verbergen, was die im Manuscripte circulirenden und nur dem Eingeweihteren zugänglichen Denkschriften „Decentralisation" nannten, und wofür, wie oben erwähnt, in jenen Kreisen Tocqueville und Mill als Autoritäten angeführt wurden. Diese Decentralisation ist nun sehr eigenthümlicher Art und kommt in vielen Stücken so ziemlich auf die Ideale der weiland polnischen Adelsrepublik hinaus. Die Gouverneure in den Provinzen sollen ausschließlich aus Gliedern des örtlichen Adels bestehen, die gesammte Gouvernements-Verwaltung, sowie die örtliche Justiz mit weitgehenden discretionären Gewalten in die Hände eben jenes Adels übergehen, mithin ein Modus der Verwaltung geschaffen werden, welcher die durch die Bauernemancipation dem Adel entrissenen Machtbefugnisse ihm indirect wiederum in die Hände spielen und die Leibeigenschaft in praxi recht eigentlich reconstruiren würde. Saltykow mochten die Aspirationen jener Kreise aus dem von ihnen verbreiteten handschriftlichen Material bekannt genug gewesen sein; er hat sie in den Musterdenkschriften, wie sie sich wiederholt im „Tagebuch eines Provinzialen" finden, aufs Ergötzlichste carikirt, wie denn überhaupt in diesem Buche eine ausgelassene Laune vorherrscht, die allerdings eines bitteren Beigeschmacks nicht wohl entrathen kann.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Gruß an Conrad Ferdinand Meyer.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, 11. October 1895.

Am heutigen Tage vollendet der große Schweizer Dichter sein siebzigstes Lebensjahr, und unsere Gedanken suchen ihn dort oben, in der Stille seines Landsitzes über dem Zürichsee, wo die beiden hohen Pappeln stehen, weithin sichtbar. Durch Weinberge, die bis zum Uferrande reichen, führt von Bendlikon ein Pfad zur freien Höhe hinan, auf der, schmuck und sauber, um ihr Kirchlein die weißen Häuser von Kilchberg liegen, und fast das letzte des Dorfes das Ziel unserer Wanderung. Tief unten blaut der See, von fernher schimmern die Gletscher — „allüberall ist Firnelicht" —, und die Tausende, die mit uns, ungesehen, ein langer Zug, hinauf gewallt sind, grüßen das Dichterheim in Kilchberg. Es ist ein gutes, altes Haus, nicht allzu groß, aber von patricischer Behäbigkeit, wie's ihm, dem Sohne des alten Zürich, und den Seinen wohl ansteht; mit guten, alten Familienbildern, mit dunkler Wand- und Deckentäfelung, mit solidem Hausrath, auch aus der guten, alten Zeit. Ein großer Garten umgibt es; bejahrte Bäume halten ringsum Wacht und begleiten mit leisem Rauschen den Wandel der Gedanken da drinnen. Hier, wo der reife Mann in unermüdeter Arbeit um die höchsten Preise des Daseins gerungen hat, genießt der Siebzigjährige, von einer schweren Krankheit Erstandene, jetzt auch das höchste Glück; denn er besitzt, was auf Erden als begehrenswerth gepriesen wird: ein geliebtes Weib, ein heranblühendes Töchterchen und die Sicherheit, niemals mehr aus dem Herzen des schweizerischen, aus dem Herzen des deutschen Volkes zu verschwinden. Denn auch uns gehören sie, diese beiden Züricher, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer; wie sie Nachbarn waren in ihrer schönen Schweizer Heimath, werden sie's auch für immer in der deutschen Literatur sein — sehr verschieden geartet und doch darin einander ähnlich, daß in beiden etwas ist von der Sprödigkeit ihrer Berge. Fast mehr noch als Gottfried Keller hat Conrad Ferdinand Meyer schwer und langsam den Dichter in sich entdeckt.

Wer seine Dichtungen zu lesen versteht, kann darin die Spuren seines Lebensganges, des äußeren wie des inneren, verfolgen und dessen Schauplätze wieder erkennen. Seine Motive sind immer auf Eindrücke zurückzuführen, die mit persönlichen Erlebnissen irgendwie zusammenhängen. Wenn nichts Anderes, geben sie die Stimmung und das Colorit. Er selbst hat die Geschichte seines „Erstlings", seiner ersten größeren Dichtung, „Hutten's letzte Tage", geschrieben: „Sie ist aus drei Elementen geboren: aus einer Jahrzehnte lang genährten, individuellen Lebensstimmung; dem Eindrucke der heimathlichen, mir seelenverwandten Landschaft und der Gewalt großer Zeitereignisse" [1]). Der Dichter zählte damals bereits fünfund-

[1]) Die Geschichte des Erstlingswerks. Selbstbiographische Aufsätze. Eingeleitet von Karl Emil Franzos. S. 23.

vierzig Jahre. Wie das Schweizerland in sich drei Nationalitäten einträchtiglich vereinigt, so lassen sie sich auch in Conrad Ferdinand Meyer's Wesen und Entwicklung unterscheiden. Sein Geschlecht wurzelte seit Jahrhunderten in dem alten, vornehmen deutschen Bürgerthum von Zürich. Aber schon die literarischen Beziehungen seines Vaters, des Regierungsraths, wiesen nach dem italienischen und die freundschaftlichen seiner Mutter nach dem französischen Theile der Schweiz. Hierher, nach Genf und den vom Geiste Rousseau's umschwebten Geländen des Lemansees, zog es den Jüngling frühe schon; und hierher hat er sich später noch einmal gewandt, um eine Lösung der heftigen Seelenkämpfe zu suchen, die den Schwankenden nicht zum Entschlusse kommen ließen. Die Komödien Molière's, die Lyrik Alfred de Musset's und die Bekanntschaft mit einigen bedeutenden Genfer Gelehrten, deren einer, Ernest Naville, nachmals Pariser Akademiker geworden, wirkten so stark auf ihn, daß er um diese Zeit Französisch zu schreiben begann, und noch heute, wiewohl auf ganz anderen Bahnen ans Ziel gelangt, die französische Schweiz seine zweite Heimath nennt. Denn in der That ist es doch das Land der classischen Schönheit und ihres zweiten Erwachens gewesen, das ihm die bestimmenden Impulse gegeben hat. In Italien war es, wo die Welt der Renaissance vor seinem Blick aufging, und von wo der Weg zu den lichteren Tagen des Humanismus sich wie von selbst ergab. Dieser Weg führte den Genius des Dichters zur befreienden That. Während zu beiden Seiten der Alpen sich die gewaltigen Ereignisse der Einigung Deutschlands und der Einigung Italiens vollzogen, saß er still in dem lieblichen Winkel des Zürichsees, wo man zur Ufenau, der Insel Hutten's, hinüber schaut. Hier war der Ritter, zugleich ein Held des Schwertes und der Feder, der einst siegesfroh gerufen, daß es eine Lust sei, in solcher Zeit zu leben, nun heimathlos und verfehmt, der kranke Gast Zwingli's gelandet, und hier, den Tod erwartend, verlosch er, während in der Ferne der Kampf der Waffen und der Geister weiter wogte. Lange schon hatte Conrad Ferdinand Meyer sich mit dieser Gestalt getragen, und jetzt, über den Tod triumphirend, erwachte sie zum Leben, entstand jene Dichtung, die „Hutten's letzte Tage" besingt und dem Dichter seinen Platz in der deutschen Literatur gegeben hat. Sie trägt die Widmung an François Wille, der auch einmal, ein Intimus Heine's und Corpsbruder Bismarck's, eine scharfe Klinge geführt, und an Eliza Wille, die hülfreiche Freundin Richard Wagner's und selbst von einer feinen dichterischen Begabung. Mit diesen Beiden, in ihrem alterthümlichen Hause zu Meilen am See, hatte Meyer in einem traulich anregenden Verkehr gelebt, der auch fortbestand, als der See schon zwischen ihm und ihnen fluthete; nirgends ist sein Name mit größerer Liebe genannt worden, als er noch unbekannt, nirgends mit berechtigterem Stolz, als er anfing, berühmt zu werden — bis für immer die Lippen der edlen Greisin verstummten, der einst, in ihrer ersten Jugend, Ludwig Börne gehuldigt hatte.

Spät ist Conrad Ferdinand Meyer in die Literatur eingetreten, aber, um in seinen eigenen Worten zu sprechen:

> Ich war von einem schweren Bann gebunden.
> Ich lebte nicht. Ich lag im Traum erstarrt.
> Von vielen tausend unverbrauchten Stunden
> Schwillt ungestüm mir nun die Gegenwart.

Noch „unter den Kastanienbäumen von Meilen" schrieb er seinen ersten Roman, die alte Bündnergeschichte „Georg Jenatsch", der ihn rasch einem großen, sich immer vergrößernden Publicum bekannt machte, und alsbald mit dem „Heiligen" folgte jene Reihe von Romanen und Novellen, die, vor allen anderen, den Lesern der „Deutschen Rundschau" dargeboten wurden. Denn alle, bis zur „Angela Borgia", sind an dieser Stelle zuerst erschienen. Welche Galerie historischer Gemälde könnte reicher an Gestalten, an Handlung, an Mannigfaltigkeit der Schauplätze sein und doch zugleich einheitlicher in dem Sinne höchster Kunst?

Der historische Roman unserer Tage begegnet gerechten Zweifeln, und C. F. Meyer hat sich auch wohl gehütet, eines seiner Werke so zu bezeichnen. Er nennt sie „Novellen". Es lag weder in seiner Natur noch in seiner Absicht, dem großen Schotten nachzuwandeln, der die ferne Vergangenheit mit der Treue des Antiquars und allen Hülfsmitteln des Geschichtschreibers wieder belebt hat, als wäre sie Gegenwart. Eher ließe sich eine Verwandtschaft mit Manzoni darthun. Es sind nicht die Staatsactionen, die Meyer in Scene setzt, und seine Helden sind nicht Acteure. Man könnte jeder seiner Schöpfungen das Motto geben, das er seinem Hutten vorangestellt:

— ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch.

Erst unter diesem Gesichtspunkte betrachtet gewinnt sein Lebenswerk die rechte Beleuchtung. Es ist nicht das Prachtgewand der Renaissance, das auch der Routine gelingen möchte, vielmehr die Menschen der Renaissance sind es, die Keiner von den Modernen intimer verstanden und Keiner uns dichterisch so verständlich gemacht hat, wie C. F. Meyer. Wenn wir von der Renaissance sprechen, so führen wir sie rückwärts bis zum Beginn jenes Kampfes zwischen den Päpsten und der weltlichen Macht, die den Boden für sie geschaffen hat, und vorwärts, bis zu jenem schrecklichen Kriege, der mit ihrer und — zeitweise — aller Cultur Vernichtung endet. In dem Lutherlied zum 10. November 1883 läßt Meyer uns den Reformator sehen, am Wittenberger Thor die päpstliche Bulle verbrennend —

Und über Deutschland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.

Aber ein lodernder Strahl dieser Flamme zuckt auch über die Schweiz, und zeigt dem Dichter hier den sterbenden Ritter auf der Ufenau, dort den heldenthümlichen Pfarrer von Graubündten. Immer, wenn er die fünf Jahrhunderte zwischen Thomas à Becket und Gustav Adolph durchmißt, beschäftigt ihn dies Grundthema der streitenden Gewalten, das den Norden und den Süden bindet und trennt. Präludirend vernehmen wir es in der „Richterin", wo Karl der Große die Stufen zur Ara-Coeli feierlich hinansteigt, unter der Kaiserkrone, „welche ihm unlängst zu seinem herzlichen Erstaunen Papst Leo in rascher Begeisterung aufs Haupt gesetzt"; und zu mächtigen Accorden schwillt es an, wo wir den edlen Verbannten von Florenz am fremden Herd erblicken, vor der königlichen Colonna das Volk ehrerbietig zurücktreten sehen, und jenes Italien von den Hohenstaufen bis Karl V., das ganze furchtbar schöne Bild der Tyrannenherrschaften und Condottieri, der Scaliger und Sforza, der Medici, der Este und der Borgia, der sublimsten Bildung und tiefsten Versunkenheit vor uns aufgerollt wird. Hier ist der Dichter auf seinem eigensten Gebiet, ein Herrscher über die Geister, die freundlichen und die feindlichen, die seinem starken, in einem freien Gemeinwesen genährten Willen gehorchen. In diesem Betracht, auch wo sie nicht der unmittelbare Boden seiner Dichtung ist, bleibt die Schweiz sein Eingangs- und sein Ausgangspunkt. Gern erklimmt er die steilen Alpenpfade, die vom rhätischen Lande hinüberführen; er freut sich, wenn er in den Heerhaufen Pescara's die Landsleute reden hört, und mit souveränem Humor läßt er seine alten Schweizer im Vatican aufmarschiren:

Sie kommen mit dröhnenden Schritten entlang
Den von Raphael's Fresken verherrlichten Gang
In der puffigen, alten, geschichtlichen Tracht,
Als riefe das Horn sie zur Murtener Schlacht.

Hier, in diesen vier Linien, haben wir den ganzen C. F. Meyer: man hört sie, man sieht sie, diese Wackeren — bescheidene Leute, die dem sparsamen Papste den apostolischen Stuhl versteigern wollen, wenn er nicht mit den Moneten herausrückt. Es sind Schweizer, wie sie wirklich damals waren (und an einem gewissen Nationalzug heute noch erkennbar), in der „geschichtlichen Tracht" und auf dem

geschichtlichen Hintergrunde. „Ich habe damals," erzählt der Dichter aus der Zeit, in der er ein einsames Leben, kein unthätiges, aber ein zersplittertes und willkürliches, geführt, „ich habe damals unendlich viel gelesen, mich leidenschaftlich, aber ohne Ziel und Methode in historische Studien vertieft, manche Chronik durchstöbert und mich mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte aus den Quellen bekannt gemacht. Auch davon ist mir etwas geblieben: der historische Boden und die mäßig angewendete Localfarbe, die ich später meinen Dichtungen habe geben können, ohne ein Buch nachzuschlagen." [1])

Man vermöchte die Kunst des Dichters schwerlich treffender zu beschreiben und auf ihre Wurzel zurückzuführen, als er es hier selber gethan. Das feste Fundament von Zeit und Ort verdankt er dem Studium; aber die Menschen sind sein freies Eigenthum. Von Meisterhand geformt, hat er sie mit dem Hauche starker Leidenschaften, guter und böser, beseelt; nichts, was in den dunklen Tiefen vorgeht, wo die Entschlüsse gefaßt werden und das Schicksal sich erfüllt, ist seinem Blicke verborgen geblieben, und der Kraft der poetischen Anschauung entspricht die Kraft des poetischen Ausdrucks. Im Vers und in der Prosa behandelt er das Wort, wie der bildende Künstler den Marmor; man spürt den wuchtigen Hammerschlag und bewundert das Ebenmaß; man wird hingerissen und verliert nie das Gefühl des sicheren Gleichgewichtes.

Auf ein so Vollbrachtes darf C. F. Meyer von der Höhe seines Lebens hinabschauen. Wie schön war es vor Jahren, als er sang:

Tag, schein' herein! Die Kammer steht dir offen!
Holdsel'ger Lenzesmorgen, schein' herein!
Schon glitzert, von der Sonne Strahl getroffen,
Das Tintenfaß, der eichne Bücherschrein.

Wir stellen uns den Dichter vor in diesem hohen, hellen Raume, mit dem grünumrankten Fenster und dem Schreibtisch, an dem er so lang, so lang gesessen. Wir folgen ihm in den Garten, wo man so weit hinausblickt über den See, zum Lindenbaum auf dem Hügel, wo er zu rasten pflegt, mit dem Töchterchen neben sich:

Lieb' und Lust und Leben sangen,
Will ich aus den Kinderangen,
In dem Blicke meiner Kleinen
Will ich nach dem Himmel spahn,
Ja, es ist das gleiche Scheinen,
Hier im Blauen, dort im Blauen,
Und dasselbige Vertrauen —

Und wenn es nun Herbst und Abend geworden, so ist die Ernte doch hereingebracht; und —

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöckchen hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg lautet jetzt!

Der Dichter hat diese Strophen „Requiem" überschrieben; wir aber möchten sie anders deuten. Denn mit dem Abendgeläute des Glöckleins in Kilchberg mischen sich die vieltausend Stimmen, die von allen Höhen der Schweiz und über all' ihre Thäler hin, bis fern ans dem Reiche und der deutschen Reichshauptstadt ihm zurufen: in unserer Dankbarkeit, in unserer Verehrung, in unserer Liebe wirst Du leben!

[1]) Autobiographische Notiz in „Conrad Ferdinand Meyer". Eine literarische Skizze zu des Dichters sechzigstem Geburtstag von Anton Nettler. Leipzig, Haessel. 1885.

Julius Zupitza.

Gest. 5./6. Juli 1895.

[Nachdruck untersagt.]

Vielen Bewohnern Wiens und namentlich den älteren Lehrern des Englischen an den österreichischen Mittelschulen wird die Gestalt Zupitza's noch in Erinnerung sein: der männliche und zugleich elastische Körper, das entschiedene Auge in dem besonnen gesenkten Kopfe, die frank und frei entgegengestreckte Hand, das frische Lachen und natürliche Reden. Es war ein guter Griff, den das k. k. Unterrichtsministerium that, als es den achtundzwanzigjährigen Breslauer Privatdocenten 1872 an die Wiener Universität berief und auf den neu gegründeten Lehrstuhl für Nordgermanisch setzte. Ein Zug nordisch scharfer Kritik lag schon in seiner Persönlichkeit; beim ersten Kenner germanischen Alterthums, bei Müllenhoff, war er in die Schule gegangen; an einzelnen Liedern der Edda und des Heldenbuchs hatte er bereits seinen Forscherssinn geübt; sein verläßliches Wesen zog in der Wiener Studentenschaft — einer der talentirtesten, die es auf Erden gibt — Manchen an, und Alles schien im besten Gange, daß sich die Nibelungenstadt mit seiner Hülfe auf ihre graue Sagenwelt besinne.

In der Grammatik kommt es vor, daß ein ursprünglich parasitischer Laut, wie z. B. das a in Hearz, über seinen Erzeuger — in diesem Falle das r — hinaus wächst, ihn verdrängt, verschlingt und an seiner Stelle sich breit macht. Solch ein nach Raum und Entwicklung verlangendes Nebending war in Zupitza's Wiener Thätigkeit das Englische. Als einen der mannigfachen altgermanischen Sprachzweige sollte er es pflegen, bald aber nahm es ihn ausschließlich in Anspruch. Wie es kam, daß Beowulf und König Alfred, King Horn und Chaucer gerade zu Anfang der siebziger Jahre für die Wissenschaft wichtig genug wurden, um als eigenes Fach constituirt zu werden: ob es die wachsende Specialisirung aller Disciplinen, speciell auch das Anschwellen der Germanistik, die das bloße Hoch- und Niederdeutsch zu einseitig fand, so verlangte; oder das gehobene Nationalgefühl im neuen Deutschen Reiche, denn im Englischen liegen die ältesten namhaften Denkmäler echt germanischer Dichtung vor; oder die unter der Königin Victoria außerordentlich zunehmende Ausdehnung des englischen Volkes und Reiches, dessen Einfluß auf den praktischen Unterricht durch die erleichterten Verkehrsmittel noch verstärkt wurde — darüber läßt sich viel denken und wird einmal viel geschrieben werden. Genug, daß in Straßburg im Frühjahre 1873 der erste Professor für Anglistik allein — ten Brink — berufen wurde. Zupitza fühlte den Zug der Zeit, gab 1874 sein „Altenglisches Uebungsbuch", das jetzt in vielen tausend Exemplaren verbreitet ist, heraus, verlegte hierauf den Schwerpunkt seines Unterrichts und wurde so der erste Anglist Wiens und Oesterreichs.

Als einer der Begründer seiner Wissenschaft hat das Bild Zupitza's nicht bloß ein persönliches, sondern ein typisches Interesse. Ihren Mängeln entsprach sein

Streben. Eine Philologie, deren Denkmäler noch ungedruckt in den Bibliotheken schlummern, gleicht einer Botanik ohne Pflanzen, einer Mineralogie ohne Steine. Von den altenglischen Literaturwerken war damals erst ein kleiner Theil herausgegeben, und auch der nicht mit wünschenswerther Genauigkeit; die Altenglische Text-Gesellschaft und die Chaucer-Gesellschaft hatten ihre Veröffentlichungen erst vor wenigen Jahren begonnen; die sprachlich wichtigsten Prosaschriften und Hunderttausende von Versen waren ans Licht zu schaffen, von den Fehlern der Ueberlieferung zu säubern, dem Verständniß zu erschließen. Da ist es begreiflich, daß Zupitza's Streben sich vor Allem darauf lenkte, dem Wortlaut, und zwar dem richtigen, zur Auferstehung zu verhelfen. Textkritik: welch unpopuläres Wort! Aber wo wäre Luther's Bibelübersetzung geblieben, hätte ihm nicht Erasmus mit der kritischen Ausgabe des Originals vorgearbeitet und die Bahn gebrochen? Die ganze Reformation suchte ihre Berechtigung darin, daß sie nach Art der Humanisten auf den Urtext zurückging, auf das ursprüngliche, unverderbte Christenthum, und nicht umsonst hat Goethe gerade dieses Streben auch seinem „Faust" in einer symbolischen Scene angedichtet. Die englische Revolution wollte den Text der Verfassung, die französische den Text der Menschenrechte gesäubert zu Ehren bringen; und so hat sich noch jede wirklich große Geistesbewegung nicht als etwas absolut Neues gegeben, sondern als eine Rückkehr zum echten Uralten, als eine Reinigung einer in Stein, Pergament oder Menschenherz eingegrabenen Grundschrift, gewissermaßen als eine praktische Textkritik. Die Anwendung der Textkritik auf die deutsche Literatur, die strenge Ausgabe der „Nibelungen" und des „Lessing" durch Lachmann hatte zu den Thaten gehört, welche die Wissenschaft der Germanistik begründeten; und als ein Mann aus Lachmann's Schule übertrug Zupitza diese Richtung auch in die englischen Studien. „Was nützen die geistreichsten Untersuchungen über dichterische Kunst und Entwicklung," pflegte er zu sagen, „so lange uns die Denkmäler selbst entweder gar nicht oder nur in unverläßlicher Wiedergabe vorliegen?" Zuerst also Texte! Man hat Zupitza (in einem etwas seltsamen Nekrolog der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 24. Juli d. J.) für einen Grammatiker erklärt; wenn dies heißen soll, daß er die Grammatik seines Faches nach allen Seiten kannte und anzuwenden verstand, ist es richtig; soll es aber heißen, daß ihm die Grammatik Hauptsache und Endziel war, so ist es falsch: sie diente ihm nur als Mittel zum Zweck, als Sieb für die Ueberlieferung, als Leuchte für die Texterklärung. So überzeugt war Zupitza von der Nothwendigkeit seines Princips, daß er es bis zur Einseitigkeit trieb. „Shakespeare hat für mich nur ein sprachliches Interesse," sagte er mir einmal, offenbar weil ihm alle Shakespeare-Forschung hohl erschien, so lange nicht bis ins Einzelnste festgestellt war, was Shakespeare geschrieben hatte. Seine Mängel wurzelten in derselben Ueberzeugung wie seine Stärke. Ein Wort, das Zupitza sagte, war unbedingt verläßlich, auf Stein gestellt und aus Bein geformt; nicht ein einziges Mal hat er sich versehen oder sonst wissenschaftlich blamirt. Aber wo er volle Zuverlässigkeit und Realität nicht für möglich hielt, in allen Dingen der Metrik, der Phantasie und des schönen Scheines vermochte ihn keine Macht, keine Eitelkeit und keine Rücksicht der Welt, ein Wort zu sagen. In dieser Eigenthümlichkeit seiner Person spiegelte sich der mangelhafte Zustand, in dem er sein Fach vorgefunden hatte.

In rechten Zug kam Zupitza's Wirken, als er im Herbst 1876, hauptsächlich auf Müllenhoff's Betreiben, nach Berlin berufen wurde, jetzt für Anglistik allein. Ungern verließ er Wien und seine dortigen Freunde, hielt es aber für „Pflicht", den Ruf anzunehmen. Mit eigenen Ausgaben auf alt- und mittelenglischem Gebiete gab er den Ton an: Guy, Aelfric's Grammatik, Beowulf, Chaucer — das Nähere gehört in die Fachgeschichte; Zupitza wandte sich niemals an die Menge, sondern blieb stets im Tempelhain der Philologie. Es ist daher auch nicht leicht, einem weiteren Leserkreis auseinander zu setzen, wie er seine Schüler zog. Seine Seminaristen mußten vor Allem die alten Sprache in den Fingerspitzen haben,

fast als wäre das Angelsächsische ein lebendes Idiom. In den Vorlesungen über „Literaturgeschichte" — eigentlich Literaturkunde — zählte er ihnen die Denkmäler auf, nach Gattungen eingetheilt, alphabetisch geordnet, ohne sich mit ihrer Entstehung und gegenseitigen Beeinflussung viel abzugeben, aber dafür mit Angabe aller vorhandenen Handschriften, so daß das Collegienheft eigentlich eine Sammlung von Themen zu kritischen Ausgaben war. Eine merkwürdige Kenntniß englischer Bibliotheken und Handschriftenkataloge war hierzu die Vorbedingung; wiederholt kam es vor, daß er englischen Herausgebern an denselben Orten, wo sie lebten und arbeiteten, noch ein Manuscript nachweisen konnte, das sie übersehen hatten. In den Seminarübungen selbst vertheilte er mit Vorliebe Abschriften der verschiedenen Codices, in denen ein Denkmal erhalten ist, unter die Mitglieder und reconstruirte mit ihnen zusammen das Original. So erzog er eine Reihe philologischer Herausgeber, entfaltete vor ihren Augen eine Fülle lockender Aufgaben, wie sie kaum ein anderes philologisches Fach mehr darbot, führte Einzelne, die ihm nach England folgten, auch persönlich in die dortigen Bibliotheken ein und gründete zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten seine „Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben", die den Stempel seines Schaffens am ausgeprägtesten an der Stirne trägt. Die ästhetischen und philosophischen Bedürfnisse der Studenten mußten allerdings zurückstehen, was im Laufe der Jahre zu einem unliebsamen Widerstreit zwischen Zupitza und vielen heimischen Schulmännern führte. Um so mehr bewunderte das reale England seine festgegründete Gelehrsamkeit, im Arbeitscomité der English Text Society und der Chaucer Society war sein Wort in erster Linie respectirt, die Universität Cambridge erhob ihn zu ihrem Ehrendoctor, und willig senkten sich die stolzen Professorenbarette jenseits des Canals vor seinem polnischen Namen und deutschen Wissen.

Eines schickt sich nicht für Alle. Daß man es auch anders machen konnte, zeigt ein Vergleich mit dem anderen Anglisten, der neben Zupitza anerkanntermaßen hervorragte: mit ten Brink. Der tiefste Unterschied zwischen den Beiden bestand wohl darin, daß sich Zupitza nur bei dem, was man gewöhnlich Thatsachen nennt, wohl fühlte, während ten Brink ein philosophischer Kopf war und eine teleologische Weltanschauung hatte, die ihn überall nach Ordnung und Zweckmäßigkeit suchen hieß. Zupitza hatte die ganze Objectivität des verständigen Mannes, ten Brink ein gut Theil von der Subjectivität des bedeutenden Mannes. Zupitza, der Sohn eines biederen Gutsbesitzers in Kerpen bei Oberglogau, setzte sich mit bürgerlichem Fleiße in den Ferienmonaten auf die englischen Bibliotheken, schrieb viele Tausende von Versen ab, die auch ein Nicht-Zupitza copiren konnte, collationirte Handschriften und wog Lesarten. ten Brink, der Sproß eines namhaften Amsterdamer Geschlechtes, hat sich meines Wissens nie mit einer Handschrift ernstlich abgegeben; er wollte keine Kärrnerdienste thun; seine Ferien verbrachte er auf den waldigen Höhen des Schwarzwaldes; sein einziger Versuch auf textkritischem Gebiete galt einer kleinen Dichtung Chaucer's und war weniger Selbstzweck, als vielmehr Vorbereitung zu seiner Grammatik und Verslehre dieses in seinem inneren Wesen erst von ihm entdeckten Dichterfürsten. Bei der Ausbeutung der Denkmäler liebte Zupitza die Form der Anmerkung; mit unendlicher Sorgfalt trug er Einzelbeobachtungen über lautliche und syntaktische Dinge zusammen und fand darin so viel bewundernde Nachahmung, daß man sich heute in gewissen Theilen der Anglistik vor lauter Anmerkungen kaum mehr zu helfen weiß. Umgekehrt ist es an ten Brink sogar getadelt worden, daß er sein großes Lebenswerk, „Die Geschichte der älteren englischen Literatur", mit Verhüllung des Apparates zu schreiben begann, ohne jegliche Anmerkung und gelehrte Auseinandersetzung; erst nachträglich verstand er sich dazu, über eine Anzahl besonders fraglicher Punkte kleine Abhandlungen als Anhang beizufügen. Ein systematisches Werk von Zupitza selbst ist eigentlich nicht erschienen; vielleicht werden aber seine grammatischen Vorlesungen aus dem Nachlaß als solches gedruckt, denn ausgearbeitet sind sie mit seltener Genauigkeit und Voll-

ständigkeit, als ein wahrer Thesaurus, sauber nach Capiteln und Paragraphen geordnet. Daß er es Anderen überließ, eine altenglische und eine mittelenglische Grammatik zu schreiben, obwohl man es vor fünfzehn Jahren sicher von ihm erwartete, entsprang hauptsächlich einer allzu gewissenhaften Bescheidenheit. „Ueber einen solchen Gegenstand" — so wies er einmal mein Drängen ab — „muß man in der Wissenschaft entweder Alles sagen oder nichts;" und da über diese Gegenstände Niemand sofort Alles sagen konnte, sagte Zupitza nichts. In ten Brink's Nachlaß fand ich nur die literarischen Vorlesehefte in ähnlicher Ausführung; da waren namentlich feinsinnige Erörterungen über Shakespeare so durchgefeilt und fertig vorhanden, daß er sie unverändert, nur mit neuem Rahmen versehen, in seine populären Frankfurter und Straßburger Vorträge herüber nahm; was am schwersten greifbar war, hatte bei ten Brink die bestimmteste Form erhalten. Seine grammatischen Hefte dagegen zeigten eine geniale Ungebundenheit; ein Quartblatt mit einer Reihe Vocalzeichen markirte manchmal den ganzen Inhalt einer Vorlesung; es war etwas von der Manier Jakob Grimm's darin, der, wie Wilhelm Müller in Göttingen zu erzählen pflegte, seine historische Grammatik zuerst von Zetteln ablas, die er am Ende der Stunde zerknüllte und wegwarf, so daß er sich nach einigen Jahren anläßlich einer Wiederholung des Collegs eine Nachschrift von einem Zuhörer borgen mußte. So ließen sich noch viele Seiten anführen, wo sich die beiden Männer wie Pole gegenüber standen. Zupitza pflegte Einladungen mit Damen nach Möglichkeit zu meiden, ten Brink bewegte sich zeitweilig gern in großer Gesellschaft. Zupitza wohnte in einer bescheidenen Nebenstraße Südberlins, wo er fast nichts sah als graue Mauern und schwarze Dächer; ten Brink mußte Bäume und Anlagen und den Prachtbau der Straßburger Hochschule vor seinen Fenstern haben. Zupitza hielt sein Dutzend Seminaristen gleichmäßig und mit knappem Zügel bei der Stange; ten Brink nahm sich einzelner Schüler an, die ihn besonders interessirten, und ließ ihrem Entwicklungsdrang freiesten Spielraum. Zupitza fing sein Fach an der Wurzel zu bearbeiten an und ten Brink am Gipfel. Beide aber waren Arbeiter von ernster Gewissenhaftigkeit und strenger, beneidenswerther Sorgfalt, und darauf beruhte die Achtung, die sie sich gegenseitig in wohlthuender Weise zollten: ten Brink stattete Zupitza in Berlin in warmer Hochschätzung einen Besuch ab, und Zupitza überschüttete die Literaturgeschichte ten Brink's, so sehr sie auch von seiner eigenen Darstellungsweise abwich, als Recensent mit rückhaltlosem Lob.

Jetzt sind beide binnen kurzer Zeit dahin geschieden, beide im Alter von einundfünfzig Jahren; Zupitza an einem Gehirnschlag, ten Brink an einem Herzschlag. Der frühe Verlust dieser führenden Männer, die sich so merkwürdig ergänzten, ist für die junge Wissenschaft der Anglistik ein Unglück, dem nur die treue Fortführung ihrer beider Traditionen steuern kann. Beider Gedächtniß wird in deutschen und angelsächsischen Landen lange nachleben.

Berlin. Alois Brandl.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte October.

Die Ueberreichung eines von dem deutschen Kaiser an den Zaren gerichteten Handschreibens durch den Flügeladjutanten Grafen Moltke ist insbesondere in der auswärtigen Presse als ein bedeutsames Ereigniß erörtert worden; auch wurden über den Inhalt dieses Briefes die mannigfaltigsten Combinationen versucht. In Wirklichkeit bezog sich das Schreiben auf ein gleichzeitig überbrachtes Gemälde, in dem nach einer Idee des Kaisers Wilhelm II. allegorisch dargestellt wird, wie die von der gelben Rasse bedrängten europäischen Culturvölker sich zusammenfinden. Gleich der früheren Reise des deutschen Reichskanzlers nach Petersburg hat also die Ueberreichung des kaiserlichen Handschreibens nur insofern eine symptomatische Bedeutung, als daraus erhellt, daß, wie zwischen den Regierungen Deutschlands und Rußlands, auch zwischen den beiden Kaiserhöfen nach wie vor freundschaftliche und herzliche Beziehungen bestehen. Daß solche Beziehungen durch die ungeschwächte Fortdauer des Dreibundes nicht beeinträchtigt werden, wird von der öffentlichen Meinung um so mehr anerkannt, als die jüngsten Gedenkfeierlichkeiten in Deutschland und Italien ihren friedlichen Charakter durchaus bewahrt haben.

Konnte es von Anfang an keinem Zweifel unterliegen, daß der fünfundzwanzigjährige Gedenktag des Einzuges der Italiener in Rom sich zu einer großartigen nationalen Kundgebung gestalten würde, so sind doch durch den glänzenden Verlauf der aus diesem Anlasse veranstalteten Feste die kühnsten Erwartungen noch übertroffen worden. Abgesehen von den Clericalen wetteiferten alle Schichten der Bevölkerung in dem Bestreben, das Nationalfest vom 20. September, dem Tage, an dem die italienische Einheit durch die Besitzergreifung Roms ihre endgültige Weihe erhielt, in würdigster Weise zu begehen. Auch nicht der leiseste Mißklang störte die Feierlichkeiten, gleichsam als ob durch diese von Anfang bis Ende ungetrübte Harmonie die Ausführungen des Conseilpräsidenten Crispi in seiner bei der Enthüllung des Garibaldi-Denkmals auf dem Janiculus gehaltenen Rede bekräftigt werden sollten, nach denen das Papstthum niemals unabhängiger gewesen, als seit dem Aufhören der weltlichen Macht. Mag diese Auffassung zunächst auch einigermaßen paradox erscheinen, so läßt sich doch an der Hand der Geschichte der Nachweis erbringen, daß die Päpste in der That früher allen Unbilden und Wechselfällen der Politik ausgesetzt waren und oft den Schutz fremder Waffen anrufen mußten, während unter dem gegenwärtigen Régime von irgend welcher Unterdrückung gar nicht die Rede sein kann. Die Legende von dem „Gefangenen" des Vaticans wurzelt denn auch weit mehr in der Nothwendigkeit, den Eifer der Clericalen anzuspornen, als in der Ueberzeugung der mit den wirklichen Verhältnissen vertrauten Anhänger des Papstthums.

War das „unantastbare Rom" die Losung der italienischen Septemberfeste, so gelangte zugleich die unwandelbare Treue des italienischen Volkes für das Herrscherhaus zum charakteristischen Ausdruck. Fortan erscheint das Haus Savoyen im innigsten Zusammenhange mit der gesammten geschichtlichen Entwicklung Italiens, das seine Dankbarkeit auch dadurch bethätigt, daß es seine großen Männer in vollem Maße ehrt. Garibaldi und Cavour bezeichnen in dieser Hinsicht die beiden Gegensätze, deren höhere Einheit durch die Liebe für das italienische Vaterland dargestellt wird. Das Ungestüm des Führers der „Tausend von Marsala" fand in dem bedächtigen Sinne Camillo Cavour's, des vollendeten Staatsmannes, ein heilsames Gegengewicht. So war es nur angemessen, daß, wie dem Andenken des italienischen Nationalhelden, auch demjenigen des ersten Rathgebers des Rè galantuomo jetzt gerade gehuldigt worden ist, indem ihre Denkmäler enthüllt wurden. Nicht überraschen kann, daß die zu Ehren Giuseppe Garibaldi's veranstaltete Feier einen wesentlich volksthümlicheren Charakter trug; abgesehen davon, daß die Gestalt des „Einsiedlers von Caprera" von einem unwiderstehlichen romantischen Zauber umweht ist, übt auch das unmittelbare thatkräftige Handeln auf die Volksphantasie einen stärkeren Reiz aus als die diplomatische Feinkunst, die Cavour meisterhaft ausübte. Nicht minder trug der äußere Apparat bei der Enthüllung des Garibaldi-Denkmals dazu bei, die Stimmung zu erhöhen. Beim Anblick der Rothhemden, die gewissermaßen als Staffage des soeben enthüllten Denkmals erschienen, mußte der Gedanke an die Heldenthaten des einzigen Mannes ebenso lebendig werden, wie später bei der großen Revue der Veteranen; auch stimmen alle Berichte darin überein, wie rührend und ergreifend es wirkte, als König Humbert den Veteranen der „patrie battaglie", der „vaterländischen Schlachten", seinen Dank abstattete.

Für den König, die Königin Margherita und den Kronprinzen war es keine leichte Aufgabe, bei den zahlreichen Feierlichkeiten, an denen sie theilnahmen, stets in derselben würdevollen und doch leutseligen Weise zu repräsentiren. Von Neuem bewies aber das Königspaar ebenso wie der Prinz von Neapel die Fähigkeit, sich an die Herzen ihres Volkes zu wenden. Gleichviel, ob die schlichten Männer, die mit den Arbeitervereinigungen erschienen, von der Insel Sardinien oder vom Festlande her gekommen waren, ob sie dem Norden oder dem Süden Italiens entstammten, für Alle fand der König gleichmäßig freundliche Worte, die sie ihren Genossen in der Heimath übermitteln werden. In versöhnlichem Sinne muß es auch wirken, daß eine weitgehende Amnestie für die wegen Theilnahme an der aufständischen Bewegung auf der Insel Sicilien und in der Provinz Massa-Carrara Verurtheilten verkündet worden ist. Selbst den Rädelsführern ist ein beträchtlicher Theil der Strafe erlassen worden, während die volle Begnadigung um so eher als ein Zeichen der Schwäche der Regierung gedeutet worden wäre, je bestimmter hier und da durch die Wahl dieser Führer zu Deputirten ein Druck ausgeübt werden sollte.

Nachdem die italienischen Feste ihren Abschluß erhalten haben, wird das Land auch fernerhin zeigen müssen, daß es von dem ernsten Streben beseelt bleibt, seine hohen Culturaufgaben zu erfüllen. Den Aufschwung, den Italien unter der gegenwärtigen Regierung in wirthschaftlicher Hinsicht genommen, fortzusetzen, wird es keine Mühe scheuen dürfen. Ebenso wenig darf Crispi sich der Verpflichtung entziehen, durch socialpolitische Reformen, deren insbesondere seine Heimathinsel Sicilien bedarf, die früheren Verheißungen zu erfüllen. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik kann Italien im Hinblick auf seine Stellung im Dreibunde und auf die Interessengemeinschaft am Mittelländischen Meere und in Afrika, die es mit England verbindet, der Zukunft ohne Besorgniß entgegensehen. Die Kündigung des italienisch-tunesischen Handelsvertrages durch Frankreich, das sich auf das von ihm über die Regentschaft ausgeübte Protectorat stützt, wird kaum einen ernsthafteren Conflict hervorrufen. Allerdings macht die italienische Regierung allem Anscheine nach mit Recht geltend, daß die den Italienern in Tunesien durch frühere Verträge

eingeräumten Rechte keineswegs einseitig aufgehoben werden dürfen. Von französischer Seite ist darauf hingewiesen worden, daß die Einfuhr Italiens in der Regentschaft im Verhältniß nur einen geringen Werth repräsentire, so daß es für die römische Regierung nur von Vortheil sein könne, falls ihr bei den Verhandlungen über einen neuen Vertrag mit Tunesien Gelegenheit geboten würde, durch entgegenkommendes Verhalten Frankreich zu Anknüpfung besserer handelspolitischer Beziehungen mit Italien zu veranlassen. Die Ankündigung der italienischen Blätter, daß Crispi in Folge der Kündigung des Handelsvertrages mit Tunesien die Wiederherstellung der italienischen Consulargerichtsbarkeit in der Regentschaft fordern könnte, scheint in Frankreich ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben. Andererseits beschränkt sich das Interesse Italiens nicht auf die Waareneinfuhr in Tunesien, es besteht auch darin, daß dort zahlreiche Italiener ihren Lebensunterhalt verdienen, so daß jede Beeinträchtigung der in den Verträgen gewährleisteten Niederlassungsrechte verhütet werden muß. Die ungünstigen Erfahrungen, die Frankreich mit seiner extremen Schutzzollpolitik gemacht, verleihen jedoch den Ausführungen des „Temps" eine Stütze, da Méline und Genossen in der französischen Deputirtenkammer für ihren rücksichtslosen Protectionismus nicht mehr auf eine geschlossene Mehrheit zählen dürfen. Durch das mit der Schweiz abgeschlossene Abkommen ist bereits Bresche in die Zollmauer gelegt, mit der Frankreich sich, im Gegensatze zu seiner früheren wirthschaftlichen Politik der Handelsverträge, umgeben hatte.

Ein mehr besonnenes Verhalten auf handelspolitischem Gebiete erscheint jenseits der Vogesen um so mehr geboten, als die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte sich als dringend nothwendig erweist. Sogar das Kriegsbudget wird Herabsetzungen erfahren, während es bisher gewissermaßen als Grundsatz galt, alle auf die Steigerung der Wehrkraft abzielenden Credite des Etats ohne jede Einschränkung zu bewilligen. Der publicistische Feldzug, der von der weit überwiegenden Mehrheit der französischen Blätter aus Anlaß der Madagaskar-Expedition gegen die Heeresleitung geführt wird, mußte auch im Uebrigen dazu beitragen, das Vertrauen des Landes auf das Kriegsministerium zu erschüttern. Ganz offen wird der Antagonismus erörtert, der zwischen Kriegs- und Marineministerium bei der Organisirung der Expedition auf Madagaskar zur Erscheinung gelangte. Auf die zwischen den beiden Ressorts bestehende Eifersucht wird es denn auch zurückgeführt, wenn die Vorbereitungen für diese Expedition sich als verfehlt erwiesen haben. Allerdings konnte man sich von Anfang an nicht verhehlen, daß die ungünstigen klimatischen Verhältnisse auf Madagaskar große Opfer erfordern würden; allein gerade deshalb hätte man an Stelle der ungeübten, den Strapazen eines solchen Feldzuges nicht gewachsenen Linientruppen kriegstüchtige Mannschaften verwenden müssen, die sich bereits in Afrika bewährt haben. Vielfach taucht daher in der französischen Presse die Meinung auf, eine besondere Colonialarmee zu bilden, der die Aufgabe zufallen würde, bei Verwicklungen in den zahlreichen Colonien Frankreichs den Ausschlag zu geben. Dieses Verlangen wurde früher insbesondere von Denjenigen geltend gemacht, die eine Schwächung der in Frankreich befindlichen Effectivbestände nicht zulassen wollten. Bei der Eroberung Tongkings zeigten sich dann die Mißstände, die sich aus dem Mangel einer Colonialarmee ergeben, besonders deutlich, und der Verlauf der Madagaskar-Expedition bestätigt die früheren Erfahrungen in vollem Maße.

Trotz aller radicalen Anwandlungen ist jedoch die französische Republik durchgreifenden Reformen auf irgend welchem Gebiete wenig zugänglich; auch muß der häufige Wechsel des Ministeriums dazu beitragen, die stetige Entwicklung und Verbesserung der Einrichtungen zu erschweren. So wird denn stets von Neuem Klage über die Allmacht der Bureaux erhoben, die in den verschiedenen Ressorts sich kundgibt. Als daher der Vorschlag einer besonderen Armee gemacht wurde, die dem Colonialminister unterstellt werden solle, fanden sich sogleich die beiden

„feindlichen Brüder", der Kriegsminister und der Colonialminister, zusammen, um gegen diese drohende Beeinträchtigung ihrer eigenen Machtbefugnisse allerlei Bedenken zu erheben, während die Bureaux sich im Principe jeder Reform feindselig erweisen. Andererseits darf nicht verhehlt werden, daß die Opposition in der Deputirtenkammer sich nicht so sehr durch patriotische Erwägungen leiten läßt, wenn sie wegen der jetzt mit einem großen Erfolge gekrönten Madagaskar-Expedition einen parlamentarischen Ansturm gegen die Regierung vorbereitete, wie durch das Bestreben, das Ministerium Ribot zu stürzen.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß in Deutschland die militärischen Leistungen des mit dem Oberbefehle auf Madagaskar betrauten Generals Duchesne von Anfang an weit günstiger beurtheilt worden sind als in Frankreich, wie denn auch bei uns kein Zweifel darüber bestand, daß die Expedition zum Ziele, der Einnahme der Hauptstadt Tananarivo und der Befestigung der französischen Besitzrechte, führen würde. Im Interesse der Civilisation kann ein solcher Erfolg nur mit Genugthuung aufgenommen werden, zumal aus der Erschließung der mit Naturproducten aller Art reich ausgestatteten Insel den Culturstaaten mannigfache Vortheile erwachsen werden.

Bezeichnend ist, daß die französische Presse trotz der Anwesenheit des russischen Ministers des Auswärtigen, Fürsten Lobanow, und des russischen Generals Dragomirow, der an den großen Manövern theilnahm, sich angelegen sein ließ, die von ihr behauptete Unfähigkeit der eigenen Heeresleitung zu erörtern. Gerade weil die französisch-russische Zukunftsallianz das seit geraumer Zeit mit heißem Bemühen angestrebte Ziel der Franzosen ist, hätten sie Bedenken tragen sollen, ihre Bündnißfähigkeit herabzusetzen. Versagt nun aber die gesammte Organisation bereits in einem Feldzuge wie dem auf Madagaskar geführten, so wird unwillkürlich die Schlußfolgerung nahe gelegt, daß in einem großen europäischen Kriege noch viel weniger auf eine erfolgreiche Mobilisirung und Concentrirung der französischen Streitkräfte gerechnet werden dürfe. Trotzdem stimmen die sachverständigen Beurtheiler darin überein, daß durch den Verlauf der jüngsten großen Manöver die im französischen Heere erzielten Fortschritte erwiesen worden seien. Dieselben Blätter aber, die an der Expedition auf Madagaskar die abfälligste Kritik übten, zogen aus der Anwesenheit des Fürsten Lobanow und des Generals Dragomirow weitgehende Consequenzen. An die später erfolgende Reise des russischen Ministers des Auswärtigen nach Paris und dessen Zusammentreffen mit dem Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs, Hanotaux, wurden dann neue Interpellationen der französisch-russischen Allianz geknüpft, so daß allem Anscheine nach von russischer Seite dieser Eifer gedämpft werden mußte. Ein Pariser Organ, das sich gerade besonders lebhaft in Bezug auf Conjecturen über dieses Bündniß vorgewagt hatte, sah sich plötzlich zu dem Eingeständnisse genöthigt: „Die Einladungen sind nur Zeugnisse einer Höflichkeit gegenüber dem Minister einer befreundeten Macht; sie dürfen des Fürsten Lobanow Aufenthalt in Paris nicht einen Charakter geben, den dieser nicht hat. Der russische Minister des Auswärtigen wünscht nichts so sehr, wie einige Tage als einfacher Privatmann in der Hauptstadt zu bleiben, und er vermeidet sorgfältig alle Indiscretionen, die seiner Anwesenheit in unserer Mitte irgend welche Bedeutung, insbesondere vom politischen Gesichtspunkte aus, verleihen könnten."

An Deutlichkeit lassen diese Ausführungen, die mit der früheren Siegesgewißheit schlecht im Einklange stehen, nichts zu wünschen übrig. In wohlunterrichteten Kreisen wird denn auch nach wie vor an der Ueberzeugung festgehalten, daß der Abschluß eines formellen französisch-russischen Bündnisses bisher keineswegs erfolgt sei. Auch ohne dieses kann man in Petersburg wohl mit Sicherheit darauf zählen, daß die Streitkräfte Frankreichs immer zur Verfügung stehen werden, sobald der Ruf Rußlands ergeht. Die russische Regierung hat daher kein irgendwie dringendes Interesse, lästige Verpflichtungen zu übernehmen, deren Tragweite sich nicht ab-

sehen ließe. Deshalb braucht nicht bestritten zu werden, daß die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich auch ohne die Grundlage eines Bündnißvertrages auf dem Gebiete der hohen Politik als ein wesentlicher Factor in Betracht gezogen werden müssen. Wie voreilig andererseits die hier und da versuchten Prophezeiungen waren, erhellt insbesondere aus einer officiellen russischen Mittheilung, in der im Anschluß an das Gerücht, Fürst Lobanow habe sich mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Hanotaux, über das Programm der Reise des Präsidenten der französischen Republik, Faure, zu den im nächsten Frühjahre bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten in Moskau verständigt, bemerkt wird, diese Meldung sei völlig unbegründet. Zugleich wird betont, daß die Cabinette von Petersburg und Paris die Frage einer solchen Reise des Präsidenten der französischen Republik überhaupt noch nicht zum Gegenstande eines Meinungsaustausches gemacht haben. Daß die beiden leitenden Staatsmänner bei ihren Unterredungen die armenische Frage und die ostasiatischen Angelegenheiten mit einander besprochen, kann keinem Zweifel unterworfen sein. Dagegen ist es wiederum durchaus verfehlt, wenn als das Ergebniß der Zusammenkunft der beiden Minister eine Verständigung in dem Sinne bezeichnet wird, daß Frankreich sich verpflichtet habe, gemeinsam mit Rußland den Rückzug der Japaner aus Korea zu erwirken, während Rußland die auf Räumung Aegyptens Seitens der Engländer gerichteten Bestrebungen Frankreichs unterstützen würde. Mit Fug wird darauf hingewiesen, daß weder die russische noch die französische Regierung geneigt sei, in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo ihre Aufmerksamkeit durch die Regelung der bereits schwebenden auswärtigen Fragen in vollem Maße in Anspruch genommen ist, neue Angelegenheiten auf die Tagesordnung zu bringen, deren Beilegung der Zukunft vorbehalten bleiben könne.

Gegenwärtig handelt es sich vielmehr um die Räumung der Halbinsel Liaotong, die durch die gemeinschaftliche diplomatische Action Rußlands, Deutschlands und Frankreichs von Japan verlangt worden ist. Es darf angenommen werden, daß diese Frage, ohne daß ein neuer Druck in Tokio erfolgt, eine für alle Theile befriedigende Lösung findet. In den maßgebenden Kreisen Japans verhehlt man sich denn auch mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, denen man bereits auf Formosa begegnet, keineswegs, wie aussichtslos es gewesen wäre, den Besitz Liaotongs zu behaupten, dessen chinesische Bevölkerung in absehbarer Zeit sicherlich nicht hätte beruhigt werden können. Dieses Bewußtsein muß dazu beitragen, in den Japanern die Ueberzeugung zu verstärken, daß Deutschland sich als freundschaftlicher Rathgeber erwiesen, als es bereits in einer früheren Phase des Krieges vor allzu weitgehenden Forderungen gegenüber China warnte.

Was nun die armenische Angelegenheit betrifft, so könnte es den Anschein gewinnen, als ob diese durch die jüngsten Ausschreitungen in Konstantinopel ein lebhafteres Tempo angenommen habe. Hier zeigt sich aber, daß, im Gegensatze zu dem erfolgreichen Vorgehen Rußlands, Deutschlands und Frankreichs in Ostasien, die noch von Lord Rosebery, dem früheren englischen Minister des Auswärtigen, eingeleitete gemeinschaftliche Action Englands, Rußlands und Frankreichs bisher eher dazu beigetragen hat, neue Verwicklungen zu schaffen, als eine wirkliche Lösung der armenischen Frage herbeizuführen. Sicherlich wird in allen civilisirten Staaten der Wunsch gehegt, daß die in dem Berliner Vertrage in Aussicht genommenen Reformen verwirklicht werden; allein die Türkei hält dafür, daß eine ungenügende, übereilte Lösung mit großen Gefahren verbunden sei. Daß Lord Salisbury die Erbschaft seines liberalen Vorgängers in der armenischen Angelegenheit ohne Weiteres übernommen, beweist nur, daß England, vielleicht gerade um im Hinblick auf die ihm sehr unbequeme ostasiatische Verwickelung eine Diversion zu machen, nicht davor zurückschreckte, mittelbar die Erregtheit innerhalb der armenischen Bevölkerung zu steigern. Es ist bezeichnend, daß, während in der englischen Presse stets von türkischen Greueln in Armenien die Rede ist, die türkische Regierung versichert, daß die Armenier allein an dem Blutvergießen in Konstantinopel die Schuld tragen. Zum Beweise

dafür wird hervorgehoben, daß die Armenier, anstatt der Aufforderung, eine kleine Deputation zu dem Großvezier zu senden, in Masse in den Palast eindringen wollten, zuerst die Waffen zogen und Blut vergossen, worauf dann die türkische bewaffnete Macht gewaltsam einschreiten mußte. In den Kreisen der Hohen Pforte wurde zugleich dem Bedauern Ausdruck geliehen, daß die englische Presse fortfahre, durch Berichte über grausame Unterdrückungen, denen die armenische Bevölkerung im türkischen Staatsgebiete ausgesetzt wäre, den Geist des Widerstandes zu nähren und die Aufregung zu schüren. Im Interesse der ruhigen Entwicklung der Verhältnisse im Orient empfiehlt es sich jedenfalls, daß Lord Salisbury, nachdem ein Wechsel im Großvezierate erfolgt ist, den Verhältnissen Rechnung trägt. Wie sympathisch es auch aufgenommen wurde, daß das englische Ultimatum, in dem von der chinesischen Regierung vollständige Genugthuung wegen der Christenverfolgungen gefordert wurde, rasch zum Ziele führte, müßte es doch verfehlt erscheinen, wenn Lord Salisbury, ohne den guten Willen des Sultans zu berücksichtigen, eine weitere Verschärfung des armenischen Conflictes herbeiführte. In Rußland und Frankreich wird kaum große Neigung vorhanden sein, selbst nach den jüngsten Vorgängen in Constantinopel die Türkei zu Entschließungen zu drängen, die nicht bloß in Armenien, sondern auch in Macedonien neue Begehrlichkeiten hervorrufen würden. Gerade weil von russischer Seite soeben versichert wird, daß Rußland in diesem Augenblicke durchaus nicht die Verpflichtung übernommen habe, die auf die Räumung Aegyptens seitens der Engländer abzielenden französischen Bestrebungen zu unterstützen, muß auch Lord Salisbury von der Aufrollung der orientalischen Frage Abstand nehmen.

Für die Festigkeit des Dreibundes bezeichnend ist die Zurückhaltung, die Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien in der orientalischen Angelegenheit bisher an den Tag legen. Ist zunächst Oesterreich-Ungarn an der ruhigen Fortentwicklung der türkischen Verhältnisse interessirt, so verbürgt die Leitung der auswärtigen Politik durch den Grafen Goluchowski, daß die Interessen des mit Deutschland verbündeten Kaiserreiches in vollem Maße gewahrt bleiben. Mit einer gewissen Spannung muß aber der inneren Entwicklung Oesterreichs entgegengesehen werden. Die Ersetzung des provisorischen Ministeriums des Grafen Kielmansegg durch das Cabinet des Grafen Badeni ist zwar längst vorhergesehen. Die neue Regierung sieht sich jedoch vor so schwierige Aufgaben gestellt, wie den handelspolitischen Ausgleich mit Ungarn, die Wahlreform und die Erledigung des Budgets. Auch im Uebrigen erheischen die inneren Verhältnisse Oesterreichs große Umsicht und staatsmännische Begabung. Graf Badeni hat sich nun während seiner Statthalterschaft in Galizien als tüchtiger Verwaltungsbeamter bewährt; es darf daher erwartet werden, daß der neue österreichische Conseilpräsident, der zugleich das Portefeuille des Innern übernommen, seiner Mission gewachsen sein wird.

Literarische Rundschau.

Die Silber- und Goldschmiedekunst Berlins.

[Nachdruck untersagt.]

Die Berliner Goldschmiedekunst. Von Friedrich Sarre. Berlin, J. A. Stargardt. 1895.

Es sind fünf Jahre, daß wir in Rosenberg's Werk „Der Goldschmiede Merkzeichen" die erste zusammenfassende Arbeit über die Goldschmiedekunst, vornehmlich Deutschlands, erhielten. Mit Freude und Stolz sahen wir in dieser überaus fleißigen, unter dem Zusammenwirken aller Kräfte entstandenen Arbeit, wie reich und prächtig sich die edle Kunst seit dem Mittelalter über Deutschland verbreitet hat; wie neben den wenigen bis dahin bekannten Stätten alten Kunstfleißes, Nürnberg, Augsburg und dergleichen, eine Menge von anderen Städten, wie neben den wenigen bekannten Meistern Scharen von nahezu gleichwerthigen auftauchten. Man mußte sich sagen, daß diese erste Zusammenstellung der Ausgangspunkt sein würde für eine Reihe localer Studien. Seitdem hat uns jedes Jahr eine oder mehrere derartige Arbeiten gebracht. Von der letzten größeren Arbeit dieser Art, „Die Goldschmiedekunst in den preußischen Ostseeprovinzen", habe ich erst vor Kurzem an dieser Stelle berichtet. Jetzt haben wir die Freude, auch den Ruhm unserer Stadt Berlin in unerwarteter Fülle wieder erwachsen zu sehen.

Von Berlin als einer Pflegestätte des Kunsthandwerkes und speciell der Silberschmiedekunst war bisher in der Literatur kaum die Rede gewesen. Die bei Nicolai enthaltenen Notizen gaben uns eine Reihe von Namen, mit denen wir keine Vorstellung verbanden. Von den Merkzeichen der Berliner Meister, von irgend einem werthvollen Stück ihrer Kunst war in der Fachliteratur nichts zu finden. Ich erinnere mich noch sehr genau des freudigen Schreckens, als ich zum ersten Male den Bären von Berlin auf einem Stück alten Silbergeräthes entdeckte. Allerdings war es nichts Geringes. Im Grünen Gewölbe zu Dresden befindet sich als eines der Hauptstücke ein silbernes Gefäß in Form einer Nautilusmuschel, von einem Satyr getragen, welches in allen Publicationen und noch auf der Dresdener Ausstellung 1875 als ein Meisterwerk der italienischen Renaissance angegeben wurde. Als ich damals die Ausstellung untersuchte, erkannte ich zunächst, daß dieses Stück vielmehr dem Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts angehören müsse. Allerdings, gearbeitet war es in den großen und breiten, an die beste italienische Zeit anklingenden Formen, wie wir sie in den Werken Schlüter's in dem Berliner Schloß erblicken. Dieses Stück trug den bis dahin nicht beachteten Stempel des Bären von Berlin, dazu die Anfangsbuchstaben des Meisters B. Q. Den freundlichen Nachforschungen des Bibliothekars der Stadt Berlin, Herrn Dr. Buchholtz, verdankte ich es, daß der bei Nicolai nicht genannte Name gefunden wurde. Ein Berliner

Goldschmied, Bernhard Quippe, reihte sich mit diesem unvergleichlich edlen Werke den besten Meistern aller Zeiten an.

Die Ausstellung der Rococozeit, welche die Kunstwissenschaftliche Gesellschaft von Berlin im Jahre 1892 im Gebäude der Kunstakademie veranstaltete, förderte eine weitere Reihe tüchtiger Silberarbeiten des achtzehnten Jahrhunderts zu Tage. Dr. Fritz Sarre, welcher jene Abtheilung bearbeitete, hat, hieran anknüpfend, das Thema weiter verfolgt und in dem oben genannten Werke die Resultate zusammengestellt. So haben wir jetzt ein stattliches Buch vor uns mit über 200 Folioseiten Text und zahlreichen Abbildungen, darunter 14 Tafeln im Lichtdruck. Die sehr fleißige und sehr gewissenhafte Arbeit beruht durchweg auf sicherem Material. Die Archive, die Bürgerbücher, die Innungsbücher, die Acten der französischen Colonie, Alles ist sorgfältig benutzt.

Die erste Erwähnung eines zünftigen Goldschmiedes in Berlin haben wir bereits im Jahre 1462, die erste Zunftordnung im Jahre 1555. Wir lernen die Verfassung der Zünfte kennen, sehen den Altmeister in seinen Befugnissen, die Schau, die Stempelung, die Kassen für zünftige Zwecke und Unterstützungen, die eigenthümliche Gerichtsbarkeit in Innungssachen und bei Streitigkeiten. Wir sehen die Stellung des Lehrjungen und Gesellen, wie der Geselle sein Meisterstück zu machen hat nach bestimmten Vorschriften: im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ist das Hauptstück ein Becher, im achtzehnten Jahrhundert, sehr bezeichnender Weise, ein Theekessel oder eine Terrine. Wir sehen die streng geschlossenen Vorschriften über den Arbeitslohn und den Feingehalt, sehen, in wie peinlicher Weise das Handwerk beschützt, aber auch wieder in seiner Ausübung beschränkt, wie jede Einzelheit bis in die Lebensführung hinein geregelt und durch Strafbestimmungen eingeengt war.

Von den Arbeiten der älteren Zeit, des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, sind nur ganz vereinzelte Stücke auf uns gekommen. Wir erfahren über die Ausdehnung derselben zumeist aus den Gesetzen jener Zeit, den Verboten gegen den übermäßigen Luxus, den genauen Bestimmungen über die Zahl der Stücke, welche ein Bürger besitzen oder verschenken durfte. Dann sehen wir, wie die Sitte, hervorragenden Persönlichkeiten Geschenke in Silberarbeiten zu machen, die Arbeiter tüchtig beschäftigte. Jeder Beamte der Stadt oder des kurfürstlichen Regimentes bekam bei seiner Hochzeit, der Taufe seiner Kinder oder ähnlichen Gelegenheiten silberne Becher zum Geschenk. Den eigentlichen Aufschwung nahm die Kunst, nachdem die Wehen des dreißigjährigen Krieges einigermaßen verschmerzt waren. Der kurfürstliche Hof fing an, im Stile jener Zeit eine große Pracht zu entwickeln; vor allen Dingen fing er an, Silberschätze zu sammeln. In noch erhöhtem Maße setzte sich diese Silberpracht fort unter dem glanzliebenden ersten König. Aber auch der strenge Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. war einer der eifrigsten Besteller. Von der unendlichen Masse des Silberzeuges, das damals im Berliner Schlosse aufgehäuft wurde, können wir uns gar keine Vorstellung mehr machen. Im Rittersaal allein befand sich für zwei Millionen Thaler Silber. Da waren Tafelgeschirre mit Hunderten von Terrinen, Tellern, Schüsseln, Becken, Leuchtern und anderem Geräth, von zum Theil solchem Gewicht, daß zwei Männer nicht hinreichten, ein einzelnes Stück zu heben. Das Alles war nicht einmal, sondern zwei-, dreimal vorhanden. Zu Dutzenden zählten die Wandleuchter von Centnerschwere, die Gueridons mit vielarmigen Candelabern; die Spiegelrahmen waren massive Aufbauten von Silber mit großen Figurengruppen, Tische und Stühle aus Silber möblirten ganze Zimmerreihen, und jedes Stück war von künstlerischer Ausführung. Allerdings würde man fehl gehen, wenn man diese Arbeiten lediglich als Ausfluß einer hochgesteigerten Kunstliebe ansehen wollte. Es war dies vielmehr die Form, in welcher die Fürsten jener Zeit ihren Vorrath an Silber controlirten. Wenn Friedrich Wilhelm I. des Morgens die Gemächer seines königlichen Schlosses durchschritt, so übersah er mit einem Blick, ob jedes Stück an seiner Stelle war. Aus

der festgefügten Reihe der Wandleuchter konnte nicht wohl einer fehlen, und wenn diese Leuchter und Rahmen mit Figuren geschmückt waren, so mußte das Fehlen eines Armes oder Kopfes sofort bemerkt werden. Diese Silberschätze, unter denen der silberne Chor im Rittersaal das bekannteste Stück war, haben ihre Bestimmung, als Kriegsschatz für die Zeiten der Noth zu dienen, nur allzu redlich erfüllt. Die schlesischen Kriege, ein großer Theil der Kriegscontributionen unter Napoleon I., die Freiheitskriege sind mit diesen Werken bezahlt worden. Nur spärliche Reste davon haben sich erhalten. An diesen massenhaften Arbeiten der Silberkunst hatte die Berliner Goldschmiedezunft einen ehrenvollen, wenn auch nicht den Hauptantheil.

Wir lernen aus Sarre's Buch die Hauptmeister jener Zeit kennen. Meister wie Männlich und Lieberkühn treten uns persönlich auch in trefflich reproducirten Porträts in dem Werke entgegen.

Eine lebhafte Steigerung erfuhr die Kunstthätigkeit Berlins durch die Einwanderung der französischen Refugiés. Um 1700 waren nicht weniger als zweiundvierzig Meister französischer Nationalität für Goldschmiede- und Juwelierarbeiten thätig. Die Dosen Friedrich's des Großen im königlichen Krontresor geben noch heute Rechenschaft von der ganz ungewöhnlichen Höhe, auf der die Arbeit jener Zeit stand. Unter Friedrich II. trat die Massenanfertigung von Silberarbeiten etwas mehr zurück. Allerdings wurden noch für die Schlösser in Potsdam die großen Balustraden von Silber gefertigt, auch Möbel mit Silberbeschlag, für welche der Schweizer Kelly thätig war. Aber für die Zimmerausstattung kam doch mehr und mehr die Bronze in Aufnahme. Dagegen wurden die Juwelierarbeiten mehr begünstigt, und der bekannte Unternehmer und Großkaufmann Gotzkowski mußte auf Anlaß des Königs geschickte Arbeiter aus allen Ländern nach Berlin ziehen.

Von allen diesen Ereignissen gibt uns das Buch von Sarre treue Kunde. Besonders werthvoll wird es uns durch die große Sorgfalt, mit der den Acten das Material entnommen ist, mit Hülfe dessen wir künftighin jedes neu auftauchende Stück Berliner Arbeit zu bestimmen im Stande sind. Nicht weniger als fünfundsechzig Merkzeichen, d. h. die eingeschlagenen Stempel auf erhaltenen Stücken, sind uns in Abbildungen gegeben; nicht weniger als 641 Namen zünftiger Meister, welche von 1462—1800 thätig gewesen sind. Sodann ein vollständiges Verzeichniß der bekannten erhaltenen Arbeiten von einigem Kunstwerth, und schließlich sind alle auf die Zunft bezüglichen Ordnungen und Actenstücke als Anhang abgedruckt. So haben wir von der Silber- und Goldschmiedekunst Berlins, die sich gegenüber den alten, reichen Städten, wie Nürnberg und Augsburg, ja nur eines bescheidenen Platzes rühmen darf, ein so vollständiges Bild, wie wir es von jenen Hauptstätten deutschen Fleißes bis jetzt noch nicht besitzen. Das Buch ist in jeder Beziehung vortrefflich ausgestattet, und auch die moderne Kunst ist durch ein zierliches Titelblatt von Joseph Sattler zu ihrem Rechte gekommen.

Julius Lessing.

βλ. **Wir Frauen und unsere Dichter.** Von Laura Marholm. Wien und Leipzig, Verlag der Wiener Mode. 1895.

Dieses etwas über zweihundert Seiten umfassende Bändchen ist an Ueberraschungen reich. Es behandelt Gottfried Keller und die Frauen, Paul Heyse als Liebeschilderer, Henrik Ibsen und das Culturweib, Björnson, den Priester der „Reinheit", die beiden „Weiberhasser" Tolstoi und Strindberg, und endlich das Weib fin de siècle. Das Programm ist reichhaltig, die Ausführung geradezu erstaunlich! Laura Marholm beansprucht im „Berliner Tageblatt" Antheil am Verdienst, ihre nordischen Landsleute in Deutschland eingebürgert zu haben. „Ich erfüllte eine Culturaufgabe," sagt sie. Fast scheint es, als ob sie es heute beklagte. Ibsen „steht unter dem Gesetz der Verwandlung": Norwegen nimmt ihn längst nicht mehr ernst, Kopenhagen behandelt ihn wie einen Verstorbenen; nur naive Deutsche und Franzosen verstehen sich noch dazu, „Klein Eyolf" aufzuführen; vorläufig die letzte Station auf absteigenden Bahnen: „Baisse, Baisse, Baisse". — Vielleicht ist Trost bei Strindberg, dem Schilderer der Entartung, „dem echten, zwiespältigen Sohn eines Plebejerzeitalters, der eines Nietzsche bedurfte — auch ein mit eruptiver Kraft sich über sich selbst hinaus schnellender getaufter Plebejer — um mit einem Luftsprung über sich hinaus sich als Urmensch proclamiren zu können" (S. 178). Man denke! Und was bleibt da noch armen Akrobaten zu thun übrig? Allein auch mit Strindberg hat Laura Marholm sich entzweit, und mit Tolstoi „in der Pose eines Gesellschaftsreformators .... im Ichgenuß des Märtyrerbewußtseins," weiß sie nichts anzufangen. Björnson „verschwendet einen Reichthum echter Lyrik an ein ausrangirtes Ideal", an das Ideal freigeistiger Askese, von welchem die Verfasserin diesmal richtig genug bemerkt, daß es ein unmögliches ist. Minder klar läßt sich erkennen, wohin denn der eigene Genius deutet. Goethe vertrat „den gallischen Geist in der Auffassung des Weibes", Schiller „brachte vom Weib nicht viel mehr auf die Bühne als den langen Rock"; „John Bull (!) hat seit der Renaissance sich als Mann so gewissenhaft verspielt, daß er gar keinen weib-menschlichen Typus mehr, nur noch Elfen und ähnliches reines Phantasiegezeug zu schaffen vermochte." Lady Macbeth rangirt also unter die Elfen, und „in Deutschland wird das junge Mädchen darauf abgerichtet, sich mit Gretchenmanieren einen Versorger zu kapern." Mit den Classikern hätte Laura Marholm glücklich abgerechnet. Das junge Deutschland „lehrte die Frauen wünschen, lechzen, denken" (S. 11), aber der Dienst war des Dankes nicht werth, denn „es sind gar nicht so sehr die Ideen, worauf es ankommt .... die Ideen haben es nur mit dem Denken zu thun, die Eingebungen legen auf Körper und Geist zugleich Beschlag" (S. 47). Und nun sehen wir Land. „Die Liebe ist das Incommensurable"; Goethe hatte eine Ahnung davon, Gottfried Keller und Paul Heyse haben das Problem gelöst, das Weib befreit. „Im Aufgewühltesten, Ausweglosesten und Unverblümtesten aber, was zur Geschichte des stärksten animalischen Triebes geschrieben worden ist, liegt einer der Keime einer kommenden pangermanischen Literatur" (S. 174). Die Leserinnen der „Wiener Mode" werden kaum in der Lage sein, über mangelnde Kühnheit in der Behandlung des Stoffes von Seiten ihrer ästhetischen Egeria zu klagen.

ρ. **Caterina Firmaturi di Chiosi.** Saffo e Gaspara Stampa. Palermo, Libreria Carlo Clausen. 1896.

Die junge palermitanische Dichterin, der wir dieses Büchlein verdanken, ist uns schon mehrfach in ähnlichen kleineren Publicationen begegnet, und was wir von ihr kennen, in Vers und Prosa, trägt das Gepräge natürlicher Anmuth. Mit einer glühenden Liebe für ihre Heimathinsel erfüllt, ist sie Sicilianerin von Distinction auch darin, daß mit den antiken Bildungselementen in ihr sich die nationalen und modernen vereinen. Vollkommen vertraut mit den fremden Literaturen, hat sie z. B. auch aus der deutschen mancherlei mit dem feinsten Nachempfinden in ihr schönes Italienisch übertragen. Sie schreibt einen einfachen, klaren Styl, auch wo sie, wie hier, die großen Leidenschaften schildert, aus denen zwei verwandten Wesen ihr Schicksal und ihr Ruhm erwachsen: der lesbischen Sängerin, deren Andenken in der nach ihr genannten Strophe fortlebt, der Anderen, Paduanerin der Spätrenaissance, von deren formvollendeten Sonetten uns einige besonders charakteristische mitgetheilt werden. Es handelt sich in diesen Blättern der Marchesina nicht um gelehrte Forschung, obwohl das Material nicht fehlt; ergründen in beiden, der altgriechischen und der mittelalterlich italienischen Dichterin, will sie das Frauenherz, das die Eine zum Sturze vom Heiligthum des Gottes, dem leukadischen Felsen, trieb und die Andere den Tod in christlicher Ergebung ruhig erwarten ließ. Nein, wie diese dahinging soll auch kein Flecken am Charakter der Griechin haften, der Sicilien, als sie zu den Landsleuten entfloh, gehuldigt und im Prytaneum zu Syracus ein Standbild errichtet hat. Was dem Loose Sappho's und Gaspara's gemeinsam, was gegensätzlich in ihm war, wird also vortrefflich durchgeführt: es sind rührende Worte, welche die lebende Dichterin für den Seelenschmerz und die Seelengröße dieser todten Schwestern hat.

βλ. **William Shakespeare.** Von Georg Brandes. Lieferung 1—4. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Das Buch von Georg Brandes, von dem die ersten Lieferungen vorliegen, verfolgt den Zweck, den Entwicklungsgang Shakespeare's an seinen Werken darzustellen. Es ist also nichts weniger als eine Geschichte seiner Kunst, die der dänische Kritiker zu bieten gedenkt, um auf diesem Wege zur Kenntniß der Persönlichkeit dieses größten wunderbarsten Genius zu gelangen, dessen Lebensschicksale, soweit sie uns bekannt sind, sich auf einer Octavseite und auch dann unter häufiger Anwendung des Adverbs „wahrscheinlich" niederschreiben ließen.

Vor kaum mehr als einem Jahr ist in Deutschland, in der Sammlung „Führende Geister", die feine, auch an dieser Stelle gewürdigte „Shakspere"-Studie von Alois Brandl erschienen. Verschieden, wie die Orthographie des Dichternamens, ist bei den gelehrten Kritikern die Behandlung des Stoffes. Der deutsche Autor beschränkt sich auf die Aufgabe, die Persönlichkeit „Shakspere's" in ihren wechselnden Phasen zu zeichnen, und bietet den Apparat literarhistorischer Forschung nur insoweit auf, als er dazu geeignet ist, diesen Hauptzweck zu fördern. „Wer nicht weiser sein will, als die Weisheit," schreibt z. B. Brandl, „verzichtet von vornherein auf eine vollständige, chronologische Reihenfolge, wobei Drama für Drama nach der Anciennetät aufmarschirt, umsomehr als Shakspere wohl manchmal mehrere Eisen zugleich im Feuer hatte." Verläßlich erscheint ihm demnach höchstens die Eintheilung in Gruppen, während Georg Brandes die Feststellung der wahrscheinlichen Reihenfolge von Shakespeare's Werken zum Hauptgegenstand seiner Forschung macht. Der Versuch ist nicht neu, und da Brandl sowohl als Brandes durch umfassende Quellenstudien auf die Untersuchungen der englischen und deutschen Shakespeare-Kritik zurückgreifen, so gelangen sie, soweit die eben erst begonnene Publication des dänischen Kritikers zu einem solchen Schluß berechtigt, im Ganzen zu sehr übereinstimmenden Resultaten. Es wird der Fachwissenschaft überlassen bleiben, den Werth der einzelnen Hypothesen von Brandes zu prüfen.

βλ. **Neue Erzählungen.** Von Björnstjerne Björnson. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Björnstjerne Björnson, der norwegische Bauern- und Pastorsohn, der gefeierte Dichter der norwegischen Bauernnovellen und historischen Dramen, der nach Ibsen's Vorbild entstandenen bürgerlichen Dramen, der Verkünder der Frauenemancipation und Toleranz, der Verfasser von „Thomas Rendalen", ein glaubensloser Tolstoi in skandinavischer Gewandung, — das Alles müßte man wissen, bevor man es aus dem vorliegenden Bande herauszulesen vermöchte. Von den fünf Erzählungen, die er enthält: „Staub", „Eine häßliche Kindheitserinnerung", „Mutters Hände", „Ein Tag", „Absalon's Haar", ist wohl die erste, „Staub", noch diejenige, die am ehesten einen Dichter verräth. Obwohl nur lose hingeworfen und psychologisch in keiner Weise überzeugend behandelt, ist das Problem doch in einen gewissen Zusamenhang mit der äußeren Natur gebracht und damit zu einem Stimmungsbilde abgetönt. Die „Kindheitserinnerung" an einen halbwegs unschuldig Gerichteten bedarf keines weiteren Commentars. „Mutters Hände" könnten ebenso gut jeden anderen Titel führen, enthalten aber untrügliche Züge einer Selbstschilderung Björnson's in der Figur von Karl Mander, dessen physische und moralische Ueberlegenheit dem Alkohol und zwar gewohnheitsmäßig erliegt, ohne daß die Darstellung des Dichters für den Defect des Helden entschädigte. Was aber soll man zu „Absalon's Haar" sagen, wo unverständliche Mystik die Gestalten nur deshalb in Nebel zu verhüllen scheint, um den Leser über die Thatsache hinweg zu täuschen, daß es Puppen sind, Schattenrisse ohne Mark und Bein, ohne Fleisch und Blut, die am dünnen Faden recht vulgärer Erlebnisse vor den Augen eines geduldigen Publicums hin- und hergeschoben werden? Daß hie und da hübsche Coulissen für sonstige Mängel, den einer durchgeführten Charakterzeichnung vor Allem, entschädigen, soll nicht verschwiegen werden.

xy. **Jean Breton. Notes d'un étudiant Français en Allemagne.** Heidelberg, Berlin, Leipzig, Munich. Deuxième édition. Paris, Calman Lévy 1895.

In den letzten Jahrzehnten haben die Völker des Auslands große Fortschritte in der Kenntniß Deutschlands gemacht, zumal diejenigen welche früher am wenigsten davon wußten, — die Engländer und die Franzosen. Beide haben seit dem Kriege von 1870—71 angefangen, sich die deutsche Sprache anzueignen, die deutsche Literatur und Kunst zu kennen, die deutschen Universitäten aufzusuchen, in deutschen Hauptstädten das Leben durch längeren Aufenthalt zu beobachten. Und wenn dergleichen schon früher vorgekommen ist, so zeigt sich doch eine unverkennbare Wandlung in der Zahl der Engländer und Franzosen, welche diese Theilnahme neuerdings entfalten. Einzelne Zeichen davon treten in den allerletzten Jahren mit auffallender Stärke hervor, so in Frankreich die Vorliebe für die Musik Richard Wagner's, die, in Zola's Künstlerroman (L'œuvre) der Cultus einer kleinen Secte junger Künstler, jetzt der Geschmack weiterer Kreise des Publicums geworden zu sein scheint. Die deutschen Universitäten sind — theilweise im Auftrage der französischen Regierung — wiederholt zum Ziele von Studienreisen gemacht worden, und mehrere Schriften haben ein ernsthaftes Zeugniß davon abgelegt. Theilweise haben sich dieselben auf bestimmte Gruppen der Wissenschaft concentrirt und dadurch erreicht, daß sie eine etwas gründlichere Darstellung deutscher Zustande geben konnten. Theils waren es allgemeiner gehaltene Reisebriefe, Tagebücher u. s. w., in denen sich wenigstens eine Besserung erkennen ließ gegenüber manchen älteren Producten der Oberflächlichkeit und des Vorurtheils. Zu der letzteren Kategorie gehört das vorliegende Buch. Es ist leicht geschrieben, es verzichtet von vorneherein auf ein ernsteres Eingehen in die Fragen der Wissenschaft, der Kunst, des Unterrichts, des praktischen Lebens, die es alle mit einander streift. Aber es findet sich darin doch eine ganze Reihe richtiger Bemerkungen, über die man sich zu freuen hat, um über mancherlei Mißverstandenes und Einfältiges nachsichtig hinwegzugehen. Die vier Universitätsstädte, die Herr Breton in zwei Semestern besucht hat, sind nur sehr zum Theil um der Universität und um der Wissenschaft willen besucht worden. In München tritt der Enthusiasmus für die Wagner'sche Musik ganz in den Vordergrund. Am entschiedensten ist in Heidelberg

(aus naheliegenden Gründen) das Universitätsleben der Mittelpunkt des Interesses. Herr Breton schildert einzelne der akademischen Vorlesungen und der Professoren, läßt sich von sitzengebliebenen Privatdocenten ihr Herz ausschütten (Professor werde man nur, hat ihm, falls man seinem Berichte vertrauen darf, einer von diesen gesagt, wenn man reich ist, oder wenn man die Tochter eines Professors heirathet); er schildert das Kneipleben und den Biercomment, sagt treffende Worte über das Wesen der studentischen Corps („die Corpsstudenten thun nichts; indessen sind sie sehr beschäftigt, denn das Corps schafft ihnen Vergnügungen, welche ihre Pflichten sind, es schreibt ihnen vor, wo und wann sie sich zu vereinigen haben, um zu trinken oder um zu bummeln; im Sommer veranstalten sie Wagenfahrten, im Winter Schlittenfahrten und durchfahren majestätisch die Straßen der Stadt, von dem Gebell ihrer Bulldoggen begleitet; ihr Hauptstudium ist die Fechtkunst u. s. w.") — wobei er nicht erwähnt, wohl weil er es nicht weiß, zu wie hohen Würden man in Reich und Staat gelangen kann, wenn man sich auf dieses Hauptstudium beschränkt hat. Der Herr Verfasser sollte dieses erste Jahr, das er in deutschen Universitätsstädten zugebracht hat, als Einleitung zu einem ernsten und seßhafteren Aufenthalte betrachten, um mit angemessener Concentrirung auf ein Fachstudium den Stoff zu einem Buche zu gewinnen, welches seinen Landsleuten etwas mehr zu bieten im Stande wäre, als witzige Bemerkungen und eine anmuthige Plauderei ihnen zu leisten fähig sind.

xy. **Im alten Reichstage.** Erinnerungen von Eugen Richter, Mitglied des Reichstages. Berlin, Verlag „Fortschritt, Actiengesellschaft". 1894.

Zu wiederholten Malen hat der hervorragende Parlamentarier des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses die Muße, die ihm seine Thätigkeit in der Volksvertretung gelassen, zu schriftstellerischen Arbeiten benutzt, die über die journalistische Tagesarbeit hinausgehen. Hier ist ein neues Stück davon, geschrieben aus Anlaß des häuslichen Umzuges, der zu Ende des Jahres 1894 im deutschen Reichstage stattgefunden hat. Als Abschiedsspruch ein historischer Rückblick. Wer gewohnt ist, den kämpfenden Recken der Opposition, der täglich vorneau auf seinem Posten steht, als Redner zu hören, der ist einigermaßen wie von einer andersartigen Persönlichkeit berührt durch die kühle Sachlichkeit der gegenwärtigen Darstellung, die ja freilich die Auffassung des Parteimannes keineswegs verleugnet. In dem, was jetzt veröffentlicht ist, haben wir nur ein erstes Heft, welches bis zu den Neuwahlen vom Jahre 1877 reicht, d. h. sich auf die ersten acht Sessionen des Reichstages erstreckt. Die Arbeit wurde abgebrochen, als der Kanzlerwechsel und die Einberufung des Reichstages erfolgte, so daß die Fortsetzung des Werkes einem neuen Abschnitt literarischer Muße vorbehalten bleibt. Erst dann, wenn diese Fortsetzung bis zur Gegenwart geführt sein wird, kann man davon den Nutzen eines Nachschlagewerkes erwarten, dessen links-liberale Färbung der Trockenheit der Thatsachen einen Beisatz an Humor verleiht.

γ. **Unter den vier ersten Königen Bayerns.** Aus Briefen und eigenen Erinnerungen von Luise von Kobell. Zwei Bände. Mit vier Photogravüren und einer Chromolithographie. München, C. H. Beck. 1894.

Die bekannte Frau Staatsrath v. Eisenhart, die unter ihrem Mädchennamen Luise von Kobell schon durch mehrere Werke sich als scharfe Beobachterin und gewandte Schriftstellerin erwiesen hat, bietet uns hier eine Art von Denkwürdigkeiten zur bayerischen Geschichte dar. Sie beginnen mit Briefen ihres Urgroßvaters Ferdinand von Kobell, der 1769 von Kurfürst Karl Theodor zum Cabinetsmaler und Professor an der Mannheimer Akademie ernannt wurde und 1799 in München starb; die Briefe enthalten lebendige Schilderungen der Ereignisse, welche die französische Revolution am Rhein hervorrief, des Treibens der Emigranten, der Sansculotten, des französischen Heeres unter Custine u. dgl. An die Aufzeichnungen Ferdinand's von Kobell schließen sich solche seines vierten Sohnes Franz, der 1850 als Generalsecretär im Ministerium des Innern starb, und seines Enkels Franz, des Dichters und Professors der Mineralogie an der Universität München: er ist der Vater Luisens. Die letzte Schicht von Nachrichten besteht aus persönlichen Erinnerungen der Verfasserin und ihres Gemahls, der als Cabinetschef Ludwig's II. eine einflußreiche Stellung einnahm und Einiges dazu beitrug, daß 1870 der König, der sehr gern den Krieg vermieden gesehen hätte, sich an Preußens Seite gegen Frankreich stellte. Luise von Kobell hebt hervor, daß die Sympathieen, die Ludwig II. für das absolute französische Königthum und die französische Kunst hegte, von ihm keineswegs auf das politische Gebiet übertragen wurden; doch erfährt man, daß der König es sich eine Nacht überlegte, ehe er den entscheidenden Befehl zur Mobilmachung ertheilte, was indessen dadurch mit begründet wird, daß er bei Ausbruch des Kriegswetters in den Bergen war und erst das Gutachten seines Ministeriums abwarten wollte. Ueber den Hergang bei der Abfassung des Briefes, durch den Ludwig II. dem König Wilhelm I. den Kaisertitel anbot, erfährt man von der Verfasserin nur belanglose Aeußerlichkeiten. Auch fehlt es nicht an allerlei kleineren geschichtlichen Verstoßen. Sonst aber sind ihre Aufzeichnungen in der That sehr reich an interessanten Mittheilungen über Menschen und Dinge; die Orientirung über das Gebotene wird durch ein Personenregister erleichtert.

δλ. **Aus dem Leben König Karl's von Rumänien.** Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Bd. II. Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Im vergangenen Jahr haben wir die Aufmerksamkeit des Publicums auf den ersten Band der Lebens und Regierungsgeschichte des Königs von Rumänien gelenkt. Die Anerkennung, die dem Beginn des umfangreichen Werkes gezollt

wurde, verdient auch diese Fortsetzung im reichen Maß. Es ist ein umfassendes Werk, das der Autor unternommen hat, denn auch der vorliegende zweite Band führt die Geschichte des Hohenzollernkönigs nur bis zum Beginn des großen türkisch-russischen Krieges, der seinem jungen Staate Gelegenheit gab, sein Daseinsrecht so glänzend zu bewähren. Er erzählt des jungen Monarchen Reise nach dem Westen, seine Vermählung mit der liebreizenden Prinzessin Elisabeth von Wied, die den Dichterlorbeer von Carmen Sylva um den goldenen Reif ihrer Krone geschlungen hat, und die Entwicklung Rumäniens im Innern. Der Rückschlag der Ereignisse von 1870 und die drohenden Wolken im Orient bilden den Mittelpunkt für die Sorgen der auswärtigen Politik, die der Monarch mit so scharfblickender Klugheit zu leiten wußte. Vom Privatleben des Königs bleibt der wehmüthige Eindruck, daß die Freudentage des jungen Paares kurz gemessen, ihre Prüfungen lang und schmerzlich waren. Hat doch die Königin selbst erzählt (im Prachtwerk „Les Capitales du Monde", für welches sie „Bukarest" verfaßte), wie sie fast unmittelbar nach ihrem Einzug erkrankte. Das einzige Kind ihrer Ehe, die Prinzessin Marie, in den Augusttagen von 1870 geboren, trug man 1874 zu Grabe. Die stete Sorge des Königs um die innere Entwicklung des Landes, der Bau der Eisenbahnen, die Organisation des Heeres, wurden ihm durch Parteikämpfe verbittert und erschwert. Die bessere Einsicht des Fürsten brach sich nur langsam durch Intrigue und Uebelwollen Bahn; der ersehnte Thronerbe ward nie geboren. Die Stunde der Prüfung, der Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte sollten zeigen, daß er Recht gehabt und der Wahlspruch seines Hauses, die siegreiche Kraft eines unbeugsamen Willens zum Heil seines Landes und seines Stammes bewährt hatte. —

ξ. **Au pays russe.** Par Jules Legras. Paris, Armand Colin & Cie. 1895.

Herr Legras, ein jüngerer französischer Gelehrter, welcher Russisch und Deutsch fließend versteht und spricht, — den Lesern dieser Zeitschrift wird seine hier erschienene Heine-Publication in guter Erinnerung sein — hat das Wagniß unternommen, seinen Landsleuten ein von politischen Vorurtheilen nicht beeinflußtes Bild des wirklichen Rußland vor Augen zu führen. Dreimal hat er es im Jahre 1892 besucht, jedesmal weite Reisen im Innern ausgeführt und längere Zeit an einzelnen Orten verweilt. Er hat nicht nur Moskau und St. Petersburg näher kennen gelernt, er hat auch in Warschau, Odessa, Kiew und im eisigen Archangel sich aufgehalten, das Leben auf dem Lande studirt und ist bis zu den von der Hungersnoth und der Cholera heimgesuchten Gegenden vorgedrungen. Was er hier beobachtet und erlebt, hat er unter dem ersten frischen Eindruck niedergeschrieben und zum größten Theil zuerst im „Journal des Débats" veröffentlicht. In dem vorliegenden Buche sind alle seine Aufsätze zusammen mit einigen noch ungedruckten vereinigt. — Legras liebt die russische Ebene mit ihren weiten Buschwäldern, ihren kleinen melancholischen Dörfern; er liebt das mit Hunger und Seuchen kämpfende Volk, die edeln Vertreter des jungen Rußlands, welche, ohne auf Lohn zu rechnen, in den von Noth und Krankheit heimgesuchten Bezirken zu Hunderten für die Armen gesorgt haben. Ihm gefällt das ungebundene, freie Leben, welches man in Rußland führt, der zwanglose Ton der Geselligkeit in den gebildeten Kreisen. Aber seine Liebe hindert ihn nicht, die großen Schattenseiten des Lebens und der Verhältnisse in Rußland zu sehen. Er verschweigt nicht den unangenehmen Eindruck, welchen die russische Grenze auf Jeden macht, der aus der Ordnung und Sauberkeit Deutschlands kommt; er verschweigt und beschönigt nichts und ist ehrlich genug, zuzugestehen, daß der gewöhnliche Russe weder eine Ahnung von Frankreich noch von den Franzosen hat und jeden Ausländer einfach für einen Deutschen hält. Er erwähnt, daß er selbst den Leuten immer als ein Deutscher gegolten und sich vergeblich bemüht habe, sie aufzuklären. Das Buch ist ebenso lehrreich wie anziehend, aber gerade da es so lehrreich ist, fürchten wir, wird es in Frankreich nicht allzu großen Anklang finden. Um so größere Beachtung wird ihm dafür hoffentlich in Deutschland zu Theil werden. Niemand wird es unbefriedigt aus der Hand legen, da es die Vorzüge einer interessanten Reisebeschreibung mit denen eines wissenschaftlichen Werkes vereinigt.

ρν. **Europa.** Eine allgemeine Landeskunde. Von Dr. A. Philippson und Professor Dr. L. Neumann. Herausgegeben von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Kartenbeilagen und 38 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Dieser Band bildet eine würdige Fortsetzung der früheren von Sievers herausgegebenen Theile der „Allgemeinen Länderkunde". Europa ist ein nach allen Richtungen hin durchforschter Erdtheil. Das reiche Material an Karten und Quellenschriften, welches über alle Länder und Gebiete vorliegt, zu bewältigen, ist keine leichte Aufgabe; aber die Bearbeiter haben sie glücklich gelöst und in knapper Form eine Fülle von Einzelheiten geboten, ohne dabei den inneren Zusammenhang sowohl der physikalischen wie der verkehrsgeographischen Erscheinungen vermissen zu lassen. Die Anschaulichkeit der Darstellung wird noch wesentlich erhöht durch die zahlreichen, vorzüglichen Abbildungen und Holzschnitte, welche dem Buche zur Zierde gereichen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 22. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Armand's ausgewählte Romane. Lieferung 11—16. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Baas. — Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes und der medicinischen Wissenschaften. Von J. Hermann Baas. Berlin, Friedrich Wreden. 1896.

Battenberg. — Erinnerungen aus großer Zeit. Seinen Kriegskameraden gewidmet von F. W. Battenberg. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Bauer. — Malchow. Oberschlesischer Roman von Martin Bauer. Zwei Bände. Breslau, S. Schottländer. 1895.

Benedetti. — Essais diplomatiques par Cte Benedetti. Paris, Librairie Plon. 1895

Biedert-Langermann. Diätetik und Kochbuch für Magen- und Darmkranke. Für Aerzte und Kranke nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von Ph. Biedert und E. Langermann. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1895.

Blum. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. Fünfter und sechster (Schluß-)Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Boas. — Chinook texts. By Franz Boas. Washington, Government printing office. 1894.

Bode. — Das Wirthshaus im Kampfe gegen den Trunk. Von Dr. Wilhelm Bode. Hildesheim, Gebrüder Gerstenberg. 1895.

Böhtlingk. — Zum Rastatter Gesandtenmord. Von Dr. Arthur Böhtlingk. Heidelberg, J. Hörning. 1895.

Bormann. — Neue Shakespeare-Enthüllungen von Edwin Bormann. Heft I. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. 1895.

Brandes. — William Shakespeare. Von Georg Brandes. Fünfte Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Brandt. — Ueber Variationseinrichtungen im Thierreich. Von Dr. Alexander Brandt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter). 1895.

Braune. — Comödiant?! Einakter von C. A. Rudolph Braune. Roßla (Harz), A. Braune's Verlag. 1896.

Buchwald. — Villa Möhl und mehr. Von Gustav und Ina von Buchwald. Zweite Auflage. Leipzig, Robert Friese. Separat Conto. 1895.

Bulle Rigutini. — Neues italienisch deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch von Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle. Dritte Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1895.

Busse. — Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft. Ihre Entwicklung und ihr Stand. Eine orientirende, kritische Darlegung von Hans H. Busse. München, Karl Schüller. 1895.

Busse. — Neuere deutsche Lyrik. Ausgewählt und herausgegeben von Carl Busse. Halle a. S., Druck und Verlag von Otto Hendel.

Busse. — Träume von Carl Busse. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1895.

Calmoteone. — Der Rufer im Streite. Drama in drei Acten von L. Calmoteone. Triest, F. H. Schimpff. 1895.

Chesnelong. — La campagne monarchique d'octobre 1873. Par Charles Chesnelong. Paris, Librairie Plon. 1895.

Claar. — Königsleid. Drama in fünf Acten von Emil Claar. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1895.

Dayot. — Napoleon I. in Wort und Bild. Von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. Zweite bis sechste Lieferung. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1895.

Deutsche National-Litteratur. Historisch kritische Ausgabe herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 851—890. Inhalt: Goethes Werke. 20. Bd. 2.—3. Lfg.; 30. Bd. 2.—6. Lfg. — Johann Fischarts Werke. 1. Bd. 4. Lfg. — Anakreontiker und preußisch-patriotische Lyriker. — 2. Bd. 5. Lfg. — Rudrun, 4. Lfg. — Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Dieter. — Junge Liebe. Rückschau einer glücklichen Braut, getreu in Versen nacherzählt von Heinrich Dieter. Zweite Auflage. Salzburg, Heinrich Dieter. 1895.

Duboc. — Jenseits vom Wirklichen. Eine Studie aus der Gegenwart von Julius Duboc. Dresden, Hellmuth Henkler's Verlag. 1896.

Duinchen. — Aus altem Hause. Roman von Theodor Duinchen. Leipzig, Robert Friese. Separat-Conto. 1895.

Ebner. — Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. Von Theodor Ebner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895.

Falke. — Landen und Stranden. Ein Hamburger Roman von Gustav Falke. Zwei Bände. Berlin, Verein für freies Schrifttthum.

Felsing. — Streiflige durch die Theaterwelt von Otto Felsing. Dresden, Verlagsanstalt (V. W. Esche).

Flaischlen. — Otto Erich Hartleben. Beitrag zu einer Geschichte der modernen Dichtung von Cäsar Flaischlen. Berlin, S. Fischer. 1896.

Frapan. — „Flügel auf!" Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Frapan. — Querköpfe. Hamburger Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Friesius. — Die Waffen nieder! Schauspiel in fünf Aufzügen von W. Friesius. Leipzig-Anger, Druck von R. Lindner.

Gemberg. — Aufzeichnungen einer Diakonissin. Roman von Adine Gemberg. Berlin, S. Fischer. 1896.

Gnauck-Kühne. — Die sociale Lage der Frau. Vortrag von Elisabeth Gnauck-Kühne. Berlin, Otto Liebmann. 1895.

Goldschmidt. — Neue Sinngedichte von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Grimm. — Homer. Ilias. Zehnter bis letzter Gesang. Von Herman Grimm. Berlin, Wilhelm Hertz. 1895.

Groller. — Zehn Geschichten von Balduin Groller. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Hafner. — Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft. Von Eduard von Hartmann und von Josef Hafner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895.

Hardung. — Im Reigen. Neue Lieder von Victor Hardung. Glarus, Babette Vogel.

Hartmann. — Richard Wagner's Tannhäuser. Von Ludwig Hartmann. Dresden, Richard Bartling. 1895.

Hertwig. — The silver question by J. G. Hertwig. Cincinnati, Ohio. For sale by the author. 1895.

Hillern. — Höher als die Kirche. Eine Erzählung aus alter Zeit von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Hillern. — Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts von Wilhelmine von Hillern. Vierte Auflage. Drei Theile in einem Bande. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Hirschfeld. — Die Mütter. Schauspiel von Georg Hirschfeld. Berlin, S. Fischer. 1896.

Holländer. — Sturmwind im Westen. Ein Berliner Roman. Von Felix Holländer. Berlin, S. Fischer. 1896.

Hübner's geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 44. Ausgabe für das Jahr 1895. Herausgegeben von Fr. v. Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Humoristische Bibliothek. Herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz. 1. Don Nichote. Von Peter Schunck. Leipzig, H. Haeffel. 1895.

Ignotus. — Die Kreuzzeitungs-Politik und die Aera Hammerstein-Stöcker. Von Ignotus. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1895.

Ingram. — Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Von John Kells Ingram. Rechtmäßige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1895.

Keller. — Das Leben des Meeres. Von Dr. Conrad Keller. Mit botanischen Beiträgen von Prof. Carl Cramer und Prof. Hans Schinz. Lieferung 14—16. Leipzig, J. C. Weigel Nachfolger. 1895.

Knackfuß. — Künstler-Monographien. V. Dürer. Von H. Knackfuß. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1895.

Kretzer. — Ein Unberufener und andere Geschichten. Von Max Kretzer. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Kupelwieser. — Die Kämpfe Ungarns mit den Osmanen bis zur Schlacht bei Mohács, 1526. Von L. Kupelwieser. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1895.

Landwehr, Die österreichische. Eine kritische Studie von einem ehemaligen österreichischen Officier. Braunschweig, Bauert & Rocco Nachf. 1895.

Lelewa. — Russisch polnische Beziehungen. Ein Abriß von Graf Lelewa. Autorisirte Uebersetzung von Arthur C. Arnold. Leipzig, C. L. Kasprowicz. 1895.

Lübke. — Neugriechische Volks- und Liebeslieder in deutscher Nachdichtung von Hermann Lübke. Berlin, S. Calvary & Co. 1895.

Mackay. — Albert Schnell's Untergang. Von John Henry Mackay. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1895.

Malling. — Die Frau Gouverneurin von Paris. Bilder vom französischen Kaiserhofe 1807, von Mathilde Malling. Kopenhagen, Andr. Fred. Host & Sohn. 1896.

Marholm. — Zwei Frauenerlebnisse. Novellen von Laura Marholm. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Martens. — Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Prof. Dr. W. Martens. Erste Lieferung. Hannover, Menz & Lange. 1895.

Massow. — Reform oder Revolution! Von E. von Massow. Zweite, veränderte Auflage. Berlin, Otto Liebmann. 1895.

Meinhardt. — Mimen. Moderne Zwiegespräche von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Meyers Reisebücher. — Rom und die Campagna von Dr. Th. Gsell Fels. Vierte Auflage. Mit 5 Karten, 47 Plänen und Grundrissen, 63 Ansichten. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895.

Meyer. — Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst. Gesammelte Aufsätze von Julius Meyer. Herausgegeben von Conrad Fiedler. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1895.

Mézières. — W. Goethe. Les œuvres expliquées par la vie. Par A. Mézières. Nouvelle édition. Deux tomes. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1895.

Mézières. — Pétrarque. Etude d'après de nouveaux documents. Par A. Mézières. Nouvelle édition. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1895.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 17. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Mylius. — Bienemann's Erben. Roman von Otfried Mylius. Heft 5—8. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Newald. — Friedrich Schlögel. Erinnerungen von einem alten Wiener. Ein Gedenkblatt zur dritten Wiederkehr seines Todestages. Von Julius Newald. Wien, Im Selbstverlage des Verfassers. 1895.

Niemann. — Der Agitator. Roman von August Niemann. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Oppenheim. — Gerechtigkeit und Gesetz. Akademischer Vortrag von Dr. L. Oppenheim. Basel, Benno Schwabe. 1895.

Passarge. — Gedichte. Von Robert Passarge. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei. 1895.

Passarge. — Adamaua Bericht über die Expedition des Deutschen Kamerun-Komitees in den Jahren 1893—1894 von Dr. Siegfried Passarge. Berlin, Dietrich Reimer. 1895.

Petersen. — Die Irrlichter. Von Marie Petersen Siebenundvierzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Petri. — Rothe Erde. Von Julius Petri. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Pfungst. — Wer soll der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" beitreten? Vortrag von Dr. Arthur Pfungst. Berlin, Ferd. Dümmler. 1896.

Pictschker. — Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Schlachtenbilder und biographische Silhouetten von Dr. Konrad Pietschker. Potsdam, A. Hachfeld's Verlag. 1896.

Preyer. — Darwin. Von Wilhelm Preyer. Berlin, Ernst Hoffmann & Co. 1896.

Putlitz. — Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß von Gustav zu Putlitz. Neunundvierzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. 13. und 14. Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Rogge. — Bei der Garde. Erlebnisse und Eindrücke aus dem Kriegsjahre 1870/71. Von Bernhard Rogge. Hannover, Carl Meyer. 1895.

Rohmann. — Das Leben kein Traum. Pessimistische Geschichten von Ludwig Rohmann. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1895.

Samarow. — Auf den Stufen zum Thron. Historischer Roman. Von Gregor Samarow (Oscar Meding). Zwei Bände. Breslau, S. Schottländer. 1895.

Schulz. — Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Alwin Schulz. Fünfte Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Separat-Conto. 1895.

Sciences, Belles-Lettres et Arts dans les Pays-bas surtout au 19e siècle. Bibliographie systématique. Tome premier. La Haye. Martinus Nijhoff. 1895.

Sclaven der Liebe. Eine Dichtung in Prosa. Von einem Manne. Mit einem musikalischen Vorspiel. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Seidel. — Aus Kampfesgewühl und Einsamkeit. Gedichte von Robert Seidel. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1895.

Sello. — Das Cistercienserkloster Hude bei Oldenburg. Von Georg Sello. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1895.

Servet. — Michael Servet's Wiederherstellung des Christenthums. Zweiter Band. Zum ersten Male übersetzt von Dr. Bernhard Spieß. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1895.

Sienkiewicz. — Das Urteil des Zeus und andere Novellen von Henryk Sienkiewicz. Autorisirte Übersetzung von Helena Majdańska. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1895.

Stegemann. — Des Horatius schönste Lieder. Dichtungen von Hermann Stegemann. Zweite, vermehrte Auflage. Basel, Benno Schwabe. 1895.

Stellung und Aufgabe, Die geschichtliche, des deutschen Altkatholicismus. Von * * * Leipzig, Friedrich Jansa. 1895.

Storm. — Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von Theodor Storm. Neunte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Suttner. — Ein Dämon. Roman aus der Gegenwart. Von A. G. von Suttner. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Tronchin. — Le conseillier François Tronchin et ses amis, Voltaire, Diderot, Grimm etc. Par Henry Tronchin. Paris, Librairie Plon. 1895.

Vallès. — Jungfras' junge Leiden von Jules Vallès. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Karl Schmidt. Berlin, Verein für freies Schriftthum.

Verga. — Sicilianische Dorfgeschichten von Giovanni Verga. Deutsch von Otto Eisenschitz. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Villamaria. — Titellos. Novellen von Villamaria. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Vincenti. — Aus goldenen Wandertagen. Erlebtes und Fabulirtes von Carl Vincenti. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Viola. — Moderne Nippes. Von Max Viola. Breslau, S. Schottländer. 1896.

Walcker. — Die Gefahren des Constitutionalismus und ihre Gegenmittel. Von Dr. Karl Walcker. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel. 1896.

Weddigen. — Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. In ihren Grundzügen dargestellt von Dr. Otto Weddigen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Wiesbaden, Heinr. Lützenkirchen. 1895.

Wedekind. — Der Erdgeist. Eine Tragödie von Frank Wedekind. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Willard. — A sketch of the life and work of the painter Domenico Morelli by Ashton R. Willard. Boston and New-York. Houghton, Mifflin and company. 1895.

Wilczek. — Das Mittelmeer, seine Stellung in der Weltgeschichte und seine historische Rolle im Seewesen. Skizze von Eduard Graf Wilczek. Wien, Carl Konegen. 1895.

Wittig. — Urkunden und Beläge zur Günther-Forschung. Von Gregor Constantin Wittig. Striegau, August Hoffmann. 1895

Wolf. — Musik-Aesthetik in kurzer und gemeinfaßlicher Darstellung von William Wolf. Band I. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Grüninger. 1896.

Wolters. — Ach, wenn Du wärst mein eigen . . . Erzählung von Wilhelm Wolters. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt (A. W. Esche).

Wychgram. — Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Dreizehnte bis sechzehnte (Schluß)-Lieferung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1895.

Zapp. — Ein Lieutenant a. D. Roman von Arthur Zapp. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Uebereilte Werbung.

Eine kleine Geschichte

von

Hans Hopfen.

[Nachdruck untersagt.]

„Sind die Damen zu Hause?“ fragte mit freundlichem Lächeln Heinz von Rohnstetten das Kammerkätzchen der Sebastiani, das ihm wie zufällig an der äußeren Gartenthüre von Kienau begegnete und dem jungen Herrn durch diese Zuvorkommenheit das Anziehen des weit an den Johannisbeerstauden hingezogenen Klingeldrahtes, sowie längeres Warten auf den Erfolg dieser nicht immer gelingenden Thathandlung ersparte.

„Aber versteht sich ja von selbst, Herr Landrath,“ lautete die Antwort der artigen Zofe, und mit diesem Bescheid hatte sie mehr Recht, als in der beigefügten Anrede, denn der edle und gestrenge Herr von Rohnstetten, der erst vor ein paar Jahren das Assessorexamen bestanden hatte, war noch gar nicht Landrath, sondern vor der Hand nur mit der commissarischen Führung der landräthlichen Geschäfte des Kreises interimistisch betraut, wenn schon kein Mensch daran zweifelte, daß der provisorische Zustand sich demnächst in einen definitiven verwandeln werde. Aber derselbe Herr von Rohnstetten kam jeden Montag, Mittwoch und Freitag nach Kienau herüber, um die drei Töchter des Hauses Sebastiani, denen in ihrer lieblichen Schloßabgeschiedenheit nur wenig Quellen höherer Bildung flossen, in Geschichte, Kunstgeschichte und Aesthetik zu vervollkommnen. Die drei Töchter nicht so fast, aber doch die zwei älteren, denn Irmgard mit ihren vierzehn Jahren war trotz der Sorgfalt ihrer unanfechtbar tüchtigen Miß Winchell für so hohen Unterricht noch nicht genugsam vorbereitet. Sie durfte jedoch in den Literaturstunden zuhören, während auf die sechzehnjährige Helmtrudis und die neunzehnjährige Dietlinde sich die landräthliche Weisheit in vollem Strom ergoß.

Rohnstetten, der sich in der stumpfsinnigen Gesellschaft seines Landrathamtes zum Verzweifeln langweilte und den Umgang mit so schön bezopfter weiblicher Jugend dem Skatvergnügen und der Logenbrüderlichkeit sämmtlicher Honoratioren seines Kreises weit vorzog, war der tägliche Eintritt in

die behagliche casa Sebastiani schon das Opfer etlicher Stunden und etlicher Recapitulationen einst lieb gewesener Studien werth. Mehr werth, als Mancher auf den ersten Anblick glauben mochte. Denn Rohnstetten war, trotz seiner guten Herkunft, in den letzten zehn Jahren seines Lebens des Umganges mit edler Weiblichkeit allzu sehr entwöhnt worden. Weder in der kleinen Universitätsstadt, wo er seine Studien absolvirt, noch in den öden Nestern des Nordostens, wo er seine praktische Ausbildung errungen, hatte er zu intimerem Familienverkehr Gelegenheit gefunden, so daß ihm der neue Posten neben anderen Vorzügen auch mit diesem wahrhaft gesegnet erschien. Und da hinwiederum der alte Sebastiani, ein seinen Geschäften lebender Wittwer und Großkaufmann, dessen Familie trotz des exotischen Namens seit unvordenklichen Zeiten in der nahe gelegenen Handelsstadt angesessen war und dort zu den Patriciern gezählt wurde, gegen den regelmäßigen Besuch eines von angesehenen Eltern stammenden und mit den günstigsten Aussichten auf baldige Beförderung ausgezeichneten Mannes schon vom Standpunkte eines Dreitöchtervaters nichts einzuwenden hatte, so war die Lage der Dinge bereits zu Anfang unserer Geschichte zu nichts weniger als einem tragischen oder überhaupt einem Conflicte zugespitzt, was eben die kluge Helene mit ihrem „Aber versteht sich ja von selbst, Herr Landrath," ebenso schnippisch wie verbindlich beim Eintritt in den Garten und in unsere Novelle anzudeuten sich erlaubte.

Herr von Rohnstetten war über diese mit tiefem Knix und verständnißinnigem Lächeln vorgebrachten Worte des hübschen Zöfchens auch keineswegs erbost. Er mußte sogar, wenn auch in den Grenzen seines Standes und seiner Würde, ein ganz klein wenig mitlächeln, und in der Erwägung, daß bei seinen redlichen Absichten eine vertraute und ergebene Seele im Hause der Angebeteten nie zu viel wäre, hielt er es für angemessen, dem dienstbaren Wesen mit drei landräthlichen Fingern die Backen zu streicheln, ehe er mit der Versicherung: „Sie sind ein braves, gutes Mädchen, Helene!" gnädig an ihm vorüber ging.

Das Kammermädchen erröthete zunächst bis unter die Wimpern, die es sittig niederschlug. Dann, als sich diese wieder hoben und die Augen den lehrbeflissenen Mann immer längere Schritte machen sahen, zuckte Helene die Schultern und schüttelte den wohlfrisirten Kopf, als könnte sie nicht umhin, dem taktischen Verfahren ihres Gönners Mißtrauen und Bedauern auszudrücken.

Heinz Rohnstetten aber hatte das dralle Mägdlein vollständig hinter sich gelassen, während er zwischen langem Gras und buschigen Haselstauden nach dem Gutshof hastete, als würde ihm, wenn er sich verspätete, jede Minute vom Lohn abgezogen.

Sein Lohn? Lächerlich! Was war denn sein Lohn? . . . Seit nahezu drei Monaten machte er nun jeden anderen Werkeltag diesen Weg von der Stadt nach dem Landsitz der Sebastiani und saß zwei geschlagene Stunden vor diesen Engeln, die ihm mit drei Paar strahlenden Augen auf den Mund sahen, und docirte sich diesen Mund schief über Doctrinen, von denen er genau genommen nicht viel mehr verstand als jeder andere halbwegs gebildete

Sterbliche, während er am liebsten Bücher und Atlanten in die Ecke geworfen und den höchsten der drei Blondköpfe mit beiden Händen gefaßt und ihm auf den süßen Schnabel zugesagt hätte: werde meine Frau Landräthin, und die ganze lehrhafte Comödie hat ein seliges Ende. Amen!

Ja, warum that er nicht so und fragte nicht, was ihm längst auf der Zunge saß? . . . Warum? Weil er nicht wußte, wie fragen, und, so zuversichtlich und dreist er den Männern gegenüber war, vor diesem holden Jungfräulein umsonst nach zwingenden Worten suchte.

Heinz Rohnstetten überraschte sich in diesem Augenblick mit der Wahrnehmung, daß er unterwegs unwillkürlich stehen geblieben war und mit zählenden Fingern eine unreife Johannisbeertraube betastete, als könnte er von der noch gelblichen Frucht Antwort abklauben oder als wäre ihm jede Verzögerung vor der Entscheidung recht.

Unsinn! Wenn er vom Vater und der Familie nicht gern gesehen würde, hätte man ihm dann die Bequemlichkeit täglichen Verkehrs und unbeschränkte Vollmacht, in die blonden Köpfe nach Belieben hineinzureden, verstattet? Und ohne sich auf Menschenkenntniß und Unwiderstehlichkeit etwas einzubilden — daß er keinem der süßen Fratzen zuwider war, das sah er allein, das sah ein Blinder, das sah selbst die dienstbare Helene — sonst würde sie nicht so reden . . .

„Frau Landräthin" klang auch nicht schlecht . . .

Ja, ja, all' gut! Aber er wollte sicher gehen, und er hatte seine Erfahrungen, so jung er war.

Eigentlich nur eine Erfahrung. Aber die war lehrreich.

Er hatte schon einmal geliebt und schon einmal geworben. Unter ganz ähnlichen Umständen. Alles glatt und verheißungsvoll. Kein Wölkchen am Himmel, kein Stein im Wege, Niemand dagegen und Alles dafür . . . und war doch abgeblitzt. Aber schon abgeblitzt in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Er wußte heute noch nicht warum und stünde vor dem unbegreiflichen Ergebniß redlicher Bemühungen wie vor einem unlösbaren Räthsel, wenn ihm nicht der eigene trockene Vater jener Angebeteten gesagt hätte: „Sie haben sich eben übereilt. Man schüttelt die Früchte nicht von den Bäumen, ehe sie reif sind."

Das hatte sich fest in sein Gedächtniß geprägt, das war ihm Regel und Richtschnur geworden, ob gewollt oder nicht, ob angenehm oder zuwider, er konnte nicht dagegen an. Und so oft ihm die entscheidende Frage auch an die Zähne stieß, er sah im Geist immer wieder jenen alten Herrn vor sich den Zeigefinger heben und hörte ihn sagen: Geduld! Bei einem eigenwilligen Mädchenkopf kann eine Uebereilung Alles verderben. Die Frage nach dem letzten Ja darf erst gestellt werden, wenn sie als eine Erlösung von langer Qual empfangen zu werden gewiß ist.

Diesmal wollte er sich's nicht durch Ungeschick verderben! Nein, durchaus nicht! Er hatte Dummheiten genug gemacht in seinem bisherigen Leben, und im Hause Sebastiani war, wenn irgend wo, sein Glück zu finden. Das stand fest.

Ja; doch nur, wenn sie ihn liebte!

Liebte sie ihn? Das war eben die Frage, darüber ihn weder Geduld noch Ungestüm, weder Beobachtung noch Berechnung hinweghob. Daß Helmtraut und Irmgard in ihn verliebt waren, vergafft, wie eben Schulmädchen in ihren Lieblingslehrer, das war klar . . . aber ob Dietlind etwas für ihn übrig hatte, ob sie, die schönste und beste und reifste, reif zum Schütteln war . . . dafür lag nicht der geringste Beweis vor. Nicht der geringste!

Ein Glockenschlag schwamm im Winde her und verkündete, daß das akademische Viertel vor dieser Johannisbeerstaude so unnütz als unwürdig verträumt worden war. Zögerte er noch länger, dann konnten die Fräulein unter der Uhr gerne glauben, daß sie der Historiker wie der Aesthetiker heut im Stiche ließe und daß sie nicht länger auf ihn zu warten brauchten.

Da lief er den Rest des Weges und versäumte sich nicht weiter.

Derweilen aber Heinz Rohnstetten also ging und zögerte und endlich lief, haderten die drei Mägdelein mit einander um seinetwillen in der großen Stube des ersten Stockwerks.

Irmgard, die noch kurze Kleider trug, stand am dritten Fenster und guckte hinaus ins Blaue, wo in Meilenferne die Thurmspitzen der Handelsstadt in der Sonne blinkten. Sie zog ein übers andere Mal die Uhr aus dem Gürtel — sie hatte bereits eine echte goldene Uhr und that sich nicht wenig darauf zu Gute — und bei jedem solchen Blick auf das emaillirte Zifferblatt seufzte sie kaum hörbar und hauchte dann nicht viel lauter gegen die Scheiben: „Es ist schon recht spät."

Helmtrudis, den stolzen Zopf zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken, ein ernstes Buch mit drei Fingerspitzen der rechten Hand haltend, stand mitten im Zimmer und antwortete: „Freilich ist's spät, und es wird immer später, und nächstens bleibt er ganz weg!"

„Wer?" fragten unisono Irmgard vom Fenster und Dietlinde von der gegenüber liegenden Wand, sich nach der mittleren Schwester umwendend.

„Wer? Wer?" entgegnete Helmtraut. „Als ob Ihr nicht alle beide so gut wie ich wüßtet, wen wir jeden Montag, Mittwoch und Freitag hier erwarten und wer uns in dieser idyllischen Langweile wenigstens ein paar armselige Stunden mit Geist und Gesittung vertreibt."

„Geist und Gesittung!" lachte Dietlinde, die in der Ecke des Zimmers vor dem Spiegel stand und sich eine Kopfbinde anlegte. „Das hast Du wunderschön gesagt, Maus! Das hast Du wohl von ihm! Nicht?"

„Ach was, Du hast es nöthig zu spotten. Wenn Du ihn nicht bereits für immer vertrieben hast, so ist das ein Wunder. Wie Du Dich gegen den Menschen benimmst . . . abstoßend, verletzend, mit einem Wort scheußlich! Auf Ehre!"

„Und doch kommt er immer wieder," höhnte Dietlinde die Schwester und fuhr noch höhnischer fort: „Dies Wunder bewirkt wohl die Liebe . . . tatata . . . Die Liebe zu Dir, Du sanftes Herz."

Und dann schüttelte sie sich vor Lachen. Aber es klang nicht wie eitel Freude.

Helmtraut sah mit hochgezogenen Brauen über die Achsel nach der Spottenden und versetzte mit nachdrücklichem Ernst: „Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten . . .“

„Sagt der weise Nathan,“ unterbrach sie Irmgard, die wieder unverwandt durchs Fenster guckte.

Aber die ältere Schwester fuhr trotzig fort vom Spiegel herüber: „Wenn doch der naseweise Backfisch nicht immer mitreden wollte! Was versteht denn ein Kindskopf von derlei Dingen!“

Irmgard trat ihr zwei Schritte näher, beide Fäustchen in die Hüften gestemmt.

„Kindskopf? Lächerlich! Was verstehst denn Du mehr oder was hast Du denn vor mir voraus? . . . Daß Du fünf Jahre früher als ich eine alte Jungfer werden wirst, wenn Du also fortfährst, Dein Glück mit Füßen zu treten, voilà tout! . . .“ Sie schwieg eine Minute, zornig abgewandt. Als dann die Augen wieder einen Blitz nach der Schwester schossen, rief sie lachend: „Aber was hast Du Dir denn für einen Turban um die Stirn gebaut?“

„Ich habe Kopfschmerzen und muß mir Umschläge machen.“

„Vor dem Spiegel?! Atata!“

„Laß mich zufrieden, ungezogener Balg! Jedes Wort von Dir thut mir in den Schläfen weh.“

„Trante!“ rief nun Irmgard und reckte den Zeigefinger lang nach der ältesten Schwester aus. „Nun schau die an. Sie legt sich aufs Sopha! Hat man je so etwas gesehen!“

Helmtraut warf das Buch auf den Tisch und sprach leise, aber mit vor Zorn bebender Stimme: „Du stellst Dich wohl krank, um die Vorlesung Rohnstetten's unmöglich zu machen?“

Dietlinde kehrte sich der Wand des Sophas zu und sagte: „Ich sehe nicht ein, warum wir dem eingebildeten Herrn, der die Zeit nicht inne hält, zu Diensten stehen sollen, wann's ihm beliebt. Es ist schon halb!“

„Nein, es ist erst ein viertel!“ rief Helmtraut.

„Noch nicht einmal viertel!“ wetterte Irmgard, „und wenn . . . der Landrath hat mehr zu thun, als drei unnützen Göhren mit Literatur und Geschichte aufzuwarten, davon sie doch nicht mehr verstehen, als sich mit Verliebtheiten reimen läßt . . .“

„Der Herr Landrath! Hat sich was mit Landrath!“ spottete das Mädchen auf dem Ruhebett. Vor der Hand nur Landrathsverweser, Commissar . . . haha, Fräulein Landrathscommissariats-Verwesersbraut! es wäre zu neckisch!“

„Dietlinde!“ rief Helmtraut und rang in der Wuth nach Worten. Sie fand aber nichts Passenderes zu entgegnen als: „Dietlinde, Du bist zu dumm!“

„Ach was, dumm!“ fiel Irmgard ein. „Verliebt ist sie und will's nicht Wort haben. Das ist ihre ganze Dummheit.“

Die Aelteste gab darauf keine Antwort, sie führte nur beide flachen Hände gegen die Schläfen und ächzte: „Mein armer Kopf!“

„Die ist im Stande, ihn heut' mit ihren eingebildeten Kopfschmerzen ein für allemal zur Thüre hinauszugrauen,“ sagte Helmtraut zur jüngsten Schwester.

Irmgard aber lachte: „Sie soll doch hier liegen bleiben, wir aber wollen Rohnstetten einfach mittheilen, daß sie wegen Unpäßlichkeit nicht mitthut, wir anderen beiden jedoch großes Vergnügen daran finden werden, wenn er die Stunden uns allein geben will. Komm!"

„Unterfteht Euch!" schrie's darauf vom Sopha her, und Dietlindens beide Füßchen stellten sich zur Erde.

Die anderen zwei Schwestern lachten laut auf. Und das zornflammende Mädchen sah jetzt wirklich zum Lachen aus, wie es unter verschobenem Kopftuch mit nassen Augen wüthende Blicke nach den Schwestern schoß, während unter den Röcken, die zum Theil noch auf dem Sopha hafteten, zwei nagelneue Schuhe den Teppich stampften.

„Du bist ja so krank!" lachte die Jüngste.

„Und mit dem nothgedrungenen Umschlag auf zerrauftem Haar siehst Du aus wie ein rabiat gewordener Uhu vor der Vogelhütte, wenn's um ihn knallt und knallt."

Dietlinde riß das Kopftuch vom Scheitel und warf es mitten in die Stube, danach sie, die Pantoffeln vergessend, die Füße wieder aufs Sopha zog, das Angesicht in das große Kopfkissen drückte und sich mit beiden Händen und Polsterzipfeln die Ohren fest zuhielt.

So vernahm sie in der That nichts davon, als Irmgard jetzt, die Augen weit offen und den Zeigefinger in der Luft, ausrief: „Das ist er!"

„Weiß Gott!" versetzte Helmtraut leise, und ein Strahl glücklicher Zufriedenheit glättete im Nu die just noch so aufgeregten Züge.

Sie athmete noch einmal, die ganze Brust erleichternd, auf, dann ächzte der Thürflügel ein klein wenig in seinen Angeln, und vor den Beiden stand Rohnstetten, verbindlich lächelnd und seine Verspätung mit unaufschiebbaren Amtsgeschäften entschuldigend.

Irmgard und Helmtraut versicherten ihm hoch und theuer, daß diese Verzögerung gar nichts zu sagen hätte, und daß im Hause Sebastiani auch nicht Alles in Ordnung wäre, indem die arme Dietlinde von unerträglicher Migräne gepeinigt würde und darum sein Lehreifer nur mit ihren vier Ohren vorlieb nehmen müßte.

Da hatten sie aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn als Heinz hörte, daß sein Liebling krank wäre, stieß er verblüfft nur ein leises „Ach" aus und sah sich im ganzen Zimmer um, ob er die Vermißte nicht entdeckte.

Zwei Schritte machte er vorwärts, dann blieb er wie gebannt stehen.

Es war wirklich ein eigenthümlicher und unerwarteter, ein unvorbereiteter und gerade darum sehr lieblicher Anblick.

Dietlind hielt sich noch immer beide Ohren mit den Zipfeln des Polsters zu, in dessen Tiefe sie die nassen Augen verborgen hatte, damit die bösen Schwestern nichts davon merkten, wie ihr zu Muthe wäre. Losgelöstes Haar und zuckende Schultern und die ganze Gestalt von rückwärts gesehen, gaben ein so anmuthiges Bild, daß Heinz den Schöpfer der Minute bat, sie zu verweilen.

So hatte er die Geliebte nie gesehen. Und daß er sie jetzt in einem Augenblick sah, da sie von seiner Anwesenheit offenbar nichts ahnte, in einem Augenblick unbefangener Ungezogenheit, aber auch ungezwungener Natürlichkeit . . . es war ihm wie ein Geschenk Gottes, und er dankte Gott dafür, denn das Mädel gefiel ihm so unbeschreiblich gut. Er fühlte ordentlich, wie bei diesem Anblick sein Entschluß in der Brust sich stärkte.

Aber in der nächsten Minute beschlich ihn Bangigkeit, ob Dietlind nicht etwa ernstlich krank wäre, und von Mitleid und Liebe gedrängt ging er hastig zum Sopha hin und setzte sich auf einen Stuhl davor, wie ein Arzt ans Lager einer Siechen, deren Leiden abzuhelfen seine Berufspflicht ist.

Es war still im Zimmer. Und wie es so ganz still war, mochte Dietlind meinen, daß die Schwestern sie allein gelassen hätten. Sie hob das Gesicht aus dem Kissen und strich das Haar aus der Stirn. Da fielen ihre Blicke in Rohnstetten's besorgte Augen, und sie erschrak darob so heftig, daß alle Farbe aus ihren Wangen wich und sie einige Secunden in allem Ernst das Bewußtsein zu verlieren fürchtete.

„Sind Sie unwohl, Fräulein Dietlinde?" fragte Heinz mit einem so eigenthümlichen Ton in der Stimme, daß Wuth und Scham, die jetzt gleichzeitig in ihr aufkochten, für ein Weilchen wenigstens sich wider Willen besänftigten.

„Wo fühlen Sie Schmerzen?" fuhr Rohnstetten fort.

Dietlind brachte noch keine Antwort hervor. Irmgard aber, hinter seinem Rücken gedeckt, klopfte schadenfroh grinsend an ihr Backfischherz.

„Ich störe Sie wohl?" fuhr der redlich Besorgte fort, der vergebens auf ein Wörtchen aus dem kleinen rothen Munde wartete, und er hielt sich, so wenig es ihn freute, für verpflichtet, hinzuzusetzen: „Unsere gelehrte Unterhaltung wird Sie heute wohl zu sehr angreifen. Wir können sie ja auf morgen . . . oder auf die nächste Woche verschieben."

„Warum nicht gar!" platzte der Wildfang Irmgard los. „Es fehlt ihr ja so viel wie nichts."

Dietlind biß sich auf die Zähne und schwor im Stillen Rache für solche Niedertracht, wobei der Zug verhaltenen Zornes ihr den Anschein ernsten Leidens gab, so daß Helmtraut sich getrieben fühlte, befürchtetes Uebel durch die vermessenen Worte abzuwenden:

„Wenn unsere liebe Schwester heute vor Kopfschmerzen nicht zuzuhören vermag, Herr Landrath, so lassen Sie das doch uns nicht entgelten, die wir voll Lerneifer und Wißbegierde sind. Wir freuten uns sehr auf die Stunde. Wir sind so neugierig, zu erfahren, wie es Gutrun weiter gegangen ist auf Mittelhochdeutsch. Kommen Sie doch mit ins Speisezimmer. Da sind wir ganz ungestört und stören auch Niemand, der hier Kopfweh hat. Miß Winchell erlaubt es und wird uns gern Gesellschaft leisten."

„Wozu denn nun wieder Miß Winchell bemühen!" sagte halblaut das kleine Ungethüm Irmgard. „Sie versteht ja von der ganzen Unterhaltung kein Sterbenswort."

„Um so besser!“ antwortete noch etwas leiser lachend Helmtrudis und bewies dann schon nicht mehr hörbar für die andern Beiden, daß es jetzt am besten wäre, diese, die ihrer doch nicht zu achten schienen, ein Weilchen allein plaudern zu lassen.

Heinz Rohnstetten hatte in der That von dem letzten Wortwechsel der jüngeren Schwestern nichts vernommen. Er saß stumm auf seinem Stuhl, die Ellenbogen auf den Knieen, das Kinn auf den gefalteten Händen, und starrte vor sich hin zu Boden, wie ein Arzt, der neben dem Krankenbette auf den Ausbruch der Krisis oder auf die Wirkung eines Medicaments wartet, und lauerte auf das erste Wort, das aus Dietlindens Munde hörbar werden möchte.

Er wartete darauf eine ganze Weile. Was ihm aber das Harren und Passen wesentlich versüßte, war der Anblick zweier kleinen ledigen Schuhe, die vor ihm unter dem Lotterbettlein offen und müßig standen und ihm so recht geeignet schienen, sein ganzes Glück auf Erden zu tragen.

Er hatte gar nicht gewußt, daß seine Liebe auf so kleinen Füßen stehen konnte. Er war durch diesen überzeugenden Augenschein so gerührt und baute sich in Gedanken so allerhand auf dieses Paar Schuhe hinauf, daß er sich dabei nichts weniger als ungeduldig fühlte und gern noch etliche Minuten in seiner Träumerei nicht gestört wurde, auch nicht durch ein lautes Wort der Geliebten.

Helmtraut und Irmgard hatten sich im schwesterlichen Verständniß der „furchtbar interessanten Situation“ an die andere Seite des Zimmers, ans offene Fenster zurückgezogen und starrten in herzklopfender Erwartung auf die Beiden, die noch immer kein Wort fanden. Der Engel, der durch die große Stube flog, hatte merkwürdig träge Schwingen.

Das währte Dietlinden aber doch zu lang. Die Stille machte ihre Verlegenheit empfindlich drückend. Sie schlug die Augen auf, wunderte sich über den träumerisch vor sich hinbrütenden Verwaltungsbeamten und entschloß sich endlich, irgend etwas zu sagen, denn das war klar: der Mann da auf dem Stuhle machte nicht die geringsten Anstalten, das ihr peinliche Schweigen zu brechen.

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, Herr Landrath,“ begann sie. „Aber Sie dürfen es nicht mir zur Last legen, wenn meine Schwestern so unzart verfuhren, Sie hier hereinzulassen, wo ich meine Migräne verdämmere.“

„So jung und schon Migräne!“ fuhr es Heinz heraus, und es klang entschieden boshafter, als es gemeint war. Dietlinden stieg das Wort brennendheiß zu Kopf. Stirn und Wangen, just noch so blaß, waren nun wie mit Blut übergossen. Sie schämte sich jetzt bitterlich, daß sie wie ein Häuflein Lüge vor ihm lag, vor ihm, von dem sie doch nichts als Wahrheit, immer und überall nichts als die reine, heilige Wahrheit hören wollte. Es war eine Secunde, da nicht viel fehlte, und sie wäre vom Sopha herab auf den Boden in die Kniee gerutscht vor dem Manne, der sie mit so klaren, fragenden Augen ansah, und sie hätte mit erhobenen Händen ihn gebeten: „Heinz, verzeih mir,

ich bin ein ganz abscheuliches, verlogenes Ding, das keine Mutter hat, und dem Du aufhelfen mußt."

Aber die Jungfrau unterdrückte mit aller Gewalt diese Anwandlung. Wozu hat man denn seinen Stolz? Und wohin käme man, wenn man gleich zu Anfang solcherlei demüthigende Geständnisse nicht fest zurückhielte?

Sie hatte sich nun einmal die Maske der Krankheit und der Schmerzen vorgebunden, und mochte er nun auch merken, daß das nur eine Maske war, es galt, sie eine Weile mit Anmuth vor ihm zu tragen und nicht vor einem, wenn auch noch so kleinen Erfolg abzulegen.

Aber ein bißchen lüften durfte sie die Larve, die ihr schon jetzt lästig war.

So sagte sie: „Ich habe sehr selten Migräne, Herr Landrath . . . fast nie . . . Aber eben, weil ich für gewöhnlich mich so gesund fühle . . ."

Hier stockte sie. Sie war ja schon wieder im Begriff, den guten Rohnstetten grausam anzulügen. Und das brachte sie nicht übers Herz. Nicht mehr.

Der sah sie mit großen Augen an und nickte zu ihren Worten, als läs' er's diesem Gesicht wie Milch und Blut ohne Mühe von den Wangen ab, daß sie gesund sei von innen und außen.

Derweilen aber jagten allerhand und die widerstreitendsten Gedanken durch seinen Kopf. Er fühlte, wie die Neigung in diesen Minuten in ihm zur Leidenschaft wuchs, er fühlte, daß er es zur Entscheidung bringen mußte, so oder so, aber heute noch und auf diesem Sitz, denn ein längeres Harren und Schmachten erschien ihm lächerlich und unwürdig und ungesund. Er wollte nichts überstürzen . . . nein, nein . . . aber entweder heut' als Bräutigam aus diesem Zimmer gehen oder niemals wiederkehren.

Das war er denn doch sich und seiner Stellung schuldig, daß er nicht etwa so was wie eine unglückliche Liebe sich über den Kopf wachsen ließ und drei Mädeln zum Gespötte Dummheiten machte, die er sich schon bei jüngeren Jahren nicht verziehen hatte.

Er sprach leise, jedes Wort überlegend: „Ich glaube selbst, daß Ihr Unwohlsein, mein gnädiges Fräulein, so schmerzhaft Sie es in diesem Augenblick empfinden mögen, nicht viel auf sich hat und bald vorübergehen wird. Ich wünsch' es aufrichtig. Aber, wie dem auch sei, für eine wissenschaftliche Unterhaltung sind Sie heute doch nicht frei, nicht unbefangen genug . . ."

„Nein!" sagte Dietlind, und sie sagte es unwillkürlich so laut und bestimmt, daß es Rohnstetten nicht eben angenehm überraschte und sich die Beiden, einer betroffener als die andere, stumm ins Gesicht starrten, derweilen die Kleinen am Fenster mit Blicken und Fäusten Zeichen machten, daß der ältesten Schwester Bosheit denn doch zum Himmel schriee.

Heinz hielt es für angemessen, sich über den Sinn dieses barschen Nein genauere Aufklärung zu verschaffen, und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Wir müssen ja nicht durchaus und jeden Tag von mittelalterlicher Literatur und Geschichte reden, wir können uns zur Abwechslung auch einmal von anderen Dingen unterhalten."

Dietlinde sagte weder ja noch nein; sie hatte die deutliche Empfindung, daß dieser Heinz da die Katastrophe vorbereitete, und fragte sich selbst im Stillen: wie er das nun wohl anfangen wird, wenn ich noch nicht will? Vom Fenster her aber scholl jubelnde Uebereinstimmung.

„Famos, Herr Landrath, erzählen Sie uns etwas . . . aus Ihrem Leben . . ."

„Etwas vom letzten Manöver! Bitte, bitte!" rief der Backfisch.

„Nein, etwas aus Ihrer Studentenzeit!" forderte Helmtraut.

Rohnstetten biß sich auf die Oberlippe, ohne auf diese Anforderungen irgend etwas zu erwidern, wie ein Kammerredner die Zwischenrufe der Opposition abbrausen läßt, ehe er im gewollten Text ungerührt fortfährt.

Sobald es stille geworden war, so wirklich feierlich stille, sprach er weiter: „Ich hätte Ihnen ja allerhand zu sagen, Fräulein Sebastiani, sogar recht Wichtiges. Allein . . ."

Er stockte. Der bewußte Vater mit dem warnenden Zeigefinger tauchte wieder einmal aus seinen Erinnerungen auf und schien ihn zu bedeuten, daß Jemand, der ihn liebte, nicht so stumm und starr vor ihm da hocken würde, wie es eben Dietlinde that, die ihm das entscheidende Geständniß, weiß Gott, nicht leicht machte.

Etwas barsch und etwas heiser fuhr es auf einmal heraus: „Ist es Ihnen vielleicht lieber, wenn . . . wenn die Stunden überhaupt aufhören?"

„Nicht doch," sagte Dietlinde rasch, aber sie beeilte sich, auch mit einem spöttischen Blicke nach dem Fenster, hinzuzufügen: „Meinen Schwestern, die den Sommer über ihre Pension in der Stadt nicht besuchen können, liegt ja so viel an Ihrem trefflichen Unterricht. Sie würden sein verfrühtes Ende nicht verwinden."

Und sie lachte dazu. Heinz aber fragte sehr ernsthaft:

„Die Schwestern? . . . aber Sie, mein Fräulein?"

„O . . . ich auch . . . Ich lerne gern . . . und Sie sprechen ganz gut."

Heinz schüttelte den Kopf, seine Augen flammten das Mädchen auf dem Sopha an, das, auf die rechte Hand gestützt, die Füße eingezogen, mit gesenkten Wimpern unwillig und hübsch vor ihm saß. „Aus Ihnen wird der Teufel klug!"

„Verlang' ich ja gar nicht . . . vom Teufel."

„Ich bin aber nicht der Teufel. Und ich . . ."

Der leidenschaftlich herbe, dringende Ton schien ihm selber unpassend und unersprießlich. Da jagte er all' die unbequemen Ueberlegungen von sich, streckte dem Mädchen die Hand entgegen und rief warm und treuherzig: „Fräulein Dietlinde!"

Sie sah ihn an, sah die offene Hand vor ihr, sah ihn wieder an und legte mit einem „Nun und?" die Finger ihrer Rechten in die seine.

Er schloß die Faust, daß er ein Gefühl hatte, als erwiderten ihre Finger den Druck, und sprach: „Gute Freunde geben sich die Hände."

„Wir sind ja auch gute Freunde," versetzte Dietlinde, aber mit dem gewissen kalten Fräuleinston, der ihn anfror, als käm' er über ein eisiges Herz geweht.

Der Groll der Liebe wallte in ihm auf. Sollt' er dieses unheilbar trotzige Ding da nicht auf seine Arme nehmen wie ein ungezogenes Kind und . . .?

Aber auch Dietlinden schien es nicht geheuer zu sein. Sie zog plötzlich die Hand zurück und rutschte unruhig auf ihrem Sitz hin und her; sie guckte nach ihren Schuhen; es hatte den Anschein, als wollte sie dem Gespräch entschlüpfen.

„Freunde . . . für immer?" sagte Heinz ernsthaft und mehr noch mit Blicken als mit Worten fragend. „Und für immer etwa nur Freunde, und niemals mehr?"

Die Frage griff ihr wohl ans Gemüth, aber sie bracht' es denn doch nicht über ihr sprödes, muthwilliges Herz, sich ohne Gnade schon jetzt gefangen zu geben. In der Verlegenheit sprang sie auf in die Kniee. Aus jedem Auge blitzte der Schalk den Erwartenden an. Es war, als wollte sie ihm ins Gesicht lachen — ob vor Freude, ob vor Bosheit, es ward nicht klar. Und als wollte sie's auch nicht klar werden lassen, kehrte sie sich ab und griff mit beiden Händen in das Kissen vor ihr und patschte es zurecht, wobei Rohnstetten ihr nicht ins Gesicht sehen konnte.

„Entschuldigen Sie mich, mir brummt der arme Kopf noch so sehr," sprach sie, und Heinz meinte sie in jeder Silbe kichern zu hören. „Da Sie denn doch einmal . . . als gemeinsamer Freund . . . ins Krankenzimmer zugelassen sind, so nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich mein elendes Lager, so gut es eben geht, zurecht richte; meine lieben Schwestern lassen mich ja doch im Stich."

Die lieben Schwestern hörten den Vorwurf nicht. Da Rohnstetten in instinctiver Vorsicht einen Blick nach ihnen warf, sah er die Beiden in rührender Discretion sich weit aus dem Fenster beugen, als hätten sie eiligst im Abendroth, das jetzt den weiten Himmel überflammte, die rasch verlöschende Schrift ihres Schicksals zu entziffern. Zwischen den schön abfallenden Schultern hingen die blonden Zöpfe lang und gerade herunter, nichts regte sich an den schlanken Gestalten, als etliche tolle Löckchen, die da und dort im Sonnengold über ihren Köpfchen zitterten.

Dietlinde aber klatschte noch immer in ihr Kissen, als könnte sie sich noch keine gute Ruhe darauf versprechen, oder aber, als hätte sie noch nicht so viel Gewalt über ihre Züge, um dem Ungestüm des Fragers Stand zu halten, der ihr durchaus ins Herz sehen wollte.

Rohnstetten's Blicke glitten die nichts weniger als krankhaft sich bewegende Gestalt hinauf und hinab. Alles an ihr war Anmuth, und Alles an ihr schien zu lachen, wenn er ihr das auch nicht vom Gesicht ablesen konnte, das sich geflissentlich von ihm abwandte.

Da kam's wie lachender Unmuth auch über ihn. Die Erkenntniß, daß dieses kleine blonde Ding da den gestrengen Herrn Landrath nur zum Besten habe, übergoß gleichsam sein ganzes Denken und raubte ihm wieder einmal ein gut Theil seiner bislang ziemlich klaren Ueberlegung. Er wollte schon sagen: „Mein Fräulein Dietlinde, Sie sind ja der größte Racker, der mir im Leben vorgekommen ist!" Da hielt er die unvorsichtigen Worte gerade noch

zurück, als seine Augen durch eine ihm ganz neue Beobachtung in Anspruch genommen wurden.

Unter dem Saum des Kleides, das sich über dem auf Knieen rutschenden Mädchen zuweilen ein wenig verschob, guckte hie und da die nach oben gewandte Sohle eines kleinen Fußes hervor, und über die Mitte der Sohle lief vom Absatz bis zu den Zehen die schmale Strumpfnaht.

Heinz von Rohnstetten hatte schon allerhand Strümpfe in seinem Leben in der Hand gehabt, eigene und fremde, aber noch nie einen so genau besichtigt, daß ihm die Thatsache aufgefallen wäre, die meisten Damenstrümpfe hätten in Mitte der Sohle eine Naht.

Diese überraschende Beobachtung erregte seine Neugierde in so hohem Maße, daß er mit seinen Augen besagter Naht immer näher und näher rückte und ihr endlich so nahe kam, daß er nur den Mund zu spitzen brauchte, um das geliebte Mädchen mitten auf die Fußsohle zu küssen.

Ein durch alle Nerven schneidender Aufschrei Dietlindens ließ den Landrathsverweser hochaufschnellen und die Schwestern am Fenster sich jach umdrehen. Sprachlos vor sittlicher Entrüstung ob so unerhörter Unverschämtheit holte das gekränkte Fräulein mit rascher Hand aus und schnob den ihr unbegreiflichen Verbrecher an:

„Herr, wie können Sie sich unterstehen . . .“

Weiter kam Dietlinde nicht, denn erstens würgte sie die Galle und zweitens dachte Heinz: Ach was, Du grüner Wildfang, so weit wären wir nun doch einmal; geb' ich jetzt klein bei, so kann ich mich unter allen Umständen als abgeblitzt und hinausgebeten betrachten; hier kann nichts helfen, als die Kühnheit verdoppeln. Und demgemäß hatte er auch schon die gegnerische Faust parirt, dabei das blonde Köpfchen mit beiden Händen gefaßt und drückte ihm mit sanfter Gewalt einen und noch einen herzhaften Kuß auf die wuthschnaubenden Lippen.

Die über alle Maßen verblüfften Schwestern am Fenster zappelten auf dem goldig flammenden Hintergrunde des Abendroths mit allen vier Armen wie optische Telegraphen. Sobald sie aber die drohende Haltung Dietlindens erkannten, kamen sie beide zur Hülfe heran; sie wußten nur noch nicht recht, wem geholfen werden müßte, dem Mädel oder dem Mann. Aber tapfer und tüchtig, wie sie von Natur aus waren, fühlten sie sich zum einen so bereit wie zum andern.

Dietlinden war in allem Ernst der Athem ausgegangen. Sie streckte die beiden Hände mit kampfbereiten Nägeln dem lachenden Mann entgegen, der ihr wie ein räuberischer Unhold erschien, und mit einer gellenden Stimme, wie sie noch Niemand von ihr gehört hatte, herrschte sie ihn an:

„Verlassen Sie augenblicklich unser Haus, Herr von Rohnstetten, und ersparen Sie mir die Beschämung, diesen Befehl durch meinen Herrn Vater ausdrücklich motiviren zu lassen.“

Sie war mit einem Ruck in ihre Schuhe getreten und ging nun hinter ihre Schwestern, die sie zu begütigen versuchten und ihr rasch den losgegangenen Zopf wieder defreggerisch um den Kopf wanden.

„Na, na, Fräulein Sebastiani," sagte Heinz, dem aber beim Anblick der so schwer Gekränkten das Lachen verging, „übertreiben Sie weder Schuld noch Strafe."

„Als ob hier noch von Uebertreiben die Rede sein könnte!" rief Dietlind über die Schwestern ihm hin.

Helmtrudis schrie noch lauter als jene: „Aber um Gottes Willen, was ist denn geschehen?"

Irmgard lief bald zu Rohnstetten mit dem guten Rath: „Sagen Sie der Schwester doch etwas zur Entschuldigung. Machen Sie sie wieder gut!" — bald umhalste sie Dietlinden und bat: „Nimm's doch nicht so übel, Mans. Er hat sich nichts Böses dabei gedacht, nichts Böses dabei gedacht."

„Böses gedacht auch noch!" zürnte die Geküßte und warf trotzig die Schultern hin und her.

Worauf Helmtraut wieder loszeterte: „Aber was hat's denn gegeben, was hat's denn gegeben? So rede doch, Kind ... so reden Sie doch, Herr von Rohnstetten! Rennt nur nicht so durch einander, wie die wilden Thiere im zoologischen Garten vor der Fütterung, und redet nicht so grausliche Dinge wie von Fortgehen und Nimmerwiederkommen. Nein, was hat's denn nur gegeben?"

„Was es gegeben hat?" rief Dietlinde und blieb zornschnaubend mitten im Zimmer stehen.

Rohnstetten, der bislang dergleichen gethan hatte, als suchte er erst seinen Hut und seinen Stock und dann seine Bücher zusammen, die er im Lauf der Wochen als Lehr- und Lernstoff nach und nach hierhergetragen hatte, Rohnstetten ergriff nun bereitwilligst die Gelegenheit, sein Bleiben zu verlängern, indem er sein Thun erklärte und vertheidigte:

„Was es gegeben hat, das will ich Ihnen sofort sagen, meine verehrten Fräulein. Es hat gegeben, daß ich, in Tagen und Monaten Aug' in Auge mit Ihnen verkehrend, Sie vom Schönsten und Besten, was die großen Männer unserer Nation gedacht, gedichtet und gethan haben, unterrichtend, meine anmuthigen geistreichen Schülerinnen lieb gewonnen habe, alle mit einander und ... nach und nach eine mehr als die anderen, vielleicht nicht die liebenswürdigste, nicht die beste von allen, aber die mir im Alter näher steht als jene und in mir die Hoffnung erweckt hat, sie als Herrin über mein Haus wie über mein Herz heimzuführen. In diesen redlichen Vorsatz mich mit aller Ueberlegung und auch Leidenschaft immer mehr und mehr vertiefend und wohl bemerkend, ja wohl bemerkend, daß auch ich ihr nicht als der letzte der Menschen erschien ..."

„Gehen Sie, Herr von Rohnstetten! Gehen Sie doch!" rief Dietlinde hier dazwischen und strampelte wüthend mit dem Fuße, dessen undankbare Sohle der Arme just noch so andächtig geküßt hatte.

„Nein, gehen Sie nicht, Herr Landrath, so nicht in solchem Zorn und nach solcher Scene nicht!" sagte Helmtraut.

Und Irmgard fügte schwärmerisch hinzu: „Nein, bitte, reden Sie fort. Es war so schön!"

„Nun also!“ sagte Heinz, dem solche schwesterliche Hülfe nicht wenig gelegen kam, sich nun ganz zu den Bundesgenossen kehrend. „War es denn etwas so Himmelschreiendes, was ich that? Daß ich die Lippen bewegte, wo die Ohren sich vor allen Worten taub stellten!“

Helmtraut schlug erröthend die Augen nieder, und Irmgard faßte die Schwester, wie einen Halt suchend, unwillkürlich an der Hand.

„War ich Ihnen in den zwei Monaten unseres freundschaftlichen Verkehrs denn um kein Haar breit näher getreten, als jeder Andere, der ab und zu einmal über Ihre Schwelle kommt?“

„O gewiß!“ respondirten die beiden Schwestern fast gleichzeitig, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Unerhört!“ brauste Dietlinde über die Verrätherinnen hin und rang ein klein wenig die Hände.

„Nun also, meine Damen, durfte ich die ehrliche Werbung, deren innige Zuversicht auszudrücken jedes Wort zu arm ist, da man überdies Worte gar nicht hören wollte, nicht in eine bescheidene symbolische Handlung zusammenfassen, die, von eitel Verehrung und Bewunderung eingegeben, nur für die beleidigend sein konnte, die kein Herz hat.“

Beide jüngeren Schwestern seufzten tief auf, als müßten sie zu ihrem Leidwesen bekräftigen, daß die älteste anerkanntermaßen kein Herz hätte, und Heinz plaidirte weiter.

„Und sehen Sie doch einmal ab von Lieb' und Leidenschaft und ernsten Absichten, ist denn die Welt der Freundschaft so verarmt, daß, was in Ehren seit Anbeginn der Schöpfung straflos gegolten hat, für mich Aermsten sich à tout prix zum Verbrechen wandeln muß? Darf ein treuer Freund, der seit einem Vierteljahr wie ein Mitglied der Familie hier ein- und ausgeht, von einer seiner Schülerinnen nicht einmal ein Küßchen in Ehren erbitten, ohne alle Gnade für immer zu verwirken? ... Ich frage Sie, Fräulein Helmtraut, wenn ich vor Sie hinträte ...“

„Trudel, Du wirst doch nicht!“ zischte Dietlinde in siedender Entrüstung. Aber Helmtraut stand wie eine Bildsäule starr und wie ein Jagdhund horchend, derweilen Heinz unangefochten weiter sprach:

„Wenn ich vor Sie hinträte, Fräulein Helmtraut, und sagte: Sie haben mir als Schülerin so viel Freude gemacht, Sie sind überhaupt ein so reines, entzückendes, gottwohlgefälliges Geschöpf, daß es mir höchste Ehre wäre, Sie einmal in Züchten auf den lieben klugen Mund küssen zu dürfen ... würden Sie dann Zeter und Mordio und nach Polizei und Gouverneß rufen, oder aber meiner Ehrerbietung zu flüchtiger Berührung die Lippen bieten?“

Helmtrudis stand noch immer mitten im Zimmer, reglos wie eine schöne Statue. Aber ihr Antlitz glich dem Marmor nicht, von Gluth übergossen brannte es unter dem Blick des bittenden Mannes. Da schlug sie die langen Wimpern über den Augen auf und sagte schüchtern und ehrbar: „Sie dürfen, Herr Landrath.“

Dietlinde sah aus, als wollte sie laut aufschreien, allein es schien ihr unmöglich, einen hörbaren Ton auszustoßen, obschon ihr Mund weit offen stand.

Heinz war selbst eine Secunde vom Erfolg seiner Beredtsamkeit überrascht, aber angenehm überrascht. Wie er sich sittig und sacht auf die zarten Lippen beugte, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: heirathsfähig wäre diese ja auch, und der gottlosen Nixe Dietlinde gönnt' ich den Aerger, zu mir zeitlebens „Herr Schwager" sagen zu müssen. Doch das war nur so ein vorüber sausender Gedanke.

Dem kleinen holden Geräusch, das dies vorsichtig genommene, vorsichtig gegebene Küßchen in der Stille machte, folgte nun doch ein lauter Zornesausbruch Dietlindens.

„Helmtraut, schämst Du Dich nicht? Kannst Du es darauf hin noch wagen, Deiner Schwester, Deinem Vater, Miß Winchell unter die Augen zu treten? Pflichtvergessenes, schamloses, unwürdiges Wesen, so wahrst Du die Ehre des Hauses . . . das kannst Du mir, Dir, uns anthun . . ."

„Hab' Dich doch nicht so toll," fuhr Irmgard zwischen die Beiden, derweilen Helmtraut wie im Traum an ihr vorüberging und die Lippen nicht bewegte, als wollte sie den Hauch nicht verlieren, der sie geweiht hatte.

„Schweig, Du Balg, oder . . ." rief Dietlinde, und Thränen zitterten in ihrer Stimme.

„Ich ein Balg!" antwortete die Kleine in flammender Entrüstung, „na, warte Du!" und sich nach Rohnstetten umsehend, der, seines Triumphes zufrieden, jetzt im Ernst seinen Hut ergriffen hatte und förmlich sich empfehlend die Stiefelhacken zusammenschlug, sagte sie: „Gestatten Sie, sehr verehrter Herr Landrath und Lehrer, daß auch ich als dankbare Schülerin Ihnen zum Abschied einen Kuß in Ehren gebe. Mög' es nicht der letzte sein!"

Sie wußte im Augenblick selbst nicht, meinte sie mit dem letzten seinen Abschied oder ihren Kuß, aber sie flog, wie vom Wind verweht an den Hals Rohnstetten's, der sie, um nicht umgeweht zu werden, mit beiden Händen umschlang, und sie gab dabei unter Heinzens Schnurrbart einen Schmatz, daß es nur so schallte.

Es war wie Blitz und Schlag, dann standen sie beide wieder kerzengerade vor einander, und Heinz grüßte noch einmal in aller Formvollendung die Damen, aber sein Gesicht strahlte vor Genugthuung und Freude, und er sagte zum kleinen Fräulein: „Nehmen Sie meinen tiefgefühlten Dank für diese unverhoffte Auszeichnung. Ich werde Ihnen diese liebenswürdige Anerkennung meiner schwachen Verdienste in meinem ganzen Leben nicht vergessen." Dann schüttelte er lang und fest das mollige Backfischhändchen und wandte sich zum Gehen.

Dietlinde aber stürzte an die Klingel, zog aus Leibeskräften und rief, „Papa! Papa! Miß Winchell!" und wieder „Papa!" daß es im Hause schallte und wenn auch keines der Gerufenen, so doch die Zofe Helene zur Thüre hereinstürzte.

Dietlinde rief ihr mit flammender Hast die Worte zu: „Herr Landrath wünscht sich auf den Heimweg zu begeben, geleiten Sie ihn mit Vorsicht . . . Oder wie?" (damit wandte sie sich höhnisch zu Rohnstetten) „wünschen Sie

vielleicht auch bei Fräulein Helene ein fühlbares Zeichen der Hochachtung einzuheimsen. Sie wird sich vielleicht nicht minder bereit finden, als . . ."

Sie wollte auf eine abwehrende Handbewegung Rohnstetten's hin die Schwestern denn doch nicht mit der Magd in einem Athem nennen. Ihrer Aufregung kaum mehr mächtig, kehrte sie sich ab, führte ihr Taschentüchlein zwischen die Zähne und suchte sich die Minuten noch aufrecht zu erhalten, bis der Verbrecher dreimal stumm grüßend, den Salon verlassen hatte.

Kaum aber, daß die Thür hinter diesem geschlossen war, stürzte sie in die Knie. Ein Weinkrampf schüttelte die schlanke Gestalt, daß es ein Jammer anzusehen war, und die beiden Schwestern, so erbittert sie nur eben auf die Aelteste gewesen waren, sich voll Angst und Mitleid zu ihr niederbeugten und ihr Alles anboten, um sie zu beschwichtigen, zu trösten.

Das hatte zwar insofern seine Schwierigkeiten, als keine von beiden wußte, flossen diese Thränen aus gekränktem Stolz oder aus verletzter Zuneigung; war das Mädel so unglücklich, weil der Mann sich mehr erlaubt hatte, als es ihm zu gewähren Willens gewesen war, oder weil dieser sich so ungeschickt dabei aufgeführt hatte, daß dem wohlerzogenen Fräulein schlechterdings nichts Anderes übrig geblieben war, als seiner Dreistigkeit diese Lehre zu geben. Darum einigten sie sich in der allgemein gültigen Versicherung, daß die so über Maß Erregte sich zunächst beruhigen müßte und daß sie nachher mit vereinten Kräften schon dafür sorgen würden, daß Alles, aber auch gewiß Alles wieder gut werde.

Dietlinde stieß zwar die treubrüchigen Schwestern, die mit fliegenden Zöpfen zum Feinde übergegangen waren, voll Entrüstung zurück; da sie aber eine gegen zwei und überdies nach solcher Aufwallung an Kräften ganz erschöpft war, so vermochte sie nicht zu hindern, daß jene sie aufs Sopha legten, ihr kalte Umschläge machten, Brausepulver anrührten und sie bald mit Tröstungen, bald mit Vorwürfen überschütteten.

Derweilen war Heinz von Rohnstetten die Treppe hinabgestiegen, langsam, alle fünf Stufen sich ein wenig verweilend und so sehr in widerstreitende Gedanken vertieft, daß er gar nicht bemerkte, wie die ihn begleitende Helene ihn mit Blicken voll Theilnahme und voll Ungeduld betrachtete.

Die treffliche Zofe war offenbar nicht von ungefähr so rasch auf Dietlindens Klingeln erschienen, sie hatte — aus Anhänglichkeit für die Familieninteressen ihrer Herrschaft, versteht sich — ein wenig an der Thüre gehorcht. Sie war sonach des Auftritts, der sich soeben im Salon begeben hatte, nicht so ganz unkundig und begriff eigentlich nicht recht, warum der hübsche Mensch so lange zögerte, im Gott wohlgefälligen Thun menschenfreundlich fortzufahren und sich über erlittene Unbill männlich zu trösten.

Rohnstetten hatte aber heute weder Sinn noch Augen für so artiges Entgegenkommen. Er war ganz und gar in die betrübende Ueberzeugung verloren, daß er eben nicht mit Damen umzugehen verstünde und sich heute wieder, wie schon früher einmal, sein Glück verscherzt hätte durch übereilte Werbung.

In den Tiefsinn dieser Selbstbetrachtung verloren, blieb er auf dem untersten Treppenabsatz unwillkürlich stehen, die Blicke ins Strohgeflecht zu

seinen Füßen bohrend und weit entfernt, zu bemerken, daß Helene neben ihm ihr Schnäbelchen spitzte. Er fühlte es so hart, daß er das Haus mit dem nächsten Schritt auf immer verlassen sollte. Er meinte, es müßte ihn irgend Jemand oder irgend ein Zufall noch zurückhalten; denn wenn er nun ging, war keine Wiederkehr denkbar. Wie aber sollte er bleiben!

Während er also zögernd mehr und mehr in Hoffnungslosigkeit versank, und Helene an den seltsamen Träumer eben noch ein Wort verlieren wollte, wurden sie beide durch das Rollen eines Wagens aufgeschreckt, dessen Räder in den Kies vor der Hausthür knirschten. Helene schrie auf: „Um Gottes Willen, das ist Herr Sebastiani, der zum Abendessen heimkommt!"

Rohnstetten stieß unwillig den Fuß auf den Boden. „Zum Donnerwetter, das ist mir sehr unangenehm, dem Herrn jetzt zu begegnen."

„Na, und mir erst!" antwortete das Mädchen, ehrlich erschrocken. „Wenn man mich hier mit Ihnen fände, im tête à tête . . . ich danke! dann könnt' ich morgen meine sieben Sachen packen . . . Um Gottes Willen, nur hier hinein, hier hinein! Wenn Sie mich nicht compromittiren wollen, rasch, rasch!" Sie öffnete hastig das nächste beste Pförtchen im Treppenhause.

Halb schob sie ihn, halb fügte er sich selber gern, denn er wünschte nichts weniger als dem Vater Dietlindens nach solcher Verabschiedung und in solcher Gemüthsverfassung zwischen Thür und Angel zu begegnen.

Ehe sich Heinz fragen mochte, wo er denn eigentlich wäre, klappte schon die Thüre hinter ihm ein. Darauf vernahm er undeutliche Worte, mit denen der Hausherr etwas polternd in sein Kienauer Heim eintrat. Mit wachsendem Erstaunen hörte der Landrath den Schlüssel im Schloß umdrehen und abziehen, hörte unter schweren Tritten die alten Treppenstufen ächzen, noch eine und andere Thüre gehen, und dann senkte sich eine Ruhe wie von oben herab auf das ganze Hauswesen, eine Ruhe, die sich in der geräumigen Stube um Heinz so bedenklich zu verdichten schien, daß ihm der Athem knapp wurde.

Er ging auf den Zehen an die Thür, er drückte langsam, aber kräftig auf die Klinke . . . Kein Zweifel, er war eingeschlossen. Er hob die Klappe über dem Schlüsselloch und guckte frei hindurch. Man hatte also richtig den Schlüssel abgezogen! Welch' ein unsinniges Verfahren!

Was nur der albernen Helene eingefallen war! Wahrscheinlich nichts. Sie hatte nur in der Bestürzung ihn da eingesperrt; und ob es ihr im Laufe des Abends einfallen würde, daß sie einen Gefangenen gemacht und diesen zu befreien hätte, wer stand dafür!

Da saß er wie die Maus in der Falle und beschnupperte die zugeschlossene Klappe. Und wenn man ihn, sei's nach einem Geständniß der gefallsüchtigen Zose, sei's von ungefähr hier entdeckte! Wie sich entschuldigen? Womit sein Verweilen in dem Hause, daraus ihn die Tochter so unzweideutig verbannt hatte, rechtfertigen? Wenn es Helenen beikam, alle Schuld auf ihn zu schieben und sich als bedrängte Unschuld darzustellen — bei der Stimmung, die oben gegen ihn herrschte, war kein Zweifel, daß man ihr glauben und ihn einmüthig verurtheilen würde. Und dann war's aus und für immer, und er noch obendrein ein unmöglicher Mann im ganzen Kreise.

Aber daran dachte er weniger, als an den Verdruß mit den Sebastiani, und der schien so ziemlich unausweichlich.

Er trat ans Fenster. Es ging in den Garten, in einen Theil des Gartens, den er noch nicht kannte. Doch sah er an Schatten und Licht, daß das Fenster gegen Osten lag. Er mußte sich also, einmal im Freien, über kurz oder lang schon zurecht finden. Wär' er nur erst draußen! Der Sprung durchs Fenster des Erdgeschosses war keineswegs halsbrecherisch. Aber ehe die Dunkelheit eingetreten war, konnte nicht daran gedacht werden, das ehrbare Haus des patricischen Kaufmannes auf diesem ungewöhnlichen Wege zu verlassen, ohne einen Scandal zu riskiren, der noch ungleich schlimmere Folgen haben konnte, als die Ueberraschung des alten Sebastiani im eigenen Heimwesen.

Also Geduld in Gottes Namen, bis es Nacht wird. Aber wann wird hier unter klarem Himmel im Hochsommer die Nacht so dunkel, daß man nicht hindurchsieht, wenn einer mit dem bei solchem Vorgang denn doch unvermeidlichen Geräusch aus dem Fenster springt.

„Himmelherrgottsap . . ." Je nun, fluchen war erst recht unpassend. Lieber nachdenken.

Wie er aber so nachdachte, konnt' er an nichts Anderes denken, als wie so ganz programmwidrig der heutige Nachmittag verlaufen war, und alsbald nahm das große Problem, ob Dietlinde aus ernstlicher Abneigung oder nur aus mädchenhafter Sprödigkeit sich also schroff und schartig gegen ihn verhalten habe, sein ganzes Nachdenken in Anspruch.

Er zergrübelte sich das Hirn, er zog jeden merkenswerthen Umstand von der ersten Begegnung an bis zum letzten Zwist aus seinem Gedächtniß, er wog jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung auf der Goldwage seiner Liebe . . . Er kam nicht zum entscheidenden Ende. Für die eine Auffassung sprach so viel, wie für die andere.

Machte die Leidenschaft wirklich dumm oder war Dietlinde eine Teufelin, die mit ihm spielte, wie die Katze mit der Maus, und ihn zum Besten hielt, bis ein Anderer kam, der ihr besser gefiel oder ihr fühlbarer den Herrn zeigte?

Nein, sagte er dann wieder, dies Engelsgeschöpf ist keine Teufelin; ich aber bin ein ungeschickter Klotz, der nicht mit Damen umzugehen weiß und zu dem stolzen Herzen nicht zu sprechen verstand.

Er erinnerte sich, wie er noch vor kaum einer Stunde seiner Sache so gewiß zu sein geglaubt und wie er dann Alles auf einmal verdorben hatte. Denn wie sollte er nach solchem Auftritt noch einmal das Haus der Sebastiani betreten, wenn er nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wurde. Und daß das nicht geschehen würde, dessen glaubte Heinz nunmehr sicher zu sein.

Er seufzte darob laut auf. So laut, daß er es selbst für unvorsichtig erachtete und sich unwillkürlich im Zimmer umsah, ob nicht etwa Jemand da wäre, den es aufgestört hätte.

Er war aber nach wie vor allein; nur von droben klang hie und da ein verlorener Ton herab, wie von einem Löffel, der gegen ein Glas klirrt, oder von Bestecken, die auf Teller gelegt werden, oder von Tritten aufwartender Dienerschaft.

Heinz hätte gern mitgegessen. So zwischen Braut und Schwiegervater in spe bei Tische sitzend... Ja, prosit Mahlzeit, das konnt' er sich nur aus dem Kopf schlagen.

Aber gern that er's nicht. Beim scheidenden Licht sah er sich nun wie zum Abschied im Zimmer um. Drei Tische standen da, zwei kleinere vor beiden Fenstern, ein größerer in Mitte der Stube. Bücher und Alles, was man zum Schreiben braucht, auf einem jeden. Auch fehlten auf keinem Blumen und Photographien. Das war offenbar der Raum, wo die drei Töchter des Hauses ihre ernsten Stunden verbrachten, wo sie lasen und lernten und Briefe schrieben. Und der größere Tisch, vor dem er saß, die zehn Finger in den kurzgeschorenen Haaren, wie ein Verzweifelter, war seines Liebchens Arbeitsplatz. Und das schöne stille Gesicht im zierlichen Rahmen von vergoldeter Bronze, das ihn jetzt so treuherzig und liebevoll im Abendschein ansah, war die letzte Photographie ihrer seligen Mutter.

Er ergriff das Bildchen mit beiden Händen und redete zu ihm wie zu einem lebenden Wesen, wenn schon nicht mit laut ausgesprochenen Worten, doch innig und ehrlich und frei weg aus vollem Herzen.

Hätte er heute dort oben so geredet, wäre die liebe Frau noch unter den Lebenden, zu der er also hätte reden können und dürfen . . . jetzt wär' Alles anders, und er säße gewiß droben, wo sie mit den Gabeln und Messern klapperten, und er wär' ein glücklicher Mensch.

Was für ein Unheil, wenn Mütter sterben vor der Zeit! . . .

Er sah immer noch das Bildchen an und ward immer sicherer der Ueberzeugung, daß diese Mutter, wäre sie am Leben geblieben, seine Freundin und seine Schwiegermutter geworden wäre.

Es ging ordentlich etwas wie Beruhigung, wie Hoffnung und Zutrauen von den stillen Zügen über ihn hin und, hatte er das Bild erst gleichgültig, schier gedankenlos ergriffen, so stellt' er es jetzt sorgfältig und andächtig wieder zurück, aber näher, als es vordem gestanden; denn die Dämmerung verblaßte, und was man noch deutlich sehen wollte, durfte nicht zu fern stehen.

So stellt' er's mitten hin auf die Mappe rosenfarbenen Fliespapiers wie auf eine Altardecke und betrachtete es noch einmal, wie zum Abschied, unwillkürlich die davor aufgestützten Hände in die Finger faltend.

Da glitt sein Blick vom Rahmen abwärts auf die rosenrothen Löschblätter, die zu einem kleinen Heft unter einem Rückenleder verbunden waren. Wie wär's, wenn er all' das, was er dem Bildchen der seligen Mutter da gesagt hatte, niederschriebe, der Geliebten schriebe oder auch dem Gatten der Geschiedenen, dem Vater? . . . Schreiben? . . . Worauf? . . .

Zwischen solchen Löschblättern pflegen doch gewöhnlich ein paar Briefbogen zu liegen.

Einen Augenblick zögerte er. Konnten nicht empfangene oder angefangene Briefe oder Notizen oder dergleichen hier zwischen verblieben sein, die berührt zu haben man ihm auch noch als nichtswürdige Indiscretion aufmutzen möchte?

Er sah das Bildchen an. Die stillen, ernsten, gütigen Züge schienen zu sagen: „Du brauchst ja nicht zu lesen, wenn Du etwas findest, das Dich nicht angeht. Wag's immerhin!"

Um aber die rosenfarbenen Blätter umwenden zu können, mußte er den Rahmen, den er darauf gestellt hatte, erst bei Seite schieben. Er that's behutsam und schlug also auch das erste und zweite Blatt auf . . .

Richtig, da lagen drei, vier dünne lange Briefbogen und ein Paar Briefumschläge dazu . . . und auf dem dritten Fließblatt, in dessen oberer Hälfte, gerade da, wo das Bildchen der Mutter darauf gestanden hatte, war, bei sonst tadelloser Reinheit des Blattes, etwas gekritzelt, wie wenn Jemand muthwillig seine Feder auch auf weicherem Stoff probirt oder auch in Gedanken verloren ein Wort hinmalt, das ihm den lieben langen Tag im Kopf herumsummt und das er doch auch einmal in bedächtig hingestrichelten Buchstaben außer sich sehen möchte.

Das Wort stand da . . . in schönen, langen lateinischen Lettern stand es da, mit einem liebevollen Schnörkel umschlossen, auf der rechten Seite mit tadelloser Schraffirung gehoben . . . und das Wort lautete nicht anders als: Heinz!

Es war, als hätte Niemand dies verborgene Wörtlein je gesehen, als das Mädchen, das es dem Blatt eingeimpft, darauf tagtäglich ihre Hand ruhte, und das stille Bildchen, das es ihm jetzt gewissermaßen vertraut hatte.

Rohnstetten wußte nicht recht, hatte er bei diesem beglückenden Fund laut aufgeschrieen oder nicht. Jedenfalls horchte er, ob sich nicht die Folgen solch' unvorsichtigen Entzückens in Gestalt von wüthenden Vätern und wurfbereiten Hausknechten zeigten. Da aber nach wie vor nichts Störendes erschien, trug er das rosenrothe Heft bis ans Fensterbrett vor, wo es noch leidlich hell war. Er mocht' es drehen, wie er wollte, das Wort blieb stehen und hieß „Heinz", und ob er das Heft auch von vorn bis hinten durchblätterte, es stand kein anderes Wort darin und nur ganz versteckt auf einem der letzten Blätter, dicht an der Naht, wo Niemand suchte, ein „D. v. R., g. S."

Da versäumte sich der so angenehm Ueberraschte keine Secunde länger. Er trug zu den Löschblättern auf dem Fensterbrett noch Dietlindens Tintenzeug und Feder, und diese ließ er nun laufen, bis die vier Briefbogen voll waren und die Dunkelheit darüber so zugenommen hatte, daß er mit den schmerzenden Augen die Zeilen selbst nicht mehr sah, die unter seinen rastlosen Fingern entstanden.

Dann malte er getrosten Muthes auf gut Glück die beiden Umschläge an, schob den einen in den andern, legte das weiche Heft wieder auf Dietlindens Schreibtisch zurecht, sein Manuscript darauf, das Bildchen der Mutter, als ob er seine Worte deren Hut empföhle, darüber . . . und nun war seines Bleibens nicht eine Minute länger hier.

Es war dunkle Nacht. Es sollte ihn Niemand hier finden und Niemand von hinnen gehen sehen. Die Uhr schlug zehn! Fort, fort! . . . Und morgen kommst Du wieder . . . im schwarzen Frack und weißer Binde, hurrah!

Er schwang sich auf die Fensterhöhle. Hut und Stock in der Linken, die rechte Hand auf dem Brett, sprang er ins Freie und watete mit langen Schritten durchs rauschende Gras, bis er nach einigen Umwegen sich an den Zaun fand, der dem Uebersteigenden keine Schwierigkeiten bot.

Hinter ihm hatte es zwar zuerst ein bißchen wie von geknickten Latten gekracht, später war er ziemlich vernehmlich mit einem unvorsichtigen Schritt in die Glasscheibe eines Mistbeetes getreten . . . aber das galt ihm nun Alles keiner Sorge mehr werth. Morgen war auch noch ein Tag, und was für einer!

Singend wie ein glückseliger Mensch, voll Hoffnung und voll Durst, legte Heinz die fünf Viertelmeilen bis zu seiner städtischen Behausung zurück, und ob er schon morgen in aller Frühe zu einer anstrengenden Tagfahrt geweckt werden mußte, heute Nacht stach er doch noch eine Flasche vom Besten an, die im landräthlichen Keller für besondere Gelegenheiten aufgespart lagerte, und trank sie aus auf eine glückliche Zukunft . . . . . .

Der alte Sebastiani saß am offenen Fenster, da es zehn schlug, und rauchte seine Feierabendcigarre, stumm sich mit seinen Gedanken unterhaltend, wie es seine tägliche Gewohnheit war.

Die Geschäfte hatten ihn heute stark in Anspruch genommen und ermüdet. Mit einer wahren Sehnsucht nach seiner Familie war er heimgefahren und hatte gehofft, sich am munteren Geplauder seiner Kinder zu erquicken und von ihnen auf erholende Gedanken gebracht zu werden.

Aber die Mädchen waren heute wie ausgewechselt gewesen, einsilbig, verdrießlich und über alle Maßen langweilig. Man hätte schon sagen können, seltsam und ungezogen.

Keines hatte für den Vater ein auferbauendes Wort, ja keines auch nur ein aufmerksames Ohr gehabt. Der Alte mochte anklingen, wo er wollte, die Antwort war nur ein: ja, ja! oder ein: vielleicht? oder ein: nein, danke, Papa! gewesen. Gedankenlose Lippenbewegung, Sinn und Seele waren dabei weiß Gott wo.

Selbst das Thema, das sonst wenigstens zwei von den Töchtern recht gesprächig und die eine so bedeutsam schweigen zu machen pflegte, der Hausfreund Rohnstetten und seine Vorlesungen über Literatur und Geschichte, verfing heute nicht im Geringsten.

Er hatte kaum des wackeren Mannes Namen genannt, als eine der Töchter ihn auch schon mit einem halbunterdrückten Ausruf beantwortete, der einer Verwünschung ziemlich ähnlich klang.

Sebastiani hätte sich sehr ernsthaft Erklärung dieser überraschenden Bemerkung ausgebeten, wenn nicht im nämlichen Augenblick der bei Tisch aufwartenden Helene die Bratenschüssel aus den sonst so geschickten Händen geglitten und dadurch ein so allgemeiner Aufruhr entstanden wäre, daß darüber der Vater das vorhergegangene kleinere Aergerniß vergaß.

Jetzt aber, wie er so allein mit seinen Erinnerungen am Fenster saß und in die stumme Nacht hineinrauchte, kam ihm das und Anderes wieder zu Sinn, und manches davon machte ihn traurig und trauriger.

Heute fühlte er sich wieder so recht vereinsamt im eigenen Hause, daß er nach der verlorenen Frau laut ins Dunkel hätte schreien mögen.

Wie er sich nach ihr sehnte! wie er den Kindern die Mutter herbeiwünschte! . . . Was half's! Verloren war verloren. Und die Töchter wuchsen eben auf, wie's ohne Mutter gehen konnte.

Drei Jahre war sie nun todt. Und er vermißte sie jeden Tag aufs Neue und in solchen Stunden aufs Bitterlichste.

Ach, warum hatte sie scheiden müssen, zu früh, um je verschmerzt zu werden, zu spät, als daß er an würdigen Ersatz hätte denken können.

So waren die Mädel keck und trotzig geworden; heute kamen sie ihm ganz verwildert und jungenhaft vor, und die Sorgen um ihre Zukunft überwuchsen einander in der Erregung des verhaltenen Verdrusses und der nächtlichen Stunde . . .

Da krachten unter seinem Fenster die Stacketen. Schritte rauschten durchs Gras, und er sah mit den Augen, die schon seit einer halben Stunde ins Dunkel geblickt und sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, ganz deutlich eine Mannesgestalt durch den Garten hüpfen.

Die erste Bewegung Sebastiani's war ein Griff nach der Schieblade, in der er seinen geladenen Revolver liegen wußte. Aber die schon ausgestreckte Hand faßte nicht zu. Der schattenhafte Mensch, der unten so komische Storchschritte durchs lange Gras machte und nun verschwand, hatte in seinen Umrissen und Bewegungen eine unleugbare Aehnlichkeit mit dem bei Tisch so discret verwünschten Verwaltungsbeamten des Kreises . . .

Erschreckende und verdrießliche Gedanken bestürmten den Kaufmann. Er beugte sich weit hinaus, dem Verschwundenen nachzusehen. Er bemerkte dabei, daß das Fenster des Erdgeschosses, wo seine Mädchen zu hausen pflegten, sonst Abends wohlgeschlossen, sperrangelweit aufstand. Fieberheiß stieg's ihm zu Kopf. Noch einmal fuhr die Hand gegen die Waffe. Da schüttelte er den grauen Kopf. Nein, das war unmöglich. Und er langte sich nur den Stock aus der Ecke, den Stock mit der Zwinge von Gummi, den man nicht aufstoßen hörte, wenn er damit Nachts über Flur und Zimmer ging.

Er blies rasch die Lampe aus, steckte ein Feuerzeug zu sich und öffnete die Thür auf den Gang.

Dort aber war schon Licht!

Was hatte nun das zu bedeuten?

Er trat zurück und spähte mit Vorsicht hinaus. Da sah er seine Tochter Dietlind im weißen Schlafrock, in der linken Hand eine Kerze, deren Schein auf ihr heute so ernstes Gesicht fiel, in der rechten einen Schlüssel, und hinter ihr ganz verweint und verzerrt die Kammerjungfer Helene, die ihr fünf Schritte wie ein gemaßregelter Setter nachschlich, auf einmal sich aber anders besann und schleunigst in ihr Stübchen sprang, als wollte sie wenigstens heute von der ganzen Welt nichts mehr sehen und hören.

Helene war bald, nachdem sich der Hausherr in seine Gemächer zurückgezogen hatte, was heut ungewöhnlich spät geschehen war, zu Fräulein Dietlinde gerannt und hatte sie mit erhobenen Händen und erstickter Stimme um Verzeihung und Hülfe gebeten.

Es hatte trotzdem etwas Mühe gekostet, aus der tollgewordenen Zofe herauszubekommen, was man ihr denn verzeihen und wie man ihr helfen sollte.

Sie hatte den Landrath eingeschlossen . . . aus Angst, der Herr Papa möchte dahinterkommen, daß sie mit Jenem länger als nöthig geschwatzt hatte.

Mein Gott, ein armes alleinstehendes Mädchen könnte so tugendhaft und tadellos sein, wie eine Heilige, ein Verdacht wäre doch immer bei der Hand, und einmal verdächtigt wäre für ihresgleichen auch schon so viel wie verurtheilt.

Deß eingedenk habe sie für einen Augenblick den Verstand verloren und den Schlüssel abgezogen. Sie könne weiß Gott nichts dafür und sei unschuldig wie ein Lamm. Sie habe den Landrath auch sofort wieder hinauslassen wollen. Ja, gewiß und wahrhaftig. Aber da schickte sie der Eine in die Küche und der Andere in die Garderobe, und Der wollte das und die Andere das, und dann mußte sie bei Tisch aufwarten, und das nahm kein Ende. Als ihr beim Nennen des landräthlichen Namens die schöne Porzellanschüssel aus den Händen gefallen, sei die Thorheit und die Tragweite ihrer Handlung ihr erst recht peinlich und verwirrend ins Gewissen getreten. Sie habe sich aber gefürchtet, in der Dunkelheit und ganz allein zu einem so jungen, hübschen und unternehmenden Mann herunterzugehen, der noch dazu einen scharfen Zahn auf sie haben müsse. Sie fürchte sich noch davor. Um keinen Preis gehe sie allein hinunter. Sie könne und dürfe das Alles aber doch keiner lebenden Seele anvertrauen, als einzig und allein dem Fräulein Dietlinde. Dieses wisse ja schon, warum.

Darauf ging die Litanei von ihrer Tugend und von der Gefahr ihres guten Rufes und dem wahrscheinlichen Zorn des seiner Freiheit Beraubten wieder von vorn los. Dietlind aber hörte nicht mehr darauf. Sie runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen, riß der Schwätzerin den Schlüssel aus der Hand und nahm das Licht.

Zwischen ihr und dem Landrath war ja nun doch Alles aus. Betraf sie ihn in der lächerlichen Situation, daß er sich von einem Dienstmädchen hatte einschließen lassen, gleichviel, warum, und ob er's am Ende mit Absicht sich selbst so ausgebeten hatte . . . der albernen Situation mußte sofort ein Ende gemacht und der Eindringling aus dem Hause gebeten werden.

Zu verderben war nun nichts mehr und zu ändern auch nicht.

Dietlinde fragte wenig danach, ob ihr die dumme Helene auf dem Fuße folgte oder nicht. Sie sah sich nicht um und schritt hastig hinab und auf die verschlossene Thüre zu.

Daß ihn die Närrin auch noch in die Fräuleinstube hatte sperren müssen! Der Unmuth wuchs Dietlinden bei jedem Schritt.

Leise, mit weit geöffneten Augen sein Kind verfolgend, ging Sebastiani nach und blieb auf dem Treppenabsatz stehen, von wo er es den Schlüssel ins Schloß stoßen und die Thüre heftig ins Zimmer werfen sah.

„Man sagt mir eben, daß Sie hier eingeschlossen seien; ich bitte, sich augenblicklich zu entfernen."

Es kam keine Antwort auf die zornigen Worte des Fräuleins.

„Ich bitte!" sagte sie noch einmal und lauter. Das Flämmchen auf der Kerze zitterte im Zugwind über der Schwelle, wie die arme Seele zwischen Zorn und Liebe.

Der Vater sah es, und in seinen Gedanken ging eine Wandlung vor.

Entschlossen trat das Mädchen in das schweigende Gemach ein. Der Alte folgte ihr und blieb im Thürrahmen stehen, ohne daß Dietlind es bemerkte, die er jetzt vor ihrem Schreibtisch einen großen Brief erbrechen sah.

Die Zugluft war unerträglich. Vater Sebastiani schloß leise die Thür hinter sich. Sein Kind las stehend, ohne sich die Zeit zum Niedersitzen zu nehmen, mit fliegenden Augen, den Leuchter in der linken, in der rechten Hand die Briefbogen, die vor dem Anhauch ihres Athems zu flattern schienen.

Die vielen Seiten dauerten dem Alten denn doch zu lang. Er schritt auf seine Tochter zu. Sie erschrak nicht. Sie sprach nicht. Sie streckte nur abwehrend die Hand gegen ihn aus, wie Jemand, der um keinen Preis in seinem Thun gestört werden will. Aber der Blick, der ihn dabei aus feuchtglänzenden Augen traf, war so ganz in Glück und Freude getaucht, daß ihm noch ein Weilchen vor dem strahlenden Kinde zu warten nicht schwer ward.

Dann stellte sie das Licht auf den Schreibtisch, daß das Flämmchen ganz das Bild der Mutter überglänzte, ließ den Arm mit den gelesenen Blättern herabsinken und schaute wieder den Vater an.

Der streckte nun seinerseits die Hand nach dem Geschriebenen aus, indem er sagte: „Nachgerade wirst Du wohl mir erlauben?"

Aber Dietlind schüttelte den blonden Kopf und sagte lächelnd: „Nicht doch, Papa, der ist für mich ganz allein . . . Aber hier ist noch etwas und das ganz allein für Dich."

Damit reichte sie dem Familienoberhaupt den andern Brief, der in den ihrigen eingesteckt worden war, und Sebastiani las, was ihm nicht zuwider kam.

Er brauchte nicht viel Zeit dazu, denn so lang die Herzergießung an die Geliebte war, das Schreiben an ihren Vater enthielt nur in wenigen Zeilen das geziemende Ansuchen, den hochachtungsvoll und ergebenst Unterzeichneten morgen in einer ihm fürs ganze fernere Leben wichtigen Angelegenheit gütigst zu empfangen.

Dann sahen sich beide ein Weilchen Aug' in Auge. Sie hatten ganz ähnliche Augen. Nach dieser stummen Prüfung fragte lächelnd Sebastiani:

„Und was soll ich ihm denn morgen für Bescheid sagen, Dietsch?"

„Bitte, ja, Papa!" gab die Tochter, mit Thränen kämpfend, zur Antwort. Dann flog sie dem Alten an die Brust und schluchzte sich endlich aus.

Sebastiani sah gütig und zufrieden auf den zuckenden Blondkopf an seinem treuen besorgten liebevollen Herzen. Nach einem Weilchen drückte er einen Kuß in das volle krause Haar und sagte mit einem Blick auf den Rahmen, den die flackernde Kerze allein im dunklen Raum beleuchtete: „Du hast Recht, mein Kind, denn ich glaube, daß die selige Frau ihren Segen zu der Wahl gegeben hätte. Darum in Gottes Namen: ja. Aber jetzt mach', daß Du zu Bett kommst, Wildfang, oder ich sage morgen und immer ein barsches Nein. Vorwärts, marsch!"

Und unter Thränen sich anlächelnd, stiegen sie Hand in Hand die ehrwürdige Treppe hinauf, die unter den Schritten der Glücklichen aufseufzte, wie ein im Schlafe Gestörter, der nun endlich zur ersehnten Ruhe gelangt.

Francesco Petrarca in seinem Briefwechsel.

Von

Franz Xaver Kraus.

[Nachdruck untersagt.]

Drei große Namen zieren den Eingang zur Geschichte der italienischen Poesie. Unter ihnen steht Giovanni Boccaccio so zeitlich wie dem Range nach unbestritten an dritter Stelle; Dante ist, wie der älteste, so auch weitaus jetzt der Erste, sowohl in der Werthschätzung der eigenen Nation, wie des Auslandes. Aber er ist das nicht immer gewesen. Nur allmälig ist Italien der Größe seines größten Sohnes inne geworden. Welch' mühevollen Weg Dante's „Fortuna" im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zurückzulegen hatte, ist durch Giosuè Carducci's glanzvolle Untersuchung klar gestellt worden[1]; Graf's und Barbi's gediegenen Arbeiten[2] verdanken wir eine gute Darstellung der Gründe, weshalb, von Bembo verführt, das sechzehnte Jahrhundert Petrarca eine Zeitlang den Vorzug vor Dante gab — eine Thatsache, die allein schon durch einen Vergleich der Ausgaben festgestellt wird. Die „Divina Commedia" wurde im fünfzehnten Jahrhundert fünfzehnmal, im sechzehnten dreißigmal, im siebzehnten nur dreimal gedruckt, während das Cinquecento allein von Petrarca's Canzoniere einhundertsiebenundsechzig Ausgaben aufzuweisen hat.

Heute denkt Niemand mehr daran, Petrarca einen Lorbeer zu winden, der unter Allen dem Dichter der „Divina Commedia" allein gebührt. Im Gegentheil schien das Interesse für Jenen längere Zeit sich verloren zu haben. Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts hat außer Ugo Foscolo's „Versuch"[3] (1825) keine namhafte Darstellung von dem Wesen und Wollen des großen Lyrikers aufzuweisen. Als Ludwig Geiger (1874) seinen „Petrarca"[4]

[1] Giosuè Carducci, Studi letterari. Livorno 1871. Neue Ausgabe in Carducci Opere, Vol. VIII. Bologna 1893.

[2] Art. Graf, Il Petrarca nel cinquecento (in Al traverso il cinquecento. Tor. 1888). — Mich. Barbi, Della Fortuna di Dante nel secolo XVI. Firenze 1890.

[3] Ugo Foscolo, Saggi sopra il Petrarca, pubblicati in Inglese, e tradotti in Italiano. Firenze 1825.

[4] Ludwig Geiger, Petrarca. Leipzig 1874.

schrieb, konnte er das Erscheinen seines Werkes damit rechtfertigen, daß seit mehr als fünfzig Jahren bei uns keine selbständige Schrift über ihn erschienen war; er hätte hinzufügen dürfen, daß die deutsche Literatur bis dahin, außer den kurzen Darstellungen Blanc's und Voigt's[1]), nichts von bleibendem Werth über den Gegenstand gebracht hatte. Seither hat Gustav Koerting in einem umfangreichen Bande des Dichters Leben und Werke geschildert (1878); sein Buch ist auch heute noch das Vollständigste und Gediegenste, was wir in deutscher Sprache über Petrarca haben; es ist aber in mehr als einem Punkte (schon durch Gaspary's ausgezeichneten Abschnitt über unsere Dichter[2])) überholt und einer Revision bedürftig[3]). Wieviel besser als wir die Franzosen die Kunst besitzen, ein Buch zu machen, das solid, von substantiellem Inhalt und doch für ein größeres Publicum genießbar ist, zeigt der „Pétrarque" des französischen Akademikers Mézières (1868), den Geiger und Koerting benutzen konnten, ohne ihn an Kunst der Darstellung und „Mache" zu überbieten. Schon vorher hatte, wie in England Macaulay, so in Frankreich Quinet einige glänzende Seiten über Petrarca geschrieben. Der Einfluß dieser Arbeiten war ersichtlich. Die Franzosen haben auch jetzt nicht aufgehört, dem Dichter, der die schönste Landschaft ihres schönen Frankreich verherrlicht hat, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. In Pierre de Nolhac und Henri Cochin besitzt Paris zwei ausgezeichnete Petrarcakenner, beides Gelehrte, welche eine hohe Begeisterung für den Gegenstand ihrer Studien mit feinem kritischen Sinn zu verbinden wissen. Unterdessen sind auch Petrarca's eigene Landsleute nicht müßig gewesen. Nach so Vielem, was hier die ältere Literatur geboten, hat de Sanctis über Petrarca wie über Dante noch Neues und Beachtenswerthes zu sagen gewußt[4]), und endlich gab uns Adolfo Bartoli in seiner „Geschichte der italienischen Literatur" (1884) das beste, eindringendste und kritisch gesicherteste Bild, welches wir überhaupt von dem Dichter besitzen[5]).

Daß für die Kenntniß von Petrarca's Leben und Charakter dessen Schriften und insbesondere dessen Briefe die Hauptquelle seien, das hat schon Ugo Foscolo erkannt und ausgesprochen. Er führt Bettmelli's Wort an: daß die dreißig Biographieen, die wir von Laura's Sänger besitzen, uns noch

[1]) Blanc, Petrarca, in Ersch und Gruber's Real-Encyklopädie, III. Section, XIX, 204—254. — Voigt, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin 1859 und 2. Aufl. Berlin 1880. I, 21—159.

[2]) Ad. Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur. Berlin 1885. I, 403—481.

[3]) Gustav Koerting, Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance. Erster Band. Petrarca's Leben und Werke. Leipzig 1878.

[4]) Fr. de Sanctis, Saggio critico sul Petrarca. Nap. 1869.

[5]) Mit Petrarca bricht Bartoli's „Storia della Letteratura Italiana" (VII) ab. Leider, denn gerade dieser Band zeigte den Kritiker auf der Höhe seiner Leistung und versprach uns das Schönste für die Darstellung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Ich sah Bartoli zum letzten Male im April 1893; er war leidend und schien entmuthigt. Wir ahnten indessen nicht, daß der Tod (er starb am 16. Mai 1894) schon zwischen uns stand, unschlüssig, wem er zuerst aus Herz greifen solle. V. Rossi hat (in der „Allgem. Zeitung", Beilage Nr. 137) dem Heimgegangenen einen trefflichen Nachruf gewidmet; ich möchte das Meinige beigetragen haben, um das Andenken dieses edlen Geistes unter uns zu ehren.

immer eine einzige seiner würdige Lebensbeschreibung wünschen lassen, und er meint, man brauche nur den Dichter selbst zu lesen; dieser habe reichlich dafür gesorgt, daß seine Freunde wie seine Feinde genau erfuhren, wie er lebte und leibte, wie er . . . . . „did all natural fonctions of a man, Ate, drank and slept, and put his raiment on". So habe Petrarca uns selbst das Material für die anziehendste aller Geschichten geliefert, den Stoff für die Seelengeschichte eines Mannes von Genie. „Nur wartet er freilich noch auf den, welchen das Glück ihm noch nicht geschenkt hat, nämlich auf den anderen Mann von Genie, der sein Geschichtschreiber werden will." Foscolo's Essay beweist, daß er sich selbst mit Fug und Recht berufen glauben konnte, diese Lücke auszufüllen; doch ist seine Arbeit zu fragmentarisch, um den Gegenstand zu erschöpfen. Nach ihm haben auch die folgenden Biographen vor Allem die Briefe ausgenutzt, um Leben und Wesen des Dichters zu schildern; am eingehendsten ist das Seitens Koerting's und Bartoli's geschehen. Doch lohnt sich auch nach ihnen noch eine Nachlese zu halten; andererseits hat die Petrarcaliteratur seit den letzten Jahren einen namhaften Zuwachs erhalten, mit welchem unser deutsches Publicum bekannt zu machen nicht überflüssig erscheint.

I.

In der Geschichte und Literatur Italiens nimmt die Epistolographie einen breiten Raum ein. Die beiden größten, für die Gestaltung der italienischen Verhältnisse im Mittelalter ausschlaggebenden Päpste, Gregor der Große und Gregor VII., treten uns hauptsächlich durch ihre umfangreiche Correspondenz näher. Die Briefsammlung Pier Damiani's ergänzt in willkommner Weise die seines Freundes Hildebrand. Das dreizehnte Jahrhundert besitzt in den Briefen Pier da Vinea's, des genialen und unglücklichen Kanzlers Friedrich II., ein merkwürdiges Denkmal staufischer Politik. Dante's Briefe, so berühmt sie geworden sind, möchte ich nicht den historischen Urkunden beizählen; ich halte sie alle für unecht oder wenigstens für so verdächtig, daß wissenschaftlich nichts mit ihnen anzufangen ist. Dafür besitzt das Italien des vierzehnten Jahrhunderts zwei große Correspondenzen, denen die Literatur keines anderen Landes für jene Zeit Gleiches an die Seite zu setzen hat. Es sind die Briefe Caterina's da Siena und Francesco Petrarca's. Von jenen beabsichtige ich die Leser der „Deutschen Rundschau" ein anderes Mal zu unterhalten. Was Petrarca's Briefe anlangt, so sind sie sämmtlich in lateinischer Sprache verfaßt; sie zählen darum nicht, wie die Epistolarien Bernardo und Torquato Tasso's, diejenigen Bembo's, Pietro Aretino's, Vittoria Colonna's u. A., zu den Zeugen der italienischen Sprache; sie sind auch noch weit entfernt von der raffinirten Ausbildung, zu der sich die Kunst des Briefschreibens im sechzehnten Jahrhundert entwickelt hat, und von der Unnatur, welche diese spontanste und vertraulichste Art der Mittheilung in die Fesseln künstlicher Recepte schlug[1]). Aber immerhin kann man in einem gewissen Sinne sagen, daß mit Petrarca's Briefen für Italien die moderne Publicistik begann. Selbst

[1]) Vergl. Voigt a. a. O. II, 422 und ferner Enea Silvio Ep. II, 277.

seine intimsten Correspondenzen machen den Eindruck, als seien sie für einen größeren Leserkreis und für die Nachwelt geschrieben. Er wußte nur zu gut, daß er den berühmtesten Namen Italiens trug. Er selbst erzählt uns, daß man seine Briefe auffing, um sie zu lesen und abzuschreiben [1]). Manche theilte er auch seinen Freunden mit, ehe er die Schreiben an ihre Bestimmung abgehen ließ. Die Zusendung der Briefe war in jener Zeit nicht leicht. In einigen Fällen überschickt Petrarca dieselben durch eigene Boten; in den meisten mußte Gelegenheit abgewartet werden, um sie zu befördern; man gab sie gewöhnlich einem Bekannten oder einem Geschäftsreisenden mit, der den Wohnsitz des Adressaten berührte. Diese Art der Beförderung war selbstverständlich weder sicher noch bequem; manche Briefe kamen gar nicht an [2]), andere sehr spät. Doch empfängt man den Eindruck, daß ein Brief für die Reise von Padua oder Venedig nach Avignon oder nach Rom im Allgemeinen etwa drei Wochen gebrauchte. Die Briefe wurden von Petrarca versiegelt, und zwar mit dem Fingerring [3]). Sie waren in der Regel ziemlich umfangreich. In seinen guten Jahren schrieb Petrarca Briefe, die förmliche kleine Bücher waren und ganze Abhandlungen boten. Später liebt er kurze Briefe [4]); in seinem Alter nimmt die Lust am Briefschreiben merklich ab; kurze Zeit vor seinem Tode schreibt er dem Arzte Francesco da Siena, er sei nun des ewigen Correspondirens, das ihm die Zeit für nützlichere Beschäftigungen raube, müde [5]). Denselben herben Entschluß theilt er 1373 seinem liebsten Freunde Boccaccio mit, indem er sich beklagt, daß Neugierige seine Briefe auffangen, copiren und, falls etwas darin ihre Eselsohren (orecchie asinine) kratzt, sie gar nicht weiter geben [6]). Doch ist er offenbar dieser Absicht nicht buchstäblich treu geblieben, denn die Briefe an Pietro di Bologna und Luca della Penna fallen 1374, also später als diese Ankündigung.

Es kann nicht anders erwartet werden, als daß ein Mann, dem Leben Schreiben und Schreiben Leben war, das Schicksal seiner Schriften nicht dem Zufall überlassen wollte. Wir sehen den Dichter gegen Ende seines Lebens mit Sichtung und Sammlung seiner sämmtlichen Werke beschäftigt; insbesondere aber läßt er sich die Ordnung der Briefe angelegen sein [7]). Zu wiederholten Malen berichtet er darüber seinen Freunden, und allem Anschein nach hat ihn dies Geschäft manche Jahre hindurch in Anspruch genommen. Eine gute Anzahl von Briefen verbrannte er, so diejenigen, welche, an Simonides und

[1]) Var. Ep. 4 (Fracassetti III, 314). — Append. Litt., Epist. 8 (ebenda III, 532). Hier führt Petrarca Klage, daß sein Bote an der Durance angefallen und um eine „Capsula gravissimis et suavissimis litteris referta“ erleichtert wurde.

[2]) Fam. VIII, 5 (Frac. I, 431).

[3]) Vergl. die Klagen über den Verlust von Briefen Fam. V, 16 und 17 (Frac. I, 292, 293).

[4]) Senil. II, 4 (Frac. II, 152).

[5]) Senil. XVI, 3 (Frac. II, 473).

[6]) Senil. XVII, 3 (Frac. II, 563).

[7]) Man vergl. betreffs der Ordnung und Chronologie der Briefe die Abhandlung Georg Voigt's Die Briefsammlungen Petrarca's und der venetianische Staatskanzler Benintendi (in Abhandlung der III. Classe der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. München 1883. XVI, 3, S. 1—102).

Lälius gerichtet, ihre Adressaten als Leiche fanden und uneröffnet an Petrarca zurückgelangten. „Diese traurigen Boten," schreibt er an Boccaccio, „warf ich als Opfer an die theuren Manen in die Flammen." Andere wünschte er der Nachwelt nicht zu überliefern, sie gingen denselben Weg: man nimmt gewöhnlich — wie mir scheint, ohne hinreichenden Grund — an, daß sich darunter alle diejenigen Briefe befunden hätten, in welchen der Dichter seiner Liebesverirrungen Erwähnung gethan hatte. Von den übrigen veranstaltete er zunächst eine Sammlung der „Familiares epistolae" (so nennt er sie selbst Fam. III 19), also der an Freunde gerichteten, welche er zwischen 1359—1361 zusammenzustellen begann, und die er seinem Freunde Sokrates, d. i. Ludwig von Kempen, zu widmen gedachte. Aber Sokrates starb im Mai 1361, und dieser Todesfall scheint Petrarca Anlaß gewesen zu sein, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen; vielleicht ist auch, wie Koerting meint, durch einen Zufall die Sammlung wieder aufgelöst oder vernichtet worden. Einige Jahre später (um 1365) sehen wir ihn wieder mit dieser Aufgabe befaßt; er schreibt an Boccaccio, daß er nunmehr mit der eben an ihn abzusendenden 350 Episteln zusammengebracht habe. Diese Zahl stimmt ungefähr zu den 347 der Fracassetti'schen Ausgabe, so daß wir annehmen dürfen, daß wir diesen Theil des Carteggio's, die an die Freunde gerichteten Briefe (erste Sammlung), im Ganzen vollständig besitzen. Die Eintheilung derselben in vierundzwanzig Bücher wird bereits kurz nach des Dichters Tode durch Sicco Polentone erwähnt; sie dürfte also von Jenem selbst herrühren. Im Ganzen sind die Briefe in eine gewisse — keineswegs streng — chronologische Ordnung gebracht; nur das vierundzwanzigste Buch mit den an Celebritäten der Vergangenheit gerichteten imaginären Schreiben macht hiervon eine Ausnahme.

Schon ehe diese Collection einen endgültigen Abschluß erhielt, offenbar seit 1361, hatte Petrarca beschlossen, eine zweite Sammlung anzulegen, welche die „Altersbriefe" (Epistolae de rebus senilibus; er selbst nennt sie Seniles I 3) umfassen sollte, die er seinem anderen Freunde Simonides (d. i. dem Florentiner Propst Francesco Nelli) zueignen will. Diese Sammlung ist, jedenfalls auch durch Petrarca selbst, in 17 Bücher eingetheilt, welche im Ganzen 124 Briefe enthalten.

Der dreizehnte Brief des vierundzwanzigsten Buches der „Familiares" ist eine an Sokrates gerichtete Dedication, die Petrarca ohne Zweifel schon vor Fertigstellung der Sammlung niedergeschrieben hatte, denn sie wendet sich noch an den Lebenden, während, wie bemerkt, Sokrates schon 1361, vor Abschluß der Arbeit, aus diesem Leben geschieden war. In diesem Briefe erklärt der Verfasser, er habe eine Anzahl ihres Umfangs wegen nicht mehr in diesen Band hineinpassender Briefe abgetrennt und außer der chronologischen Ordnung in einem eignen Volumen vereinigt, während die künftig zu schreibenden „Altersbriefe" wieder einen eignen Band bilden sollten. Mit jenem zweiten Volumen kann nur das der „Variae" gemeint sein, eine kleinere Sammlung, welche in der Lyoner Ausgabe von 1601 39, in der Fracassetti'schen 65 Nummern ausmacht. Dazu ist nun freilich zu bemerken, daß einige dieser Nummern sich auch in den „Familiares" finden, während andere sicher mit Unrecht Petrarca

zugeeignet sind. Daß schon zu seinen Lebzeiten unter seinem Namen gefälschte Briefe in Umlauf waren, sagt und beklagt der Dichter selbst in einem Briefe an Lälius (Sen. II 4). Von den von Fracassetti aufgenommenen halte ich zehn für unecht oder zweifelhaft. Auch von den acht im Appendix von Fracassetti gebotenen Briefen ist der dritte nicht von Petrarca, sondern von Lombardo de Serico. (Sen. XV 3.) Endlich finden sich unter der Ueberschrift Epistolae sine titulo zehn Briefe vereinigt, von denen einige bereits den „Familiares" einverleibt waren. In einer Vorrede zu dieser Collection erklärt der Verfasser, er verschweige die Namen der Adressaten absichtlich, um ihnen keine Unannehmlichkeiten zu bereiten; denn diese Epistolae sine titulo richten sich gegen die Curie in Avignon und enthalten allerdings so scharfe Angriffe, daß Fracassetti sie „als eines katholischen und verständigen Mannes unwürdig" nicht abdrucken wollte. Zählen wir die 347 „Familiares", die 124 „Seniles", die etwa echten 55 „Variae" und 7 des „Appendix", endlich ca. 8 der „Sine titulo" zusammen, so ergibt sich eine Gesammtzahl von ungefähr 540 Briefen. Damit stimmt nun allerdings nicht ganz zusammen, daß Petrarca in einem kurz vor seinem Tode, wahrscheinlich 1374, geschriebenen Brief (Sen. II 3) an Francesco da Siena berichtet, er habe über vierhundert Briefe, und zwar nicht kurze, sondern meist ausführliche, die er zu verschiedenen Zeiten an Bekannte und Unbekannte gerichtet, in zwei dicken Bänden vereinigt und über tausend andere, weil er keinen Platz für sie gehabt, beseitigt[1]). Wie viele er schon vorher zerstört hatte, weiß Niemand. Jedenfalls aber ist ersichtlich, daß das halbe Tausend von Briefen, welche auf uns gekommen sind, nicht einmal die Hälfte der von ihm einst geschriebenen ausmacht.

Nur uneigentlich zählen zu den Briefen die poetischen Ergüsse, welche Petrarca zu Ende seines Lebens unter dem Titel Epistolae poeticae sammelte und seinem Freunde Barbatus von Sulmo dedicirte. Sie werden in unserer Darstellung nur nebenbei berücksichtigt werden.

An einer irgend welchen billigen Ansprüchen entsprechenden Gesammtausgabe von Petrarca's Schriften fehlt es immer noch. Die alten Venezianer Editionen von 1501 und 1503, ebenso die Basler von 1541, 1554 und 1584 geben weder sämmtliche Werke[2]), noch bieten sie durchweg einen nur einigermaßen sauberen Text. Italien hat hier noch eine Ehrenschuld an seinen größten Lyriker wie an die gesammte gelehrte Welt abzutragen. Nachdem von den großen Autoren des Landes Galilei eine gewissermaßen officielle Gesammtausgabe erlebt hat, von Dante endlich eine kritische Edition Seitens der italienischen Dantegesellschaft vorbereitet wird, kommt hoffentlich auch bald die Zeit, wo man uns Petrarca in einer würdigen Gestalt bietet. Bis dahin wird man, was die Briefe anlangt, sich mit den Arbeiten Fracassetti's begnügen müssen, welche, wenn auch weder im Text noch in den Noten überall

[1]) Vergl. auch die Praefatio zu den Famil. (Frac. t. 15: „mille vero amplius . . . . . Vulcano corrigenda tradidi").

[2]) So sind die Viri ill. erst 1874 durch Razzolini, schlecht genug, im Originaltext publicirt worden. Vergl. jetzt P. de Nolhac, Le „De Viris illustribus" de Pétrarque Paris 1890.

vollkommen, jedenfalls einen großen Fortschritt bezeichnen und ihrem Urheber den aufrichtigen Dank aller Petrarcafreunde sichern[1]).

Es erhebt sich, ehe wir weitergehen, die Frage, ob wir Petrarca's Briefe, so wie er sie ursprünglich schrieb, oder umgearbeitet besitzen. Die Originale, wie sie für die Adressaten bestimmt waren, sind leider nicht auf uns gekommen. Sie sind uns vielmehr in Handschriften (Fracassetti I, S. XXIII zählt deren 43 auf) überliefert, welche alle auf des Dichters eigenhändige Zusammenstellung zurückgehen. Er selbst aber bestätigt in der Vorrede zu den „Familiares", daß er die Briefe nicht bloß stylistisch überarbeitet, sondern auch Manches weggelassen habe, was seiner Zeit, als sie geschrieben wurden, ein actuales Interesse hatte, nun aber dem Leser nur lästig sein könne.

Die Form der Briefe ist auch vielfach ungleich. Manche dieser Schriftstücke stellen, wie gesagt, ganze Abhandlungen dar; einzelne sind officielle Auslassungen (wie das Beileidschreiben an den Klerus von Padua aus Anlaß des Todes des Bischofs, Fam. XV 13), die einen feierlich getragenen Ton zeigen und nicht selten durch die Kälte ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks überraschen. Bei anderen sieht man, daß ein inneres Bedürfniß Petrarca zum Schreiben geführt hat. So, wenn er mit von Kälte erstarrten Händen mitten unter den Nöthen des Krieges schreibt (Sen. XIII 10). Manchmal notirt er selbst, der Brief sei in Eile (festinanter valde, Var. 44) hingeworfen. Er strebt angeblich, wie er Nelli gegenüber behauptet, nicht nach Eleganz, aber man wird gut thun, diese Angabe nicht allzu wörtlich zu nehmen. Denn das Briefschreiben ist ihm, wenigstens in seinen guten Tagen, ein Bedürfniß. Schreibt er doch an Simonides, er könne das Briefschreiben erst lassen, wenn er das Leben lasse[2]). Demgemäß hat die ganze Correspondenz den Charakter von, ich will nicht sagen, etwas Gemachtem, wohl aber den einer sorgsam gepflegten und wie ein Kunstwerk behandelten Arbeit. Seltener, als man es wünschte, überläßt sich der Schreiber dem Ausbruch einer natürlichen, einfachen Empfindung. Nur zu oft, namentlich in den politischen Schreiben (wie in den Briefen an Kaiser Karl IV., vgl. Fam. XIX 4 u. a.), herrschen Phrasen vor, die wir zum guten Theil den von Petrarca bewunderten Vorbildern des Alterthums, Cicero und Seneca, auf Rechnung zu setzen haben. Die Rhetorik spielt eine Rolle, für die uns heute, Gott sei Dank, der Geschmack gänzlich abhanden ge-

[1]) Joseph Fracassetti gab (Florenz, Le Monnier 1859—1863) zunächst die „Familiares" (darunter 128 bisher unedirte) heraus, zu welcher Ausgabe noch ein nach des Verfassers Tode herausgegebener Band Anmerkungen (In Epp. Fr. P. Admotationes, Firmi 1890) gehört, den selbstverständlich weder Geiger noch Koerting kannten. Fracassetti hat weiter diese Briefe ins Italienische (Lettere delle cose familiari volgarizzate etc., Firmi 1863—1867, 5 voll.) übersetzt und dieser Ausgabe wieder dieselben, ins Italienische übertragenen Noten beigegeben. Endlich übersetzte und commentirte er auch die Seniles (Lettere senili di Fr. P., volgarizzate e dichiarate con note, Fir. 1869—70, 2 voll.). Von den älteren Ausgaben ist am handlichsten diejenige von Lyon (Lugduni, apud Sam. Crispinum) 1601, welche die Ep. Famil., Var., sine titulo, ad quondam ex veteribus illustriores, leider aber nicht die Seniles enthält.

[2]) Welches Gefallen er an seinen eigenen Briefen fand, zeigt Fam. V. 17 (Frac. I, 296): „Tantum illud teneo, dulcem mi huisse dum scriberem, dulciorem dum legerem, amarissimum dum recordor" (der Brief war verloren gegangen).

kommen ist, und die uns an einzelnen Stellen, wie in den Trostbriefen, namentlich in dem berühmten über den Sturz des Hauses Colonna, unangenehm berührt, so daß man sich fragt, ob der Verfasser irgend einer echten und warmen Empfindung fähig gewesen sei. Aber Petrarca kann auch natürlich und warm sein, und man würde ihm Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er gehe stets auf Stelzen. Welch' ein schöner, scherzhafter Brief ist z. B. derjenige an seinen Bruder Gerhard, wo er über seine eigene Bücherwuth lacht, und wie graciös ist die Epistel an den Bischof Filippo von Cavaillon, ein mitten in stürmischer Nacht verfaßtes Begleitschreiben zu einer Sendung, die aus einem Fisch, einem Vogel und einer der Epistolae sine titulo besteht, oder die an Guiglelmo de Pastrengo, welche die Freuden der Gastfreundschaft athmet, und Anekdoten, wie sie auch heute noch zeitgemäß, von dem Krieg der Pisaner und Florentiner (Sen. XIII 17). Gewiß, hätte Petrarca seine Freundesbriefe in der Volkssprache statt lateinisch geschrieben, sie wären unendlich viel mehr werth, und sie würden in ganz anderer Weise den liebenswürdigen, sinnigen, sprudelnden Geist eines Mannes abspiegeln, dessen persönlicher Verkehr von den Besten einer ganzen Nation gesucht, dessen Unterhaltung als ein wahres Gut angestaunt, als etwas Köstliches von weiter Ferne aus aufgesucht wurde.

Petrarca ahnte offenbar nicht, welch' Ruhmesblatt er als Schriftsteller verwelken ließ, indem er für seine Correspondenz statt der Sprache seiner Liebeslieder die lateinische wählte. Er folgte freilich dem Zuge der Zeit; hat doch noch selbst Marsilio Ficino, ein Jahrhundert später, lateinisch correspondirt: so wollte es die Mode für den Gelehrten; nur so ein ungelehrtes Kind, wie Caterina von Siena, durfte die Mit- und Nachwelt mit einem so köstlichen Epistolario in der Sprache des Volkes beschenken. Bei Petrarca kam, wie wir sehen werden, noch die ganze helle Begeisterung des Humanisten hinzu: die sieghafte Gewißheit, daß er zum ersten Male, fast nach einem Jahrtausend, im Stande sei, auf dem Instrument der alten Römersprache mit Virtuosität zu spielen und ein Latein zu schreiben, wie es das ganze Mittelalter nicht gekannt. Freilich noch lange kein classisches, wie es die Neolatiner des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die Muret und Perpinian, verstanden: aber eines überaus gewandten, jedem Gedanken dienenden, ihn nirgend im Stiche lassenden Lateins, dessen fühlte sich Petrarca sicher, und das wird ihm auch heute kein Schulmeister abstreiten wollen.

Mit diesem Regreß auf das Alterthum hängt bei Petrarca eine Formalität in der Anrede seiner Adressaten zusammen, die nicht unerwähnt bleiben mag. Bekanntlich haben die alten Culturvölker weder im mündlichen noch im schriftlichen Verkehr sich einer anderen Anrede als des „Du" bedient. Perikles und Augustus, die doch vornehme Herren waren, der Menschensohn in seiner Hoheit und Demuth kamen mit dieser Titulatur aus und begnügten sich mit ihr. Nach den Tagen Domitians begann man den Imperator mit Dominus zu begrüßen; aber es dauerte doch noch lange, bis zu den letzten Stunden des zusammensinkenden Römerreiches, ehe der Plural in der Anrede sich einbürgerte, den wir dann in den Correspondenzen der merovingischen Zeit, Fürsten und Bischöfen gegenüber, schon durchaus üblich finden. Das Mittelalter hat im

Allgemeinen diese Uebung beibehalten, und es haben sich so in den verschiedenen Sprachen Europa's die Anredeformeln entwickelt, welche, bei Licht besehen, weder mit der Grammatik noch mit dem guten Geschmack vereinbar sind und im Grunde so wenig wie Cylinder und Frack zu den glücklichsten Erwerbungen unserer Hypercultur gehören. Petrarca empfand die Unnatur der Anrede im Plural, und er spricht sich darüber mehrmals eingehend aus: so Var. 32 und Senil. XVI, an welch' letzterem Orte er dem Secretär des Papstes gegenüber sich entschuldigt, daß er ihn mit „Du" anredet: Kaisern und Päpsten gegenüber thue er desgleichen. Es ist meines Wissens das einzige Mal in der gesammten Literatur des Mittelalters, daß dieser Gegenstand principiell angefaßt wird. Nur zwei Mal findet sich, daß der Dichter sich hinsichtlich dieses Punktes untreu geworden ist: in den zwei Briefen an Albornoz und Giov. Barili, die er beide mit magnificentia vestra anredet, vermuthlich, weil er ihnen ferne stand und nicht wußte, wie sie seine Vertraulichkeit aufnehmen würden [1]).

Ueber den Inhalt seiner Briefe äußert sich Petrarca selbst in der Vorrede zu denselben.

„Vieles," schreibt er da (an Sokrates), „wirst Du hier finden, was ‚familiariter' Freunden gesagt ist, wie Dir; dann spreche ich von öffentlichen und privaten Geschäften, weiter von meinen Leiden und Schmerzen, wozu nur zu oft Anlaß vorlag, oder von anderen Dingen, wie es der Zufall mit sich brachte. Ueberhaupt aber hatten meine Briefe nur die Absicht, die Freunde mit meinem Seelenzustande und dem, was es sonst etwa Interessantes gab, bekannt zu machen."

Dem entsprechend erfahren wir aus den Briefen, was der Dichter den Freunden und der Nachwelt mitzutheilen für gut fand, sei es über seine eignen Geschäfte, seine Herkunft, Familie, seine äußeren Verhältnisse, seine Gesundheit und seine Krankheiten, seine Vermögenslage, seine Lebensweise; wir erfahren von dem Temperament und Charakter des Dichters; von seinen Studien und seinem Wissen, von seinen Reisen im In- und Ausland; er gibt uns sein Urtheil über Nationen und Menschen, malt uns die Städte und Länder, die er gesehen; seine liebe Vaucluse, wo er die glücklichsten Tage seines Daseins zugebracht; er spricht von der Politik des Kaisers und der der italienischen Fürsten und Republiken; er richtet in politischen und kirchenpolitischen Dingen wichtige Sendschreiben an geistliche und weltliche Herren, an die Dogen von Genua und Venedig, an mehr als einen Papst. Die Briefe vervollständigen das Bild, welches wir uns von Petrarcas ästhetischem Empfinden, seinem Kunsturtheil, seinem Einfluß auf das erwachende Naturgefühl des Quattrocento, an der Hand seiner poetischen Leistungen, zu entwerfen im Stande sind; sie lehren uns sein Verhältniß zu Dante, zu seinen Zeitgenossen und Freunden, insbesondere zu Giovanni Boccaccio kennen. Sie drängen uns die Frage auf, wie es um die Realität der vielbesungenen Laura steht, und was wir von den seltsamen

[1]) Den Brief an Albornoz unterzeichnet Petrarca gegen seine Gewohnheit, mit Devotus vester Franciscus Petrarca, se si quid est, was mir die Echtheit etwas verdächtig macht. Sonst unterschreibt Petrarca die Briefe nicht, sondern überschreibt sie nach antiker Sitte: Franciscus Petrarca Stephano Columnae s. d. p. u. A.

und vielberufenen „Bekenntnissen" des Dichters zu denken haben. Wir gewinnen endlich aus der Lectüre derselben mannigfachen Einblick in die moralphilosophischen Ansichten und Lebensanschauungen des Verfassers, in seine Stellung zu den Generationen, die ihm vorangegangen, und denjenigen, welche auf ihn folgten. Damit haben wir die Gesichtspunkte angegeben, nach denen sich unsere Betrachtung der Correspondenz gliedern wird.

II.

Der Fracassetti'schen Ausgabe der „Freundesbriefe" ist die berühmte Autobiographie Petrarca's vorgesetzt. Dies Schriftstück, welches sich an die Nachwelt richtet („Franciscus Petrarca posteritati salutem"), hat keine äußere Beziehung zu den „Familiares", deren Praefatio an Sokrates gerichtet ist, und deren Zusammenstellung lange vor Abfassung der Epistola ad Posteros fällt. Der Dichter mag sich seit wenigstens 1355 mit dem Gedanken an eine Selbstbiographie getragen haben; sicher ist, daß er erst in den letzten Jahren seines Lebens der Verwirklichung dieser Absicht näher trat. Denn die Epistola ad Posteros erwähnt den 1370 eingetretenen Tod des Papstes Urban V.; die Erzählung seines Lebens bricht Petrarca aber mit der nach Ermordung seines Gönners, Jacopo da Carrara (1350, Dec. 21.) unternommenen Reise nach Frankreich ab (er kam am 26. oder 27. Juni 1351 wieder in Vaucluse an). Der unvollendete Zustand des Berichtes läßt vermuthen, daß seine Redaction in die allerletzten Lebenstage des Dichters fällt, und daß der Tod ihn an der Vollendung eines Werkes gehindert hat, welches in seiner Art bis dahin immerhin einzig dastand. Unrichtig ist freilich, daß, wie Herr Koerting (S. 37) meint, Petrarca der Erste seit den Tagen des Alterthums gewesen sei, welcher durch seinen „Brief an die Nachwelt" die Verewigung der eigenen Persönlichkeit angestrebt habe. Und noch unrichtiger ist es, wenn er hinzufügt: „So bildet die „Epistel an die Nachwelt" einen Markstein in der Geistesgeschichte der Menschheit; sie kennzeichnet scharf und bestimmt die Scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit. Ihr Verfasser aber ist der erste moderne Mensch."

Als Koerting dies schrieb, übersah er offenbar, daß uns bereits Abälard eine „Historia calamitatum suarum" hinterlassen hat; und zu dem „ersten modernen Menschen" darf doch angemerkt werden, daß sowohl der Freund Heloissa's als Roger Baco dem philosophischen Denken der Neuzeit unendlich viel näher stehen, als unser Messer Francesco. Aber auch abgesehen von diesen Vertretern der philosophischen Speculation wäre noch an Dante zu erinnern. Man mag über den geschichtlichen Charakter der in der „Vita nuova" erzählten Vorgänge denken, wie man will; selbst wenn man dieselben nur als rein idealistische gelten läßt, so kann nicht geleugnet werden, daß hier der erste Versuch gemacht ist, in einer in der Volkssprache geschriebenen Erzählung gewissermaßen die gesammte Nation zum Zeugen eines Stückes eigner Seelengeschichte zu machen. Das war an sich ganz neu und unerhört. Damit allein ging Dante über das ganze Mittelalter hinaus. Und nun vollends die „Divina commedia!" Ist sie von Anfang bis zu Ende etwas Anderes denn der großartigste Versuch, ein ungeheures seelisches Begebniß zu schildern, dessen Objectivirung und

poetische Ausgestaltung das Beste und Edelste des modernen Geistes ahnend vorwegnimmt? Man tritt in die Divina Commedia ein, wie in einen wunderbaren, köstlichen Wald. Die Scenerie ist noch die mittelalterliche, die Bäume und Felsen sind noch die nämlichen, unter und zwischen denen Sanct Bernhard und Franciscus gewandelt; aber ein geheimnißvolles Rauschen erhebt sich; ein neuer, gewaltiger Wind bringt Kunde von bisher unbekannten Ländern. Er kommt nicht von den glücklichen Inseln, von denen die mittelalterliche Welt geträumt — ach, sie bestanden nur in der Einbildungskraft jener jugendlichen Völker —, aber er ist über eine große, mächtige See gegangen, deren Tiefe von wilderen Kämpfen bewegt wird, als Alterthum und Mittelalter kannten; er bringt die erste Kunde von der Neuzeit und jener Entdeckung des innern Menschen, mit der sie sich einleitet. Mit dem Subjectivismus im Erkennen, Wollen, Empfinden Dante's hängt die gesammte Entwicklung der modernen Kunst und Poesie — Petrarca zunächst — zusammen. Dante ist der Vater des politischen Gedankens, der in Macchiavelli, Sarpi, endlich in Gioberti und Cavour Gestaltung gewinnt; wir Alle, die wir erfüllt sind von der Idee des modernen Staates als des höchsten nationalen und ethischen Kunstwerkes — sind wir nicht seine Söhne und Nachkommen? Ich weiß nicht, ob Bismarck jemals die „Monarchia" gelesen; sicher ist, daß der Geist Dante's über ihm ruhte, als er den Traum seiner eignen Nation zur Wahrheit machte. Nicht Petrarca, sondern Dante ist darum der erste „moderne Mensch", trotz seines mittelalterlichen Costüms, und wer das nicht aus ihm herausgelesen, der hat nichts von der „Divina Commedia" und der „Monarchia" verstanden.

L. Geiger hat seiner Petrarcabiographie eine Uebersetzung der „Epistola ad Posteros" vorausgeschickt. Ich werde die Abhandlung darum nicht noch einmal übersetzen; aber sie bildet doch eine zu eigenartige und geschickte Einleitung zu allem Folgenden, als daß ich nicht den wesentlichen Inhalt derselben glaubte vorlegen zu müssen.

„Ein sterblicher Mensch," spricht der Dichter zu den nach ihm Lebenden, „war ich, von euerer Herde; nicht von großer, aber auch nicht von gemeiner Herkunft, vielmehr von alter Familie. Von Hause aus war ich von nicht übler Veranlagung, doch hat Gewohnheit und Beispiel meine Natur geschädigt. Die Jugend betrog mich, das Mannesalter züchtigte, das Greisenalter besserte mich . . . In meinen jüngeren Jahren war ich zwar nicht sehr kräftig, aber wohl sehr gewandt; ich rühme mich keiner besonders schönen Gestalt, doch mochte ich in früheren Jahren wohl gefallen; ich hatte lebhafte Farbe, der Teint spielte vom Weißen ins Graue; meine Augen sind lebhaft und sahen lange sehr scharf, bis ich später, nach dem sechzigsten Lebensjahre, unerwarteter Weise genöthigt war, zur Brille zu greifen [1]). Mein Körper war sonst sehr gesund, jetzt hat ihn das Alter und in seinem Gefolge ein Heer von Krankheiten befallen.

„Von ehrbaren Eltern, die aus Florenz stammten und, eher dürftig als reich, jetzt aus ihrer Vaterstadt verbannt waren, kam ich, im Exil, zu Arezzo zur Welt, 1304, an einem Montag, frühmorgens am 20. Juli. Reichthümer habe ich stets verachtet, nicht als ob ich nicht gerne reich gewesen wäre, sondern weil mir die Mühe und Sorge lästig war, die Reichthum mit sich führt. Auch die Freuden der

[1]) Unbegreiflicher Weise liest Herr Koerting S. 156, Anm. 1 gerade das Gegentheil aus dieser Stelle heraus.

Tafel ließen mich gleichgültig; bei bescheidenem Haushalte und gewöhnlichen Speisen lebte ich fröhlicher als alle Jünger des Apicius mitten unter den köstlichsten Gerichten. Feind des Einladens und des Eingeladenwerdens zu zwecklosen Gastmählern, war es mir dagegen größte Freude, mit wenigen Freunden zusammen zu speisen, freute mich aufrichtig, wenn sie ungebeten kamen, und vermied es womöglich, ohne Genossen zu essen. So war ich auch in alleweg ein Gegner jeden Prunkes ... In meiner Jugend war ich einer heftigen, aber nur einer einzigen und zwar ehrbaren Liebesleidenschaft unterworfen, die mich noch länger hätte leiden lassen, wäre sie nicht, schon dem Erkalten nahe, durch den mir herben aber nützlichen Tod der Geliebten ausgelöscht worden. Ich wünschte, sagen zu dürfen, daß ich mich von sinnlichen Ausschweifungen stets ferne gehalten; ich kann es nicht, ohne zu lügen. Indessen darf ich behaupten, daß ich, trotz der noch andauernden Jugendgluth und der Zuneigung meiner Natur zu diesem Excess, im Geiste doch immer die Niedrigkeit jener Lüste verabscheute. Gegen mein vierzigstes Lebensjahr hin, wo doch noch Leidenschaft und Kraft genug übrig war, habe ich dann nicht bloß jeder sinnlichen Lust, sondern auch dem Gedanken daran so entsagt, als hätte ich nie ein Weib angeschaut. Und das rechne ich zum Glücklichsten, was mir begegnete, und danke Gott dafür, daß er mich noch gesund und stark doch von jener niedrigen und mir stets verhaßten Knechtschaft der Sinnenlust befreit hat. Ich gehe zu Anderem über. Den Stolz empfand ich in Anderen, nicht in mir; ja, unbedeutend, hielt ich mich stets noch für geringer als ich war. Mein Zorn hat mir selbst wohl manchmal geschadet, Anderen nie. Nach edler Freundschaft habe ich alle Zeit gestrebt und sie aufs Treueste gepflegt. Leicht erregbar, vergaß ich doch auch leicht Beleidigungen und blieb für Wohlthaten dankbar. Fürsten und Könige beehrten mich in einem Maße mit ihrer Freundschaft, die den Neider erwecken mußte; mit Manchen derselben stand ich so, daß der Standesunterschied ausgeglichen schien, und mir ihr Vorweg wohl Vortheile, aber keine Widerlichkeiten eintrug. Von Vielen aber zog ich mich trotz meiner Neigung zu ihnen aus Liebe für meine Freiheit zurück.

„Meine geistige Veranlagung war mehr für ruhige Betrachtung als scharfe Polemik angethan; zu jedem guten und nützlichen Studium war ich aufgelegt, namentlich aber für moralphilosophische und dichterische Beschäftigung disponirt. Mit zunehmendem Alter ließ ich letztere mehr bei Seite und erfreute mich an theologischen Studien, deren früher verachteten Reiz ich jetzt kennen lernte, während mir die Poesie nunmehr nur ein Schmuck meiner Mußestunden wurde. In ganz einziger Weise aber lebte ich der Erforschung des Alterthums, denn diese heutige Generation hat mir stets mißfallen, und zwar so sehr, daß nur die Liebe zu den mir theuren Personen hier den Wunsch in mir unterdrücken konnte, lieber in jedem anderen Zeitalter geboren worden zu sein. So strebte ich wenigstens mich in Gedanken möglichst dem meinigen zu entrücken. Gerne las ich die Geschichtschreiber, wenn mich auch ihre geringe Uebereinstimmung unangenehm berührte ... Man rühmte mir eine klare und mächtige Redeweise nach: mir schien mein Vortrag schwächlich und dunkel."

Petrarca erzählt nun weiter, wie er sein erstes Lebensjahr in seiner Geburtsstadt Arezzo, die sechs folgenden auf einem Landgütchen der Eltern in Ancisa, etwa zwei Meilen von Florenz, zugebracht, dann nach Aufhebung der Verbannung seiner Mutter bis zum achten Jahre in Pisa lebte und endlich mit den Eltern nach jenseits der Alpen an die Rhone nach Avignon kam, „wo der römische Pontifex die Kirche Christi in nur zu langem, schmählichem Exile festhält", wenn auch vor Kurzem Urban V. sie für einen Augenblick nach Rom zurückführte. In Avignon verbrachte er dann seine Jünglingszeit, doch nicht ohne Unterbrechungen, da er zwischendurch vier Jahre lang in Carpentras

Grammatik, Dialektik und Rhetorik studirte. Vier andere Jahre widmete er in Montpellier dem Studium der Rechte[1]), das er dann drei Jahre lang in Bologna fortsetzte; Viele glaubten ihn nun für eine große juristische Laufbahn berufen, während er selbst, von diesem Studium angewidert, es gänzlich aufgab, um sich ausschließlich dem des römischen Alterthums hinzugeben. Zweiundzwanzigjährig kehrte er nach Avignon zurück, wo er seinen Umgang bald von angesehenen Männern gesucht sah. Insbesondere kostbar war für ihn die Verbindung mit dem großen Hause der Colonna, aus welchem Giacomo Colonna, Bischof von Lombez, ihm ein ganz einziger Freund wurde. Bei ihm brachte er, am Fuß der Pyrenäen, einen köstlichen Sommer zu; zurückgekehrt, lebte er in gleicher Innigkeit mit Giovanni Colonna, dem Cardinal. Nun erwachte seine Reiselust, die ihn nach Frankreich und Deutschland führte, Paris und dann Rom und in Rom das Haupt der Colonneser Familie, den großen Stefano, kennen lehrte. Der Widerwille gegen Avignon führte ihn dann in die Einsamkeit der zwei Meilen (15000 Schritte) von der Stadt gelegenen Vaucluse, wo die Königin aller Quellen, der Sorgue, entspringt, wohin er dann m seinen Büchern übersiedelte und die schönsten Jahre seines Lebens, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, zubrachte. Hier entstanden die bukolischen Dichtungen, die beiden dem Bischof Philipp von Cavaillon gewidmeten Bücher über die Einsamkeit; hier faßte er den ersten Gedanken seiner Africa. Petrarca erzählt dann weiter seine Dichterkrönung in Rom, die ihn mit dem König Robert von Neapel in nähere Beziehung brachte, im Uebrigen aber viel mehr Neid als neue Erkenntniß zubrachte. Er kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß diese Krönung eine etwas verfrühte Sache war. Er spricht dann von seinem Aufenthalt in Parma, seiner Rückkehr nach Vaucluse in seinem vierunddreißigsten Jahre, dem abermaligen Verweilen in Parma, in Verona, endlich in Parma, wo er sich der Protection des Tyrannen der Stadt, Jacopo's von Carrara, erfreute, der ihn, als Cleriker, auch mit einem Canonicat in Padua bedachte, der aber, nachdem der Dichter zwei Jahre bei ihm gelebt, durch einen jähen Tod ihm und dem Vaterland entrissen worden. Obgleich des Verstorbenen Sohn und Nachfolger ihm ebenfalls alles Wohlwollen geschenkt, habe er doch den Hingang des ihm mehr gleichaltrigen Vaters nicht verschmerzen können und sei nun wieder nach Frankreich zurückgekehrt, nicht sowohl, um tausendmal Gesehenes wieder zu sehen, als vielmehr, um nach Art der Kranken durch Ortsveränderung das innere Uebel zu beschwören.

Hiermit bricht die Darstellung ab. Sie wird aber, ganz abgesehen von den zahlreichen, gelegentlichen Notizen, welche vielen Briefen eingestreut sind, wesentlich durch eine Anzahl der Senilien ergänzt, welche man als eigentlich autobiographische Berichte bezeichnen kann. In dem Briefe an seinen alten Freund, den Erzbischof Guido von Genua, ruft er die Erinnerung an die gemeinsamen Studien in Carpentras, Bologna u. s. f. zurück, spricht dann ein

[1]) Es ist bezeichnend für die damaligen Universitätsstudien, daß Petrarca, kaum zwölf Jahre alt, bereits zum juristischen Studium nach dem Mons Pessulanus geschickt wurde (Fam. X, 4). Man darf hier gar nicht den Maßstab unseres heutigen Gymnasial- und Universitäts-Studienplans anlegen.

gehend von seinen Reisen, von der Vaucluse, von Avignon, von Paris; von seinen Schicksalen in Neapel und Rom, von der Pest, die Italien verheerte, und dem großen Erdbeben, das er in Verona erlebte, das auch Basel heimsuchte und am Rhein mehr als achtzig Burgen zerstörte, worüber er einen nunmehr verlorenen Brief an den Erzbischof Johann von Prag geschrieben. In dem artigen Schreiben an Giovanni von Arezzo erzählt er nicht ohne Befriedigung, wie ihn bei einem Besuche in Arezzo (auf dem Rückwege von Rom 1350) die Bürger der Stadt zu dem Hause geleitet hätten, wo er das Licht der Welt erblickt, und wie der Magistrat von Arezzo darauf halte, daß dieses Haus unverändert erhalten bleibe. Er bezeichnet auch genauer die Lage dieser Wohnung in dem Orto genannten Stadttheil, wo so eine schlechte Frucht, wie er sei, zur Welt kam. Auch der 1374 geschriebene Brief an Luca della Penna macht ausführliche Mittheilungen über Petrarca's Studien und Reisen, über seine Beziehungen zu den Colonna, zur Curie u. s. f. Wichtig ist ferner das Schreiben an Boccaccio, nicht bloß wegen der Nachrichten über Petrarca's Legationen, sondern namentlich auch wegen derjenigen über sein Denken und Treiben als Schriftsteller, über die Bitterkeiten, die ihm aus der verfrühten Krönung in Rom erwuchsen, auch wegen der fast einzig in den Briefen dastehenden Andeutung auf seinen Liebeskummer und des Urtheils über sich selbst und seinen Werth als Dichter und Prosaiker, in welcher Hinsicht ihn Boccaccio dicht neben Virgil und Cicero gesetzt hatte. Gelegentlich erfahren wir noch Anderes aus Petrarca's früherer Jugend. So erzählt uns sein Widmungsbrief an Sokrates von der schweren Geburt, der er das Dasein verdankte; wie er lange Zeit leblos dagelegen, und somit der Tod schon über der Schwelle seines Lebens schwebte; wie er dann, sieben Monate alt, durch ganz Toscana bis nach Pisa getragen wurde: ein starker junger Mensch hielt das Kind in einem Leintuch eingewickelt, wäre aber auf der Reise bei einem Uebergang über den Arno durch einen Sturz des Pferdes beinahe sammt seiner zu so großer Berühmtheit bestimmten Last ertrunken. Schade, daß Alexander Dumas diesen Vorgang nicht gekannt hat, als er, um die Florentiner wegen seines Dictums [1]) über den Arno zu beschwichtigen, die drei Fälle aus der Geschichte aufzählte, wo dieser hochberühmte Fluß Wasser genug führte, um gefährlich zu werden. Den Bruder Gherardo erinnert dann Petrarca scherzweise an die Zeiten, wo sie beide als junge Elegants die Straßen von Avignon unsicher machten, an ihre Sorge um Toilette und Frisur — eitler Kram, sagt er, aber die wichtigste Angelegenheit in der Tagesordnung der Jugend, die auf der großen Brücke vor dem päpstlichen Palast in Avignon flanirte, etwas anders kostümirt, als die Boulevardiers von heute, und doch in nichts Wesentlichem von ihnen verschieden.

Zu den autobiographischen Notizen Petrarca's zählen schließlich noch gewisse Eintragungen in Handschriften, von denen ein Theil seit längerer Zeit bekannt ist, ein anderer erst jüngst zur Kenntniß des Publicums gelangte. Die berühmte Virgilhandschrift Petrarca's in der Ambrosianischen Bibliothek

[1]) A. Dumas, La Villa Palmieri, p. 83.

zu Mailand enthält eine Anzahl kurzer Aufzeichnungen über den Tod von dem Dichter nahestehenden Personen: so wird, mit dem Ausdrucke schmerzvoller Empfindung, des Hintrittes von Petrarca's Sohn Johannes (er starb 1361 an der Pest), desjenigen von Sokrates gedacht; vor Allem aber findet sich hier die vielberufene Eintragung betreffs des Ablebens von Madonna Laura, von der noch später zu sprechen sein wird[1]). Diese Notizen bewegen sich zwischen den Jahren 1348 und 1361. Eine andere Kategorie von Notizen bieten die erst von Nolhac bekannt gemachten[2]) mysteriösen Aufzeichnungen in der Pariser Handschrift 2193. — Eine Reihe von Daten findet sich hier, meist mit dem Zusatz „nocte" in der Nacht, seltner „die", am Tage, einigemal mit dem Ausruf „heu", daneben. Was hatte der Dichter hier zu beklagen? Waren es physische, waren es Zufälle oder Leiden moralischer Art? Niemand weiß jetzt darauf zu antworten. Den Vermerk 1348: Hoñ. pu . . . plurima, sed que in ea . . . exci . . . potuerint. h. heu, heu glaubt der Herausgeber honera (für onera) puppis plurima, sed quae in ea . . . excipi potuerint: heu, heu, heu auflösen und auf die dem Schiff von Petrarca's Leben auferlegten zu schweren Lasten deuten zu sollen. Ich kann nicht behaupten, daß mich diese Erklärung befriedigt, aber ich muß zugeben, daß, nachdem uns Petrarca, gewiß aufrichtiger Weise, von seiner vor seinem vierzigsten Lebensjahr (also 1344) eingetretenen völligen Sinnesänderung berichtet hat, diese in die Jahre 1344, 1345, 1348 und 1349 fallenden Eintragungen nicht leicht eine Art Gewissenserforschung in Hinsicht auf sittliche Fehler annehmen lassen, ein Gedanke, der sich sonst um so näher legen könnte, als diese Notizen in ein auch sonst mit mannigfachen interessanten Anmerkungen des Dichters versehenes Exemplar von Abälard's und Heloissa's Briefen eingetragen sind. De Nolhac denkt an etwas Aehnliches wie Pascal's berühmtes „Amulett"; aber was macht man mit dem schmerzvollen Ausruf des Heu, heu, heu?

Sprechen wir zunächst von Petrarca's Angaben über seine Familie und seine äußeren Verhältnisse. Wir haben gesehen, was er von seinen Eltern sagt. Es ist wenig genug, und wir werden kaum irre gehen, wenn wir mit Koerting (S. 45) annehmen, daß unser Dichter in Folge des ziemlich frühen Verlustes seiner Eltern einen wenig entwickelten Familiensinn besaß. Der Name des Vaters war Petracco (familiär für Pietro), welchen Namen der Dichter aus irgend welchem Grunde in Petrarca umwandelte. Letzteres ist sicher, wie der Reim in Petrarca's Grabschrift beweist, die richtige Aussprache und Schreibung des Namens, wenn auch die Handschriften meistens „Petrarcha" bieten. Der Dichter verfaßte ein lateinisches Gedicht auf den Tod seiner Mutter: aus demselben soll hervorgehen, daß sie Eletta hieß;

[1]) Diese Notizen sind seit Venadelli, Tomasini und Suarez bekannt; sie sind von de Sade, Baldelli und Fracassetti erörtert worden; abgedruckt wurden sie zuletzt von Bartoli VII, 192 und de Nolhac, Pétrarque et l'humanisme. Par. 1892. p. 405 ff. (hier zum ersten Mal genau). Ein schlechtes Facsimile der Notiz über Laura gab L. Geiger, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland (in Onckens, Allgemeine Geschichte). Berlin 1882, S. 44.

[2]) De Nolhac a. a. O., S. 409.

anderseits hat man sie auf Grund einer Urkunde von 1331 Nicolosa genannt. Betreffs ihres Todesjahres und ihrer Abstammung bestehen schwerlösliche Schwierigkeiten[1]). Von seinen Vorfahren nennt Petrarca nur seinen Urgroßvater Gargo (Garcius), von dem er erzählt, daß derselbe das schöne Alter von 104 Jahren erreicht und an seinem Geburtstage, im selben Zimmer, wo er geboren war, entschlummert sei. Petrarca hatte, wie er selbst angibt, zwei Brüder, von denen der eine als Kind starb, der andere, Gherardo, anfänglich das weltliche Leben Francesco's theilte, auch seinerseits den Versuchungen der Liebe unterlag, dann aber seinen Sinn änderte und in das Karthäuserkloster Mont Rive in der Provence eintrat. Außerdem soll er noch eine Halbschwester Selvaggia (aus einem illegitimen Verhältniß des Vaters?) gehabt haben, die sich 1324 vermählte, mit der er aber gar keine Beziehungen unterhalten zu haben scheint. Um so enger und treuer ist das Verhältniß zu Gherardo, dem er zahlreiche Briefe schreibt, an dessen stillem Glück im Kloster er wärmsten Antheil nimmt, den er nicht unterläßt zu besuchen, und dem er auch noch in seiner letzten Willensäußerung ein Zeichen zärtlicher Anhänglichkeit gibt[2]).

Petrarca war niemals verheirathet, aber er ermangelte darum der Nachkommenschaft nicht. Im Jahre 1361, 10. Juli, starb ihm in Mailand ein Sohn, der nicht ganz vierundzwanzig Jahre alt geworden war, der ihm sieben Jahre nach der Bekanntschaft mit Sokrates (1330), also 1337, geboren worden war (Sen. I 3). Etwas später, um 1343, wurde ihm auch eine Tochter geboren, welche man nach dem Vater Francesca nannte: gut erzogen, heirathete sie 1361 einen jungen Nobile, Francheschino d'Amicolo de Brossano, dem unser Dichter alles Lob spendet (Sen. V 7 [8]), und der dann später mit seiner Gattin nach Venedig zog, um mit deren Vater zusammenzuleben. Francesca schenkte ihrem Gemahl zwei Kinder, ein Töchterchen, welches Eletta getauft wurde (1362), und ein Söhnlein, Francesco, der mit dem Namen auch die Züge des berühmten mütterlichen Großvaters geerbt hatte (1366). Dies Enkelkind war eine große Freude für unsern Dichter, und er war außer sich, als ein früher Tod (1368, 15. Juni) ihm diesen Erben seiner Hoffnungen raubte; er verfaßte für den Knaben eine poetische Grabschrift[3]). Tochter und Schwiegersohn lebten die letzten Jahre Petrarca's mit ihm zusammen; er spricht gern von diesem Zusammenleben mit seiner kleinen „Familie", deren Glück auch Boccacio zu rühmen weiß. Um so weniger Freude hat ihm der 1361 verstorbene Sohn Giovanni gemacht. In den Briefen ist von ihm zuerst die Rede 1348, wo er ihn dem Grammatiker Gilbert von Padua in die Lehre gibt: er erscheint da stets als adulescentulus noster, als alumnus noster: ganz unumwunden nennt Petrarca weder ihn noch Francesca geradezu seine

[1]) Für diese genealogischen Details muß auf die Untersuchungen Fracassetti's, besonders Lett. fam. I, 214, und den sorgfältig gearbeiteten Abschnitt bei Koerting, S. 41, verwiesen werden.

[2]) Vergl. die Briefe Fam. X, 3, 4, 5 (wo er dem Bruder für eine von diesem geschnitzte Büchse — pyxis — aus Burbaum dankt); XXI, 2, 8 (beschreibt das Glück des Mönches); 9. XVIII, 5 (schickt Gherard ein Exemplar von Augustin's „Confessiones"). XVII, 1 u. a.

[3]) Abgedruckt bei Fracassetti, Lett. fam. II, 262. Bartoli VII, 300.

leiblichen Kinder. Daß sie es waren, kann aber, namentlich seit de Sade's Beweisführung, nicht mehr zweifelhaft sein. Schon in dem ersten Briefe von 1348 über Giovanni äußert sich der Vater nicht gerade entzückt von seinem Sprößling; er empfiehlt dem Lehrer, ihn strenge zu halten und Stock und Ruthe nicht an ihm zu sparen: er soll starke Hand über ihn halten, um ihn vor den Verirrungen, namentlich auch den sinnlichen, zu hüten. Schon hier findet Bartoli Anzeichen einer harten Gesinnung. Der Junge blieb nicht lange in Parma; 1349 rief ihn der Vater zu sich nach Padua, um ihn dann mit nach Avignon zu nehmen. Warum? Um ihn selbst zu erziehen? Einem Freunde sagt Petrarca, er bedürfe der Gegenwart des Knaben zu jeder Stunde, um an seine Pflichten für dessen Zukunft erinnert zu werden und ihn zur Fürsorge für denselben anzuspornen. In der That sorgte er für ihn: er ließ Giovanni durch ein päpstliches Decret legitimiren[1]) und erwarb ihm ein Canonicat zu Verona. Im vierzehnten Jahrhundert sah man sich eben nach Beneficien um, wie man heute für sich und die Seinigen sich in Lebensversicherungen einkauft; der Gedanke, daß man mit der Annahme eines solchen Canonicats auch bestimmte Standespflichten auf sich nahm, lag den Meisten schon ganz ferne. Den jungen Canonicus schickt dann der Vater nach Verona, wo er ihn an seinen Freund Rinaldo de Villafranca empfiehlt (1352), bei welchem Giovanni schon als neun- oder zehnjähriger Knabe Unterricht empfangen hatte. Nichts ist seltsamer, als dieser Empfehlungsbrief. Petrarca beginnt damit, dem Freunde zu sagen, wie theuer ihm dieser Jüngling sei, und wie sehr er wünsche, daß derselbe gut erzogen werde. Der Knabe sei nicht schlecht begabt, insoweit er (Petrarca) urtheilen könne, aber in seiner (des Vaters) Gegenwart sei der junge Mensch vollkommen stumm; es sei kein Wort aus ihm herauszubringen, und nur Eines sei gewiß: nie habe er Jemanden gesehen, der vor der Wissenschaft größere Scheu habe, als Giovanni; derselbe hasse und fürchte nichts mehr, als ein Buch, das sei sein einziger Feind. Bartoli findet in diesem Briefe den Beweis, daß es Petrarca an echt väterlichem Empfinden für seinen Sprößling gefehlt habe, daß er das Kind durch übermäßige Strenge eingeschüchtert, es die Erbitterung über seine geringen Fortschritte im Lernen in der beschämendsten Weise habe fühlen lassen. Ein Verhalten, das um so härter zu beurtheilen sei, als wir es mit dem Dichter der Liebe zu thun haben. Konnte er, meint unser trefflicher verstorbener Freund, nicht ein Sonett weniger zu Ehren Laura's machen und dafür dem Sohne einen Kuß mehr geben?

Der Untergang der Correggio, der Herren von Verona, zwang auch Petrarca's Sohn, aus Verona zu entweichen. Der Vater rief ihn 1354 nach Mailand zu sich zurück, wo er einige Jahre mit ihm zusammen zubrachte. Im Jahre 1358 äußert sich Petrarca in einem Schreiben an seinen alten Freund Guido Sette, den Erzbischof von Genua, nicht ungünstig über des Sohnes Führung, fügt auch hinzu, er sei talentvoll, aber er hasse die Bücher

[1]) De Sade citirt hierfür (Pièces just. II, p. 19) des Registr. Clement. VI. vol XLV, nr. 200. Vergl. auch Foscolo, S. 137; Fracassetti, Lett. fam. II, 256.

wie giftige Schlangen, und da hälfen weder Bitten noch Drohungen, noch Prügel. Dann muß aber der Vater zwischen 1358—59 oder 60 schweren Grund zur Klage gehabt haben; denn aus einem langen, an den Sohn selbst gerichteten Briefe lernen wir, daß Petrarca ihn aus dem Hause gejagt. Warum, wird nicht gesagt; es ist von unauslöschlicher Schande (inexpiabilibus probris obruit) die Rede, von zügelloser Leidenschaft des Fleisches, von hochfahrendem, stolzem Wesen. Petrarca beklagt, daß Giovanni ihm in Allem so unähnlich sei, während das Gegentheil Platz greifen müßte, wenn wahr wäre, was die Leute von ihnen glaubten. Aus dieser Aeußerung geht hervor, daß der Dichter den Sohn über das Geheimniß seiner Abstammung nicht aufgeklärt hatte. Er sagt ihm unumwunden, in seinem Hause sei kein Platz mehr für den Ungerathenen; seine Augen wollten ihn nicht mehr sehen; nur wenn er sich bessere, stehe ihm die Rückkehr offen. Giovanni war also zweifellos ein etwas leichtfertiges Bürschchen geworden, das mehr, als dem Vater erträglich war, an dem Becher sinnlicher Lust sog. Der Abbé de Sade glaubt aber (Mém. III 523) die eigentliche Schuld des Sohnes darin gefunden zu haben, daß er sich an dem von Petrarca in dem Briefe an den Arzt Albertino de Canobio beschriebenen Diebstahl betheiligt habe, den der Dichter seiner eigenen Bedienung vorwirft. Die Anklage ist von Fracassetti und L. Geiger übernommen worden; Bartoli hat sie — wie mir scheint, mit guten Gründen — als unhaltbar zurückgewiesen. Es ist in der That nicht anzunehmen, daß Petrarca in die von ihm zusammengestellte und für die Nachwelt zurechtgemachte Briefsammlung ein Actenstück soll aufgenommen haben, in welchem er den eigenen Sohn als einen gemeinen Dieb brandmarkte.

Giovanni starb, wie schon bemerkt, 1361 an der Pest in Mailand. Die Art, wie der Vater sich über diesen Todesfall äußert, läßt erkennen, daß ihm der Verlust nahe ging, und daß der ungerathene Sohn doch nicht so gänzlich verloren war; bezeugt doch der Vater, Giovanni sei gerade da gestorben, wo er Hoffnung gegeben, es werde sein Leben sich bessern.

Aber wer war die Mutter dieser beiden Kinder unseres Dichters? Wir wissen es nicht, und man wird es schwerlich je wissen. Ist doch nicht einmal festzustellen, ob beide von derselben Mutter stammten. An Laura konnte selbstverständlich nie gedacht werden, da aus zahlreichen Aeußerungen Petrarca's klar erhellt, daß sie ihm nie Erhörung seiner Wünsche gewährt hat. In der Epistola ad Posteros bekennt er, nur einmal wahre Liebe empfunden zu haben, manchmal aber den Reizungen der Sinnlichkeit unterlegen zu sein. Demnach wäre das Verhältniß zwischen ihm und der Mutter der Kinder nur ein auf sinnlicher Aufwallung oder Begier beruhendes gewesen, das er dann später abgebrochen hätte. Ohne zwingenden Grund hat man in jenem Weibe die „Freundin" vermuthet, von der Petrarca in einem Briefe an die „Freunde" erzählt, sie habe an seine Sinnesänderung nicht glauben können und sei trotz seiner Versicherung, daß er nunmehr ohne ein Weib leben wolle, und obgleich er sie fortgejagt, immer wieder an seine Thüre zurückgekehrt und habe vor derselben die Nacht zugebracht. Auch die alten Genossen ließen nicht ab, ihn zu ihren Festlichkeiten und dem Rendezvous

edler Frauen zu rufen. Das Eine wissen wir aus der Legitimationsurkunde Giovanni's, daß dessen Mutter eine „Ledige" (soluta) war.

Es ist über diese Verhältnisse viel Thörichtes geschrieben worden. Carrière (III, 2, 496) fabelt von einer wilden Ehe, die Petrarca auf dem Lande (in Vaucluse) geführt haben soll, um sich über das von Laura versagte Glück zu trösten; Blanc meint, das durch die Geburt des Sohnes ihm erregte nachtheilige Urtheil der Welt habe ihn veranlaßt, Avignon zu verlassen — als ob Avignon nicht von schlimmeren Dingen gewimmelt hätte; Koerting nimmt Anstoß daran, daß Petrarca wegen des Bruchs des Cölibats sich nie Gewissensbisse gemacht habe und dieses Vergehens sich in seiner „Selbstbeichte" nicht anklage. Keinem dieser Schriftsteller ist aufgefallen, daß die Hauptschwierigkeit wo anders liegt. In den „Bekenntnissen" betont Petrarca dem hl. Augustin gegenüber, daß ihn die Liebe zu der einzig Angebeteten (zu Laura) innerlich gereinigt und vor jedem Fehltritt bewahrt habe[1]). Und doch fällt das Verhältniß zu Giovanni's und Francesca's Mutter in die Jahre 1337 bis 1343, also zehn Jahre, nachdem er Laura zuerst gesehen, und fünf Jahre vor ihrem Ableben. Wie kann Petrarca behaupten, Laura's Einfluß habe ihn vor Verirrungen bewahrt? Ich sehe hier keinen Ausweg, als die Annahme, der Dichter habe in dem „Secretum" überhaupt nur eine dichterische, fictive Beichte abgelegt, bei der er sich eine relative Idealität zuschreiben durfte.

Nein, Petrarca war nie frivol, gewiß nicht zur Zeit, wo das Secretum und die Canzone „Quell'antico" u. s. w. entstanden. Ich muß das Räthsel, welches hier vorliegt, Anderen zu lösen überlassen, kann aber nicht umhin, einige Bemerkungen über die Beurtheilung zu machen, welche Petrarcas Verhalten in diesen Dingen wie auch hinsichtlich seiner Liebe zu Laura vom Gesichtspunkte seiner besonderen Standespflichten erfahren hat. Herr Koerting (S. 141) meint, uns müsse der Mensch und Priester Petrarca, der Jahre lang unerlaubte Beziehungen unterhielt, in einem fragwürdigen und wenig erbaulichen Lichte erscheinen, „während seine Zeitgenossen, welche tagtäglich weit ärgere Dinge in geistlichen Kreisen sich abspielen sahen, an einem so menschlich einfachen Vergehen eines Priesters nicht den geringsten Anstoß nehmen"! „Die Thatsache", meint er dann S. 75, „daß er die vollen Priesterweihen (sic!) erhalten habe, läßt sich schlechterdings nicht anzweifeln: sie wird dadurch bewiesen, daß er im späteren Leben verschiedene kirchliche Pfründen und Aemter erlangte, und daß er selbst erzählt, ein Bischofsstuhl sei ihm wiederholt nicht bloß an-

[1]) Dazu vergl. man, weisen sich Amor in der Canzone Quell' antico mio dolce empio Signore (übersetzt von Förster XXVIII, S. 103 f.) in Betreff Petrarca's rühmen darf.

„Und um den größten Dienst nicht zu verschweigen,
Vom niedern Sinn hab' ich ihn ferngehalten,
Daß nie gemeines Walten
Ihm ein'gen Beifall mochte abgewinnen;
Ein schamhaft reiner Jüngling im Verhalten
Und Denken, seit er Der sich gab zu eigen,
Die, gleich ihn zu erzeigen
Sich selbst, ins Herz ihm tiefe Spur gedrücket."

geboten, sondern auch aufgedrungen worden. Würde das nicht für beweiskräftig erachtet werden, so ließen sich leicht noch weitere Gründe anführen, so z. B. Petrarca's eigene Angabe, daß er die Messe celebrirt habe."

Hat Messer Francesco von dieser Beweisführung seines deutschen Biographen im Jenseits Kunde erhalten, so wird er sich höchlich darüber verwundert haben. Er hat jedenfalls das Recht, zu verlangen, daß man sich im Kirchenrecht einigermaßen umgesehen habe, ehe man es unternimmt, sein Sündenregister unbillig zu verlängern. Daß Petrarca Cleriker gewesen, und zwar von seiner frühesten Jugend, sagt er uns selbst in der Epistola ad Posteros. Die Uebernahme des clericalen Charakters durch die Tonsur und die sogenannten vier niederen Weihen war für Denjenigen gefordert, welcher ein kirchliches Beneficium haben wollte[1]). Unser Dichter aber hat, um sich finanziell unabhängig zu stellen, offenbar sehr früh in Avignon um Beneficien angehalten. Er hat deren dann zwei bekleidet; auf zwei andere, die man ihm verliehen, hat er großmüthig zu Gunsten ärmerer Freunde verzichtet. Insbesondere spricht er von seiner Präbende in Padua und seiner Würde als Archidiakon in Parma. Er soll auch den Titel eines Hofkaplans bei Robert von Neapel getragen haben[2]) — alles das waren Titel und Beneficien, welche man damals tragen konnte, ohne eine höhere Weihe zu haben: bekanntlich aber verpflichteten nur die letzteren, vom Subdiakonat an, zum Cölibat. Daß Petrarca sich jemals dazu entschlossen habe, eine höhere Weihe zu nehmen, ist mit nichts nachzuweisen, und wenn er in späteren Jahren auch eine solche genommen hätte, in seinen jüngeren ist er sicher nur einfacher Tonsurist, bezw. Minorist gewesen, wie die meisten oder wenigstens sehr viele Beneficiaten der Zeit, welche keine mit Seelsorge verbundene Pfründe (beneficium curatum) besaßen. Das scheint auch aus dem Trionfo della Castità (v. 61—63) klar hervorzugehen. Pfründen, welche irgend welche Verantwortlichkeit mit sich brachten, wollte Petrarca niemals annehmen. „Ich will," schreibt er an Franc. Bruni, „keinerlei Prälatur, und ich habe nie nach einer solchen Verlangen getragen; ebenso mag ich kein Beneficium mit Seelsorge, und wäre es das reichste. Ich habe genug mit meiner eigenen Seele zu schaffen!" Schon um 1361—62 hatte er für das Amt eines apostolischen Secretärs gedankt (Senil. I 4), welches durchweg eine Staffel zum Cardinalat zu sein pflegte. Es ist ihm auch später wieder angetragen worden; vergl. die Belege bei Fracassetti a. a. O. Demgemäß

[1]) Giovanni de' Medici, Lorenzo's Sohn, wurde, sieben Jahre alt, vom König von Frankreich zum Abt von Fonte Dolen und Erzbischof von Aix ernannt, worauf er (18. Juni 1438) die Tonsur und das geistliche Kleid erhielt. Im Verlaufe der Zeit fiel ihm eine Unzahl von Pfründen zu (vergl. Roscoe, D. A. I, 21), er ward Cardinal und endlich zum Papst gewählt (11. März 1513); erst hierauf ließ er sich am 15. März zum Priester, am 17. zum Bischof weihen (man vergl. Hergenroether, Regesta Leon. X, p. 1, 2, 3).

[2]) Das Patent dieser Ernennung (2. April 1341) bei De Sade III, Pièces justif. No. 16 abgedruckt, ist mir nicht ganz unverdächtig. — Vergl. zu den übrigen Pfründen Fracassetti, Adnot. p. 7 f.

[3]) Sen. XI, 3 (Frac. II, 147) könnte die Stelle non senescens tantum, sed inermis presbiter falsch übersetzt und ausgelegt, dahin gedeutet werden, als ob Petrarca sich als Priester bezeichne. Das inermis presbiter geht offenbar auf den Papst.

hat er es auch stets abgelehnt, ein Bisthum zu übernehmen, wenn seine Lage ihn auch hier und da veranlaßte, sehr dringend bei dem Papste um eine Aufbesserung durch Verleihung anderer Gnaden zu bitten. Der Inhaber eines Canonicats und Archidiakonats war aber zur Recitation der kirchlichen Tagzeiten verpflichtet: das ist das Officium quotidianum, wovon Petrarca einmal spricht, das er auch redlich verrichtet, und welches ein Theologe nur mit Lächeln von Herrn Koerting auf die Darbringung des Meßopfers bezogen sieht. Demgemäß hat Petrarca auch ein Brevier, worüber er in seinem Testamente verfügt, nicht aber einen eigenen Kelch, den ein Geistlicher seines Standes, falls er Priester gewesen wäre, sicher nicht entbehrt hätte[1]).

In der Epistola ad Posteros hat uns Petrarca einige Angaben über sein Aussehen in der Jugend gemacht. Wie sah er im Alter aus? Die persönliche Erscheinung war ihm nicht gleichgültig; von einem Manne, der ganz im ästhetischen Empfinden aufging und von Eitelkeit nicht frei war, ist das zu erwarten. Das Erscheinen einiger weißen Haare auf seinem lorbeerbekrönten Haupt ist ihm nicht gleichgültig; er zieht sie sich sorgfältig aus. Der Spiegel ist ihm ein heimlicher Geselle, den er hier und da zu Rathe zieht. Das dreiundsechzigste Jahr — bei uns ist es das sechsundsechzigste — gilt für kritisch; er ist herzlich froh, als es überstanden ist, und mit Behagen erörtert er Giovanni Boccaccio gegenüber (1366) die Frage, wann denn eigentlich das Alter anfange: ob schon mit vierzig Jahren, wie Cicero will, oder mit fünfzig oder gar erst, Augustin zufolge, mit sechzig. Er kommt zu dem tröstlichen Ergebniß wenn: „Du Dich alt fühlst, dann, und nicht früher, sollst Du Dich alt nennen. Unterdessen schweige und warte ab, was die Jahre thun." Aber im selben Jahre schreibt er doch auch den Freunden: „Ich bin alt geworden, und wenn ich es verheimlichen wollte, ich könnte nicht . . . der Spiegel verräth es mir, und die Andern lesen es mir vom Gesicht. Das ganze Antlitz ist verändert, die alte Jugendfrische ist fort, und über die einst so glänzenden und lebhaften Augen sinkt eine melancholische Wolke nieder: Anderen mißfällt sie, mir wird sie theuer." Die Runzeln der Haut, die spärlichen und gebleichten Haare zeigen den kommenden Winter an. Geistig fühlt er sich aber immer noch frisch, ja er begrüßt das Alter als eine liebe Freundin, die zu erreichen nicht werth ist, der sie fürchtet; mit der vereinigt zu sein derjenige nicht verdient, der auf es schilt. Ihn mache es froh und heiter.

Das hindert nicht, daß Petrarca mit zunehmendem Alter über die Krankheiten klagt, die sich jetzt einstellen, und von denen seine Jugend verschont geblieben war. Im Jahr 1368 muß er sich bei Papst Urban V. entschuldigen, daß eine Erkrankung ihn an der Reise nach Rom hindere; im folgenden Jahre von Neuem von Urban nach Rom eingeladen, beruft er sich wieder auf eine schwere Krankheit, welche ihn so erschöpft gelassen, daß er den kurzen Weg von seinem Hause bis zur Kirche nur gestützt auf den Arm der Diener oder

[1]) Von sonstigen Titeln führte unser Dichter nur noch den eines Pfalzgrafen (comes sacri Palatii), welchen ihm Kaiser Karl IV. verliehen, und für dessen Ausfertigung er Fam. XXI, 2 dem Bischof Johann von Olmütz dankt.

Cleriker zurücklegen könne: für ihn, der einst so gerne gereist, werde nun jeder Schritt eine Mühsal.

Nicht lange vor seinem Tode erhielt Petrarca von dem neuen Papste, Gregor XVI., wiederholte Einladung, vor den päpstlichen Hof nach Avignon zu kommen. Er muß wiederum ablehnen: „mit seinem elenden Körper ist es jetzt so gestellt, daß er unmöglich reisen kann; mit äußerster Noth kann er von seinem Hause bis zu der benachbarten Kirche gelangen. Dieser Schwächezustand hat Petrarca nicht lange darauf seinem Ende zugeführt". Der Tod überraschte ihn in einer Julinacht 1374[1]), während er in seinem Bibliothekzimmer arbeitete. Des Morgens fanden ihn die Freunde entseelt, das Haupt auf das aufgeschlagene Buch vor ihm gestützt.

Das ist der wahrscheinlichste Bericht über den Hingang des großen Dichters, wie wir ihn dem Briefe des Giovanni Manzini de la Motta (vom 1. Juli 1388) verdanken[2]); nach einer anderen, vermuthlich zurechtgemachten Erzählung wäre derselbe in den Armen Lombardo's verschieden, und mit seinem letzten Hauche wäre ein weißes Wölkchen aus seinem Munde gegen die Decke des Zimmers aufgestiegen[3]).

Petrarca hatte die letzten Jahre seines Lebens in Padua und dessen Nähe zugebracht. Seit 1369 hatte er den Aufenthalt in dem benachbarten Arqua lieb gewonnen, wo er Anfangs als Gast der Augustiner weilte, dann sich einen Villino baute, der seine letzte Zuflucht sein sollte. Hier starb er und hier fand sein Begräbniß statt[4]). Seine Gebeine ließ der Schwiegersohn zunächst in der Kirche des Dorfes beisetzen; sechs Jahre später wurden sie in dem vor der Kirche für ihn errichteten Mausoleum bestattet[5]).

Gibt es ein authentisches Bildniß Petrarca's? Wie von Dante, so gibt es auch von Petrarca einen überlieferten Typus, der uns seit Jahrhunderten in zahllosen Wiedergaben begegnet. Gleichwohl konnte weder für den einen noch für den andern ein gesichertes Porträt aufgewiesen werden. Die Vermuthung legt sich nahe, daß die Petrarcabilder nur auf den Schilderungen beruhen, die uns einige, zum Theil gleichzeitige Schriftsteller von seinem Aussehen machen[6]). Die Aufmerksamkeit, welche Petrarca seinem eigenen

[1]) Der Todestag ist wahrscheinlich der 18. Juli, vergl. dazu Koerting, S. 451, Anm. 1.

[2]) Abgedruckt bei Lazzeri, Miscell. ex mss. br. Coll. rom. Romae 1754. Fracassetti, Lett. fam. II, 348.

[3]) So Filippo Villani und Manetti bei Tomasini, Petr. Redivivus p. 205. Vergl. hierzu die Ausführungen bei Horti, Scritt. ined. p. 303; Koerting, S. 452 und de Nolhac Pétr. et l'humanisme p. 73; Derſ., Le De ‚Viris illustribus' de Pétr. Paris 1890, q. 72.

[4]) Die Literatur darüber gibt Fracassetti zu Sen. VI, 4 (I, 334). Ueber Petrarca's Wohnung in Arqua schreibt Tomasini, Petr. Red. p. 153. Tommaséo bei Malmignati, S. 95. Zabbora, Petr. in Arqua, Padov. 1797. Reumont, Allg. Zeitung 1874, 9. September. Vergl. jetzt noch Allg. Zeitung 1892, und 269, 270, Beilage.

[5]) Tomasini a. a. O., S. 157. Malmignati S. 189: Fracassetti, Lett. fam. II, 348.

[6]) So Boccaccio (bei Rossetti S. 321); Villani (bei Méhus S. 196); Sicco Polentono (eb. 199); Vergerio (bei Tomasini S. 175) und Manetti (eb. 201). Vergl. Koerting S. 454.

Aeußern schenkte, läßt von vornherein nicht annehmen, daß er nicht gerne der Nachwelt ein gutes Porträt von sich hinterlassen hätte; er würde gewiß heute nicht zu den paar Sonderlingen gehören, welche sich aus Princip nicht photographiren lassen. In der That wissen wir aus seinem eigenen Zeugniß, daß Pandolfo Malatesta ihn zweimal malen ließ. Das eine Mal handelte es sich, wie es scheint, um ein größeres Bild (eine Holztafel? in tabellis), das andere Mal wohl um eine Handzeichnung; Malatesta hatte den besten damaligen Maler, einen Freund Petrarca's, mit der Sache beauftragt; derselbe kam, setzte sich zur Unterhaltung neben den Dichter, der in seinem Buche las, und zeichnete, ohne ein Wort zu sagen, seinen Kopf. Petrarca merkte es schließlich, ließ es dann aber geschehen. Das Porträt war übrigens nicht recht gelungen. Vasari erzählt später[1]), der von Malatesta gesandte Meister sei Simone di Martino, der Petrarca wie Laura in Avignon gemalt habe; indeß geht das aus des Dichters eigenen Worten nicht hervor. Aber auch andere Leute besaßen schon zu Lebzeiten des Dichters Bilder von ihm, so der gute Bergamaske, der um 1358 oder 1359 den Besuch Petrarca's empfing. Bald nach seinem Tode treffen wir den Kopf Petrarca's auf Fresken und in Miniaturen; er geht gleich demjenigen Laura's in die Ausgaben des Canzoniere über, und die Künstler meinen die Authenticität des Porträts zu garantiren, wenn sie dabeischreiben, es sei nach demjenigen presso il consigliere Bianconi oder ex eleganti tabella apud Vulpios gefertigt. „Diese Bilder," bemerkte de Nolhac (S. 378), „gleichen sich niemals. Ueberall Widerspruch, Chaos. Die Einen machen aus Petrarca einen unbärtigen, schmachtenden Liebhaber oder einen eleganten Cavalier mit Schnurrbart; die Andern einen häßlichen, mißmuthigen und lächerlichen bonhomme de comédie. Daneben nimmt sich nur Raffael's Darstellung des Dichters im Parnaß gut aus, sie ist wenigstens nobel, des Dichters würdig; man sieht wenigstens, wie die Seele des Malers sich Petrarca vorstellte."

Unter all' diesen Bildern hatte sich das, welches Marsand seiner Ausgabe der Rime (Padua 1819—20) beigegeben hatte und welches in der Festschrift Padova a Francesco Petrarca (1874) wiederholt war, das meiste Ansehen gewonnen. Es ist die Wiedergabe eines Fresco, das sich an dem 1581 abgetragenen (vermeintlichen) Wohnhause Petrarca's zu Padua befand, und das 1816 Bischof Dondi in dem großen Saale des bischöflichen Hofes zu Padua anbringen ließ. Es zeigt den Dichter in betender Haltung und soll nach Marsand ein gleichzeitiges Werk Guarienta's sein. De Nolhac hat die Unwahrscheinlichkeit dieser doppelten Annahme nachgewiesen. Das Haus, an welchem dieses Wandgemälde sich ursprünglich befand, ist irrthümlich für die Wohnung des Dichters gehalten worden; es war die allgemeine Curie der Domherren, wo Jener vielleicht einmal vorübergehend geweilt hat, und wo vermuthlich erst nach seinem Tod die Canonici das Bild ihres berühmten Collegen als Erinnerung anbringen ließen. Viel größeren Anspruch auf Authenticität hat eine Rothstiftzeichnung in Cod. 6069 F. der Pariser Nationalbibliothek;

[1]) Vasari, Vite, ed Milarisi I, 560.

die Handschrift enthält Petrarca's Werk De viris illustribus und ist ganz von des Dichters treuem Secretär Lombardo della Seta und zwar für Francesco de Carrara, dem das Buch von Petrarca gewidmet war, geschrieben. Alles spricht dafür, daß der Signore von Padua selbst die künstlerische Ausschmückung der Handschrift besorgen ließ, und daß sowohl er als Lombardo Alles gethan haben, um das Porträt des Dichters möglichst ähnlich zu gestalten. Wir verdanken Herrn de Nolhac die erste Publication dieses schönen Bildes. Der Kopf des Dichters trägt die in seiner Zeit übliche Kappe, welche die obere Hälfte der Stirne und die Ohren verdeckt, sich unter dem Kinn hinzieht und in ihrer Verlängerung Brust und Arme verhüllt. Kein Lorbeer schmückt ihn. Das Gesicht zeigt ein feines, scharfgeschnittenes Profil, eine edle, sanft gebogene Nase, gewölbte Stirn; das Kinn tritt zurück, nicht hervor wie bei Dante. Der Mund ist geschlossen, die Unterlippe scheint, etwas stärker entwickelt, von den Resten eines einst so mächtigen sensitiven Vermögens zu sprechen; die feinen Grübchen der Mundwinkel spiegeln den liebenswürdigen Humor des Dichters ab. Diese köstlichen Lippen, das sieht man, sind mit dem, was sie erzählt und gereicht haben, Tausenden ein Labsal gewesen[1]). Das Auge ist scharf und klar, wie wir es an den Florentiner Köpfen der Renaissance gewohnt sind. Das ganze Antlitz ist ruhig, sympathisch; man sieht, die Leidenschaften der Jugend haben sich gelegt, die Fähigkeit für heitern, edlen Genuß hat sich bis ins Alter erhalten. In wievielen Punkten das Gegentheil von dem muthmaßlichen Aussehen und dem traditionellen Typ Dante's![2])

Wie von seiner Gesundheit, so spricht Petrarca auch nicht selten von seinen Vermögensverhältnissen. Vom Vater hatte ihn die Habgier der Testamentsvollstrecker nicht viel mehr als eine schöne Ciceronhandschrift erben lassen; die bei Verbannung seiner Eltern mit Beschlag belegten Güter in Florenz machten die Florentiner später Miene ihm zurückerstatten zu wollen; als er aber ihre Einladung, sich in Florenz niederzulassen und die dort begründete hohe Schule mit seinem Namen zu zieren, nicht annahm, war weiter keine Rede davon. So war er im Wesentlichen auf den Ertrag seiner Pfründen angewiesen, und da dieser zum Theil in Naturalien bestand, hatten die Beneficien für ihn, der meist abwesend war, geringern Werth[3]). Häufig begegnen wir in den Briefen dem Lobe der goldnen Mitte zwischen Armuth und Reichthum: mediocritas optima (Fam. III 14). Petrarca haßt den Geiz, den er als das schlimmste aller Laster ansieht; er rühmt sich gerne, niemals nach großem

---

[1]) In den Tagen seiner Jugend, wo Petrarca noch ein „homme du monde" war, hat er, wie uns Donato degli Albanzoni (in Hortis' Scritti ined. di Petr. p. 232) verrathen, nicht selten mit seinem Wort und Lied die schönen Damen der Provence entzückt: „aliquando iocose recitabat inter dominas rhythma vulgaria, quae mirabiliter erant audita et per ipsum composita" (also seine eigenen Liebeslieder).

[2]) Gleichwohl sind beide Köpfe häufig, selbst von trefflichen Kennern, verwechselt worden. Ich besitze einen kostbaren Intaglio mit einem Kopfe, den Philalethes seiner Zeit für ein Porträt Dante's erklärt hat, während Witte in ihm einen Petrarca zu erkennen glaubte.

[3]) Vergl. Malmignati, Petrarca a Padova, a Venezia, e ad Arqua. Padua 1874, p. 24. Koerting, S. 297.

Reichthum gestrebt zu haben, schon allein deshalb, weil alles über das Ebenmaß Hinausgehende ihm verdächtig sei (omnis enim mihi altitudo suspecta est) und sich am sichersten nach dem Worte des Dichters in geschützten Thälern wohne — habitant vallibus imis. Doch passe es ihm deshalb noch lange nicht, geradezu arm zu sein. Er braucht Diener — ohne die er gerne lebte, wenn er es könnte; er braucht Pferde, da er häufig reist — in Arqua, um 1374, hat er deren zwei, und das ist das Wenigste, was er nöthig hat. Er braucht Schreiber, fünf bis sechs; wo er aus Arqua schreibt, hat er nur drei, weil er keine weiteren brauchbaren zu finden weiß. Außerdem lebt ein ehrwürdiger alter Priester mit ihm zusammen. Der Haushalt ist also nicht klein, und Petrarca klagt öfter über Geldverlegenheit. Der häufige Wechsel des Aufenthaltes und das aus der kunstreichen und empfindsamen Natur des Poeten sich ergebende Bedürfniß nach einer freundlichen und guten Wohnung legte auch Opfer auf, die Petrarca oft genug peinlich empfunden hat[1]). Unter dem Eindruck solcher Verhältnisse konnte er sich wohl manchmal arm nennen und behaupten, er sei stets Freund einer „anständigen Armuth" gewesen und verachte das Geld. Richtiger noch wird er sich selber beurtheilen, wo er sagt, das Geld rolle ihm nur so durch die Finger, ohne hängen zu bleiben: Messer Francesco war eben eine der Naturen, die das Charisma des Sparens nicht empfangen haben und zu vornehm sind, um es je zu lernen; die einen gewissen Luxus nicht entbehren können und es doch unter ihrer Würde finden, sich nach dem dazu nöthigen kleinen Baargelde zu bücken. Solche Menschen sollten nur als Millionäre auf die Welt kommen. In diesem Punkte nicht vorsichtig gewesen zu sein, war für Petrarca um so empfindlicher, als man im vierzehnten Jahrhundert mit Büchern und Liedern noch weniger verdiente als jetzt, und es keine Verleger gab, die ihm, wie Lord Tennyson, tausend Pfund für jedes Sonett bezahlten.

Gehen wir noch etwas weiter auf die Lebensweise des Dichters ein. Mäßigkeit war oberstes Gesetz derselben. Er war kein Freund der Tafelfreuden, so gerne er Gastfreundschaft übte, und so herzlich er den Freunden was er hatte — auch seine Bücher und seinen Garten — zur Verfügung stellte. Er selbst aß sich nie satt: wenn er vom Essen aufstand, nahm er grundsätzlich stets noch ein Restchen Hunger mit sich (Sen. XII 2). Er hielt auch eine einzige Mahlzeit des Tages für ausreichend, überließ es aber dem Geschmacke jedes Einzelnen, ob er für diese den Mittag oder den Abend als die geeignete Zeit hielt: ihm scheint, daß Leute, welche den Tag über zu arbeiten haben, am

[1]) In Mailand wohnte Petrarca sieben Jahre lang dicht bei S. Ambrogio, dann siedelte er von der Stadt in das Kloster S. Simpliciano über (Fam XXI, 14; vergl. XVI, 11 [wo er S. Ambrozzio beschreibt]; XVII, 10; XIX, 6. 16. Ueber die Wohnung in Parma vergl. Ronchini, La dimora del in Petr. in Parma. Modena 1874. In Venedig bewohnte er den ihm von der Stadt eingeräumten Palazzo delle due Torri, der später Kloster wurde und jetzt noch an der Riva degli Schiavoni, an der Ecke des Ponte del Sepolcro, erhalten ist (vergl. Fracassetti zu Var. 43 und Sen. IV, 3. Lett. fam. V, 381. Malmignati, Petr. a Padova etc., p. 65). In Padua besaß Petrarca eine doppelte Wohnung, die Archidiakonats-Curie, die ihm nicht paßte, und ein eigenes Haus (App. Litt. 6, bei Fracassetti Fam. III, 527).

besten Abends speisen (Sen. XII 2). Von den hygienischen Vorschriften der damaligen Heilkünstler hielt er gar nichts, viel aber vom Fasten, und auch Vespasian's Hochachtung vor der Massage findet seinen Beifall (Sen. V 3). Uebrigens konnten die Gäste selbst in der Landeinsamkeit der Vaucluse es an seinem Tische aushalten. Wo er Agapeto Colonna einlädt, zählt er ihm als zu erwartendes Menu außer den Virgil'schen Aepfeln, Kastanien und Milch . . . „mitia poma, Castaneae molles et prepi copia lactis" auch sein Bauernbrod (inelaboratum ac rigidum panem), ein Häschen, eine peregrina grues (?) und etliches Gebeiztes vom Eber auf. Selbst ein Colonna konnte darauf hin wagen, die Einladung anzunehmen.

Auch im Schlaf war Petrarca mäßig, er erinnert sich, daß Augustus nur sieben Stunden schlief — und auch diese sehr unterbrochen durch Staatsgeschäfte. So hält er sechs Stunden Schlafes für sich ausreichend, zwei andere genügen für die übrige Nothdurft des leiblichen Daseins; den Rest der vierundzwanzig Stunden reclamirt er für sich, d. h. für seine Studien. Die Augen fallen ihm dabei freilich manchmal zu, und wenn er sich Nachts im Spiegel sieht, sehen sie ihn übermüdet und schläfrig an, so daß er sich selbst kaum wiedererkennt. Doch lernen wir aus dem Brief an Pietro von Bologna, daß er sich auch ein Mittagsschläfchen gönnte, während dessen man ihn nicht zu wecken pflegte. Er beklagt sich, daß die Domestiken hier die richtige Ausnahme nicht zu machen wissen. Den Tag über sitzt er in seiner Bibliothek, wo er auch den Besuch der Freunde empfängt, der ihm ebenso erwünscht ist, wie ihm nichtssagende Besuche lästig sind. Wie er sich bei letztern fühlt, beschreibt er in seinem Brief an Sokrates: „ich habe weder den Rücken eines Elephanten noch den eines Kameels, um solches zu ertragen; beim bloßen Anblick eines derartigen Besuches breche ich zusammen und lasse, mit Horaz zu reden, die Ohren wie ein müder Esel herunterhängen — dimitto auriculas ut iniquae mentis asellus. Er läßt den Freunden alle Bequemlichkeit in seinem Hause, aber er hält auch selbst darauf, in keiner Weise beengt oder belästigt zu werden. Darum liebt er auch bequeme Kleidung und ist mit Schneider und Schuhmacher fortwährend in Streit, weil sie ihm weder Kleider noch Schuhwerk weit genug machen wollen. Darum sind ihm auch die Domestiken, so nöthig er sie hat, eine unerträgliche Last. Das Klagelied über diesen Gegenstand hört nicht auf. Er freut sich des Cölibats und ist zufrieden, keine Frau zu haben, aber er ist aus der Scylla in die Charybdis gefallen, da er sich nun in den Händen seiner Bedienung sieht. „Man nennt diese Leute servi, Diener; in Wahrheit sind es Hunde, bissige, nimmersatte Spitzbuben; der Eine taugt nicht als Diener, weil er noch zu jung ist, der Andere ist zu alt; der Eine zu heftig, der Andere zu schläfrig." Früher hat er diese Dinge zu strafen und zu bessern gesucht; jetzt sieht er ihnen mit ohnmächtiger Resignation zu. Man hält seine Diener noch für die besten unter ihresgleichen; und doch sind sie die schlechtesten Individuen. Andere beneiden ihn noch darum, während er in dieser Gesellschaft nur eine Hauspest sieht und sie wie ein Gift, das in seinen Eingeweiden haust, verabscheut. Diener heißen sie, in Wirklichkeit sind sie die Herren, nichtswürdige und lästige Tyrannen.

Armer Petrarca! Und was würdest du erst sagen, wenn du in unseren Schuhen steckteſt und Socialdemokraten zu Dienern nehmen müßteſt!

Dieſen „kleinen Miſères des Lebens“ gegenüber, die Callot in ſeiner köſtlichen Suite der „grandes et petites misères“ nicht hätte überſehen ſollen, rettete ſich unſer Dichter ganz in ſeine Bücher. „Leſen, Schreiben, Meditiren waren mir,“ ſchreibt er, „von früheſter Jugend an meine liebſten Freuden;“ ſie waren es in noch höherem Grade, ſeit er allen jugendlichen Paſſionen Lebewohl geſagt. Darum iſt er auch Feind aller nicht geiſtigen Vergnügungen und erklärt es für unbegreiflich, daß der Marcheſe Ugo von Eſte an Ritterſpielen und dergleichen Geſchmack findet. Was würde er zu den Croquets und Lawn-tennis ſagen, mit denen unſere junge Herren- und Damenwelt ihre zunehmende Unfähigkeit, ſich etwas Geiſtreiches und Angenehmes zu ſagen, zu verdecken genöthigt iſt? Darum hält er auch den Aufenthalt an den damals von lärmenden Feſten widerhallenden Fürſtenhöfen für reinen Zeitverluſt und bedauert die Tage, die er dieſem Leben geopfert. Wie glücklich fühlt er ſich dagegen jetzt in ſeinem Landgütchen in Arqua, wo er ſich ein kleines, aber reizendes Häuschen mitten in Oliven und Reben, die ſeiner kleinen Familie das Nöthige geben, gebaut hat! Da wohnt er nun in ſeinem Alter, obgleich kränklich, aber in vollkommener Ruhe, entfernt vom Lärm und den Sorgen der Welt, ohne Unterlaß leſend und ſchreibend und Gott für alles Gute und für alle Heimſuchung dankend.

Auch über ſeine Art zu arbeiten und zu ſchreiben hat uns Petrarca in ſeinen Briefen Manches erzählt. Er kann zwar mitten im Tumult ſchreiben (praepropere et inter tumultum, Fam. XIX 13). Aber er zieht die Nacht dem Tage vor: in einem Brief an Francesco Nelli werden die Vortheile des nächtlichen Arbeitens auseinandergeſetzt. Demnach ſind viele Briefe, wie die Datirung ausdrücklich angibt, mitten in der Nacht, beim Scheine der Nachtlampe, die ſtets neben ihm brannte, oder vor anbrechendem Tage, beim Morgengrauen oder auch gegen einbrechende Nacht, auch mitten in der Finſterniß und mit von der Kälte erſtarrten Fingern geſchrieben. Letzteres begegnet ihm, wenn er des Nachts aus dem Schlafe erwacht und einen Gedanken feſthalten will, der ſpäter vielleicht nicht mehr wiederkehrt: da greift er zu dem Calamus, der ſtets neben dem Kopfkiſſen hängt, und zeichnet auf, was er bei eintretendem Lichte oft kaum mehr leſen kann. Denn oftmals wälzt er ſich Nachts mit allerlei Gedanken umher, die er dann wohl erſt am Tage aufzeichnet, wie er, was draußen im Feld und Wald ihm durch die Seele gezogen, niederſchreibt, wenn er nach Hauſe zurückgekehrt iſt. Wenn er einmal dem Patriarchen von Jeruſalem gegenüber das lange Ausbleiben einer Sendung mit ſeinen zahlreichen Beſchäftigungen und ſeiner „natürlichen Trägheit“ entſchuldigt, ſo werden wir wiſſen, was wir von letzterem Vorwand zu halten haben. Es wird Petrarca wie uns Allen, die wir ganz dem Studium hingegeben ſind, ergangen ſein: unwillig, in demſelben geſtört zu werden, gehen wir läſſig und ſäumig an die Erledigung der Dinge, die der gemeine Lauf des Lebens mit ſich bringt.

So angestrengt unseres Dichters Thätigkeit war, so genügte seine eigene Arbeit ihm nicht. Wir sehen, daß er fortwährend mehrerer Schreiber benöthigt ist. Aber so wenig wie mit seinen Domestiken ist er mit seinen Copisten zufrieden. Bitter klagt er über „die eigensinnige Faulheit und den faulen Eigensinn" derselben. Um ein Werk, das in wenigen Monaten geschrieben, zu copiren, brauchen sie Jahre, und dann schreiben sie noch etwas ganz Anderes, als die Vorlage bietet: so groß ist ihre Unwissenheit und Gleichgültigkeit. Nur einer seiner Schreiber scheint ihm besonders theuer geworden zu sein. Das war jener junge Mann aus Ravenna, den er wie einen Adoptivsohn behandelte, und der durch langjähriges intimes geistiges Zusammenleben mit dem Dichter nicht geringe Kenntnisse erworben hatte. Hier hatte Petrarca die Erfahrung gemacht, die sich bei uns Allen wiederholt: daß das Dictiren nur dann eine wirkliche Förderung ist, wenn wir die Empfindung haben, daß unser Wort in die Feder einer uns sympathischen und an unserer geistigen Schöpfung inneren Antheil nehmenden Person fließt. Um so schmerzlicher war es ihm, daß dieser sonst gut geartete Jüngling, von plötzlichem Wandertriebe ergriffen, ihn zu verlassen beschloß.

Bei all' dem ist Petrarca kein Stubenhocker. Die allgemeine Abneigung seiner Landsleute gegen die Bewegung im Freien hat er nicht getheilt. Seine Lieder und seine Briefe erzählen von den Wanderungen, die er über Berg und Thal von seiner lieben Vaucluse aus unternimmt. Ueberall, auch in der Stadt sucht er seinen Spaziergang. „Täglich," schreibt er Sokrates von Parma aus, „gehe ich über Land; nicht, weil ich auf den Feldern zu thun, die mich nichts angehen, sondern aus Hang zur Einsamkeit, um womöglich mich und meine Schmerzen zu vergessen." Das ist der lyrische Zug des Gemüthes, aus dem heraus der Deutsche den Spaziergang liebt, wie keine andere Nation. Die Seinigen und erst vollends die Parmesaner werden Petrarca nicht begriffen haben. Denn wer geht in Parma und auf den heißen Reisfeldern seiner flachen Umgebung spazieren?

Zu den Lebensgewohnheiten Petrarca's gehörte das Reisen. Wir kommen auf dieses Thema wieder zurück. In jener Zeit konnte man nur auf dem Rücken des Pferdes oder zur See dazu kommen, die Welt zu sehen. Posten gab es auch noch nicht, und so mußte, wer bequem über Land reisen wollte, sich seine eigenen Pferde halten. Wir sahen, daß unser Dichter deren immer mehrere hatte. Man hat ihn als einen schlechten Reiter erklärt, weil er einmal in einem Gedränge mit dem Roß stürzte und dabei fast das Leben verlor. Auch sonst hatte er dabei allerlei Mißgeschick. Daraus folgt nicht, daß er schlecht zu Pferde saß. Auch beklagt er sich nie über diese Art der Beförderung. Dagegen hat er sich mit der See niemals gut vertragen. Die häufigen Reisen nach der Provence oder nach Neapel zwingen ihn nicht selten, sich einzuschiffen. Aber er widersteht der Seekrankheit nicht; „sein Magen ist von Natur nicht auf das Meer eingerichtet", schreibt er schon in jungen Jahren an Giacomo Colonna, und der große Sturm, den er bald darauf in Neapel erlebt, läßt ihn Giovanni Colonna beschwören, sein, des Dichters, Leben niemals mehr Wind und Wellen anzuvertrauen. „In dem Punkte würde ich weder Dir noch

dem Papst, noch, wenn er zum Leben zurückkehrte, meinem leiblichen Vater mehr folgen. Ich überlasse die Luft den Vögeln, das Meer den Fischen: eine Landratte (terrenum animal), will ich auch zu Land reisen."

Es war auch ein hervorstechender Zug in Petrarca's Wesen, daß er das Landleben liebte und bevorzugte. Auch darin weicht er von den Neigungen der Italiener ab, die wohl der Villeggiatura in den heißen Sommermonaten benöthigen, dafür aber im Winter der Stadt um so weniger entrathen mögen. Unser Dichter hat, durch die Verhältnisse gezwungen, freilich auch vielfach in Städten gelebt. Avignon, Mailand, Parma, Padua, Verona, Venedig haben ihm lange Jahre als Residenz dienen müssen. Aber sein Herz stand nach Wald und Flur: der Dichter, in den besten Jahren seines Schaffens, nannte Vaucluse eine wahre Heimath, und die Einsamkeit Arqua's wurde die letzte Zuflucht des der Menschen und der Städte müden Greises. Um nur der Ruhe und der Stille zu genießen, denkt er oft daran, sich in irgend einen Winkel der Erde zu vergraben; mitten aus den Geschäften flieht sein Sinn zu den Wäldern, den Bächen, den grünen Wiesen der Ferne; mit Neid denkt er an Diejenigen, denen gegönnt ist, nichts zu hören, als das Brüllen des Rindviehs, das Murmeln der Bergwasser, den Gesang der Vögel; „nehmt mir," schreibt er einmal, „Alles, was ich besitze, laßt mich nackt, wie ich geboren wurde, aber gebt meiner Seele Ruhe und Frieden, denn ich bin reicher, als irgend ein Sterblicher." Es wäre zu verwundern, wenn solch' ein Mensch nicht auch ein Herz für die Thiere gehabt hätte. Ein Freund hat ihm einen Hund in Vaucluse zurückgelassen, der sich, nachdem er seinen Herrn betrauert, an Petrarca anschließt. „Dein Hund", berichtet dann dieser, „ist schwärzer als Pech, leichter als der Wind und treuer als je ein anderer Hund gewesen." Und nun beginnt er ein Loblied dieses Thieres zu singen, das ihn auf seinen Waldspaziergängen begleitet und ihm manches Wild bringt; ich vermuthe, daß Messer Francesco nicht weit von George Sand's Meinung entfernt war, die ich für mein Theil unbedenklich unterschreibe: „plus je connais le genre humain, plus la race canine gagne dans mon esprit."

Petrarca hat aber auf seinem Landgute nicht bloß geträumt und gedichtet. Er ist auch ein guter Gärtner gewesen; das Verdienst, diese Eigenschaft an ihm entdeckt zu haben, ist P. de Nolhac zuzuschreiben. Es ist keine Phrase, wenn er von den mit seinen eigenen Händen bestellten Gärten spricht, und aus eigner Erfahrung darf er Anderen den Rath geben, sich dem Gartenbau und dem Baumschnitt zu widmen, um ihre Muße auszufüllen und ihre Sorgen zu brechen. In welchem Maße er das selber übte, erfahren wir jetzt aus einem kürzlich von de Nolhac (S. 385 f.) veröffentlichten Document; es besteht in handschriftlichen Noten Petrarca's, welche dem Cod. Vat. 2193 beigesetzt sind und von denen ein Theil seine Gartenarbeiten in Parma um 1348 behandelt. In Parma hatte der Dichter, außer dem eigentlichen Garten noch einen Baumgarten mit Reben, die sich nach italienischer Sitte an den Fruchtbäumen emporrankten. Wir erfahren da von seinen Beobachtungen und Experimenten auf dem Gebiete der Weincultur, in der Behandlung des Apfelbaumes, des Pfirsichs, des Hyssop und Rosmarin, und de Nolhac unterläßt nicht zu bemerken, wie unser Dichter

mit seinem Motto „placet experiri“ der Vorläufer einer totalen Reform des Gartenbaues in Italien geworden ist. Einige Jahre später sehen wir ihn ebenso bemüht, in Mailand sich die Annehmlichkeiten eines gutgepflegten Gartens zu verschaffen; in einem solchen (in ortulo s. Ambrosii) fand am 16. März 1359 eine der denkwürdigsten und für die Entwicklungsgeschichte des Humanismus bedeutsamsten Zusammenkünfte zwischen ihm und Boccaccio statt. Seit 1369 bald in Padua, bald in Arqua wohnend, legt Petrarca auch hier Gärten an, bei deren Pflege sein Schwiegersohn und sein treuer Secretär Lombardo Della Seta ihm behülflich sind. Mit ganz besonderer Sorgfalt wird hier der Lorbeer gebaut. Der Apoll geheiligte Baum war Petrarca aus mehr als einem Grunde theuer. Mit seinem Laub war er in Rom als Dichter gekrönt worden; sein Name rief ihm die Erinnerung an Laura wach, war ihm Symbol des Ruhmes und der Liebe, der beiden Achsen, um die sich sein Leben gedreht hatte. Kein Wunder, daß er bis an sein Ende ihn liebte:

„Die Kühlung, die aus süßem Lorbeer quillet,
Hauch, Schatten, Duft und Blüthen froher Stunden.“ . . . .

Daß ein so reich begabter Geist, wie derjenige Petrarca's, außer der Poesie noch andere talents d'agréments besaß, legt sich von vornherein nahe. Er selbst bekennt sich als Freund der Musik; Gesang, Flöten- und Lautenspiel nennt er unter den Genüssen früherer Tage[1]), und es kann kaum zweifelhaft sein, daß das für die Renaissance so wichtige musikalische Element seinem Einflusse mächtige Förderung verdankt. Aber de Nolhac hat wahrscheinlich gemacht, daß unser Dichter auch etwas zeichnete (S. 394). In den von ihm besessenen Handschriften befinden sich zahlreiche kleine Federzeichnungen, die man nicht wohl Jemandem anders als dem Dichter selbst zuschreiben kann. So namentlich in dem Plinius der Pariser Nationalbibliothek (Nr. 6802), wo sich unter Anderem, außer einer symbolischen Darstellung der Stadt Rom, eine höchst merkwürdige Federzeichnung findet, welche, mit der Unterschrift „Transalpina Solitudo mea iocundissima“, eine Ansicht der Quelle der Sorgue in des Dichters geliebter Vaucluse zeigt. Man sieht da den Felsvorsprung, aus welchem die Sorgue entspringt, bekrönt durch das früher als Wallfahrtsort besuchte, jetzt längst verschwundene Kapellchen des heiligen Victor; im Vordergrund steht ein Reiher, der einen kleinen Fisch verspeist — einer jener Wasservögel, von denen Petrarca öfter in seinen poetischen Briefen als von Bewohnern der Vaucluse spricht. Diese Plinushandschrift hatte er laut einer Eintragung 1350 in Verona gekauft, und sie blieb dort, als er im Juni 1531 wieder nach der Provence zurückreiste. Es ist nicht anzunehmen, daß ein Anderer, als der Dichter selbst, diese persönliche Erinnerung an die ihm theure Vaucluse in Italien zeichnen konnte.

[1]) Vergl. Fam. XIII, 8. De Remed. I, 23. In seinem Testament (Frac. III, 542) vermacht er „seine gute Laute“ Tommaso Barbasio de Ferrara, „damit er sie nicht um der Eitelkeit dieser Welt, sondern zu Gottes Lobe schlage.“ Dazu Boccaccio bei Rossetti S. 323. Villani bei Méhus S. 196. Koerting S. 711.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Michael Saltykow.

Von

Theophil Pezold.

[Nachdruck untersagt.]

VI.

Die Justizreform und Neubegründung der Selbstverwaltung in Stadt und Land, sammt dem auf privater Basis neu ins Leben getretenen Bank- und Eisenbahnwesen, hatten im ersten Jahrzehnt der Regierung Alexander's II. in Rußland eine gesteigerte Nachfrage nach geschulten Arbeitskräften wachgerufen, der das vorhandene Angebot bei Weitem nicht zu entsprechen vermochte. Die Losung des Tages hieß „Carrière", vor Allem in dem von Alters her so gewohnten und vertrauten Staatsdienste, der, wenn er insbesondere bei der durch die Justizreform eben erst zu Ehre und Ansehen gelangten Advocatur guten Gewinnst in Aussicht stellte, zugleich doch solidere Bürgschaften und namentlich glänzendere Perspectiven für die künftige sociale Stellung des Aspiranten zu zeigen schien. Früher waren es fast ausschließlich Geburt und gesellschaftliche Verbindungen gewesen, die ein rasches Emporkommen in der Beamtenhierarchie verbürgten; der kleine und arme Mann mußte, nach Saltykow's plastischem Ausdruck, um hier irgend vorwärts zu kommen, „flüssiges Blei in Eimern hinabschlingen, meilenweit bis an die Lippen in Unflath waten und sich täglich Schröpfköpfe an die Hüften setzen lassen, wenn sie von den ewigen Verbeugungen in den Vorzimmern der Machthaber steif und ungelenk geworden." Wie anders jetzt, wo das liebe Vaterland wie eine Riesenpastete vor Jedem frei und offen dastand und Jeder sich ein Stück aus ihm in Form eines fetten Gehaltes herauslangen konnte. Der gesellschaftlich Bevorzugte hatte beim Schmause allerdings eine Art Vortrittsrecht behalten, er konnte sich die besten Stücke nehmen; aber immerhin blieb für die Anderen noch genug übrig, wenn sie sich nur rechtzeitig einzustellen wußten und nicht allzu blöde thaten.

Der Vergleich des Vaterlandes mit einer Pastete kehrt bei Saltykow sehr häufig wieder, und die russischen Verhältnisse der Zeit, die er im Auge hatte, legten ihn in der That recht nahe. Ein eigentliches Staatsbewußtsein hatte schon die patrimoniale Ordnung des Grundbesitzes ausgeschlossen, auf welcher

an letzter Stelle der russische Staat vor der Emancipation sich aufbaute und die ersten Keime eines Nationalgefühls, das sich auf Kriterien volksthümlicher Art hatte stützen können, mögen in den Moskauer Slawophilencirkeln zu suchen sein, die schon vermöge ihrer exclusiven gesellschaftlichen Stellung und im Wesentlichen fremdländischen Bildung eines irgend weittragenden Einflusses auf breitere Gesellschaftsschichten entbehren mußten. Die große Mehrheit wußte sich beim Worte „Staat" wohl nicht viel mehr als etwa Obrigkeit zu denken, und wenn der Fiscus selbst von den gesellschaftlich Hochstehenden in betrügerischer Weise ausgenutzt, der Staatsdienst allenthalben nur in Hinblick auf Avancement und Einkommen betrachtet und geübt wurde, so erklärt sich das, neben dem soeben Gesagten, noch aus dem Mangel fester Ehrbegriffe, wie solche sich fast immer nur innerhalb des kleineren corporativen Kreises mit wachsamer Controle der Genossen auszubilden pflegen, sowie endlich und nicht zuletzt aus einem gewissen Leichtsinn, der in Bausch und Bogen zu rechnen liebte, und die ungeheuren Dimensionen des Reiches und seine angeblich unerschöpflichen Hülfsquellen als eine Versicherungsprämie für jede Schädigung des Ganzen durch den Einzelnen ansah. Gewissermaßen als Bundesgenosse des älteren Slawophilenthums begann sich um die Mitte der fünfziger Jahre auch die eigentliche staatswissenschaftliche Doctrin zu regen, welche in der letzten Zeit Kaiser Nikolai's an den russischen Universitäten gänzlich von der Bildfläche verschwunden war. Die Milderungen im Paßzwange, sowie das disponible Baarcapital, das der Umsatz der Loskaufscertificate dem russischen Adel in die Hand gegeben, hatten zahlreiche Russen in den europäischen Westen geführt, wo der moderne Staat mit all' seinen Schöpfungen von Angesicht zu Angesicht zu schauen war, während der gesteigerte Bedarf an Capital und qualificirter Arbeit, die der Umschwung des wirthschaftlichen Lebens nach der Bauernemancipation in Rußland selbst erheischte, dieser Art Auswanderung einen entsprechenden Zuzug aus dem Westen parallel gehen ließ, der Anregungen aller und nicht am wenigsten Anregungen staatlicher Art brachte. Was französische, deutsche, englische Staatswissenschaft geschaffen, trug die russische Uebersetzung in Kreise, die früher vom Wesen staatlicher Aufgaben und Ansprüche auch nicht die leiseste Idee gehabt hatten. Die Vorarbeiten für Aufhebung der Leibeigenschaft und die schließliche Bauernemancipation mit ihren Consequenzen auf dem Gebiete der Justiz und Verwaltung mußten die staatswissenschaftlichen Katheder, die lange genug gefeiert, neu beleben, ja man trug sich bei dem eigenthümlich überhasteten Wesen jener Tage damals in Rußland schon mit dem verfehlten Gedanken, den man heute in Deutschland hier und da auftauchen sieht, die sogenannten Staats- und Gesellschaftswissenschaften zu einem obligatorischen Lehrgegenstande in den Gymnasien und Realschulen zu machen, ein Plan, der, wenn er wirklich zur Ausführung gekommen wäre, bei der abstracten Richtung der Zeit und dem gänzlichen Mangel eigentlich geschichtlicher Schulung und Denkweise, jenes unglückselige Treiben russischen Nihilistenthums nur beschleunigt und gesteigert hätte. Politische Reflexionen waren damals in aller Welt Mund-, unpolitische oder, besser gesagt, antipolitische Instincte standen

nen im eigentlichen Herzensgrunde verborgen entgegen, und das neue eamtenthum, so weit es Ansprüche auf höhere Bildung erheben konnte, legte n ungleich complicirteren Aufgaben gegenüber, wie die neue Zeit mit ihren eformen sie an dasselbe heran trug, nicht selten jene eigenthümliche Zwitter- tur an den Tag, in der sich der Mißklang zwischen Wissen und Streben f der einen und angeerbter oder angewohnter Tradition auf der anderen eite zeigte.

Saltykow hat dieses neue höhere Beamtenthum unter dem Namen der Pompadouren" gezeichnet, ein Ausdruck, der bereits darauf hinweist, daß hier r Caricatur ein breiter Spielraum eingeräumt ist, und eine kurze Erklärung forderlich macht. Mit dem Namen „Pompadour" sollen vorzüglich zwei genschaften zusammengefaßt werden: Frivolität nämlich und eine gewisse rt weiblicher Herrschsucht, die, weil ihr kraft der veränderten Verhältnisse cht die volle Befriedigung gegeben wird, den Charakter nervöser Reizbarkeit nimmt und daher komisch wirken muß. Der Grundgedanke der Pompa- uren hat, wenn man ihn mit dem oben Gesagten zusammenhält, gewiß viel chtiges; leider tritt das Outrirte und Fratzenhafte aber hier oft so stark rvor, daß der Vorwurf des Pamphlets gerade bei diesem Buche sehr nahe gt. Der alte Administrator, so gut oder schlimm er sonst gewesen, war ein Mann aus einem Guß; der neue, eben jener Saltykow'sche Pompadour, ist n administrativer Hamlet, der mit sich und der Welt wohl nicht ins Reine mmen will. — Greifen wir von den vielen Saltykow'schen „Pompadouren" er einen heraus.

Fedi Koselkow, deutsch etwa durch Fritzchen Zicklein zu übersetzen — denn altykow, der seine jüngeren Pompadouren oft mit einer Art väterlichen erablassung behandelt, liebt es, ihre Namen der russischen Kinderstube zu tnehmen — Fedi Koselkow ist das Leben in der Jugend leicht genug macht worden. Er ist in einem privilegirten Lehrinstitut erzogen und hat h mit dem schweren Ballast der alten Literatur befassen müssen, dagegen nd ihm die Rudimente der Staatswissenschaft, die modernen Sprachen und e im Salon irgend verwerthbare Bildung geläufige Dinge. Nach leicht standener Gradualprüfung hat er das Institut mit dem Range eines Titulär- ths, den der von der Pike auf dienende kleine Mann erst bei heranrückendem reisenalter zu erhalten pflegt, verlassen und seinen Dienst in einem der etersburger Ministerien angetreten, um den Vormittag im Departement des jefs durch Erzählen scabröser Anekdoten zu kürzen, den Abend im Salon r Gönnerin oder dem Boudoir der Maitresse in ähnlicher Weise über Mitter- cht auszudehnen. Er verfügt über einen unbegrenzten Credit in allen noblen estaurationen der Residenz, denn hat er selbst auch keinen rothen Heller, so nnt doch Jedermann seine Verwandten, Gönner und Aussichten. Einige hre vergehen, Fedi hat wie im Traum den Rang erworben, der ihm Aus- rtschaft auf den Posten eines Gouverneurs in der Provinz gibt, und tritt s solcher die Verwaltung eines innerrussischen Gouvernums an, nicht ohne ß vorher der Chef der Kanzlei, die dem örtlichen Gouverneur zur Seite ht, durch den discreten Brief eines Beamten aus dem Ressort, in dem Fedi

früher gedient, über Charakter und Antecedentien des in Aussicht stehenden Pompadour umständlich unterrichtet wäre. Mit ausgesprochener Abneigung gegen das trockene Detail administrativer Technik, aber voll staatsmännischer Perspectiven und weltbeglückender Pläne langt Fedi Koselkow in seinem neuen Wirkungskreise an, die notable Gesellschaft beeifert sich, den neuen Pompadour durch Bälle, Soupers und tableaux vivants zu ehren, und was von der provinzialen Damenwelt irgend auf gesellschaftliche Berücksichtigung Anspruch erheben kann, zerbricht sich Tag und Nacht den Kopf, um seine Aufmerksamkeit durch ein besonders pikantes Decolleté zu fesseln. Das Alles kann indeß Fedi von seiner eigentlichen staatsmännischen Mission nicht dauernd ablenken, sein Ideal heißt Ordnung, und er fußt hier durchaus auf dem Boden älterer Administratoren, nur in den Mitteln weicht er von ihnen ab. Denn waren diese früher mehr primitiver Natur, so ist es jetzt der Wohlstand, als dessen Früchte sich die Ordnung einstellen soll. Man sieht, Fedi's Theorien sind dem entlehnt, was man „Les idées napoléoniennes" nannte, wie denn das damalige Rußland überhaupt auch auf dem Gebiete einer relativen Freihandelspolitik stark von dem Frankreich des zweiten Kaiserreichs beeinflußt war. So will denn auch Fedi vor Allem Handel und Wandel zu Blüthe und Aufschwung verhelfen, Verkehrsmittel sollen beschafft, eine örtliche Börse gegründet werden. Aber die zusammengetrommelten Kaufleute, denen der neue Pompadour sein Programm vorlegt, wollen sich durchaus nicht belehren lassen; sie mißverstehen Fedi's Intentionen gröblich, indem ihre Annahme dahin geht, daß es sich bloß um eine Art von maskirtem Tribut, wie ihn frühere Administratoren wohl dann und wann in Anspruch genommen, handle; mit Freuden sind sie bereit, zu diesem Behuf in die vollen Taschen zu greifen, aber daß man sie höheren Orts zu Börsenconventen, zur Cursnotirung und Speculation in Werthpapieren anhalten will, geht ihnen doch etwas über den Spaß, und sie setzen Fedi's Wirthschaftspolitik einen passiven, aber um so beharrlicheren Widerstand entgegen. Des Unglücks Gipfel ist, daß der neue Pompadour bei seinem Beglückungsfanatismus immer wieder von Neuem auf den Widerstand seines renitenten Kanzleichefs stoßen muß, der ihn auf ein Etwas aufmerksam macht, das Gesetz heißt, und für das in Fedi's Kopf, wo die Begriffe von Ordnung und Wohlstand auch den letzten Winkel in Beschlag genommen haben, schlechterdings kein Platz übrig geblieben ist. Steht das Gesetz in Gestalt der fünfzehn Bände des russischen Codex sauber abgestäubt im Bücherschrank hinter Schloß und Riegel, nun, so ist ja die Ordnung leibhaftig da, und man braucht sich nicht weiter um sie zu sorgen; liegt es im Arbeitscabinet auf Tisch und Bänken in abgegriffenen Folianten aufgeschlagen, so hat offenbar die Unordnung mit all' ihrem unleidlichen Wesen sich eingestellt. Daß das Gesetz im Grunde nichts weiter als ein fortgesetzter Dithyrambus auf seine eigenen Intentionen sei, davon ist Fedi fest überzeugt, und da er zu den bescheidenen Leuten gehört, die leicht erröthen, wenn sie ihr eigenes Lob singen hören, so sieht er es sich lieber gar nicht an. Die fortgesetzte Sophistik seines Kanzleichefs veranlaßt ihn endlich, sich bei den kleinen Leuten, den Unmündigen, die ja, wie das Sprichwort sagt, die Wahrheit reden sollen,

nach Auskunft und gutem Rath umzusehen. In Verkleidung begibt er sich auf den Trödelmarkt und fragt hier die Leute in den Ladenbaracken und an den Etalagen danach aus, wie sie wohl über das Gesetz, den neuen Pompadour und deren gegenseitiges Verhältniß denken. Das Resultat ist unerwartet genug, denn vom Gesetz weiß man hier so gut wie gar nichts, es sei ja eben nur für die vornehmen Leute geschrieben, und was die Würde des Pompadour betrifft, so hält man ihn gar für ziemlich gleichbedeutend mit dem örtlichen Profoß; dagegen weiß Alles von einem Planeten zu erzählen, der in der Vorstellung der Leute Gesetz und Pompadour vollständig verdrängt hat und über ihr Wohl und Wehe entscheiden soll. — Man sieht, Saltykow wollte hier eine Art russisches „Suffrage universel", gleichfalls nach damaligem französischen Muster, zeichnen. Französischer Doctrinarismus und angeerbte Bojarentraditionen treiben in Fedi Koselkow's Kopf ein tolles Spiel, und der Fatalismus der Masse, der in dem Planeten des kleinen Mannes und der Renitenz der Kaufmannschaft zu Tage tritt, bilden hier Gegensätze zu tiefgreifender Natur, als daß man über ihnen das mannigfach Verzerrte der sonstigen Darstellung nicht vergeben und vergessen sollte. Das Buch hat viel böses Blut gemacht, und die damalige Zeit mochte wohl auch schwerlich reif genug gewesen sein, eine derartige Satire zu ertragen. Wenn die privilegirten Lehrinstitute, wie das bei Saltykow oft genug geschieht, schlecht wegkommen, so war damit den Anschauungen des russischen Liberalismus überhaupt Ausdruck gegeben. Doch dürften diese Institute zur Erhaltung einer administrativen Tradition zur Stunde immerhin noch erforderlich sein, und in der That ist inzwischen bereits Manches in der Richtung geschaffen, sie für ihren eigentlichen Zweck, Pflanzschulen für den höheren Staatsdienst abzugeben, bewußter auszugestalten.

VII.

Ehe wir auf ein anderes Buch Saltykow's, das eine Spielart des neuen russischen Beamtenthums, den eigentlichen Streber zum Gegenstand hat, näher eingehen, scheint es angezeigt, hier eine kleine Digression einzuschalten, was um so gebotener, als die in ihm befolgte Methode, sich zur Illustration des Grundgedankens gleichsam unausgewachsener Typen, Knaben oder halber Knaben, zu bedienen, für den deutschen Leser etwas Befremdendes haben muß, und daher eine kurze Erklärung erheischt.

Es darf als eine typische Erscheinung in dem Rußland nach der Emancipation gelten, daß die gebildeten und urtheilsfähigen Classen bei Betrachtung der socialen Verhältnisse des Reiches mit besonderer Vorliebe dessen Zukunft ins Auge zu fassen pflegten. Das, was man in diesen Kreisen „die Mission Rußlands" nannte, so mannigfach und oft entgegengesetzt sie auch gedacht wird, mag in entsprechender Bedeutung für kein Land in gleichem Maße Ferment des Phantasielebens sein, wie gerade hier, und aufs Engste hängt damit die Neigung zusammen, das heranwachsende Geschlecht mit dem älteren zu confrontiren, beide nach ihrem Soll und Haben zu prüfen und an einander zu messen. Turgenjew's „Väter und Söhne" sind bekannt, aber sie stehen

nicht vereinzelt da, und es würde uns zu weit führen, auf das einschlägige Material hier auch nur in Kürze hinzuweisen. Und was von der heranwachsenden Jugend im engeren Sinne gilt, hat seine Bedeutung gleicher Weise für das Knabenalter und jene Uebergangsjahre, die ihm unmittelbar folgen. So wird denn auch in Rußland Erziehungs- und Unterrichtsfragen theoretisch ein ungleich breiterer Platz eingeräumt als anderswo. Wir sagen theoretisch, denn in den weitaus meisten Fällen liegt das, was man häusliche Erziehung nennt, noch sehr im Dunklen und Argen; man erkennt in den meisten Fällen die eigene Incompetenz, erzieherisch zu schaffen, und wenn heute in der Presse schüchterne Angriffe auf die Staatsschule laut werden, so handelt es sich nicht sowohl um ihren principiellen Beruf, als um Organisation, Methode und Lehrstoff. Dem beträchtlichen Interesse, das der Jugendbildung geschenkt wird, gesellt sich aber noch ein anderer Umstand bei, der gleichfalls in der Richtung wirkt, Knabentypen in die Literatur zu tragen. Hat sich in Westeuropa, wenngleich nationenweise modificirt, eine allgemeine Regel für das Verhalten der Eltern zu den Kindern herausgestaltet, die diese Letzteren erst in verhältnißmäßig reiferen Jahren am gesammten Lebensinhalt der Ersteren theilnehmen läßt, so steht im heutigen Rußland das Kind in typischer Weise den Eltern als parti égal gegenüber. Seitdem man hier mit dem alten Herkommen despotischer Unterordnung gebrochen und sich eine Art Culturdilettantismus aller Gesellschaftsschichten, mit Ausnahme der bäuerlichen Bevölkerung, bemächtigt, hat eine Emancipation der Kinderstube Platz gegriffen, die dem Staate kein Geheimniß ist und durch sein einschlägiges Organ, die Staatsschule, nach Kräften bekämpft wird, an deren Förderung er selbst jedoch, durch die Reorganisation seines Lehrwesens im liberalen Sinne, nicht unwesentlich mitgewirkt hat. Die gänzliche Abschaffung aller Körperstrafen in der Schule, sowie ein etwas überfeinertes Ceremoniell im Verhalten des Lehrerpersonals zum Schüler — wird doch der kleinste Junge mit dem conventionellen „Sie“ angeredet — mögen Angesichts des rohen Treibens älterer russischer Pädagogik, mit dem es radical zu brechen galt, sich zwar erklären lassen, doch ist hier unzweifelhaft des Guten zu viel geschehen, und wenn neunjährige Knaben von ihren Lehrern mit einem „Meine Herren“ angeredet werden und sich, wie man allenthalben hören kann, unter einander dieser Anrede bedienen, so ist hier unschwer jene Tendenz zur Demokratisirung zu entdecken, die der ganzen russischen Entwicklung im Laufe der letzten drei Jahrzehnte ihren Stempel aufgedrückt hat. Nicht umsonst entstammt das nivellirende „Monsieur“ dem Lande demokratischer Tendenzen par excellence, und das sich allmälig eine ähnliche Bedeutung erobernde russische „Gospodin“ beginnt jetzt schon bei dem Kleinbürgerthum die patriarchalische Bezeichnung mit dem Vor- und Vatersnamen, wie sie früher ausschließlich in Geltung war, zu verdrängen. Wie beispielsweise in Dostojewski's „Gebrüder Karamasow“, so treten denn auch bei Saltykow in dem oberwähnten Buche, das den Titel „Die Herren Taschkenter“ trägt, blutjunge Leute als Romanhelden auf, und es war damit also dem russischen Publicum eben nichts Neues und irgend Befremdendes geboten.

VIII.

Seit Peter dem Großen war Rußland das Eldorado für westeuropäische Streber aller Art gewesen. Das nur selten unterbrochene Bemühen der russischen Politik des achtzehnten Jahrhunderts, das Reich der westeuropäischen Staatenwelt einzuordnen, die zahlreichen fremdländischen Prinzen und Prinzessinnen am russischen Kaiserhof und nicht zuletzt die unleugbaren Vorzüge westeuropäischer Zucht und Schulung waren hier Ausschlag gebend, und wenn im Anfang dieses Jahrhunderts einer der ersten Vertreter des Satzes „Rußland für die Russen", der bekannte General Jermolow, seinen Lebenswunsch in die ironischen Worte faßte, man möge ihn zum Deutschen avanciren lassen, so war das wohl der sprechendste Ausdruck jener Stimmung, wie sie dem gemeinen Russenthum, das sich noch nicht gänzlich westeuropäischer Art assimilirt, jener Zeit eigen sein mußte. Seit der Bauernemancipation und den organischen Reformen, die ihr auf dem Fuße folgten, trat das Nationalbewußtsein, welches in der damaligen „Moskauer Zeitung" zugleich Kanzel und Katheder fand und durch den bewußten Gegensatz zum Polenthum noch gesteigert wurde, mit Ansprüchen auf größere Berücksichtigung hervor. Der Adel hatte schwere Opfer getragen, er reclamirte Aequivalente und nicht zuletzt solche im Staatsdienst; die große Masse der kleinen Leute, durch keine autonomen Organisationen, wie früher im Westen, an Stand und Beruf gekittet, drängte, soweit sie über gewisse Bildungsfragmente verfügte, gleichfalls durch das Medium des Staatsdienstes nach oben, die gesteigerte Nachfrage nach vermehrten Arbeitskräften für den socialen Neubau that das Ihre, und es lag deshalb auf der Hand, daß sich ein specifisch russisches Streberthum entwickeln mußte, wie es Rußland bisher noch nicht gekannt, ein Streberthum, das die Schwingungen des Angebots in gesellschaftliche Kreise trug, für die der Staat, jener gewaltige Spender von Ehre, Ansehen und Erdenglück, in Rußland gewaltiger, als sonst irgendwo in der Welt, früher wenig mehr als eine mythische Bedeutung gehabt hatte.

Saltykow legt sich nun der eben charakterisirten Erscheinung gegenüber die Frage vor: Sind Schule und Haus bei uns im Stande, gerade diejenigen sittlichen Keime in der heranwachsenden Generation zu pflanzen, welche sie einmal geeignet machen könnten, am Staats- und Gemeindeleben bewußt mitzuwirken; wird hier insbesondere der Grund gelegt für jene Integrität der Gesinnung und Selbständigkeit der Initiative in den Grenzen, wie sie der Staatsgedanke zieht, oder wirken beide im Gegentheil typisch dahin, das eigentliche Streberthum zu fördern, im besten Falle leidliche gouvernementale Techniker, im schlimmen Willkürsmenschen zu schaffen, die etwaige administrative Härten, wie die Verhältnisse des Ganzen sie oft schwer umgehen lassen, noch zu übertrumpfen geneigt wären? Diese Frage wird in seinen „Taschkentern" entschieden im letzteren Sinne beantwortet. Taschkent war eben von den Russen erobert worden, das Land der Hammelherden und barbarischen Nomaden, ein bevorzugter Tummelplatz für das damalige russische Glücksritterthum. Der Name deckt den Begriff insofern vielleicht nicht ganz, als man bei ihm in erster Linie gerade an die rücksichtsloseren Elemente jenes Streberthums zu

denken versucht ist; es lag das aber ganz in der Weise Saltykow's, der bei seinen Beiwörtern nicht viel zu klügeln liebte. War doch ein kräftiger Trumpf ausgespielt und Phantasie wie Gedächtniß des Lesers dadurch gleichsam im Fluge gewonnen. Es sind gewissermaßen vier sittliche Atmosphären, die Saltykow's vier, in diesem Buch erscheinenden jungen Strebern die erste Lebensluft zuführen, localisirte Herdstätten mit eigenen ethischen Bedingungen, die, wenn man die Sache nicht allzu genau nimmt, etwa in die Nomenclatur: Sociale Verschüchterung und Routine, Frivolität und Blasirtheit, Rohheit und Gewaltthätigkeit und rücksichtslose Ausbeutungssucht zu fassen wären.

Ein Product socialer Verschüchterung und Routine ist der junge Nagornow. Seine Familie gehört einer Classe von Typen an, welche Saltykow unter dem Namen der Moltschalins, zu deutsch etwa Schweigemeier, zusammengefaßt hat; eine Menschengattung, deren charakteristische Eigenheit darin besteht, daß sie sich alle als Meister in der doppelten Buchführung zwischen privater und öffentlicher Moral ausweisen. Mischa Nagornow ist dasjenige, was Saltykow, mit einem schwer wieder zu gebenden Worte, etwa als Staatssäugling bezeichnet. Der Staatssäugling hat die Eigenschaft, nie zu innerer Reife zu gelangen; er geht nicht seinen eigenen Lebensweg und handelt nicht nach eigenen Maximen, sondern rotirt um irgend ein Centrum und entlehnt diesem, was anscheinend sein eigen ist. Metternich, Napoleon, Bismarck sind Mensch-Planeten, um die sich der Mensch-Trabant zu drehen pflegt; aber außer diesen materiellen Wandelsternen mit ihrer Attractionskraft gibt es noch immaterielle, wie unentwegte Accuratesse in Erfüllung dienstlicher Obliegenheiten, rechtzeitige Strenge, administrativer Nachdruck und wie sie alle heißen mögen.

Mischa Nagornow entstammt einer bescheidenen Beamtenfamilie, deren Glieder nie über die mittleren Rangstufen der bureaukratischen Hierarchie hinausgekommen sind, und in der sich daher etwas wie traditionelles Standesbewußtsein entwickelt hat. Sein Vater, der alte Simon Prokopjewitsch, hat es zwar nur bis zum Staatsrath und Abtheilungschef gebracht, aber er grämt sich nicht darüber, daß unter seinen Vorfahren kein Fürst Tarelkin zu finden, der das Kreuz vor dem Zaren Boris Godunow geküßt, um diesen Eidschwur darauf den beiden andern Usurpatoren Demetrius und Schuiski gleichfalls zu leisten, und dem zum Dank dafür der Bart hernach Haar für Haar ausgezupft wurde; auch kein Marquis Chassez-Croisez, berühmt dadurch, daß er in bloßen Unterhosen zur Zeit der großen Revolution von Paris nach Petersburg gelaufen, um 1814 von Kopf bis zu Fuß nagelneu equipirt Paris im Verein mit den fremden Alliirten zu nehmen. Nein, der alte Nagornow hat unzweifelhaft einen gewissen Standes- und Berufsstolz, aber das eigentlich bestimmende Motiv ist doch ein anderes. Saltykow hat diesem alten Bureaukraten etwas von der Hauskatze gegeben, deren Neigungen und Instincte in erster Reihe durch die Localität bestimmt sind. Seine Heimath sind ihm die vier Wände des Departements, aus dem der Pendelschlag der Gewohnheit ihn zu gewissen Tagesstunden an den eigenen Herd führt; was zwischen beiden liegt, ist ein unbekanntes Revier voller Schreck- und Fährnisse, wie sie in Sindbad's sieben Reisen ihr grausiges Spiel treiben. Die ganze Gestalt, bei

aller Rechtschaffenheit und der persönlich liebenswürdigen Züge nicht ermangelnd, ist ohne jede Würde, im Grunde bloß ein Stift im administrativen Mechanismus. Zwischen dem Elternpaare Nagornow hat sich etwas wie eine Verstimmung gelagert. Der Sohn, eben jener Mischa, ist auf dem Punkte, das privilegirte Erziehungsinstitut, welches die Rangclasse des Vaters ihm geöffnet, zu verlassen, und während der Papa ihn für den eigentlichen Staatsdienst bestimmt hat, will die Mutter ihn der besser bezahlten Advocatur zuwenden. Mutter und Sohn gehen Hand in Hand durch die bescheidene Zimmerflucht der Nagornow'schen Wohnung, und Frau Nagornow findet Gelegenheit, dem sechzehnjährigen Sprößling ihr Herz in Betreff des abwesenden Papa auszuschütten. Sie erzählt, wie er in jüngeren Jahren wohl Abends mit einem Lohnkutscher durch die drei liederlichsten Straßen Petersburgs von einem schlechten Hause zum anderen gefahren und sie dann daheim den Kopf in die Kissen ihres Bettes gedrückt und bitterlich geschluchzt habe. Und doch ist von alledem auch nicht eine einzige Silbe wahr, ist der alte Nagornow von Jugend auf vielmehr ein ebenso correcter und solider Herr gewesen, wie zur Stunde, wo er bereits hoch in den Siebzigen steht. Aber auch Frau Nagornow ist eine durchaus brave Frau, der Gedanke, Vater und Sohn zu entzweien, liegt ihr im Grunde fern, sie ist eben nur aufgeregt, ihre Phantasie hat einen kräftigeren Schwung genommen und das Lügen sich daher wie von selbst eingestellt. Daß sie dabei die sonst sorgfältig vermiedene sexuelle Sphäre betritt, hat seinen Grund in einer Art Rohheit und Simpelei, der es um besonders plastische Reliefs zu thun ist und die, wie man das ja beim eigentlichen Volke leicht beobachten kann, in ihrer Expansivität nicht wählt noch knausert. — Neben dem elterlichen Hause steht nun die Schule. Sie ist, wie das namentlich in den privilegirten Lehranstalten Rußlands noch heute der Fall, mit Internat verbunden und daher eine abgeschlossene kleine Welt für sich. An Formalismus fehlt es nicht, und was man hier vornehmlich als die Function des Erziehens und Ueberwachens der Jugend bezeichnet, ist sonderbarer Weise hauptsächlich Ausländern, Franzosen oder Deutschen übertragen, denen die eingehende Kenntniß der russischen Sprache abgeht und die daher jedes inneren Verhältnisses zu ihren Zöglingen entrathen müssen. Halbgebildet und beständig auf ihrer Hut, sich nicht etwa Blößen zu geben, suchen sie ihr einziges Heil im sclavischen Einhalten des bestehenden Reglements, auf diese Weise auch ihrerseits der heranwachsenden Jugend die Schablone socialer Mechanik als Richtschnur auf den künftigen Lebensweg mitgebend. Bäumt sich der jugendliche Instinct dagegen auf, so gibt es Schülercarawalle und Schülercomplotte, die ziemlich summarisch unterdrückt und dann nach Kräften der Außenwelt gegenüber vertuscht werden. Es ist in dieser Richtung entschieden besser geworden, und man darf nicht vergessen, daß Saltykow hier aus den Reminiscenzen der eigenen Schulzeit schöpft. — Mischa ist ein Musterschüler, wie man keinen zweiten namhaft machen kann. Wird irgend ein Streich ins Werk gesetzt, so hütet er sich, obgleich Versuchung und Anlaß dazu weidlich vorhanden wären, doch wohl, den Denuncianten zu spielen; als guter Kamerad sucht er sich nie der Strafe zu entziehen, die die Gesammtheit der

Mitschüler trifft, und wenn die Mutter in ähnlichen Fällen deshalb für seine künftige Carrière zittert, weiß Papa hier die richtigen Gesichtspunkte zu finden, welche Mischa's Verhalten den Charakter einer gewissen Opportunität geben. „Es wäre," so schärft er der überängstlichen Mama ein, „von unserem Mischa sehr ungeschickt, hier den Angeber spielen zu wollen. Nehmen wir an, er hat den oder jenen Mitschüler denuncirt; wer in aller Welt kann wissen, was einmal aus dem werden kann, mit welchem er es auf diese Weise verdorben hat. Vielleicht bleibt er bei der bloßen Kanzleifeder; er kann aber vielleicht auch künftig die Sterne vom Himmel langen. Sieh Dir doch etwas die Zeit an, in der wir leben; heute taumelt Einer betrunken und zerfetzt in die Gosse, und morgen ist er Dein Vorgesetzter und kann Dich wie einen Federflaum in alle vier Winde hineinblasen. Heute gabst Du ihm, als er Dich auf der Straße im Fuselrausch anrempelte, ein übles Wort, und morgen nimmt er Dich in aller Gemüthsruhe in seine Fäuste und dreht Dich krumm wie ein Hammelhorn zusammen. Darum, meine Liebe, ein für allemal, Vorsicht, Vorsicht und wieder Vorsicht!"

Man hat die französische Centralisation mit ihrer Beamtendisciplin nicht selten als eine schlechte Bürgschaft politischer Continuität angesehen, und daß ähnliche Bedenken der analogen russischen Praxis gegenüber nicht ganz unbegründet erscheinen, dürfte schwerlich zu leugnen sein. Indessen kommt hier doch für absehbare Zeit der eigentlich administrative Factor mehr in Frage als der politische; hergebrachte Routine und Mangel an initiativem Sinn wirken hier wesentlich in der Richtung einer gewissen Schwerfälligkeit der Bewegung, die sich namentlich auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik noch zur Stunde geltend macht und unter die Momente zu rechnen ist, welche den russischen Staats- und Volksorganismus an Beweglichkeit dem Westen nachstehen lassen.

Einer ganz anderen Mitte als Mischa Nagornow ist ein zweiter jugendlicher Taschkenter Saltykow's entsprossen: Kolja Persijanow, der nach Abkunft und gesellschaftlichen Verbindungen eigentlich mehr in die Classe der früher betrachteten Pompadouren, als in die der eigentlichen Taschkenter zu gehören scheint. Saltykow hat in ihm offenbar das Wesen einer Aristokratie zeichnen wollen, die, wie ein Theil des hohen russischen Adels, sich innerlich vom Leben der eigenen Nation gelöst und gleichwohl auf keinem neuen Culturboden hat Wurzel schlagen können. Eine noch junge und anziehende Mutter aus der vornehmen russischen Gesellschaft und ihr sechzehnjähriges Söhnchen, das sie als kleines Kind verlassen, um sich in Paris desto ungenirter in der liederlichen internationalen Bohême bewegen zu können, schließen in ländlicher Abgeschiedenheit einen geschwisterlichen Freundschaftsbund unter Zusage gegenseitiger Aufrichtigkeit, um einander ihre erotischen Erfahrungen mitzutheilen, und treiben die Sache bis zum äußersten Cynismus, völlig unvermittelt dabei bald in patriotische, bald in religiöse Extase verfallend, je nachdem eine zufällige Reminiscenz oder ein Stichwort die einschlägige Gedankenreihe wachruft. Die Sprache, deren sie sich bei ihrem Dialog bedienen, ist zu einem guten Drittel das Französische, meist fertige Phrasen ohne jeden individuellen

Inhalt, die auf Grund einer stillschweigenden Convention zwischen den beiden Partnern des Gesprächs das Vorrecht haben, daß man sich bei ihnen so gut wie gar nichts zu denken braucht, mit einziger Ausnahme dessen, was Lüsternheit und Sinnlichkeit wachzurufen im Stande. Saltykow hat hier die Farben sehr stark aufgetragen, doch wird das Marionettenhafte, das Olga de Persijanow und ihr Söhnchen kennzeichnet, wohl einem Theil jener vornehmen, von Saison zu Saison und von Land zu Land ihren Wohnort wechselnden Gesellschaft nicht ganz fern liegen, wobei zu berücksichtigen ist, daß keine Aristokratie der Welt dem internationalen Zigeunerthum in gleichem Grade zugethan sein dürfte, wie gerade die russische. Charakteristisch für Mutter und Sohn ist ein Zustand unausgesetzter künstlicher Exaltation, die in theatralischem Pathos zu Worte kommt. Das Alles liegt hier sehr nahe; denn denken wir uns die Verquickung aller ungelösten Widersprüche fort, worauf an letzter Stelle das beruhen mag, was man als Nationalcharakter bezeichnet, so muß sich auf der entstandenen tabula rasa der nackte Gemeinplatz einstellen, vor dem die Blasirtheit ins Gebiet künstlicher Emotionen zu flüchten liebt, Allem und Jedem, was zu dieser Flucht irgend behülflich, willig ihr Ohr leihend. Daß Saltykow zur Illustration dieser Wahrheit gerade ein frivoles Weib und einen halbwüchsigen Burschen ausgesucht hat, darf nicht wundernehmen; er wollte das Wesen der Sache ohne erschöpfende Kleinmalerei in wenigen kräftigen Strichen zeichnen und griff deshalb zu den naivsten Typen der Gattung. Gegen die outrirt nationale Richtung, die namentlich das letzte Jahrzehnt russischer Entwicklung beherrscht, kann unendlich Vieles gesagt werden; ein Verdienst ist ihr nicht abzustreiten, der Appell nämlich, den sie an die wenig zahlreichen eigentlich aristokratischen Elemente der Nation richtet, sich als sittlich eingeordnet in den gesammten Volksorganismus zu empfinden. Ihre Loslösung war aber schon durch die sogenannte Europäisirung Rußlands geboten; es barg sich in ihr ein verhängnißvoller Keim zur politischen und sittlichen Lahmlegung jener Elemente, der die vorzeitige Demokratisirung des Landes nicht gerade zu dessen Gunsten beschleunigt hat. — Das Vorwalten des französischen Textes in dieser Erzählung Saltykow's ist ungemein bezeichnend. Wie heute in Rußland allgemein über eine Abnahme jener virtuosen Beherrschung fremder Idiome geklagt wird, durch die sich früher namentlich die aristokratischen Kreise des Landes auszeichneten, so muß zugleich constatirt werden, daß das wahrhaft demoralisirende Sprachgemengsel, dessen sich diese Kreise bei ihrer Conversation ehemals zu bedienen pflegten, gegenwärtig entschieden in der Abnahme begriffen ist, ein Umstand, der einerseits durch das gesteigerte Nationalgefühl, dann aber auch durch die Einführung der beiden alten Sprachen in den Lehrplan der Staatsschule bedingt wird, welche für die empirische Polyglottie, wie sie früher im Schwange war, die erforderliche Muße nicht mehr übrig läßt.

Wir können nicht umhin, hier einer Episode in der vorstehenden Erzählung zu gedenken, durch welche Saltykow seine Stellungnahme zu einer der wichtigsten Zeitfragen russischer Politik, der Frage, ob Classicismus oder Realismus die Basis der russischen Gymnasialbildung sein solle, in schärfster Weise markirt

hat. Der sechzehnjährige Kolja Persijanow stattet seinem nur wenig älteren Nachbarn auf dem Lande, welcher bereits selbständig sein prächtiges Landgut bewirthschaftet, einen Besuch ab; die beiden jungen Leute gehen vom Burgunder zum Rheinwein, vom Rheinwein zum Champagner über und lassen dabei die Petersburger und Pariser Halbwelt, die Euphrosinen, Emmas und Alphonsinen in ihrem Gespräche Revue passiren. Bald kommt denn auch die Modeunterhaltung jener siebziger Jahre, ob Classicismus oder Realismus, aufs Tapet, wobei der Wirth, ohne je selbst irgend eine Bildung, geschweige denn eine classische, genossen zu haben, nach Katkow'schem Muster sich neben seiner Eigenschaft als Landlord noch als gewichtigen Kenner und großmüthigen Gönner altclassischer Studien aufspielt. „Entrope, fichtre, quel style, Cornéle Nepos, mais c'est classique!" und nun gar „Homère, Sophocle", von denen er kaum je mehr als die Namen gehört. Die Beiden gerathen schließlich in solchen Eifer und disponiren über eine so große Menge von Namen und Büchertiteln, daß mancher deutsche Professor, wenn er dem Gespräch assistirt hätte, voll Bewunderung für das Maß geistiger Angeregtheit gewesen sein würde, das jene russische vornehme Jugend hier kund that. Es war ein bitterböser Gedanke und der Saltykow'schen Satire durchaus entsprechend, wenn der Autor die Competenz des ihm zeitgenössischen Rußlands, über den wahren Werth classischer Studien zu urtheilen, in dem Bilde der benebelten Knaben persiflirte. In der That sah es mit jener Competenz wunderlich genug aus; bestand doch das höchste begutachtende Forum auf dem Gebiete der Legislation, welches hier vor Allem sein Votum abzugeben hatte, der russische Reichsrath, höchstens zu einem Viertel aus Männern, die in ihrer Jugend nennenswerthe classische Studien getrieben, während die überwiegende Mehrheit ihre Jugenderziehung privilegirten Unterrichtsanstalten verdankte, wo das Lateinische nur eine dürftige, das Griechische gar keine Pflege fand. Bekannt ist beispielsweise, daß der eigentliche Inaugurator des russischen Classicismus, der Unterrichtsminister Graf Tolstoi, mit lobenswerther Energie sich in gereiftem Lebensalter ans Studium der Elemente griechischer Grammatik machte. Als Kaiser Alexander II. sich in Ems zu Gunsten des Classicismus aussprach, illuminirte bekanntlich die Stadt. Der Westen von seinem Standpunkte aus konnte mit gutem Recht seine Sympathieen zeigen, denn der russische Classicismus war in seinen Augen ein neues Unterpfand auf dem Gebiete der Solidarität internationaler Culturinteressen, einer der vielen Reife, mit denen die Regierungsthätigkeit dieses Kaisers Rußland an das übrige Europa geschmiedet. Anders lautete das Urtheil der überwiegenden Mehrheit in Rußland selbst, wo inzwischen das neue Unterrichtssystem seit seiner Einführung an Popularität eher eingebüßt als zugenommen hat.

Die Illusionen, in denen man sich zur Zeit der Reformära zu wiegen pflegte, gipfelten bei Vielen in Vorstellungen von einer ganz besonderen Mission Rußlands dem Westen gegenüber, Vorstellungen, die, mochten sie nun, wie bei den Slawophilen, mehr das religiös-ethische oder, wie bei den Ultra-Liberalen mehr das social-wirthschaftliche Moment betonen, doch darin übereinkamen, daß sie für Rußland eine von der westeuropäischen classischen Schulung ab-

weichende Jugendbildung in Anspruch nahmen. Selten hat wohl die Phantasie so souverän in einem Lande gewaltet, wie das in den strebenden Kreisen jener Zeit in Rußland geschah, und die Regierung, nicht selten selbst einem febris intermittens unterliegend und dasselbe ausströmend, mußte doch nach und nach durch die Ereignisse zur Ueberzeugung gelangen, daß hier ein collegium logicum noththat, um dem in alle Weiten hinein irrlichtelirenden Gedanken Maß und Grenze zu setzen. Sie optirte endlich bewußt für den westeuropäischen Classicismus und gab sich bei dessen Einführung in die Staatsschule Mühe, die streng grammatische Methode deutscher Schulphilologie möglichst getreu zu copiren. Leider machten sich nun gleich, ganz abgesehen von der mehr dem Realismus zugewandten Sinnesweise der Nation und der Vernachlässigung der für das wirthschaftliche Gedeihen so sehr erforderlichen Technik — einer Vernachlässigung, die man nicht ganz mit Unrecht der einseitigen Bevorzugung des Classicismus schuldgab —, zwei Uebelstände geltend, welche die classischen Studien in der Schule von vorn herein discreditirten. Standen auf allen übrigen Gebieten dem Staate Candidaten für das höhere Lehrfach in ausgiebiger Menge zu Gebote, so mußte der Lehrer der alten Sprachen in aller Hast erst an Ort und Stelle seminaristisch herangezogen oder aber aus dem Auslande berufen werden, und während der Mehrzahl jener seminaristisch gebildeten Lehrer die eigentliche Hinneigung für ihr Fach abging, pflegte der aus dem Auslande bezogene Slawe oder Deutsche sich die russische Sprache nur sehr unvollkommen anzueignen, und trug bei den größeren Ansprüchen, die das erwachende Nationalgefühl auch der russischen Jugend mitgetheilt hatte, ein Element in die öffentliche Schule, mit dem man sich in früherer Zeit zwar abgefunden, jetzt jedoch in keiner Weise befreunden konnte. Hierzu kam, daß der Classicismus noch unter einem ungünstigen Stern eigener Art in Rußland ins Leben trat. Die Infection der Schule durch nihilistische Einflüsse stellte die Regierung vor die Nothwendigkeit, ein gewisses inquisitorisches Element in das Lehrwesen überhaupt hineinzutragen. Beschäftigung, Umgang, sittliches Verhalten wurden in ganz anderem Maße, als das je im Westen geschehen, Gegenstand der Oberaufsicht Seitens der Staatsschule, und da diese dem eingeschlagenen System gemäß ihre Organe mit Vorliebe dem classisch gebildeten Lehrerpersonal entnahm, lag die Verwechselung von Classicismus und Schulpolizei sehr nahe und konnte nicht umhin, ersterem eine Art Odium anzuheften. So vereinigte sich eine Reihe von Umständen, um den russischen Schulclassicismus in den Augen der Menge unpopulär zu machen; noch heute stehen ihm Gesellschaft und Presse abwehrend gegenüber, sind die Bürgschaften für seine Dauer sehr problematischer Natur, und dürfte sich kaum ein Land nennen lassen, wo das Schulwesen so rasch und leicht einer radicalen Umgestaltung unterworfen werden könnte, als gerade Rußland.

Zum Schlusse dieses Abschnittes mögen hier noch die zwei weiteren Taschkenter Saltykow's, Chmylow und Welentjew, kurze Berücksichtigung finden. Ersterer, von seinen Mitschülern der Palatsch oder Henker genannt, gehört in dem grausigen Detail, mit welchem Saltykow ihn gezeichnet, einer für Rußland hoffentlich auf immer überwundenen Zeit an. Es ist eine verwahrloste Natur

mit sinnlichen Instincten und ausgesprochenem Hang zur Gewaltthätigkeit, der durch eine barbarische Erziehung in verhängnißvoller Weise gesteigert wird. Den Gipfel der mancherlei Scheußlichkeiten, welche diese Geschichte enthält, bildet die Schilderung der Execution, die der Papa Polizeimeister an seinem ungerathenen Sprößling mit der Reitpeitsche vornimmt, ein Beitrag Saltykow's zu der damals in Rußland weitverbreiteten Agitation gegen die Prügelstrafe. Der Bruch mit dem bisher in Schule und Haus, Polizei und Justiz üblichen Bakel trug, als Saltykow jene Geschichte niederschrieb, den Charakter einer nicht sowohl dem Culturgebiet angehörigen, als vielmehr ganz wesentlich nationalen Angelegenheit. Es galt, das in wahrhaft fürchterlichen Dimensionen verbreitete Uebel, das, legislativ abgeschafft, sich in den Lebensgewohnheiten noch vielfach erhalten hatte, mit Stumpf und Stiel auszurotten, das greifbarste Symbolum monopolischer Traditionen endgültig zu vertilgen. Nur unter diesem historisch-nationalen Gesichtspunkte kann diese Frage, hinsichtlich deren heute nur allzu oft Klagen über schlecht angebrachte Humanität verlauten, ihre Beurtheilung finden, und wem die Macht der Gewohnheit, wie sie das alte Rußland beherrschte, kein Geheimniß ist, der kann sich über den Radicalismus, mit dem man seiner Zeit hier gegen die Prügelstrafe vorging, nicht eben wundern. Fürchtete man doch beständig, daß jener Hydra neue Köpfe entsprießen könnten. In Wirklichkeit hat sich der Bakel dem Gesetze gemäß, wenn man von dem Disciplinarverfahren in den Zuchthäusern absieht, nur noch in den bäuerlichen Gerichten als ein Hausmittel ländlicher Selbstverwaltung erhalten.

In Welentjew ist es Saltykow darum zu thun, eine Gründerader im bureaukratischen Streberthum seiner Zeit nachzuweisen. Die kaufmännische Speculation wird hier von der Börse weg an den grünen Tisch des Bureaukraten verlegt, dessen hohe Schule auf diesem Gebiet nicht sowohl der Effectenmarkt als das amtliche Contract- und Lieferungswesen bildet. Dazu ist Welentjew's Mutter, auf die sein Gründersinn wesentlich zurückzuführen, nicht eigentlich Russin, sondern Grusinierin, die in allen möglichen Wuchergeschäften und nicht zuletzt in Speculationskäufen von Leibeigenen, wie sie früher in Rußland sehr im Schwange waren, sich ausgezeichnet hat, während der Vater, ein Bureaukrat, nicht weit über die bloße Handhabung des Rechenbrettes hinausgekommen ist. Doch finden Welentjew's abenteuerliche Lieferungsspeculationen keine eben warme Sympathieen von Seiten der Vorgesetzten und Machthaber. Die Keime des höheren Speculantenthums im älteren Rußland, wo beispielsweise noch das gesammte Bankwesen Staatsmonopol war, gerade in der Bureaukratie zu suchen, war gewiß ein richtiger Gedanke, und daß Saltykow dieser Sorte von Speculantenthum ein Gepräge gegeben hat, das zwischen dem unpraktisch Abenteuerlichen und der Ungelenkheit bureaukratischer Lebensgewohnheiten die Mitte hält, ist ein fein durchdachter Zug, der die Sache sofort in das richtige Licht stellt. Im Uebrigen hat die spätere Legislation hier vorgebeugt, und wir werden auf den berührten Punkt gelegentlich der noch zu betrachtenden spärlichen Anfänge eines russischen Gründerthums privaten Charakters zurückkommen.

IX.

Als die russische Regierung 1864 in der sogenannten Semstwo eine örtliche Selbstverwaltung für das platte Land schuf, war die wesentliche Aufgabe der neuen Institution, das provinziale Leben, für das der Staat selbst bisher nur stiefmütterlich gesorgt hatte, materiell und moralisch zu befruchten, wohl nicht in dem Maße dem russischen Publicum bewußt, als es der Natur der Sache nach hätte sein sollen. Es gab Viele, die nicht abgeneigt waren, in jenen Neuschöpfungen in erster Linie eine Art Unterpfand für den späteren Erwerb politischer Freiheiten zu sehen, und sich in dem Gedanken gefielen, die Provinziallandtage als örtliche Parlamente, ihre Verwaltungsausschüsse als Vorschule für künftige Vertreter eines parlamentarischen Régimes zu betrachten. Das öffentlich gesprochene Wort war eine völlig neue Errungenschaft; bald konnte man es im Plaidoyer des Criminalprocesses, auf dem Provinziallandtag, in den Versammlungen der Stadtverordneten und in all den zahlreichen Gesellschaften hören, welche der Drang der Zeit nach Selbstbetheiligung der gebildeten Classen an öffentlichen Angelegenheiten auf ökonomischem oder philanthropischem Gebiete zu Tage gefördert. Eigentlich positive Köpfe, solche, die es verstehen, ihre Ansprüche nicht über das Maß des zur Zeit eben Erreichbaren zu spannen, gab es in dem damaligen Rußland wenig; dagegen war die Fähigkeit, aus gegebenen Prämissen abstracte Folgerungen zu ziehen, wie schon die mathematische Begabung des Russen erkennen läßt, weit verbreitet. Nimmt man noch hinzu, daß der Russe ein geborener Redner ist, und daß der Satz „Zeit ist Geld" bei den Traditionen der Leibeigenschaft mit ihrem Mußeprincip für die privilegirte Classe in Rußland bis dahin keine Geltung gehabt, so kann man sich einen ungefähren Begriff davon machen, welche Massen von Zungendrescherei und leerem Gerede jene Flitterwochen entfesselter Redefreiheit ans Licht brachten. Obendrein begann das communale Budget in vielen Fällen die räuberischen Instincte ebenso zu reizen, wie es früher das des Fiscus gethan, und jenes Coterieweſen, welches bei den alten Adelsversammlungen im Schwange war, machte sich auch in der neuen Selbstverwaltung geltend, wo der Adel rechtlich und factisch überwog. Es lag in der Natur der Sache, daß in der ersten Zeit die edleren, aber unpraktischen Elemente überwogen, hierauf ein Rückschlag erfolgte und endlich Ernüchterung, Klärung der Begriffe, Schulung in der Praxis wieder besseren Bahnen zulenkten. Saltykow hat in seinen Angriffen auf das Gebahren eines Theils jener neuen Männer vom russischen Selfgovernment hauptsächlich drei Momente gegeißelt: Selbstzufriedenheit und Ueberhebung der älteren Bureaukratie gegenüber, dilettantische Kleinmeisterei und räuberische Instincte. Es war ihm dabei nicht um eine Ehrenrettung des alten Beamtenthums zu thun, das keinen unnachsichtigeren Richter gekannt hat, als eben ihn; er wollte vielmehr eine Selbstbespiegelung brandmarken, die ein billig erkauftes Behagen darin fand, die noch in keiner Hinsicht erprobte Kraft an einem unzulänglichen Maße zu messen. Daß dabei ausschließlich die schlimmen Seiten der neuen Selbstverwaltung zu Tage traten, lag in der Natur seiner Satire, und ziemlich unberechtigt waren die Vorwürfe, die ihn deshalb als eingefleischten Bureau-

kraten zu bezeichnen liebten. Sein Narziß, in dem das selbstgefällige Treiben der neuen „Säe- und Bauleute" am deutlichsten gezeichnet ist, war allerdings für die Vertreter der Selbstverwaltung nicht eben schmeichelhaft; die Schilderung hat hier unverkennbar etwas vom Blocksberg, von einer Feier des heranbrechenden Freiheitsfrühlings durch unsaubere Geister: irre Lichter, wirres Geschrei und ängstigender Schwefeldunst, so komisch sich das Ganze liest, walten vor, und die Seitens der damaligen russischen Kritik ausgesprochenen Bedenken über die Zulässigkeit, junge Institutionen, die gerade von dem besseren Theil der Gesellschaft enthusiastisch begrüßt wurden, in einem derartigen Zerrbilde zu zeigen, mochten begründet genug erscheinen. Indeß kann man Saltykow nicht das Verdienst absprechen, immer und immer wieder, zumal in seinen „Briefen über die Provinz", auf die wahre Aufgabe der neuen ländlichen Selbstverwaltung hingewiesen zu haben, die darin bestand, der Provinz neues Leben einzuhauchen. Er wußte wohl, daß in einem Staate mit schwach ausgebildetem Städtewesen, dessen ganze Entwicklungsgeschichte dahin drängte, das residenzliche Centrum auf Kosten der Provinz mit Culturmitteln zu sättigen, eine starke Selbstverwaltung mit weitgehenden Prärogativen in hervorstechendem Maße Bedürfniß war. Floß doch eine ganz unverhältnißmäßige Quote alles disponiblen Capitals in die centrale Reichsbank nach Petersburg, um im Interesse der hauptstädtischen Negotiantenwelt verwerthet zu werden; hier concentrirte sich fast das gesammte Fachschulwesen, und hier allein fand die Kunst nennenswerthe staatliche Pflege. Um so entschiedener und rücksichtsloser sein Kampf gegen Alles, was von vornherein die neuen Institutionen fälschen konnte, eine Polemik, welche sich durch eine Reihe seiner Schriften zieht und ihm sonderbarer Weise nicht selten den Vorwurf bureaukratisch-centralistischer Neigungen zugezogen hat. Wenn man bedenkt, daß Saltykow bereits in amtlicher Stellung als einer der Ersten sich zu Gunsten einer Selbstverwaltung erklärte, die im Gegensatz zu der alten ständischen des Adels für staatliche Zwecke örtlich einzutreten hätte, so begreift man, wie hinfällig jener Vorwurf war.

X.

So lange die Leibeigenschaft in Rußland bestand, fehlten hier so gut wie alle Bedingungen für Entstehung und Weiterentwicklung der sogenannten Mittelclassen. Spärliche Anfänge einer städtischen Industrie für Producte des Massenverbrauches gab es freilich auch damals; gleichwohl pflegte ein so großer Theil derselben durch den Hausfleiß der bäuerlichen Bevölkerung selbst beschafft zu werden, daß der Fabrikbetrieb in genannter Richtung keine irgendwie nennenswerthen Dimensionen annehmen konnte. Was die für feinere und individualisirte Bedürfnisse schaffende Arbeit betrifft, so wurde die Nachfrage nach ihr zu Ungunsten des freien Handwerks dadurch geschmälert, daß namentlich der begütertere Adel der Eigenproduction den Vorzug gab und einen Theil des einschlägigen Bedarfs durch die unfreie Arbeit des Hofgesindes decken ließ, das man zur Erlernung von Kunstfertigkeit aller Art bei städtischen, zum Theil dem Auslande entstammenden Meistern in die Lehre that. Weltbekannt ist, daß es vor der Bauernemancipation bei den russischen Magnaten Musik-

capellen, Schauspielertruppen und corps de ballet gab, die ausschließlich aus Leibeigenen mit städtischer Dressur bestanden, wie denn Katharina II. in kluger Voraussicht der Gefahr, die freien Künste könnten in ihrem Reiche gar bald ihres stolzen Namens verlustig gehen, in die Statuten der St. Petersburger Kunstakademie die ausdrückliche Bestimmung setzen ließ, daß kein Unfreier in diesem Institute Aufnahme finden dürfe. Was die liberalen Professionen betrifft, die sich dank den von der Regierung geschaffenen höheren Bildungsanstalten im Reiche allmälig zu entwickeln begannen, so sorgte die staatliche Gesetzgebung selbst dafür, daß sich in ihnen nur schwer eine ähnliche Tradition vom Vater auf den Sohn herauszugestalten vermochte, wie man ihr im Westen noch allenthalben begegnen kann. Der Gelehrtenberuf, in älterer Zeit fast ausschließlich, später zum weitaus überwiegenden Theile im Dienste des Staates ausgeübt, pflegte dem Lehrer der Staatsschule wie dem in der Medicinalverwaltung thätigen Arzte mit der Rangerhöhung auch den erblichen Adel einzutragen; etwaige Ersparnisse wurden am liebsten in der durch unfreie Arbeit bestellten und am besten rentirenden adligen Landwirthschaft angelegt, und die zweite oder dritte Generation hatte sich durch den Kauf adliger Güter dem Landadel eingereiht, während andererseits die mit Adelsrechten verbundene Rangclasse des Vaters dem Sprößling des Arztes oder Lehrers unter Umständen die Thore des privilegirten Unterrichtsinstitutes öffnete, welches seinen Zöglingen Anwartschaft auf glänzende staatliche Carrière gab und sie nicht selten der eigentlich notablen Gesellschaft zuführte. Gelehrtenfamilien, in denen sich der Beruf des Vaters oft durch ein Jahrhundert oder mehr auf den Sohn fortpflanzt, sind wohl ausschließlich nur in den Ostseeprovinzen und in Finland anzutreffen, was sich aus der lang bewahrten Sonderstellung ersterer und der noch zur Stunde ziemlich intact gebliebenen Autonomie letzteren Landes erklärt. Im älteren Rußland dagegen waren theils durch das Institut der Leibeigenschaft, theils durch die Politik der Regierung selbst, welche, um irgend welche Kräfte der Cultur zu schaffen, gewichtige Prämien in Aussicht stellen mußte, viele jener Wege verschlossen, auf denen sich die freie Arbeit hätte entfalten und zugleich ihrem traditionellen Wesen treu bleiben können, und jene begrifflich schwer zu umschreibenden Classen, die das ältere Europa mit dem Namen „Mittelclassen" zu bezeichnen pflegt, vermochten sich daher im socialen Leben hier nur schwer geltend zu machen.

Wir haben oben bereits auf den wirthschaftlichen Bankerott insbesondere des kleinen und mittleren russischen Adels hingewiesen, der sich im Gefolge der Bauernemancipation einstellte; neben ausländischem und heimischem Großcapital fiel der Löwenantheil am entsprechenden Gewinn vorzüglich derjenigen Classe russischer kleiner Leute zu, die als Schenkwirthe, Gastwirthe, Aufkäufer und gelegentliche Speculanten vor der Emancipation sich auf dem platten Lande neben geschäftlicher Geriebenheit eine genaue Localkenntniß über Personen und Dinge zu eigen gemacht hatten. Zur Zeit der Leibeigenschaft war es nicht selten vorgekommen, daß selbst leibeigene russische Bauern auf fremden adligen Namen hin sich ihrerseits Leibeigene gekauft hatten; nach der Emancipation stellte sich ein ganzes Heer bäuerlicher Erpresser

ein, die das durch das alte Leibeigenschaftsrecht zu gänzlicher Passivität herangezogene Gros der russischen Bauernschaft um so bequemer ausbeuten konnten, als die mittlerweile erfolgte Aufhebung der Wuchergesetze[1]) ihnen die Hand auf diesem Gebiete frei ließ, und sie nicht etwa, wie das beim ehemaligen Adel der Fall gewesen, im eigenen Interesse gezwungen waren, Rücksicht auf die Erhaltung der einzelnen bäuerlichen Arbeitskraft zu nehmen. Die russische Tagespresse hat sich nicht selten darin gefallen, in jenen bäuerlichen Wucherern, Schenkwirthen, Kornhändlern und Speculanten im Kauf und Verkauf von Grundstücken die Keime einer künftigen russischen Bourgeoisie zu sehen. Saltykow räumt ihnen in seinen Büchern einen breiten Platz ein, und die von ihm geschaffenen Typen eines Derunow, Rasnwajew und Kolupajew sind in russischer Journalistik und sonstiger Literatur schon lange zu einer Art Gattungsnamen geworden. Am häufigsten kommt er auf das berührte Thema in den „Correcten Unterhaltungen" und im „Asyl Monrepos" zurück, wo alle Metamorphosen, die jener Typus seit der Bauernemancipation in Rußland durchgemacht, vom primitiven Ausbeuter der Arbeitskraft und Aufkäufer, der die örtlichen Kornpreise herabdrückt, bis hart an die Grenze des eigentlichen Gründers im Börsenpapier, zur Erscheinung kommen. Wir beschränken uns hier auf den Ahnherrn der Gattung, den bäuerlichen Großwucherer Derunow, der wohl das eigentliche Wesen der Sache am ausgiebigsten zu schildern dürfte.

Der Autor kehrt nach zwanzigjähriger Abwesenheit in die Gegend unweit Moskaus, wo er noch ein Landgütchen sein eigen nennen kann, zurück. Ueberall abgeholztes Land und verfallene Edelhöfe, Raubwirthschaft, Branntweinspest und Ausbeutung, vom Landvolk selbst beschönigt durch Sprichwörter und Redensarten, wie „der Hecht soll den Karpfen munter halten" und „Narren wollen nun einmal in die Lehre genommen sein". Unverkennbar ist, daß die Sitte roher, die Natur dürftiger geworden. Ein Landgut nach dem anderen eilt an dem rasch dahin rollenden Dreigespann vorüber, und zwischen dem Herrn und dem Postillon entspinnt sich immer wieder von Neuem das Gespräch über Jetzt und Ehedem. Die alten russischen Adelsfamilien sind fast insgesammt aus der Gegend verschwunden, ihre Güter in die Hände deutscher Eigenthümer übergegangen; wo früher, wie die Tradition zu sagen weiß, russische Heilige ihre Clause hatten, an den Wallfahrtsplätzen, die die frommen Großfürsten und Großfürstinnen Moskaus einst im baarhäuptigen Bußgange aufgesucht, treibt der Großjude Abram Abramowitsch sein Wesen, dessen Papierfabriken und Sägemühlen an die Stelle der ehemaligen uralten Haine von Linden, Ahornen und Silberpappeln getreten sind. Aber das Alles scheint den Postillon, der selbst ein Bauer aus der Gegend ist, nicht im geringsten zu rühren; seine stete Antwort auf Saltykow's Erkundigungen nach der Sinnesweise der neuen Deutschen ist uneingeschränktes Lob, wobei der Russe indirect meist ziemlich schlecht weg kommt. Aus Allem, was er sagt, spricht eine gewisse fatalistische Bescheidenheit: „Wie sollten wir gegen die Deutschen

[1]) Sie sind in der zweiten Hälfte des Jahres 1893 wieder eingeführt worden.

aufkommen? schon gut, wenn sie uns nicht ganz von Haus und Hof jagen, uns ein bescheidenes Plätzchen einräumen, wo auch wir unser Brot finden können" u. s. w. In Betreff der russischen Herren, die ehedem hier mit uneingeschränkter Willkür gewaltet, verhält sich der schon bejahrte Postillon durchaus indifferent, nicht etwa, daß er ihnen ein böses Wort nachsagt, nein, sie sind gekommen und gegangen wie die Blumen der Wiese, nur ihre Namen haben sich erhalten, und all' jene Karl Karlowitsch und Christoph Christophowitsch, die jetzt hier walten, sind im Grunde genommen vortreffliche Herren, so gut als man sie nur immer wünschen kann. Selbst über den Großjuden Abram Abramowitsch läßt der Postillon kein übles Wort verlauten; von Semitenhaß und religiösem Fanatismus ist hier auch nicht die leiseste Spur zu entdecken. Erst als Saltykow das Gespräch auf den kleinen Mann, den Bauern gebracht, regt sich in dem alten Postillon so etwas wie eine melancholische Stimmung, denn die Trunksucht hat unter dem emancipirten Landvolk furchtbar um sich gegriffen. „Schwach ist jetzt das Volk geworden, ach, wie schwach ist das Volk jetzt geworden," wird er nicht müde immer von Neuem zu wiederholen, ein Ausdruck, den wir hier wörtlich wiedergeben, da er, obschon im Deutschen für den vorliegenden Fall nicht gebräuchlich, doch die Sache ungemein anschaulich bezeichnet und daher keines weiteren Commentars bedarf.

Und unter diesem durch den Trunk schwach gewordenen Volke hat nun der Hecht im Karpfenteich, der bäuerliche Wucherer, gewonnenes Spiel; sehen wir, wie Saltykow ihn schildert. Dernnow, zu deutsch etwa Abhänter, ist nicht eigentlich bäuerlicher Abkunft, er gehört dem Stande der sogenannten Kleinbürger an, der Meschtschanstwo, wie der russische Name lautet, einer Menschenclasse, die, persönlich frei, ihren Erwerb in den Städten und auf dem platten Lande durch Handwerk, Kleinhandel, Gastwirthschaft und Commissionsdienst zu finden pflegte. Dernnow ist seines Zeichens Prasol, Aufkäufer des Ueberschusses, den die Naturalwirthschaft auf großen und mittleren Landgütern ergibt; er fährt im einspännigen Wägelchen von Herrenhof zu Herrenhof und handelt neben Korn noch Leinwand, Garn, getrocknetes Obst, Pilze, Beeren, kurzum die unendliche Fülle von ländlichen Erzeugnissen ein, von denen beispielsweise die letzteren nur bei unentgeltlicher Arbeit einen irgend nennenswerthen Handelsartikel ausmachen; das Alles ward dann im Detailverkehr abgesetzt, an den sich, um die Kundschaft anzulocken, die Gast- und Schenkwirthschaft anschloß. Dernnow kennt seine Leute und pflegt namentlich dem maßgebenden Adel stets annehmbare Preisgebote zu stellen; er ist ein Muster patriarchalischer Ehrbarkeit und strenger Kirchlichkeit und als wandernde Chronik alles dessen, was rings umher im Lande geschieht, überall ein willkommener Gast, dem namentlich auch der mittlere Edelmann von schlichterer Sitte selbst bei seinem Mittags- und Theetisch gern einen Platz einräumt. Es versteht sich dabei von selbst, daß der kleine Mann, insbesondere der Bauer, Dernnow später für all' seine Auslagen doppelt schadlos halten muß, und diese Auslagen sind auch in anderer Hinsicht kein todtes Capital; denn Dernnow hat sich eben gerade durch sie jene eingehende

Kenntniß über Personen und Vermögensverhältnisse verschafft, die ihm später so gut zu statten kommen soll. So hat sich der Prasol zum künftigen Monopolisten der gesammten Wirthschaft seines Kreises heran gebildet; er kennt nicht bloß den Geldbeutel, sondern vor Allem auch Temperament und Charakter aller im Kreise irgendwie einflußreichen Herren und weiß am besten sie zu fassen, als mit der Aufhebung der Leibeigenschaft der Umschwung in allen wirthschaftlichen Verhältnissen hereinbricht und ein guter Theil des Adels am Rande des Bankerottes steht.

Als Knabe schon hatte Saltykow Dernnow gekannt, der in seinem elterlichen Hause immer ein beliebter Gast gewesen, und wenn unser Autor während seiner Schülerjahre zu den Ferien nach Hause reiste, pflegte er immer in Dernnow's Gasthause die Nacht zu verbringen, und der Wirth selbst hatte dann nie verfehlt, in seiner Nummer vorzusprechen, um ihn in wohlwollend pfiffiger Weise über die Verhältnisse daheim auszuforschen. Jetzt, nach zwanzig langen Jahren, betritt Saltykow wieder die Stadt, in deren Weichbilde Dernnow's ehemaliges Hauptquartier stand, zugleich Gasthaus, Speicher und Laden, in seinen übel riechenden Räumlichkeiten bis zum Bersten angefüllt mit alle dem, was das platte Land ringsum erzeugt, von Korn und Vieh an bis zum verpesteten Lappen und dem auch zu gar nichts mehr tauglichen Hausgeräth. Aber wie hat sich die Situation verändert! Ein Schienenstrang zieht sich hart an der Stadt vorbei, ihre Straßen, wo man früher zur Herbstzeit in Koth versank, sind frisch gepflastert; statt der acht Schenken, die der Ort früher zählte, weist jede Straßenecke jetzt ihrer acht auf, und an der Stelle von Dernnow's alter Räuberhöhle erhebt sich ein stattlicher Steinbau, im Erdgeschoß die Magazine, im zweiten Stock Comptoir und Wohnung des ehemaligen Prasol bergend, der sich inzwischen zum wirthschaftlichen Gebieter der ganzen Umgegend weit und breit aufgeschwungen hat. Wohl ein ganzes Sechstel alles Grund und Bodens im Kreise ist als Pachtgut oder Eigenthum in seiner Hand; er hat den gesammten Branntweinsbrand gepachtet, den gesammten Branntweinsschank monopolisirt; Dernnow entscheidet über die Höhe der Kornpreise und schließt mit dem Fiscus Lieferungsverträge für Getreide und alle nur erdenklichen Dinge ab; der Gouverneur nimmt auf seinen Inspectionsreisen bei ihm Wohnung; seine Tochter ist an einen Obersten verheirathet, und seine Brust schmücken Medaillen und Ehrenzeichen, mit denen ihn der Staat zum Dank für seine zahlreichen, wohlthätigen Stiftungen reichlich ausgestattet hat. Dernnow ist ein Pfeiler der Gesellschaft geworden; Eigenthum, Familie und Staat, die drei Fundamente socialer Ordnung, finden in ihm eine Stütze felsenfester Zuverlässigkeit. Saltykow's Besuch bei Dernnow und das sich an ihn knüpfende Gespräch, in dem letzterer sich zuerst im Sinne des vorgeschrittensten westeuropäischen Liberalismus, als Manchestermann pur sang aufspielt, um gleich darauf als Lieferant der Krone und Vertreter der Staatsidee dem Conservatismus das Seine zu geben, gehört vielleicht zum Besten, was Saltykow geschrieben. Etwas wohlbeleibt geworden, die schimmernde Glatze vom lichten Gewölk weißer Haare umrahmt, im blühenden Antlitz ein Gemisch von weichem Wohlwollen und spitzbübischer

Geriebenheit, weiß Dernnow nicht recht, welchen Ton er gegen seinen Gast anschlagen soll, und verfällt, je nachdem ihm diese oder jene Aeußerung Saltykow's Schlüsse auf dessen sociale Position an die Hand zu geben scheint, dem Fünfzigjährigen gegenüber aus dem höflichen „Sie" immer wieder in das cordiale, aber diesmal etwas nichtachtend klingende „Du", mit dem er ihn als Knaben anzureden gewohnt war. Die Familienverhältnisse Dernnow's, mit denen, wie leicht erklärlich, die Unterhaltung beginnt, sind die glücklichsten; in seinem Hause herrscht heilige Ordnung und süßer Friede. Nur der älteste Sohn will nicht gut thun, er läßt es an der erforderlichen Achtung gegen das Familienhaupt fehlen, und der Vater hat ihn daher in eine seiner entfernten Fabriken geschickt, damit er sich dort nützlich machen könne, während seine Frau, Dernnow's Schwiegertochter, weil gehorsam und gut geartet, am häuslichen Herde des Patriarchen ihr warmes Plätzchen bewahrt hat. Nach der Familie kommt die Wirthschaft an die Reihe. Der ehemalige Prasol hat in Bezug auf diese seine eigene Philosophie, die etwa darin besteht, daß dem, der wenig hat, im Grunde besser wäre, gar nichts zu haben; Arbeit brauche er, Dernnow, allenthalben, und wer um Hab und Gut gekommen, wäre eben gerade da angelangt, wohin ihn die Natur der Dinge und die Beschaffenheit seines eigenen „Ich" von vornherein gewiesen, will besagen auf das Brot des Tagelöhners. Als Saltykow bei Berührung all' der künstlichen Mittel, deren sich Dernnow bedient, um den Getreidepreis im Handel mit dem kleinen Ackerbauer zu drücken, einen schüchternen Protest laut werden läßt, droht die Unterhaltung für einen Augenblick geradezu einen gefährlichen Charakter anzunehmen, denn Dernnow bezichtigt ihn ganz unverhohlen illoyaler Gesinnung. „Könnte ich," so lautet die Conclusion, „bei höheren Getreidepreisen irgend im Stande sein, Heer und Flotte mit billigem Brotkorn zu versehen?" und Saltykow muß das heikle Thema rasch abbrechen. Das ganze Gebahren seines Wirthes legt die Befürchtung nahe, er könne ihn als principiellen Widersacher staatlicher Ordnung denunciren. Schließlich wird Saltykow's in der Nachbarschaft befindliches Landgut Gegenstand des Gespräches. Dernnow will es kaufen, und nicht zuletzt deshalb, weil er überhaupt dem Adel ein gewisses Wohlwollen bewahrt hat, wie er denn einem ehemaligen Adelsmarschall, dessen Kindern man ja wohl hier und da ihr Näpfchen Milch auf fremde Kosten gönne, gestattet, seiner Frau im Kartenspiel manchmal einige nicht ganz loyal erworbene Batzen abzunehmen. Aber bei aller Leutseligkeit Dernnow's gegen seine früheren Wohlthäter, die adligen Herren, haben sich die Zeiten denn doch allzu sehr geändert, und von den hohen Preisen, die der ehemalige Prasol ihnen früher so gern bewilligte, kann jetzt, bei dem Umschwung, den die Dinge genommen, nicht mehr die Rede sein. Dernnow bietet einen Spottpreis, und als Saltykow aus seiner Absicht, das fragliche Gut den eigenen Bauern zu verkaufen oder zu verpachten, kein Hehl macht, läßt ersterer es an einer umständlichen Unterweisung über Zwergpachten und Parcellenverkauf nicht fehlen. Er zahlt seinem ständigen Advocaten ein- für allemal 1500 Rubel jährlich, und dieser hat dann für gute hundert Processe einzustehen, macht auf jeden Proceß eine reine Bagatelle. „Wie wirst Du,

armer Teufel," lautet der Schluß, „für Dein einziges Gütchen den Rechtsanwalt bezahlen? Denn daß der Bauer den Kauf- oder Pachtschilling nicht rechtzeitig entrichten wird, ist ja wohl so gewiß wie das Amen in der Kirche."

Ziemlich trübgemuth fährt Saltykow endlich im einspännigen Wägelchen, das ein ehemaliger alter Leibeigener kutschirt, dem verwahrlosten Erbe seiner Väter zu, sich unterwegs die Frage vorlegend: ist Dernnow wirklich eine Stütze der Gesellschaft oder nicht? Sein Kutscher weiß ihm allerhand Auskunft über Dernnow's Familienverhältnisse zu geben, und es stellt sich heraus, daß dieser auf seinen ältesten Sohn nur deshalb so schlecht zu sprechen ist, weil letzterer ihm die Frau nicht gutwillig hat abtreten wollen, die der Vater nach patriarchalisch bäuerlicher Sitte sich zum zweiten Ehegespons erkoren, und daß mithin, was Dernnow von Heiligkeit der Ehebande geredet auf eitel Flunkerei und Renommage beruhte. Saltykow schließt damit, in Bezug auf seinen alten Freund, drei Punkte zu präcisiren, und kommt dabei zu folgendem Resultat: „Ist Dernnow eine Stütze des Eigenthums?" — Antwort: Nein, denn er hat mich eben unter Angebot eines Spottpreises und durch falsche und sophistische Vorspiegelungen um das Meine bringen wollen. — „Ist Dernnow eine Stütze der Familie?" — Antwort: Nein, denn er ist ein Snochatsch, ein Vater, der mit der eigenen Schwiegertochter in unerlaubtem Verhältnisse lebt. — „Ist Dernnow endlich eine Stütze des russischen Staates?" — Antwort: Nein, denn er weiß nicht einmal, ob Rußland im Osten an Asien oder an Europa grenzt. — Dernnow ist also weder eine Stütze des Eigenthums noch der Familie, noch des Staates, mithin auch keine Stütze der Gesellschaft. Mit diesem tief beruhigenden Gefühl verpachtet Saltykow in ziemlich sicherer Voraussicht dessen, daß die erste Pachtrate zugleich auch die letzte sein wird, sein Gütchen den eigenen Bauern, läßt sich im schäbigen Einspänner zur nächsten Eisenbahnstation fahren und dampft von dort wieder in die Residenz ab, um nach wie vor das Triebrad der Bureaukratie im weiteren Schwunge zu halten.

Saltykow's Dernnow ist der Typus eines russischen Großindustriellen, der noch ganz auf dem Boden der alten Wirthschaftstradition steht. Als er zur Actienzeichnung aufgefordert wird — das Ansinnen geht von einem höheren Bureaukraten, einem General nach russischer Ausdrucksweise, aus — weist er Derartiges schroff von sich; die unausbleibliche Folge ähnlicher Verwegenheiten scheint ihm das Zuchthaus und die Verschickung nach Sibirien zu sein. Dernnow ist der Ausbeuter rein örtlicher Natur, im Grunde der alte Prasol geblieben, nur daß sich der Werthbetrag seiner Umsätze, die Peripherie seines Thätigkeitsgebietes erweitert hat. Der Unternehmungsgeist, der die wechselnden Conjuncturen ins Auge faßt und Freude empfindet, das eigene wirthschaftliche Können im Concurrenzkampf mit Anderen zu messen, steht ihm sehr fern. Seine Weltanschauung — und er hat trotz aller Unbildung sicherlich eine solche — ist die fatalistisch-bäuerliche geblieben; er pocht nicht wie etwa der Anglo-Amerikaner auf die eigene Persönlichkeit; die Welt wird nach ihm von mystischen Mächten bewegt — sie haben sich ihm gnädig bewiesen, und er hütet sich wohl, mit ihnen zu brechen. Er braucht nur ein Kreuz zu schlagen, und

der sittliche Unrath, welcher sich in all' seinem Thun und Reden geltend macht und ihn wie mit einem unangenehmen Dunstkreis umgibt, wird zu eitel Duft und Wohlgefallen bei den Leuten. Nicht ohne Grund bezeichnet ein anderer Industrieller ähnlichen Schlages, der schon vorgeschrittenere Strelow, Derunow als einen Mann der bloßen Routine, dem der eigentliche echte Gründersinn gänzlich abgeht. Aber auch dieser Strelow ist auf dem Gebiete noch zu sehr Novize, um westeuropäischem Gründerthum irgend verwandt zu sein; am meisten dürfte letzteres sich in dem oberwähnten Welentjew nachweisen lassen, der bei Saltykow noch als unausgewachsener Typus erscheint.

XI.

Das letzte Jahrzehnt von Saltykow's schriftstellerischer Thätigkeit ist, wenn man von dem zwei Jahre vor seinem Tode veröffentlichten Buche „Poschechoniens Vergangenheit" absieht, am wenigsten durch originelle und werthvolle Erzeugnisse seiner Muse ausgezeichnet. An tiefgreifenden Reformen, die ihm Gelegenheit geboten hätten, russisches Wesen immer wieder unter neuer Beleuchtung zu zeigen, ließ es die Regierung damals fehlen, mit einziger Ausnahme des jener Periode angehörigen Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht, und dieses ist wohl der einzige wichtigere Regierungsact seiner Zeit, an den Saltykow weiter keine socialen Reflexionen geknüpft hat. Dem Serbischen- und Türkenkriege standen seine Sympathien nicht zur Seite, und wenn er von ihnen Notiz nahm, so geschah das vorzugsweise im Hinblick auf den damals betriebenen Unterschleif im Lieferungswesen, der ihm die letzten Jahre des Krimkrieges mit ihren analogen Erscheinungen in lebhafte Erinnerung zurückrufen mußte. Das vor nicht gar lange so lebhaft pulsirende Leben der Nation war träger, sein Inhalt seichter geworden, und wo man früher die Sterne vom Himmel zu langen sich vermaß, hatten träger Kleinmuth und skeptische Resignation Platz gegriffen, wozu noch die gesteigerte Wachsamkeit der Oberpreßverwaltung kam, welche Saltykow größere Behutsamkeit auferlegte. Unverkennbar ist ferner, daß in dem, was er seinen äsopischen oder Sclavenstil nannte, ein Moment der Corruption, eine Art Keim der Entartung lag; daß, wenn nicht tiefgreifende sociale Phänomene dieser Schreibweise immer von Neuem Schwung und Frische mittheilten, das Spielerische und Gemachte hier bedenklich aufwuchern mußten, und der Autor schließlich, um seine Form zu würzen, zu Bizarrerien griff, die bei dem ihm eigenen Mangel an Maß und Ordnung und der Abwesenheit einer besonnenen und selbst ästhetisch geläuterten Kritik die Grenzen des literarisch Statthaften weit überschritten. Diese pikante Würze nimmt in Saltykow's letzten Werken nicht selten etwas von jenem Parfüm an, das uns manchmal bei Begegnung mit einer Straßenschönheit ganz plötzlich wie ein fataler Stich in Nase und Hirn fährt; ein unsauberer Geist ist an uns vorüber gegangen, und wir tragen die Berührung mit ihm wohl noch gute fünf Minuten in unseren Geruchsnerven herum. Wenn Saltykow beispielsweise das Bureau eines Winkeladvocaten in die Räumlichkeiten eines ehemals liederlichen Hauses verlegt, so ist der Einfall gewiß nicht ohne tristige Symbolik; hier aber all'

die Geister zu beschwören, die der Ort früher geborgen, und sie, wie durch einen Proceß der Seelenwanderung in absteigender Linie metamorphosirt, in Gestalt berufsmäßiger falscher Zeugen vorzuführen, dürfte bei der Umständlichkeit Saltykow'scher Schilderung, die einem auch das kleinste Detail nicht erspart, doch eine allzu geringe Rücksichtnahme auf die Empfindungen seiner Leser bedeuten. Saltykow selbst war viel zu gescheidt, um nicht einzusehen, auf welch' abschüssigem Boden sich die Natur seiner Satire bewegte. Wir finden bei ihm eine Stelle, die dem revolutionären Element, das unverkennbar bei ihm vorhanden, vortrefflich Rechnung trägt. Er läßt sich selbst einmal in Moskau bei einer Art geistigem Ahnherrn vorsprechen, und während er als junger Mann mit tiefer Submission den Worten seines Wirthes lauscht, macht ein fataler rothköpfiger Bengel von sechs Jahren, der im Cabinet jener literarischen Größe ganz unmotivirt sein Wesen treibt, ihm den Aufenthalt sauer. Bald klammert der Unhold sich an die Lehne des Stuhles, auf dem Saltykow sitzt, und droht ihn zu Fall zu bringen, bald ist er unter den Stuhl geschlüpft, um mit Daumen und Zeigefinger die Wadenfülle des Gastes in empfindlicher Weise zu prüfen. Es ist Balalaikin, der illegitime Sprößling einer Moskauer Zigeunerin und eines Petersburger Schriftstellers, und der literarische Großkophta, dem der Besuch gilt, läßt Saltykow nicht im Unklaren über Wesen und Bedeutung des Knaben. „Sieh' Dir diesen doch einmal genauer an und nimm ihn dereinst in Deine Obhut," sagt er ihm, „er wird Dein Nachfolger sein im Reiche des Schaffens." Saltykow wußte sehr gut, daß es im Leben keine fest einzuhaltenden Grenzen gibt, und daß die Idee, nach Maßgabe des socialen Bodens, auf den sie fällt, unabhängig von ihrem Erzeuger, sich in neuen Formen des Wachsthums weiter zu gestalten pflegt. Balalaikin ist denn auch in der That groß geworden und stellt, wie ja immer bei Saltykow, nicht sowohl eine Person als eine Tendenz dar. Politisch sind die heutigen Balalaikins in Rußland, kraft der gegebenen Verhältnisse, freilich schüchterner Natur; was den Ton betrifft, in dem sie sich ergehen, so braucht man beispielsweise nur die unter dem Pseudonym „Graf Jasminow" vom literarischen Kritiker der „Nowoje Wremjä" veröffentlichten Artikel zu lesen, um zu begreifen, was Saltykow seiner Zeit mit jenem seinem Erben und Nachfolger sagen wollte. Der Name Jasminow, der stark duftenden Jasminblume entnommen, sagt die Sache ganz unverblümt heraus: es ist eben jenes Parfüm, über dessen eigentlichen Charakter wir uns weiter oben ausgelassen haben.

Ob die Saltykow'sche Satire mehr gute oder mehr üble Früchte getragen hat, ist eine in Rußland viel discutirte Frage, auf die hier zum Schluß mit wenigen Worten hingedeutet werden mag. Eine wahre Sturmfluth westeuropäischer Ideen, zum guten Theil dem äußersten Radicalismus angehörig, hatte sich in den ersten Regierungsjahren Alexander's II. über das vor Kurzem noch so ängstlich vor dem „faulen Westen" gehütete Land ergossen, und wenn zu gleicher Zeit, was heimische Tradition geschaffen, einer unbarmherzigen Kritik unterworfen ward, so lag die Gefahr politischer Prestidigitation sehr nahe; denn diese pflegt um so mehr Gläubige zu finden, je leerer die

Zauberbecher sind, mit denen sie vor ihr Publicum tritt. Rußland hat diese Wahrheit während der Reformära reichlich an sich erfahren, und seine politische Gegenwart ist eben weiter nichts als die naturgesetzliche Reaction, die ihr auf dem Fuße folgte. Von diesem Gesichtspunkte aus mag der herbe Tadel, den Saltykow's Satire gefunden, nicht unbegründet sein, und eine Kritik, die ihn nicht stets als durch die nationalen und Zeitverhältnisse bedingt zu fassen versteht, wird an ihm viel zu mäkeln und zu verdammen finden. Faßt man die thatsächlichen Verhältnisse Rußlands beim Heranbrechen der Reformära ins Auge, den zähen Widerstand, welchen die überkommenen Mächte seiner Neugestaltung im europäisch-humanitären Sinne entgegensetzen mußten, so erscheinen die derben Mittel Saltykow'scher Polemik und seine Art Radicalismus, wo es den Bruch mit der Vergangenheit galt, in anderem Lichte. Saltykow's robuste Natur, die Natur des Russen, der, ohne Schaden zu nehmen, aus der überheizten Badestube in die eisige Straßentemperatur hinaus tritt, trug wenig Bedenken, wenn es galt, den morschen Balken mit der Art aus dem Wege zu räumen, und das vorsichtige Zurathehalten, wie es dem Westen eignet, schien ihm bei seiner Art Arbeit wenig angezeigt. Wenn Saltykow auch während der Periode der Neuschöpfungen diese Arbeit nicht aussetzt, so geschieht es wohl nur, wo er in dem neuen Bau Fragmente des alten wahrzunehmen glaubt; im Großen und Ganzen genommen hat kein russischer Schriftsteller dem positiven Reformwerk Alexander's II. kräftigere Sympathien gewidmet als gerade er, und daß dieses Werk Rußland in seiner Entwicklung um ein Gewaltiges vorwärts gerückt, dürfte heute kaum noch die äußerste Befangenheit in Abrede stellen. Saltykow ist sicherlich als ein Mitarbeiter ersten Ranges am Reformwerk der sechziger Jahre zu betrachten; ein stark wurzelnder Instinct, wie er dem Russen überhaupt eigen, verhinderte es, daß sich die plumpen Finger censureller und sonstiger Präventivpolizei bei seinen Lebzeiten an ihm vergriffen, und an einem Monument zu Ehren jener denkwürdigen Zeit einer erneuten Europäisirung Rußlands würden wir die Gestalt des mächtigen Verneiners seiner Vergangenheit nur ungern vermissen.

Rom.

September — October 1870.

Actenstücke[1]).

Der Generalsecretär des Ministeriums des Aeußern an den königl. Minister des Aeußern in Florenz.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Rom, 24. September 1870.

Herr Minister! Ohne auf die Details unserer Operationen zurückzukommen, können wir unsere Lage in Rom, hier, wo die Zeugen der Ereignisse selbst gegenwärtig sind, mit aller Aufrichtigkeit folgendermaßen resumiren.

Die königliche Armee hat, vielleicht bis ins Uebermaß, die gemessene Langsamkeit ihrer Bewegungen ausgedehnt, um dem heiligen Stuhle alle mögliche Zeit zu lassen, sich zu der Ersparung eines Blutvergießens zu entschließen. Zwei Tage lang ertrugen unsere Truppen vor den Mauern Roms, augenfällig einen letzten väterlichen Entschluß des Papstes abwartend, das Feuer der Zuaven, ohne es zu erwidern. Die Rom näher gelegenen Städte haben, die eine nach der anderen, noch bevor sie unsere Truppen erscheinen sahen, ihre Vereinigung mit der Monarchie und ihren Willen, die Ordnung gegen jeden anarchischen oder reactionären Versuch aufrecht zu halten, proclamirt. Ein Besuch des preußischen Ministers und zwei Botschaften von ihm haben, während der letzten drei Tage unserer Unthätigkeit unter den Mauern Roms, in authentischer Weise den Beweis geliefert, daß es nicht mehr in der Macht des Papstes lag, einen Kampf zu verhindern, den die fremden Truppen in Rom durchaus wollten, exaltirt, gereizt und begierig ihre Ehre und ihre

[1]) Wir veröffentlichen obenstehend in der von Sr. Excellenz, dem gegenwärtigen italienischen Minister des Aeußern, Baron Blanc, autorisirten Uebersetzung des Barons Alexander von Ostini, und in ihrem ganzen Umfange die bisher nur in Auszügen bekannt gewordenen elf Depeschen, welche Baron Blanc im Jahre 1870, nach der Besitznahme Roms durch die italienischen Truppen, in seiner Eigenschaft als Delegirter der königl. Regierung von dort aus an den damaligen Minister des Aeußern richtete. Der italienische Text (Roma. Settembre — Ottobre 1870. Documenti. Roma. Tipografia di Gabinetto del Ministero degli affari esteri. 1895.) ist nicht in die Oeffentlichkeit gelangt und im Buchhandel nicht zu haben. Die Redaction.

Interessen durch einen Widerstand zu wahren, vor welchem, wie sie hofften, wir uns zurückziehen würden.

Die militärische Frage stellte sich solchermaßen in isolirter Weise zwischen den beiden Heeren, während der Papst, als ob er dem Kampfe fremd sei, seinem ganzen Hofe wiederholte, daß die Italiener vor der Nothwendigkeit, eine Belagerung zu beginnen, zurückweichen würden.

Um in Kürze das Bild der Lage bis zum Abende des 19. zu vollenden, muß hinzugefügt werden, daß das mit der Bevölkerung Roms, trotz des strengen Belagerungszustandes, hergestellte Einverständniß die Versicherung enthielt, daß die Einwohner der Stadt unseren Truppen den Einzug in dieselbe erleichtert haben und die einheimischen Corps sich nicht geschlagen haben würden, wie es auch wirklich der Fall gewesen; angesehene Flüchtlinge aus Rom, Persönlichkeiten, über jeden Verdacht erhaben, bezeugten den Schrecken der Einwohner vor den fremden Soldaten, welche sich jedem Excesse hingaben, und sogar die Banditen der nahen Berge, militärisch organisirt, in Rom versammelt hatten, um die Bevölkerung im Zaum zu halten, während sie selbst die mit Erdaufwürfen verschanzten Stadtthore bewachten.

Ein Act der Energie war unerläßlich. Er wurde am Morgen des 20. rasch vollzogen, aber nicht gegen eine einfache Demonstration der Gewalt. Es mußte die Bresche geschossen werden, und unsere Truppen mußten dieselbe erstürmen, damit die fremden Truppen sich auf Befehl des Papstes ergaben. Bei ihrem Einzuge in die Stadt haben unsere Truppen die fast ganz unbewaffneten Einwohner mit den fremden Soldaten in verschiedenen Stadttheilen kämpfend gefunden; und am Capitol dauerte das Gewehrfeuer zwischen den Päpstlichen und dem Volke noch eine Stunde fort, nachdem die weiße Fahne ausgesteckt worden war. Unsere Truppen stellten sofort die Ordnung her, und es gelang ihnen nicht ohne Mühe, die fremden Soldaten gegen die Wuth des Volkes zu schützen. Herr De Charrette[1]) selbst mußte bekennen, daß die fremden Truppen allein gegen die unsern gefochten hatten. Der Empfang, der unseren am 20. einziehenden Truppen und bei seinem feierlichen Einmarsch am 21. dem Heere und seinen mit Kränzen und Blumen überhäuften Führern zu Theil ward, ist etwas Unbeschreibliches gewesen, dessen dominirender Charakter ein intim herzlicher Enthusiasmus war.

Eine hier allgemein gemachte Bemerkung ist, daß diese militärische Operation selbst bei der Geistlichkeit nicht den Eindruck eines dem heiligen Vater feindseligen Actes gemacht oder zurückgelassen hat.

Die Thatsache, daß unsere Truppen das Feuer von den vaticanischen Wällen aushielten, ohne es selbst in den heftigsten Augenblicken zu erwidern, hat, zusammen mit hundert anderen Vorfällen, die ich theilweise weiterhin erwähnen werde, dazu beigetragen, daß nach dem Abzuge der fremden Truppen Niemand in Rom mehr weder Sieger noch Besiegte sah.

Das diplomatische Corps, welches, noch am 20., sich zu General Cadorna begab, bestrebte sich sorgfältigst, die größte Rücksicht an den Tag zu legen

[1]) Der, der bekannten französischen Royalistenfamilie angehörige Führer eines aus Adligen verschiedener Länder gebildeten Regiments in der päpstlichen Armee. Die Redaction.

und zu bezeugen, daß es nur gekommen sei, um dem General die betreffenden Nationen zu empfehlen. Und in derselben Haltung verblieb es auch später, obwohl augenscheinlich einige seiner Mitglieder den persönlichen Wunsch hegten — auf den weder ich noch General Cadorna in der Unterhaltung mit ihnen einging — die Rolle eines Vermittlers zwischen dem italienischen Commandeur und dem heiligen Vater zu übernehmen.

Der übrige Theil des Tages (20.) wurde zu den Unterhandlungen betreffs der Capitulation benützt. Am 21. Morgens fand der feierliche Einzug unseres Heeres und der Vorbeimarsch des fremden Occupationscorps statt. Abends wurden die Militärcommandos in der Stadt etablirt. Nur in den ersten achtundvierzig Stunden nach der Einnahme trugen sich einige unangenehme Vorfälle zu — welche zu Befürchtungen Anlaß geben konnten: leerstehende Amtslocale und Kasernen sind von Leuten verwüstet worden, welche jedoch drei Tage später Alles, was sie mitgenommen hatten, zurückbrachten, unter Anderem etwa hundert Pferde der Päpstlichen. General Cadorna machte diesen Unordnungen, die unsere Sache zu Gunsten der Reactionäre compromittiren konnten, ein Ende. Die Giunta, präsidirt vom Herzog von Sermoneta, wirkt zur offenbaren Befriedigung der Bevölkerung, des aufgeklärten Theils der Geistlichkeit — welcher im Concil die Opposition gebildet hatte — des Cardinals Antonelli und des heiligen Vaters, die Aergeres befürchtet hatten.

Die Rede des Generals Cadorna bei Eröffnung der Giunta und der Tagesbefehl an die Truppen betreffs der dem Papste und den Cardinälen zu erweisenden Ehrenbezeugungen sind im Vatican öffentlich belobt worden; und wir befinden uns in diesem Augenblicke in einem glücklichen Intervalle, während dessen, da die praktischen Schwierigkeiten noch nicht geltend gemacht worden sind, sich Jedermann beruhigt und erkennt, daß der Teufel — wie sich ein Cardinal ausgedrückt hat — nicht so schwarz sei, wie man ihn malt.

Das größte Verdienst darum hat die musterhafte Haltung unserer Soldaten. Der Papst hat angeordnet, daß man ihnen überall, wo es etwas Sehenswürdiges gibt, freien Eintritt gewähre, selbst im Vatican. Die Ordnung ist dermaßen hergestellt, daß seit dem 22. kein einziges gemeines Verbrechen zu beklagen gewesen. Nach den wahrhaft schönen Demonstrationen der ersten zwei Abende hat aller Lärm in Folge einer vom Commandirenden ergangenen Aufforderung ein Ende genommen. Doch fährt die Bevölkerung fort, mit unseren Soldaten zu fraternisiren, und unzählige Fahnen sind beständig an den Fenstern in allen Straßen Roms herausgesteckt, auch im Trastevere und im Borgo.

Das eigentliche Capitel der Schwierigkeiten fängt bei der Leoninischen Stadt an.

Die Bewohner derselben, da sie wissen, daß ihr Schicksal unentschieden bleibt, haben sich erhoben und die päpstlichen Gensdarmen angegriffen, welche Feuer gegeben. Es ist Ihnen bekannt, Herr Minister, wie, gemäß eines durch den General Kanzler[1]) ausgesprochenen Wunsches des heiligen Vaters, General

[1]) Höchstcommandirender der päpstlichen Truppen. Die Redaction.

Cadorna provisorisch einige Truppen zur Disposition des Papstes in der Leoninischen Stadt gestellt hat. Der General constatirte, daß er beim Abschlusse der Capitulation, welche die bewaffneten, nicht vom päpstlichen Kriegsminister abhängigen Corps (palatinische Garde, Schweizer u. s. w.) bestehen läßt, die Erklärung verlangt und vom General Kanzler erhalten habe, daß auf diese Weise die Sicherheit des heiligen Vaters garantirt sei; und er behielt sich vor, jene Militärmacht zurückzuziehen, sobald Seine Heiligkeit ihrer nicht mehr zu bedürfen glaube.

Genehmigen Sie u. s. w. Blanc.

II.

Rom, 25. September 1870.

Herr Minister! Gestern durch einen autorisirten und directen Vermittler benachrichtigt, daß Seine Eminenz der Cardinal Antonelli mich zu sprechen wünsche, habe ich mich beeilt, heute um ein Uhr mich zu ihm zu begeben. Ich bin unverzüglich und vor allen anderen Besuchern beim Cardinal eingeführt worden, welcher, in völlig freundschaftlichem Tone und ohne jeden Anflug von Groll den Wunsch äußerte, mit mir — jede politische Frage bei Seite lassend — die thatsächlichen Schwierigkeiten zu besprechen, welche zwischen dem Vatican und dem Höchstcommandirenden beständen.

Der Cardinal begann mit der Bemerkung, die für Alle schmerzlichen Ereignisse, die sich vollzogen hätten, seien von solcher Art, daß nur die Zukunft lehren könne, welche Lage für den heiligen Stuhl daraus resultiren werde; daß unterdessen der heilige Vater und er selbst den Geist und die Haltung unserer Truppen nur anerkennen, würdigen und loben könnten, welche durch ihren Respect zeigen zu wollen schienen, daß sie, den Verleumdungen zum Trotz, im Gegentheil die so ergebenen Gefühle der Bevölkerung Roms für den heiligen Stuhl theilten. Aber die Schwierigkeiten — fügte der Cardinal hinzu — die das Project bietet, dem heiligen Vater die Leoninische Stadt zu lassen, sind jetzt schon unlöslich. Dieser Stadttheil ist zum Sammelplatze aller Uebelthäter Roms geworden, weil daselbst keine Behörde mehr existirt; und der Cardinal hat mir formell den Wunsch ausgedrückt, der General Cadorna möge dort, wie im übrigen Rom, einen regulären Dienst der Militärverwaltung einrichten. Der Cardinal erachtete vor Allem als nothwendig, daß wir die Engelsburg besetzten, wo bedeutende Pulvermengen ungenügend von einigen Veteranen gegen die möglichen Attentate von Aufwieglern geschützt sind; er ersuchte gleichfalls, die Pulverkasten fortschaffen zu lassen, welche in den vaticanischen Gärten geblieben wären und Seine Heiligkeit beängstigten.

Ich setzte Seiner Eminenz auseinander, wie unsere Behörden, sowohl den erhaltenen Instructionen gemäß, als aus eigenem Gefühle, nichts Besseres verlangten, als das Mögliche zu thun, um die Sicherheit des heiligen Vaters zu verbürgen und so weit es in ihrer Macht stehe, allen seinen Wünschen zu genügen. Daß jedoch, was die von der Regierung Seiner Majestät über die Erhaltung des status quo in der Leoninischen Stadt gemachten Reserven be-

treffe, diese Regierung der Meinung sei, daß der Frage bezüglich dieses Stadttheils weder theoretisch noch praktisch vorgegriffen werden solle, und ich versicherte Seine Eminenz, daß in diesem Sinne und unter solcher Beschränkung der General Cadorna die Vorschläge Seiner Eminenz annehmen werde.

Der Cardinal sagte mir dann in ganz ausdrücklicher Weise, wir sollten in dem Ersuchen, das er an uns richtete, die Engelsburg und die Leoninische Stadt zu besetzen, nicht die Absicht erblicken, uns in Verlegenheit zu bringen und die Lage schlimmer, als sie wirklich sei, erscheinen zu lassen. „Sie müssen wohl sehen," meinte er, „daß Seine Heiligkeit und ich nicht die Schwierigkeiten aufs Aeußerste treiben und uns nicht so gebärden möchten, wie Einer, der nichts sehen und nichts verstehen will; es geschieht unter Vermeidung jeder politischen Frage, daß wir diese Angelegenheit in einem praktischen und augenblicklichen Interesse zu behandeln wünschen." Ich dankte dem Cardinal für diese Erklärung und sprach die Hoffnung aus, daß wir, uns auf diesem Terrain praktischer und nützlicher Maßregeln haltend, mit Hülfe der Zeit und von einem aufrichtigen Gefühle der Ehrerbietung beseelt, zu einer Situation gelangen würden, die viele falsche Nachrichten Lügen strafen und gerechte Besorgnisse beruhigen müßte.

Ich habe Seiner Eminenz noch von verschiedenen anderen Dingen gesprochen, über die mich zu verbreiten zu lang sein würde. Ich sagte ihr, daß die Armee und gewiß auch die Bevölkerung betrübt sein würden, wenn sie die Cardinäle, welchen alle Ehren erwiesen werden sollten, ein ungerechtes Mißtrauen zeigen sähen, indem diese nicht in ihren gewohnten Equipagen auf den Straßen erschienen. Seine Eminenz erwiderte mir, dies werde nach und nach geschehen, wenn die Ruhe dieser zwei Tage länger gedauert habe. Ich hob hervor, daß unsere Officiere nur aus Discretion sich enthielten, um eine Audienz beim heiligen Vater zu bitten; worauf der Cardinal erwiderte, man müsse einige Tage vorübergehen lassen, und daß Alles dann leichter werden könnte.

Bevor ich mich von Seiner Eminenz verabschiedete, bat ich sie, mir anzudeuten, in welcher praktischen Weise eine Vereinbarung betreffs der Uebergabe der Munition und der anderen Sicherheitsmaßregeln in der Leoninischen Stadt getroffen werden könne. Der Cardinal sagte, er werde gern den Officier, welchen General Cadorna zu diesem Zweck beordern sollte, empfangen und ihn mit den Behörden des apostolischen Palastes und dem in der Engelsburg commandirenden Major in Rapport setzen.

General Cadorna, dem ich diese Unterhaltung mittheilte, sagte mir, er wolle sogleich das Nöthige anordnen, jedoch unter Darlegung der Situation in einem Briefe, von welchem er eine Abschrift an den Kriegsminister Seiner Majestät senden werde.

Noch muß ich erwähnen, daß Seine Eminenz der Cardinal, als ich nach Verlauf von mehr als einer Stunde mich erhob, mir aus freien Stücken sagte, er werde jeden Morgen für mich sichtbar sein, und hoffe, mich bald wiederzusehen; worauf ich erwiderte, daß ich die mir gewährte Erlaubniß in hohem Grade zu schätzen wisse.

Ich fühle, wie sich die Schwierigkeiten nähern, und mache mir über diese ersten scheinbar günstigen Anzeichen keine Illusionen, da dieselben zur gewohnten Taktik des römischen Hofes gehören. Doch sind die ersten, ganz persönlichen Berührungen insofern nützlich, als sie unserer gegenseitigen Position jeden Charakter der Feindseligkeit nehmen.

Genehmigen Sie u. s. w. Blanc.

III.

Rom, 26. September 1870.

Herr Minister! In Gemäßheit der Telegramme des Comm. Sella an General Cadorna und Euerer Excellenz an mich habe ich mit dem General vereinbart, daß ich heute, gelegentlich der Vorstellung eines Artillerieofficiers, zum Zweck der von Seiner Heiligkeit gewünschten Sicherheitsmaßregeln, mit Cardinal Antonelli im Sinne dieser Telegramme vertraulich sprechen solle. Nachdem Seine Eminenz den Officier, der mit mir gekommen war, einem Beamten vorgestellt hatte, der ihm, wie verabredet, bei der Fortschaffung aller gefährlichen Stoffe aus dem Vatican und der Engelsburg als Führer dienen sollte, fragte mich Seine Eminenz, ob ich es erlangen könne, daß ein Brigadier der päpstlichen Artillerie, sein Neffe, nicht wie die Anderen gefangen gehalten, sondern einfach auf sein Ehrenwort in irgend einer Stadt des Königreiches internirt werde. Ich habe dem Cardinal geantwortet, ich bezweifelte nicht, daß General Cadorna gern einwilligen werde, demselben Rom selbst als Aufenthaltsort anzuweisen (wie es auch wirklich geschehen, als ich dem General diese Bitte mitgetheilt). Der Cardinal meinte sodann, es sei angezeigt, daß wir, ohne uns auf politische Fragen einzulassen, die eingestandenermaßen unberührt bleiben sollten, unsere Detachements in der Leoninischen Stadt und in der Engelsburg numerisch reducirten, damit sie in dieser Jahreszeit nicht die Nächte im Freien zuzubringen hätten. Ich bemerkte, daß General Cadorna so scrupulös vorginge, nicht einmal zu erlauben, daß in die Spitäler der Leoninischen Stadt andere Kranke als die der in derselben stationirten Truppen gebracht würden. Darauf erwiderte der Cardinal, es sei für den heiligen Vater wie für ihn eine einfache Frage der christlichen Liebe, alle Spitäler unseren Soldaten offen zu halten, und er bat mich, dem General zu sagen, er möge nur alle Militärspitäler auch der Leoninischen Stadt benützen; zugleich verpflichtete er sich aus eigenem Antriebe, vom heiligen Vater zu erlangen, daß er dem Vorsteher des Spitals Santo Spirito, einer privaten Gründung, befehlen dürfe, unsere Soldaten unentgeltlich aufzunehmen. Der Cardinal theilte mir dann mit, daß er die Kosten für die Verproviantirung jener päpstlichen Soldaten, welche ordnungsmäßig in der Leoninischen Stadt geblieben, und für die, da sie vorher vom päpstlichen Kriegsministerium abhingen, nicht gesorgt worden war, in diesen letzten Tagen habe tragen müssen. Der General, welchem ich dies sogleich bekannt gab, ordnete an, daß die königliche Verwaltung mit diesen Spesen belastet werde.

Als sodann das Gespräch auf die in Rom herrschende Ruhe kam, sagte ich dem Cardinal, ich erlaube mir, als Beweis für das Gefühl des Vertrauens,

das ich in meinem Verkehr mit ihm zu bewahren wünschte, ihm von einem an General Cadorna gerichteten Telegramme folgendes Résumé mitzutheilen: „Man hat das Vertrauen, General Cadorna werde die größte Strenge in der Unterdrückung auch der kleinsten Unordnung oder Beleidigung wider die Personen oder den Cultus anwenden und um jeden Preis, auch mit der Verhaftung, jeden Act oder jede Schrift aggressiver Art wider den Papst, die Cardinäle und die Geistlichkeit verhindern und denselben die vollkommenste Freiheit in der Ausübung ihres religiösen Amtes wahren, so daß sie kommen und gehen können, ohne die geringste Gefahr, beleidigt zu werden. Seine Majestät wünscht, daß Seine Eminenz, der Cardinal Antonelli, von diesen Befehlen und Instructionen in Kenntniß gesetzt werde." Hier unterbrach mich der Cardinal mit folgender Aeußerung: „Alles dies wird durch die Thatsachen bestätigt, und Seine Heiligkeit selbst haben es anerkannt." Ich sagte dann, es sei sowohl mir wie dem General Cadorna bekannt, daß Seine Majestät aus bloßem Zartgefühle es unterlassen habe, an Seine Heiligkeit eine hochgestellte Persönlichkeit zu entsenden; daß aber, wenn Seine Eminenz glaube, es werde Seiner Heiligkeit nicht unangenehm sein, einen königlichen Abgesandten zu empfangen, Seine Majestät sogleich einen ihrer Minister entsenden werde, da es ihr sehnlichster Wunsch sei, alles Mögliche zu thun, um die Lage weniger peinlich für Seine Heiligkeit zu machen. Der Cardinal antwortete mir, daß er das Zartgefühl einer Enthaltung schätze, die für jetzt wünschenswerth sei, da die Entsendung eines Ministers oder einer anderen Persönlichkeit augenblicklich nur die Schwierigkeiten vermehren könne. Ich fügte noch hinzu, daß General Cadorna sich aus demselben Grunde enthalte, sich Seiner Eminenz vorzustellen, worauf der Cardinal nichts erwiderte.

Er sprach dann von der Anwesenheit einiger Ultraradicalen in Rom und meinte, die revolutionäre Partei sei gewöhnlich gewandter als die Agenten, die sie überwachen und in Schranken halten sollten, und unsere Aufgabe biete die ernstesten Schwierigkeiten für die Zukunft. Ich habe alles Dies sogleich dem General Cadorna mitgetheilt.

Empfangen Sie u. s. w. Blanc.

IV.

Rom, 28. September 1870.

Cardinal Antonelli hat mir gestern eine Liste von Dragonern des Palastes zugeschickt, um deren Freilassung er ersuchte; heute Morgen habe ich ihm die zusagende Antwort überbracht. Als ich Seiner Eminenz dann das Bedauern und die Ueberraschung ausdrückte, mit welchen das wahrscheinlich unzuverlässige Gerücht von dem Vorhaben, das man Seiner Heiligkeit zuschreibe, Rom zu verlassen, in der Bevölkerung und der Armee aufgenommen worden sei, die mit Ungeduld die Gelegenheit erwarteten, Seiner Heiligkeit in feierlicher Weise ihre Ehrfurcht und Liebe zu bezeugen, hat mich Seine Eminenz mit der wiederholten Versicherung beruhigt: Der Papst gedenke für jetzt nicht, sich zu entfernen; man könne nichts für die Zukunft verbürgen, da die Schwierigkeiten wachsen könnten;

aber wenn der heilige Vater gegenwärtig Rom hätte verlassen wollen, so würde er es schon früher gethan haben. Ich sprach Seiner Eminenz aus, wie alle Guten es mit Freude sehen würden, wenn der heilige Vater, die Stimmen erhörend, die ihn bitten, er möge sie noch einmal segnen, nicht indirect die Absichten der extremen Parteien förderte, welche nichts Anderes wünschen, als freies Feld für radicale Aenderungen zu haben, die, wenn einmal durchgeführt, schwer wieder gut gemacht werden können. Ein solches Factum — fügte ich hinzu — wie die Entfernung des Papstes würde unwiderruflich viele Zugeständnisse, viele Handlungen unmöglich machen, welche die Regierung im Interesse der Kirche anbahnen will und kann, so lange die Gegenwart Seiner Heiligkeit sie angezeigt und statthaft erscheinen läßt. Gewiß würden, vom exclusiven Standpunkte der praktischen Schwierigkeiten, welche sich der Regierung des Königs bieten, die actuellen Fragen durch die Abreise des Papstes, in der Meinung Vieler, vereinfacht werden, sogar für den Papst selbst, wie es von einigen Mitarbeitern der „Civiltà cattolica“ behauptet wird. Aber die Regierung Seiner Majestät, welcher die geistlichen Interessen der Kirche sehr am Herzen liegen, und überzeugt wie sie ist, daß diese Interessen durch die Concessionen, die sie zu machen gesonnen ist, in wirksamer Weise gesichert sein würden, zieht sich nicht von einem solchen Werke der Versöhnung zurück und wünscht aufrichtig, daß, wenigstens in der Sphäre der täglichen Begebnisse, Seine Heiligkeit sich von ihren guten Absichten überzeugen lasse und nicht durch übereilte Entschlüsse dem zukünftigen Verhalten des Papstthums in Italien Einhalt thue. Als ich den Cardinal bat, mich zu entschuldigen, wenn ich mir in der Ungebundenheit einer ganz privaten Unterredung erlaubte, mich solchermaßen auszudrücken, erwiderte mir Seine Eminenz, sie wisse im Gegentheil meine und der königlichen Regierung Gefühle zu schätzen; man müsse aber auch anerkennen, daß die Lage Seiner Heiligkeit die eines depossedirten Souveräns und darum das Werk, welchem die Regierung des Königs ihre Kräfte widmet, vielleicht nicht möglich sei, nämlich Seiner Heiligkeit die Aenderungen annehmbar zu machen, welche in der Gesetzgebung und in der Verwaltung seines Staates vorbereitet werden.

Der Cardinal ersuchte mich, morgen wieder zu ihm zu kommen, und fügte hinzu, er habe mich gestern schon erwartet. Ich erwiderte Seiner Eminenz, daß ich es für besser gehalten hätte, ihn nicht ohne einen unmittelbaren Zweck zu belästigen; daß aber, da Seine Eminenz mir jeden Tag etwas zu empfehlen haben könnte, ich nicht mehr ermangeln würde, mich ihr täglich vorzustellen.

Genehmigen Sie u. s. w. Blanc.

V.

Rom, 29. September 1870.

Herr Minister! Heute hat Cardinal Antonelli mir vertraulich notificirt, er sei im Begriffe, die Anweisungen für die Zahlung der monatlichen 50 000 Scudi auszufertigen, welche im Budget des päpstlichen Staates für den Unterhalt Seiner Heiligkeit, der Cardinäle und der geweihten apostolischen

Paläste, mit dem bezüglichen Dienst der Garden, der Schweizer u. s. w. eingeschrieben sind. Seine Eminenz sagte mir, daß sie von mir die Zahlung dieser Summe zu verlangen beabsichtige; daß es der Finanzverwaltung zustehe, zu entscheiden, ob die Summe gezahlt werden solle. Ich erwiderte, es sei nicht nöthig, daß Seine Eminenz von mir diese Zahlung verlange, und daß sie sicherlich ohne Verzug und Schwierigkeit vollführt werden würde.

Seine Eminenz theilte mir noch mit, daß sie die nöthigen Verfügungen für die Zahlung im Auslande der am 1. October fälligen Interessen der consolidirten Schuld getroffen und sich dazu des Peterspfennigs bedient habe, und daß sich in den öffentlichen Cassen in Rom Summen des Peterspfennigs deponirt fänden, deren Empfangsscheine der Cardinal mir vorwies. Auf meine Frage, ob er die Zahlung jener Interessen mittelst des Peterspfennigs nur als eine einfache, später zu regulirende Buchhaltungsoperation betrachte, antwortete der Cardinal, es sei dies in der That nur eine einfache Cassamaßregel, die später ausgeglichen werden solle.

Ich habe von all' diesem den General Cadorna und den Cav. Giacomelli benachrichtigt.

Der Cardinal sprach dann von mehreren unangenehmen Vorfällen, die dieser Tage stattgefunden hätten, und wovon die Schuld einigen Subalternen zuzuschreiben sei; er erwähne dies nicht, um eine Klage zu erheben, sondern wolle nur, daß die Thatsachen als ein Beweis der den jetzigen Umständen innewohnenden Schwierigkeiten notirt würden. Es handelte sich um einen Streit zwischen einem Capitän des königlichen Heeres und einigen Schweizern, wobei der Capitän behauptete, es dürften aus der Gensdarmeriecaserne in der Leoninischen Stadt Personen in Civil nicht herausgehen, da er es für unstatthaft hielt, daß Bürgerliche, ob bewaffnet oder nicht, in jener Caserne sich aufhielten. In Folge dieses Wortwechsels habe sich der Capitän Thätlichkeiten zu Schulden kommen lassen gegen die Person eines Schweizerofficiers, welcher intervenirt habe, um das Recht der Seinigen zu unterstützen. Ich brachte Seiner Eminenz in Erinnerung, daß die formellen Instructionen des Generals Cadorna an die für die Leoninische Stadt bestimmten Detachements dahin lauteten, die Ordnung unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, und behielt mir vor, die von Seiner Eminenz mir mitgetheilten Vorfälle zur Kenntniß des Generals zu bringen, welcher sicherlich sehr peinlich davon berührt sein würde. Noch heute hat sich der Generalstabsoberst Caccialupi, auf Befehl des Generals Cadorna, zu Seiner Eminenz begeben, um sie zu versichern, daß, nach erfolgter Untersuchung des Thatbestandes, der Capitän streng bestraft werden solle. Oberst Caccialupi hatte Seine Eminenz auch noch zu benachrichtigen, daß der General einem eigens dazu erwählten Officier, dem Baron Cavalchini-Garofoli, das Commando über die in der Leoninischen Stadt liegenden Truppen anvertraut habe, mit dem schriftlichen Befehle, Alles, was Seine Eminenz verlangen möge, pünktlich auszuführen und ausführen zu lassen, nicht mehr und nicht weniger. Damit würde auch anderen Uebelständen vorgebeugt werden, die mir der Cardinal angezeigt hatte, z. B. daß einige Wachtposten die aus dem Vatican herausgetragenen Packete visitiren oder

den Schweizern verbieten wollten, an dem Petersplatze in Uniform zu erscheinen. Ich versicherte dem Cardinal, und General Cadorna ließ es ihm durch Oberst Caccialupi bestätigen, wie unangenehm uns diese, übrigens ganz vereinzelt dastehende Versehen einiger Subalternen, den formellen und deutlich ertheilten Befehlen zuwider, berührten, und Seine Eminenz sagte sowohl mir als dem Obersten Caccialupi, daß solche partielle Vorfälle nicht die Verantwortlichkeit des Commandos der königlichen Truppen treffen könnten. Eure Excellenz darf versichert sein, daß das Mögliche gethan werden wird, wie es auch bisher angestrebt worden, daß nichts Aehnliches künftig wieder vorkomme.

Seine Eminenz zeigte mir auch, während unserer heutigen Besprechung, ein Blatt, welches Seine Heiligkeit in einem an sie gerichteten Telegramme gefunden, des Inhalts, daß der Absender für die Antwort sechs Lire vorausbezahlt habe. Ich bat Seine Eminenz, unter den vorübergehenden Umständen, in welchen wir uns befänden, dem Irrthum irgend eines Beamten keine Wichtigkeit beizulegen, und fragte sie, ob Seine Heiligkeit keine Schwierigkeit machen werde, wenn Post- und Telegraphenbureaux im Vatican zu ihrer Verfügung errichtet würden. Der Cardinal antwortete, daß früher schon eine Drahtverbindung zwischen dem Central-Telegraphenbureau in Rom und dem Vatican existirt habe, aber daß davon kein Gebrauch gemacht worden sei, und daß, da die telegraphische Correspondenz Seiner Heiligkeit sehr beschränkt, es besser sei, daß die Depeschen im Central-Telegraphenbureau aufgegeben und empfangen würden. Das Gleiche meinte er bezüglich der Post. Demungeachtet hat Oberst Caccialupi den Befehl erhalten, zu sehen, ob betreffs dieser Dienste ein Uebereinkommen getroffen werden könne. Unterdessen ist dem Telegraphen und der Post in Rom ausdrücklich wiederholt worden, daß für die Correspondenz Seiner Heiligkeit die nämlichen Normen zu gelten haben, wie für die Seiner Majestät des Königs, unseres gnädigsten erhabenen Souveräns.

Ich notificirte hierauf Seiner Eminenz die von der Militärbehörde getroffenen Maßregeln wider die Verbreitung von Schriften oder Druckwerken, die der Person des Heiligen Vaters nicht mit der geziemenden Achtung begegnen.

Genehmigen Sie u. s. w. Blanc.

VI.

Rom, 30. September 1870.

Herr Minister! Ich habe heute den Cardinal Antonelli von dem zwischen Baron Cavalchini und ihm getroffenen Uebereinkommen bezüglich des Militärdienstes in der Leoninischen Stadt befriedigt gefunden. Ich theilte Seiner Eminenz mit, daß der Officier, welcher sich unanständig gegen päpstliche Gensdarmen benommen, streng bestraft worden sei, und daß die von Seiner Eminenz ausgefertigten Anweisungen für die bekannten 50 000 Scudi, wie gewöhnlich, bei ihrer Vorweisung gezahlt werden würden.

Der Cardinal bezeichnete mir als ungerecht, daß die Giunta die Rückerstattung der von den religiösen Körperschaften deponirten Summen verhindert habe, und deutete auf die, zwar nur von Privatpersonen gemachten Nachforschungen hin, welche die Activa und Passiva einiger dieser Körper-

schaften feststellen sollten. Ich habe davon für alle Fälle Notiz genommen. Die Giunta fährt jedoch fort, die von ihr getroffenen Maßregeln für nothwendig zu erachten, weil die Jesuiten schon angefangen hatten, verschiedene ihrer Besitzungen zu verkaufen oder mit Hypotheken zu belegen; dagegen hat sie Niemandem den Befehl oder das Mandat gegeben, den Vermögensstand der geistlichen Orden zu verificiren.

Bezüglich der obgenannten 50 000 Scudi ist zu bemerken, daß, als die Frage gestellt wurde, ob die Auszahlung desjenigen Theiles der Summe nicht versagt werden solle, welcher sich auf thatsächlich sistirte Dienste bezieht, wie z. B. den des Monsignor Randi, der seinen Posten nicht mehr bekleidet, beschlossen worden ist, daß Seine Heiligkeit fortfahre, frei über die ganze Summe zu disponiren, ohne daß Jemand ihre Verwendung zu controliren habe.

Empfangen Sie u. s. w. Blanc.

VII.

Rom, 30. September 1870.

Herr Minister! Gestern hat mir Graf Arnim gesagt, er habe die vom Fürsten Borghese unterschriebene Adresse der Handelskammer nach Berlin geschickt, „als Beweis der unerwarteten Abwesenheit von Widerstand oder Protest Seitens der Classen, die mit dem römischen Hof am engsten verbunden waren". Er war von meinen Besuchen bei Cardinal Antonelli unterrichtet, und es schien, daß er den Zweck derselben kennen zu lernen wünschte; ich bezeichnete als denselben die thatsächlichen Verhandlungen über Dinge, die sich auf die verlangte Besetzung von Theilen der Leoninischen Stadt bezögen. Eure Excellenz werden beurtheilen, ob es nicht angezeigt sei, wie ich telegraphisch vorzuschlagen mir erlaubt habe, auf jeden Fall durch Mittheilung an unsere Agenten im Auslande von unseren Beziehungen zum Vatican den möglichsten Nutzen zu ziehen.

Graf Arnim hat mir außerdem gesagt, er wisse, daß der Vatican jetzt Frankreich bearbeite; daß jedoch der Papst persönlich, von ganz mystischen Ideen beherrscht, noch ein Wunder erwarte, und daß in Anbetracht der Veränderlichkeit seiner nervösen Eindrücke, Niemand wissen könne, ob er bleiben oder gehen werde. Der preußische Gesandte kam dann wieder auf den Rathschlag zurück, den er immer dem Papste gegeben zu haben versichert, sich nicht mit den Waffen unserm Einzuge zu widersetzen, und äußerte mir seine Ansicht, der Papst habe dadurch, daß er das Gefecht vom 20. nicht verhindert, einen irreparablen Fehler begangen.

Genehmigen Sie u. s. w. Blanc.

VIII.

Rom, 1. October 1870.

Herr Minister! Nicht nur, daß man sich hier alle Mühe gibt, um jeden Act und jede Demonstration zu verhindern, welche den heiligen Vater verletzen könnten, sondern Viele, die da wissen, wie empfänglich Pius IX. für Ovationen und Kundgebungen ist, die seiner Eigenliebe schmeicheln, bemühen

sich, irgend eine Combination herbeizuführen, wodurch er so zu sagen unwiderstehlich von seiner Neigung hingerissen würde, die Bevölkerung und die Armee zu segnen; wie die Intransigenten es stark befürchten, da sie sich vollkommen bewußt sind, daß diese Gefahr ihnen droht, und sie den Wunsch hegen, es möge Alles vermieden werden, was dem Auslande die vollkommene thatsächliche Freiheit des Papstes beweisen könne. Leider scheint keine Hoffnung, den Papst zu bewegen, daß er aus dem Vatican herauskomme; in diesem Monate findet keine Ceremonie statt, der er beizuwohnen liebt, noch fällt in denselben ein Jahrestag, welcher besondere Ehrenbezeugungen für ihn mit sich bringen könnte.

Genehmigen Sie u. s. w. Blanc.

IX.

Rom, 3. October 1870.

Herr Minister! Im Gespräche mit Cardinal Antonelli habe ich heute Gelegenheit gehabt, Seiner Eminenz zu sagen, mit welcher Befriedigung von Allen am gestrigen Tage (dem des Plebiscits) die ehrfurchtsvolle Haltung den kirchlichen Autoritäten, den Instituten und Persönlichkeiten des geistlichen Standes gegenüber bemerkt worden ist. Ein Jeder schien bemüht, sagte ich, zu zeigen, wie der von der Bevölkerung vollführte Act nicht im Mindesten Abbruch thue der Ergebenheit der Römer, sowie gleichfalls aller Italiener für das erhabene Haupt der Kirche; und diese Thatsache hat wesentlich die Hoffnung gesteigert, die General Cadorna aus der Tiefe seines Herzens in einer Rede ausgesprochen habe, daß der Papst sich noch einmal entschließen werde, Italien zu segnen.

Seine Eminenz hat mir mit wohlwollendem Ton erwidert, daß auch Seiner Heiligkeit bereits Kundgebungen dargebracht worden seien, welche die Anhänglichkeit der Römer nicht bezweifeln ließen; daß aber Seine Heiligkeit nicht zu vergessen vermöge, ihrer Herrschaft entsetzt worden zu sein.

Ich bekannte, daß die unvermeidliche Umwandlung des Ranges einer souveränen Macht eine höchst zarte, ja nothwendiger Weise peinliche Sache sei, selbst dann, wenn diese Umwandlung eine Aera neuer Größe eröffnen könne. Ich erinnerte daran, daß, als König Carl Albert seinem Volke einen Theil der Prärogative der alten Souveränetät abtrat, Viele der Meinung waren, es sei eine solche Entäußerung wohl bedeutend schwerwiegender, als der Verlust irgend eines Territoriums, da sie die Ausübung dessen beschränke, was das Wesentliche der höchsten Macht selber sei. Und doch hat das Haus Savoyen dadurch, daß es dem Volke den Gebrauch seiner eigenen Rechte zurückerstattet, sich fähig gemacht, die hohen Geschicke zu erfüllen, zu welchen die göttliche Vorsehung es berufen. Eine nicht minder glückbringende Entäußerung kann jetzt für das Papstthum die der Verwaltung von Ländern werden, welche Italien getheilt, einen verderblichen Antagonismus zwischen der Kirche und den Völkern aufrecht erhalten und dadurch verhindert haben, daß die höchste geistliche Macht mit jener Fülle des Glanzes und der allgemeinen Zustimmung ausgeübt werde, die ihr gebühren.

Es sei mir zu hoffen vergönnt, so schloß ich, das Papstthum werde sich überzeugen, daß es in Italien und seinem Könige, welcher dessen Vorrang

anerkennt, eine festere und breitere Grundlage für die Freiheit der Kirche finden könne, als jemals die verschiedenen Zustände der politischen Souveränetät gewesen sind, welche es im Laufe der Zeiten durchschritten hat.

Seine Eminenz hat mir geantwortet, wie sehr sie auch die Gefühle schätze, von denen ich bewegt sei, so könne sie doch eine Aehnlichkeit zwischen der Veränderung der innern Verfassung eines Staates und der Depossedierung des Fürsten selbst nicht erkennen.

Empfangen Sie u. s. w. Blanc.

P. S. Ich muß erwähnen, daß gestern Abend auf dem Capitol, als die Wahlurnen dorthin gebracht wurden, welche die Stimmzettel des Plebiscits enthielten, sich ein Vorfall zugetragen hat, der einigermaßen meine Verantwortlichkeit berührt. Ein alter Bewohner des Trastevere, mit einem schwarzen Schleier bedeckt und von einer großen Anzahl Bürger stillschweigend und in der größten Ordnung begleitet, trug eine die Abstimmungen der Leoninischen Stadt enthaltende Urne bis zur Thüre des Palastes. Dort blieb er stehen, und die Giunta, welche im Innern des Palastes die Abstimmungen entgegennahm, wandte sich an mich, als an den General-Secretär des Ministeriums des Aeußern, und Jemand sprach die Meinung aus, man solle vielleicht, aus diplomatischen Rücksichten, hinsichtlich der Abstimmungen der Leoninischen Stadt ein besonderes Verfahren beobachten. Ich antwortete: „Vorwärts die Römer vom Trastevere," und ihre Stimmen wurden mit denen der andern registrirt. Dies war dem Cardinal Antonelli wohl bekannt, als ich mit ihm die in diesem Bericht erwähnte Unterredung hatte. Blanc.

X.

Rom, 7. October 1870.

Herr Minister! Ich sagte heute dem Cardinal Antonelli, welches Erstaunen in Florenz das Schreiben hervorgerufen habe, mit welchem Seine Heiligkeit den Cardinälen erklärt, er sei in seinem Post- und Telegraphenverkehr mit der katholischen Welt nicht unabhängig. Ich erinnerte Seine Eminenz daran, daß, als die königlichen Truppen die päpstliche Grenze überschritten hätten, trotzdem die Regierung Seiner Heiligkeit sich zur Wehr gesetzt, wie gegen Feinde — während wir doch solche nicht waren — kein Schreiben, keine telegraphische Depesche, die, chiffrirt oder nicht, vom heiligen Stuhl herrührte, von den königlichen Behörden weder verzögert noch verändert worden sei. Diese Thatsache ist von Seiner Eminenz ausdrücklich anerkannt worden. Ich brachte in Erinnerung, daß, um die Verkehrsfreiheit des heiligen Stuhles besser zu garantiren, wir nicht nur fortführen, jede diplomatische Vertretung desselben im Auslande oder des Auslandes bei ihm anzuerkennen, mit allen Rechten und Immunitäten, mit voller Freiheit, Couriere abzusenden und zu empfangen u. s. w., sondern auch Seiner Heiligkeit ausdrücklich den Vorschlag gemacht, auf Kosten der italienischen Verwaltung, im Vatikan oder anderswo, mit von Seiner Heiligkeit selbst gewählten Beamten, jene Post- und Telegraphendienste, die Seine Heiligkeit wünschen möchte, einzurichten, und dem Cardinal

selbst einen höheren Generalstabs-Officier für diese Zwecke zur Verfügung gestellt hätten. Wenn hierauf Seine Eminenz dem Oberst Cantalupi und mir erklärt habe, daß Seine Heiligkeit sich, wie früher, der Post- und Telegraphenbureaux in der Stadt bedienen würde, so sei unsere Verantwortlichkeit gedeckt, und wir könnten nicht zugeben, daß man uns eines gehässigen Gebahrens oder auch nur einfacher Nachlässigkeiten oder Versäumnisse beschuldige, wenn es einzig von Seiner, faktisch sich vollkommen frei befindenden Heiligkeit abhänge, sich mit unserer bereitwilligsten Beihülfe jede Garantie zu sichern, die auch nicht einmal den Schein einer Möglichkeit bestehen lasse, daß diese Verkehrsfreiheit je zufällig beschränkt werden könne.

Seine Eminenz antwortete mir, es seien nicht actuelle Verletzungen der Verkehrsfreiheit des Papstes gemeint, sondern es handele sich um den Mangel an Garantieen, dem unser Erbieten, Bureaux im Vatikan zu errichten, nicht abhelfen könne, da die Post und telegraphischen Correspondenzen Seiner Heiligkeit das italienische Territorium passiren müßten.

Ich versicherte, daß die königliche Regierung auf das Bereitwilligste alle jene Vorschläge entgegennehmen würde, welche Seiner Heiligkeit eine Freiheit und Bequemlichkeit des Verkehrs sichern sollten, und die weit vollkommener sein würden, als sie es in der Vergangenheit zu irgend einer Zeit oder Gelegenheit gewesen. Kurz, ich bat Seine Eminenz lebhaft, zu beachten, daß die Regierung Seiner Majestät nicht die Rolle eines Bedrückers annehmen und spielen werde, wie es so sehr in den Wünschen unserer Gegner liege; daß dieselbe bereit sei, dem heiligen Stuhle solche erwünschte Concessionen zu machen, wie sie keine Regierung je für seine Unabhängigkeit und geistliche Souveränetät gewährt habe, und daß, wenn irgend ein Feind Italiens und kurzsichtiger Freund der Kirche, um uns als Beschädiger der katholischen Interessen erscheinen zu lassen, dahin strebe, jeden von uns gebotenen Vergleich zu verhindern, dies einzig zum Schaden der Kirche gereichen werde, da es, wenn auch nicht unseren aufrichtigen Wünschen als Katholiken, doch sicher für unsere Verantwortlichkeit genügen würde, daß die nöthigen Concessionen von uns aufrichtiger Weise wiederholt und ehrlich angeboten worden seien.

Cardinal Antonelli sagte mir, diese meine Erklärungen seien derartig, daß sie dem heiligen Vater unterbreitet werden könnten, und daß er heute selbst noch mit ihm davon sprechen würde. Er fügte jedoch hinzu, daß immerhin die Sicherheit der Fortdauer solcher Concessionen fehlen werde, Angesichts der Instabilität der Ministerien in Italien, wobei er jedoch den jetzigen Ministern des Königs Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse.

Ich antwortete, daß ich glaubte, die von mir erwähnten Garantieen seien solche, wie sie in einem Grundgesetze aufgenommen werden könnten.

Die italienische Verfassung, entgegnete mir der Cardinal, bestimmt auch, daß die katholische Religion die des Staates ist, und doch sehen wir, wohin es mit der Kirche in Italien gekommen, und wissen, was man ihr in Rom noch vorbehält.

Auch die individuelle Freiheit und somit die Unabhängigkeit der bürgerlichen Gesellschaft in weltlichen Dingen sind in der Verfassung enthalten,

erwiderte ich; und wenn die Staatsgesetze aufhören werden, der übrigens freien Existenz geistlicher Genossenschaften civilrechtliche Wirkungen zu gewähren, wie in Belgien, in England, in Amerika, so wird die Kirche dennoch nicht minder frei und gedeihlich zu existiren fortfahren, wie es die Erfahrung lehrt.

Hier sagte mir der Cardinal die präcisen Worte: „ja, wenn wenigstens die Kirche, so wie in Belgien und anderwärts, vom Staate getrennt wäre, da würde Jedermann an seine eigenen Angelegenheiten zu denken haben; aber Sie fahren fort, es zu verhindern, daß die bischöflichen Sitze besetzt werden; Sie legen der Ausübung der geistlichen Macht Hindernisse in den Weg, und Sie beharren in dem Grundsatze, den mir seiner Zeit der von Ihnen entsandte Herr Pinelli ausdrückte, daß der Staat die Kirche beschirmen und somit sich nicht von ihr trennen solle."

Es sind keine leeren Phrasen, antwortete ich, jene, die nach dem Grafen Cavour die Krone, das Parlament und die Nation bei jeder Gelegenheit in diesen letzten zehn Jahren wiederholt haben. Jetzt, da die Ereignisse dem Antagonismus zweier politischen Mächte in Italien ein Ende gemacht, ist der Augenblick gekommen, wo die Unabhängigkeit und die Freiheit der Kirche und des Staates zur praktischen Verwirklichung übergehen sollen. Es ist nicht nur aus einem Gefühle der Ehrfurcht und der Ergebenheit für die geistliche Autorität und die Gewissen, daß Italien strebt, die Freiheit der Kirche zu verwirklichen; es ist auch eine Huldigung, die Italien seinen liberalen Grundsätzen darbringt, eine Bedingung der Unabhängigkeit und Freiheit für die bürgerlichen und staatlichen Rechte selbst. Nicht von uns rührt die Theorie her, welche eine Verbindung, einen Austausch wechselseitiger interessirter Unterstützung zwischen der einen und der andern Gewalt will: der geistlichen nämlich, welche den politischen Interessen der Regierung willfährig, und dieser, welche bereit ist, der Kirche dafür politische Privilegien oder den Beistand der weltlichen Macht zu gewähren.

Mit solchen Bündnissen hat man nie die Eintracht zwischen Kirche und Staat erreicht, sondern ist man zuweilen dahin gelangt, die Würde beider und ihre höchsten Interessen zu schädigen. Fremde Staatsmänner haben uns zuweilen gerathen, fuhr ich fort, uns mit der weltlichen Souveränetät des Papstes zu versöhnen, um von dem durch politische Bande mit Italien vereinten heiligen Stuhle eine werthvolle Kraft für die Förderung unserer Interessen im Auslande zu erhalten. Wir weisen eine solche Idee, als gegen den heiligen Stuhl unehrerbietig und für den Staat verhängnißvoll, zurück. „Der heilige Stuhl," unterbrach Cardinal Antonelli, „würde sich nie dazu hergegeben haben." Und die Regierung des Königs hat sich nie dazu verstanden, erwiderte ich. Die Macht der Zeiten verurtheilt gleicher Weise die politische Gewalt, welche sich der religiösen Interessen als Instrument zu bedienen wagt, und die ehemals wohlthätigen Institutionen, in welchen die geistliche Autorität mit Mitteln weltlichen Zwangs verbunden ist. Der Sitz des Pontificats wird in Rom bleiben müssen, weil hier, unter ausnahmsweisen Bedingungen der Souveränetät und der Würde, das Papstthum in seiner ganzen Fülle die der Kirche von der belgischen und amerikanischen Freiheit gebrachten Vortheile

ferner genießen wird; und so wird es geschehen, daß die Kirche von Rom, weil factisch eine solche hier besser als irgendwo anders, wirklich eine katholische, d. h. universelle sein und bleiben wird.

Der Cardinal hat diese meine und andere Bemerkungen aufmerksam angehört und ersuchte mich, morgen wieder in den Vatican zu kommen.

Blanc.

XI.

Rom, 9. October 1870.

Herr Minister! Ich bin heute beim Cardinal Antonelli mit dem General Cavalchini zusammengetroffen, welcher Seiner Eminenz einen Officier vorgestellt hatte, beauftragt, sich mit dem Cardinal ins Einverständniß bezüglich der einzelnen Maßregeln für die Bewachung des Trastevere zu setzen. Der Cardinal sprach sich höchst lobend gegen den General Cadorna und mich über die Manneszucht, den Gehorsam und das ruhige Wesen unserer Soldaten aus und sagte, daß von dem Augenblick an, wo die definitiven, heute in Kraft stehenden Dispositionen für den Militärdienst in diesem Stadttheile getroffen, nicht die geringste Unordnung bemerkt worden sei. Nachdem General Cavalchini sich verabschiedet, drückte mir der Cardinal seinen Dank für den Dienst aus, den die königlichen Truppen den Bewohnern dieser Stadttheile erwiesen, dessen Sicherheit der heilige Vater unter den jetzigen Umständen auf andere Weise nicht garantiren könnte.

Ich dankte ihm meinerseits für dieses Zeugniß und fragte ihn, welche andere Maßregeln für die Freiheit des Papstes genommen werden könnten, die dieser in seinem Schreiben an die Cardinäle als beeinträchtigt erklärt, obwohl Seine Eminenz ihre Befriedigung ausgesprochen, sowohl über die unseren Truppen gegebenen Befehle, als über die Genauigkeit, mit welcher sie ausgeführt.

Nachdem mir der Cardinal mit den gewohnten Klagen über die Räumung des Quirinals und der Consulta geantwortet hatte, bemerkte ich, dies sei eine von jener der Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes verschiedene Frage, und ich bestand auf dem von mir berührten Thema. Seine Eminenz fragte mich dann, ob ich wirklich und in meinem Gewissen glaube, daß der Papst moralisch frei sei, sich geziemend in der seiner legitimen Souveränetät entrissenen Stadt zu bewegen, und ob seine Anwesenheit in derselben nicht die Bestätigung einer stillschweigenden Zustimmung zu den vollendeten Thatsachen sein würde.

Ich erwiderte, die Eigenschaft des Summus Pontifex sei so erhaben über dem Papst in der Eigenschaft des weltlichen Souveräns von einem kleinen Stück Territorium, daß ich nicht annehmen könne, politische Bedenken, welche übrigens durch den im Circular Seiner Eminenz vom 20. September enthaltenen Vorbehalt völlig geschützt seien, vermöchten im Herzen Seiner Heiligkeit das Uebergewicht zu gewinnen über die günstige Gelegenheit, die Ausübung seines heiligen Amtes fortzusetzen, inmitten einer Bevölkerung und eines Heeres, welche nichts Besseres wünschten, als dem Haupte ihrer Religion ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

„Ich bezweifle nicht, daß Seine Heiligkeit, wenn sie sich in der Stadt sehen ließe, aufs Beste empfangen werden würde," erwiderte mir der Cardinal; „jedoch kann sie nicht geziemender Weise sich anschicken, pontificalische Functionen da auszuüben, wo man ihre Souveränetät verletzt hat und noch verletzt." Ich bemerkte, es werde eine sehr schwerwiegende und ernster Prüfung von Seiten der königlichen Regierung werthe Sache sein, wenn der heilige Stuhl dafür halten solle, sein geistliches Amt in den Provinzen, in welchen seine weltliche Macht bestanden, nicht ausüben zu können, und zwar nicht aus Mangel an Freiheit oder factischer Unabhängigkeit, sondern aus politischen Gründen, von denen sie sich binden lasse. Die Regierung werde darin einen ganz abnormen Thatbestand erblicken, aus welchem ihr, in ihrer Verantwortlichkeit, die Pflicht erwachsen könnte, die Consequenzen für die gegenseitige Situation der Kirche und des Staates in diesen Provinzen zu studiren.

Ich hoffe, Eure Excellenz werden nicht mißbilligen, daß ich mit dieser einfachen Andeutung, die nichts Präcises enthielt, den Cardinal auf die möglichen Folgen des absoluten Vergessens aufmerksam gemacht habe, in welchem der Vatican alle religiösen Interessen belasse, um sich einzig mit politischen Interessen und diplomatischen Verhandlungen zu beschäftigen, die keinen anderen Zweck verfolgen, als irgend eine Basis nicht territorialer, sondern politischer Souveränetät zu erhalten für zukünftige Wiedererlangung der weltlichen Macht.

Der Cardinal fragte mich sodann, ob ich nicht anerkenne, daß die Besetzung des Quirinals und der Consulta Thatsachen seien, die den Papst zur Abreise bestimmen können und um so mehr ihn verhindern müßten, aus dem Vatican herauszugehen, wenn wir nicht etwa den Vatican selbst noch besetzen wollten. Ich erwiderte, es scheine mir eine anormale und eine transitorische Sache zu sein, daß Fragen von ausschließlich weltlichem Charakter als ein Hinderniß für die freien Entschlüsse des Hauptes der Kirche und Bischofs von Rom betrachtet würden. Ich fügte hinzu, der Brief Seiner Heiligkeit habe in Italien den Eindruck gemacht, daß, so sehr wir uns auch bemühen, alles Menschenmögliche zu thun, um dem Papstthum eine Unabhängigkeit zu sichern, wie sie ihm die fremden Occupationen nie gelassen, wir doch nicht erlangen könnten, vom heiligen Stuhle — „Sie erlauben mir das Wort," fügte ich hinzu — mit genügender Billigkeit beurtheilt zu werden. Wir befinden uns, nach seiner Meinung, im Zustande des Schuldigen, der eine Todsünde begangen hat, und der keine Gnade mehr erlangen kann, soviel gute Werke er auch vollbringen möge. Wie es nun unter den Katholiken Leute kühlen Glaubens gibt, welche, da sie wissen, daß sie sich in einer so verzweifelten Lage befinden, gut zu handeln aufhören, so gibt es im Staate eine Partei, welche die versöhnlichen Neigungen und die Vorschläge von Zugeständnissen der Regierung an die Freiheit der Kirche bekämpft, indem sie nachweist, daß diese zu keiner Besserung in den Dispositionen des heiligen Stuhles führen, ja sogar seine politischen Bestrebungen noch ermuntern.

„Die Regierung mag handeln, wie sie es für gut hält," sagte der Cardinal, „und Seine Heiligkeit wird ihrerseits die Entschlüsse fassen, die sie für gut hält."

Ich kann, erwiderte ich, Eure Eminenz durchaus beruhigen: die Regierung des Königs hegt die Ueberzeugung, daß, wie immer auch die Haltung des heiligen Stuhles augenblicklich sei, ihre eigenen, an und für sich guten Vorsätze den Zweck erreichen werden, der zum Wohle des Staates erheischt wird. Die Unabhängigkeit des heiligen Stuhles und seine Verkehrsfreiheit werden festgesetzt werden und alle jene Wirkungen haben, die von der Regierung des Königs abhängen. In Bezug auf das aber, was nicht von uns, sondern vom Papste selbst abhängt, in dessen heiliger Person wir weder einen depossedirten Fürsten noch einen Prätendenten sehen wollen, werden wir uns einer Herausforderung seiner Bestimmungen enthalten, im Vertrauen darauf, daß dieselben vor Allem den religiösen Frieden anstreben werden. Von diesem Gesichtspunkte aus nehme ich mir die Freiheit, Euere Eminenz noch einmal zu bitten, mir jene weitergehenden Vorsichtsmaßregeln angeben zu wollen, welche Seitens der königlichen Behörden den Uebelständen abhelfen können, welche hinsichtlich der Freiheit des Handelns und des Verkehrs des Papstes bestehen mögen. „Ich habe für jetzt keine andern als die schon angegebenen Uebelstände zu bezeichnen," sagte der Cardinal. „Die Zukunft wird lehren, ob der Papst frei sei oder nicht."

Ich sagte dem Cardinal zuletzt, daß die Ankunft des königlichen Statthalters nunmehr meine Anwesenheit in Rom unnöthig mache, und ich daher zu meinem Bedauern Abschied nehmen müsse von Seiner Eminenz, deren Liebenswürdigkeit und Güte gegen mich ich in dauernder und angenehmer Erinnerung bewahren werde. Seine Eminenz entgegnete mit wohlwollenden Worten; sie sagte: Seine Heiligkeit erinnere sich, mich schon vor Jahren als einfachen Reisenden empfangen zu haben, und war so freundlich, hinzuzufügen, sie würde gern aus eigenem Antriebe dem heiligen Vater den Vorschlag gemacht haben, mich zur päpstlichen Audienz zuzulassen, wenn die Umstände es erlaubt hätten. Ich dankte Seiner Eminenz für diese Aeußerung und bat sie, Seiner Heiligkeit den Ausdruck meiner tiefsten Ehrfurcht unterbreiten zu wollen.

Genehmigen Sie u. s. w. Blanc.

Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Von

Julius Rodenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Heinrich Marschner.

(Schluß.)

Gerade damals hatte Marschner in der eigenen Familie vielen Kummer und in seiner amtlichen Stellung viele Kränkungen zu erdulden. Obwohl zu der Zeit von Politik nicht viel die Rede, war doch das, was davon in Hannover zum Vorschein kam, nicht eben erbaulicher Art. Nach oben hin ward ein Byzantinismus cultivirt, dem eine freie Natur, wie Marschner, sich nimmermehr beugen konnte. Seine liberale Gesinnung war längst bekannt; aber jetzt erst sollte sie ihm zum Schaden ausschlagen. Der Intendant des Hoftheaters, Graf Platen-Hallermünde, war sein Freund nicht. Man berief einen zweiten Capellmeister, Fischer, der an sich ein ganz braver Mann, aber mit Marschner nicht zu vergleichen war und ihm dennoch bei jeder Gelegenheit vorgezogen wurde. Freilich brauchte der Componist des „Hans Heiling" und des „Templers" sich nur am Dirigentenpult zu zeigen, um von den Ovationen des Publicums überhäuft zu werden, das in diesem unwürdigen Streit entschieden seine Partei nahm. Aber die Lage ward dadurch für ihn eher verschlimmert, als verbessert. In dieser Gemüthsverfassung ist ihm Therese Janda begegnet, und ihre Gegenwart, ihr Gesang, ihre Theilnahme belebten ihn und regten ihn zu neuem Schaffen an. Ich weiß nicht, was Alles in jener Zeit entstanden; es ist ein wahrer Liederfrühling gewesen, der von 1855. Es gab nicht Texte genug, um sie für Fräulein Janda zu componiren, und da sie dramatische Sängerin war und deswegen auch dramatisch ausgeführte Scenen haben mußte, so ward ich ihr Hofpoet. Und da war's, daß auch meine Margaret wieder ans Tageslicht kam. Nicht als ob für Fräulein Janda darin Etwas zu holen gewesen wäre; dafür war die Sache zu lyrisch und zu bescheiden. Aber die gescheidte Künstlerin wußte wohl, daß es vor Allem darauf ankomme, dem Tiefgebeugten, sich langsam wieder Aufrichtenden durch Production den Glauben an sich selbst zurückzugeben; und so kam das im Sturm und Regen

der Heimath entstandene Gedicht, das ich zuerst — und unter welch' anderen Verhältnissen! — im Marschner'schen Hause vorgelesen und dann nach seinen und der Verstorbenen Rathschlägen in Berlin umgearbeitet hatte, nun endlich doch in Heinrich Marschner's Hand. Dies war Ende December 1854; schon am 23. Januar 1855 kam er ins „Haus der Väter" und brachte mir die fertige Margaret mit. „Natürlich," heißt es in meinem Tagebuch, „das gab einen Jubel!" Ich weiß es von Marschner selbst, wie rasch es von Statten ging, wenn ihn ein Stoff einmal ergriffen; er hat mir erzählt, daß, als er den „Templer" componirt, es ihm Morgens im Bette keine Ruhe gelassen, daß er aufgesprungen und sich nicht einmal die Zeit zum Ankleiden gegönnt habe, geschweige denn zum Frühstücken, um nur gleich wieder an seine Partitur zu kommen — er hat die ganze große Oper in der unglaublich kurzen Frist von fünf Monaten (März bis Juli 1829) geschrieben. Hier aber waren meine kühnsten Hoffnungen übertroffen.

Nicht lange, so war „Waldmüller's Margaret" mit der Musik von Heinrich Marschner, vom königlichen Hoftheater in Hannover zur Aufführung angenommen, diese jedoch, nach mehrfachem Aufschub, für den Herbst zurückgestellt worden. Inzwischen hatte sich Marschner mit Therese Janda vermählt und ich meinen ersten Flug in die Welt, nach Paris gemacht; von da, nach fast halbjähriger Abwesenheit, in die Heimath zurückgekehrt, erhielt ich die beiden folgenden Briefe:

Hannover, den 7. October 1855.

Mein theurer Freund!

Wie hat mich Ihr liebes Rodenberger Briefchen gefreut! Ich lustwandle seitdem täglich (versteht sich nur im Geiste) an Ihrer Seite durch Ihr schaumburgisches Paradies und labe mich schon (vorahnend) an Ihren dadurch neu erzeugten Natur- und Gefühlsschilderungen. Sie persönlich aber auf Ihren poetischen Spaziergängen begleiten zu können, dazu fehlt es mir leider an Zeit, sowie an allem Uebrigen. Desto mehr freuen wir uns auf *Ihr* baldiges Herkommen, das hoffentlich doch mindestens am Schlusse dieses Monats stattfinden wird, denn *dann* können Sie vielleicht so lange hier bleiben und die Aufführung Ihrer Margaret erleben. Sie soll Anfangs November zum Benefize des Pensionsfonds — folglich *bei gefülltem Haus* — zur Aufführung kommen. Da die Besetzung gut ist (Margaret — *Puls*, Alfred — *Fritz Devrient*[1]) ꝛc.), so lassen Sie uns auf recht günstigen Erfolg hoffen und — trinken.

Die Zeit der Aufführung meines „Goldschmieds"[2]) in Wien und Dresden rückt ebenfalls heran, und so scheint im Schoß der nahen Zukunft — ja, recht viel Freud — oder auch Leid für mich zu liegen. Nun, wie Gott will! Des Leids so sehr gewöhnt, hab' ich im *Stillhalten* schon *viel Uebung* gehabt, was mir für den Rest meiner Erdenwanderung vielleicht noch sehr zu statten kommen kann! — — —

Doch reden wir nicht weiter davon, und hoffen wir vielmehr nur *Gutes*. Die Freundlichkeit und herzensgütige, zärtliche Aufmerksamkeit und Liebe meiner guten Therese betrachte ich als einen mir von Gott gewordenen *großen* Segen, für den man schon *viel* und gern ertragen mag, über das man aber, *ohne ihn*, schon viel schwerer zu kommen vermöchte! Gott lohne es ihr!

[1]) Der Sohn von Carl Devrient und Wilhelmine Schröder-Devrient.

[2]) Es war Mosenthal's Schauspiel „Der Goldschmied von Ulm", zu welchem eben Marschner die Musik geschrieben.

Unser Theaterquark wird noch immer in alter, Ihnen bekannter Weise bearbeitet, und es gäbe des Scandals gar viel zu berichten, hätte ich nicht so viel Ekel davor. Aber es hat jetzt den Anschein, als wollte sich mancherlei aus dem Nebel zum Licht hervor drängen, und geht das sich steigernd so fort, dann läßt sich auch wieder Hoffnung zum Besseren fassen. Zeit zum Abwarten hab' ich ja glücklicher Weise!

Der berüchtigte, so viel benutzte R.[1]) ist als ausgequetschte Citrone bereits über Bord geworfen und dem Verhungern nahe, wie Herr R., der gestern bei Fräulein G. Collecte für ihn machte, uns erzählte. Da der Lump abgenutzt ist, und sein Mitwissen jetzt vielleicht manchen Leuten und ehemaligen Protectoren unbequem werden könnte, so soll — wie mir dieselbe Quelle murmelte — bereits an seiner Ausweisung still gearbeitet werden. Ob aber Rußland in seiner jetzigen Lage durch Wiedergewinnung eines solchen verlorenen Sohnes viel geholfen werden würde, scheint mir doch sehr in Frage zu stehen.

Durch das Engagement des Herrn Rudolph (eines Wiener Baritonisten mit göttlicher Stimme) ist unserem Theater überhaupt nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Besonderen für meine Opern ein sehr glücklicher Gewinn zu Theil geworden. Sein Engagement wurde durchgesetzt trotz aller Abneigung und Cabalen der Herren Fischer und Platen, nur durch seinen Werth und die freudigste Anerkennung desselben von Seiten des Publicums. Ist das nicht auch ein Zeichen der Zeit?

Doch genug, mündlich mehr. Nur daß ich drei Lieder von Ihnen, „Sei dennoch unverzagt", „O schöner Frühling, kommst du wieder" und „Ich liebe, was fein ist", für vier Männerstimmen und — wie Therese sagt — gut componirt habe, muß ich Ihnen heute schon mittheilen, da ich weiß, daß es Ihnen Freude macht. Ich hoffe, es gelingen mir noch einige Ihrer Lieder in gleicher Form und Art, dann gibt es wieder ein neues Heft vierstimmiger Lieder, nur von Ihnen gedichtet. In der Hoffnung, daß Ihr Leben und Wandern durch keine putzmacherischen Mißtöne gestört und getrübt, Ihr Andenken an mich vielmehr in wohltönender Art angefacht werde, grüße ich Sie herzlichst von meiner Therese und bleibe ich unverändert

Ihr herzlich treu ergebener Freund
Heinr. Marschner.

Herr Kaiser[2]) ersucht Sie dringend um schleunige Zusendung noch eines Exemplars Ihrer Margaret.

Hannover, den 7. November 1855.

Sehr lieber Freund!

Endlich kann ich Ihnen etwas Positives über unser Margaretchen schreiben. Am Freitag früh 9 Uhr mache ich davon Correcturprobe. Am Sonnabend früh 10 Uhr ist Arrangirprobe und Abends die erste Theater- und Orchesterprobe.

Rottmayr[3]) nimmt sich der Sache sehr an und will Ihre Dichtung nach Kräften ausschmücken. Der Maschinendirector Hofmann wird die ganze Tiefe des Theaters zur Decoration benutzen. Die Chöre sowohl wie die Solisten scheinen sich der Musik zu freuen, und so wollen wir getrost dem nächsten Dienstag entgegensehen. Wenn nur meine Therese, bei der sich seit gestern eine Art von „Rose" gemeldet hat, bis dahin wieder ganz wohl ist, damit sie sich des Stückes mit erfreuen kann. Es wäre ebenso hübsch als auch im Interesse dieser Angelegenheit, wenn Sie bald kämen, damit Sie selbst nach Ihrem Recht sehen könnten.

[1]) Ein Journalist niederster Sorte, der nicht einmal richtig Deutsch schrieb, von russischer Abkunft, ein Werkzeug in den Händen der Marschner feindlich Gesinnten.

[2]) Herr Kaiser, nachmals am königl. Schauspielhause zu Berlin, war um diese Zeit Oberregisseur des königl. Hoftheaters in Hannover.

[3]) Director des Schauspiels.

In dieser Hoffnung also grüße ich Sie von Therese und August herzlichst und verbleibe mit aller Freundschaft Ihr treu ergebener

Dr. H. Marschner.

Es kamen nun die Tage, die mir heute noch als ein Rausch erscheinen, mit einem Erwachen freilich, wie solcher auch im gewöhnlichen Leben dem Rausche meistens folgt. Nur einzelne Momente sind aus diesem Chaos mir in der Erinnerung geblieben — das mächtige Haus, menschenleer in allen Rängen, dunkel am hellen Mittag, und nur das Orchester durch kleine Lampen mit grünen Schirmen beleuchtet. Das unruhige Tongewoge, das mit seinen Disharmonien die Nerven aufregt und die Erwartung spannt, das Schwirren der Saiteninstrumente, gemischt mit Flötenpassagen und dumpfem Pankenschlag, klang mir entgegen, die Generalprobe sollte beginnen. Plötzlich, einer Vision gleich, sah ich nur noch dies Eine: den Vorhang mit den Sonnenrossen und den flimmernden Versen des Ovid — genau so, wie vor zehn Jahren, im alten Theater, und genau so stand Marschner, wie damals in meiner Knabenzeit, an das Dirigentenpult gelehnt, die Arme über dem Rücken gekreuzt und den Kopf in den Nacken geworfen. Im späteren Leben können selbst ein paar Jahre dem Bekannten nur noch wenig hinzufügen; aber in der Jugend, was ereignete sich nicht Alles an einem Tage, wie viel länger war er und wie viel inhaltreicher! An jedem Morgen stand man auf mit der Erwartung von etwas Neuem, Wunderbaren, und es war überall — in der Natur, in den Büchern, in den Empfindungen, in den Träumen. War die Sehnsucht nach dem, was hinter den Bergen lag, ein Schmerz oder ein Glück? Es war vielleicht von beidem darin; aber es war doch das Nahen des Unbekannten . . . Jetzt ward geschellt, die Hörner, Clarinetten und Oboen setzten ein, langsam in die Höhe ging der Vorhang — und da war, von Morgenroth bestrahlt, mein Wald und meine Mühle, mit einem fürstlichen Jagdzug füllte sich die Bühne, brausend im Chor erschallten die Verse, die ich in der Dämmerung und Einsamkeit vor mich hingesungen, und ich bedeckte mit beiden Händen meine Augen.

Zum Abend der Aufführung kamen einige von meinen Freunden aus Rinteln und aus der Heimath meine Mutter mit meiner jüngeren Schwester. Das Haus bot einen prachtvollen Anblick, der große Kronleuchter brannte tageshell, Kopf an Kopf waren Parket und Parterre besetzt, das ganze Theater bis zur obersten Galerie gedrängt voll, im ersten Range der Adel und die Diplomaten in großer Toilette, die Hofstaaten in der Mittelloge und in der Seitenloge, dicht an der Bühne, der König und die Königin. Was ich in dieser glänzenden und höchst wohlwollend gestimmten Versammlung empfand — ob mehr Angst oder Freude — das vermöchte ich heute kaum noch zu sagen. Aber der schönste Moment dieses Abends war doch der, als Alles vorüber, als wir in später Stunde bei Verwandten uns zum festlichen Mahl einfanden und meine Mutter, wie verklärt, auf dem Ehrenplatz neben dem gefeierten Componisten saß, der, zur anderen Seite seine Therese, noch einmal wie verjüngt aufleuchtete.

Wenige Tage nach diesem glücklichen Abend war ich wieder in der Heimath, und es war wieder Herbst, wie vor zwei Jahren. Es waren dieselben Bäume,

durch welche der Abendwind schauerte, derselbe graue Himmel, unter welchem ein Krähenflug dahinstrich, dieselbe Mühle, deren Rad sich schwerfällig im moosigen Wasser drehte; doch ich war ein Anderer. Unbefriedigt, müde, verstimmt, ward ich der ungeheuren Kluft gewahr, erkannte den Abstand zwischen dem, was man als Ideal in der Seele trägt und dem, was man als seine Verwirklichung vor sich sieht. Die Partitur zu „Waldmüllers Margaret", von Marschner mir geschenkt, liegt neben mir; und wenn ich meinen Antheil an dem Werke als höchst jugendlich bezeichnen muß, so scheint es mir doch ungerecht, daß die gleiche Vergessenheit auch Marschner's Musik treffen soll. Denn ich bin des Glaubens, und Spitta hat ihn getheilt, daß Marschner frühlingsfrischere Chorstücke niemals geschrieben. Er hat die Einleitung „Waldesgrün" genannt, und fürwahr, die ganze Poesie des deutschen Waldes rauscht und webt darin, und mit dem Zauber der Morgenstille wechselt der fröhliche Reigen der Dorfbewohner und der neckische Humor ländlichen Gesanges. Es wäre schade darum, wenn so viel echte Musik verloren sein sollte, wie denn Spitta wirklich einmal von einer Wiederbelebung dieser Chöre mit verbindendem Text gesprochen hat. Aber wer weiß — vielleicht war es besser, auch dies, mit so manchem Anderen, im Schreine der Erinnerungen ruhen zu lassen.

Durch die neue Häuslichkeit gefördert und in vollem Behagen war Marschner jetzt productiv wie in seiner besten Zeit — die Melodien strömten ihm zu. Composition auf Composition von Liedern, von Quartetten, von Männerchören entstand, und mittlerweile hatte der erwähnte „Goldschmied von Ulm" auch bereits großen Beifall gefunden. Alles das trug und hob den trefflichen Meister, der, wenn es damals schon Sitte gewesen, am 16. August dieses Jahres 1855 seinen sechzigsten Geburtstag hätte feiern können. Jedoch ein anderes Fest stand ihm bevor: am 1. Januar 1856 wurden es fünfundzwanzig Jahre, daß Heinrich Marschner als Hofcapellmeister in Hannover fungirt — ruhmreiche Jahre, während welcher er nicht nur das vollendetste seiner Werke geschaffen, sondern auch Orchester und Oper zu hoher künstlerischer Bedeutung gehoben hatte. Nun hat aber von jeher eine merkwürdige, fast unerklärliche Verwirrung oder Unsicherheit in Betreff aller auf Marschner's Leben bezüglichen Daten geherrscht. Heute noch kann man in einigen der verbreitetsten Handbücher als seinen Geburtstag den 16. August 1796 angegeben finden; und wenn endlich die correcte Jahreszahl (1795) durchgedrungen ist, welche die Gedenktafel an seinem Geburtshause in der Fleischergasse zu Zittau nennt, so dauert das Schwanken über seinen Todestag fort. In allen mir bekannt gewordenen Biographien ist als solcher der 14. December 1861 angegeben, auf dem Denkmal in Hannover aber steht der 13. An diesem Beispiel, wo ich doch selbst ein Mitlebender, und wahrlich kein theilnahmloser gewesen bin, ist mir klar geworden, wie schwer die Aufgabe des Historikers sei. Hier läßt mein Tagebuch mich in Stich, und nicht einmal das Grabmal gab mir Auskunft, als ich jüngst, an einem regnerischen Octobertag, auf dem jetzt geschlossenen Neustädter Kirchhof in Hannover, vor den umgitterten Hügeln stand, unter denen, neben einander, Heinrich Marschner, seine Gemahlin

Marianne und seine Kinder ruhen. Da versucht' ich umsonst, die Schrift auf dem Denkstein zu entziffern, der noch ganz verhängt war von den großen Kränzen und langen Bändern des Centenariums — welk und verwittert noch ein schönes Zeichen für die Pietät der Hannoveraner. Aber das ändert an der Sache nichts, und das gleiche Schicksal traf auch Marschner's Jubiläum, da man irriger Weise seinen Amtsantritt in Hannover auf den 1. Januar 1832 statt 1831 angenommen hatte[1]). Die Stadt Hannover, in deren liberalem Bürgerthum Marschner stets einen sicheren und festen Halt gehabt hat, machte den Irrthum wieder gut, indem sie dem um die Pflege der heimischen Kunst so sehr verdienten Mann am 1. Januar 1857 das Ehrenbürgerrecht verlieh. Der eigentliche Gedenktag aber ging sang- und klanglos vorüber, wenn ich von einem poetischen Festgruß absehe, den ich an Marschner richtete, und aus welchem ich hier eine Strophe mittheilen will:

Ich weiß es wohl, daß einst in Deutschlands Gauen
Verstummen wird der Hader, der so laut
Jetzt tobt — dann wird auf Dich man schauen,
Wie man auf all' die andern Meister schaut;
Und statt das Herz an Dir heut' zu erbauen,
Vielleicht, daß man Dir Monumente baut.
Denn wer bei uns will wahren Ruhm erwerben,
Der muß verkannt erst werden und so sterben.

Eben, ein Jahr zuvor, hatte der „Tannhäuser" seinen triumphalen Einzug in Hannover gehalten und auch hier, wie mit Drommetenstößen, das Nahen der großen Wendung und Wandlung verkündet, die sich an den Namen und die Person Richard Wagner's knüpft. In jener Zeit, die, neben den Classikern, noch ganz von Mendelssohn beherrscht ward, erschien uns selbst Joachim, sein geliebtester Schüler, ein wenig im Lichte des Neuerers, als er die Musik Schumann's nach Hannover brachte, die doch allein durch die ihr innewohnende Macht die Gemüther gewann. Diese Musik aber, die sich nach der Zukunft nannte, brauchte wirklich ein neues Geschlecht mit anderen Nerven und einer anderen Weltanschauung; und mag es uns nun gefallen oder nicht, wir müssen heute, am Ende dieses Jahrhunderts, bekennen, daß das Werk Richard Wagner's über uns Alle siegreich dahingeschritten ist; daß es den Boden zur Umbildung des Geschmacks in den Künsten und der Literatur vorbereitet und, mit gewissen philosophischen Strömungen der Gegenwart sich verbindend, auch einen unermeßlichen moralischen Einfluß gewonnen hat.

Damals freilich, als der Streit der Meinungen erst begann und die Wagner'schen Opern sich noch keineswegs allgemein durchgesetzt hatten, beschränkte sich ihre nächste Wirkung in Hannover und wohl auch anderwärts darauf, die bis dahin so stille, friedliche Oberfläche der Kunstübung zu trüben und ein persönliches Element in sie hinein zu tragen, das nicht umhin konnte, zu verstimmen und zu verbittern.

[1]) Zur Richtigstellung dieser und noch verschiedener anderer Daten hat eine Studie von Ernst Pfeilschmidt: „Heinrich Marschner und sein Denkmal" im „Dresdener Anzeiger", 9. bis 12. Juni 1877, seiner Zeit beigetragen.

Es kann mir nun nicht einfallen, hier einen Gegensatz zwischen Marschner und Wagner construiren zu wollen, der thatsächlich nicht besteht und niemals bestanden hat. Im Innersten seiner Seele war Marschner von Abneigung gegen die italienischen Opern, besonders Verdi's erfüllt; ich erinnere mich, daß er eines Tages, die bekannte Scene aus dem „Trovatore" parodirend, wo der Gesang Azucena's von einem Chor mit Hammerschlägen auf dem Ambos begleitet wird, mich fragte: „Nennen Sie das Musik?" Aber niemals habe ich ein Wort aus seinem Munde vernommen, das in einem, der neuen Richtung ungünstigen Sinne gedeutet werden könnte, glaube vielmehr, daß, wenn vielleicht nichts Anderes, so doch deren nationale Tendenz verwandte Saiten in ihm berührte. Desgleichen war Marschner, wo nicht der einzige, doch gewiß einer der wenigen zeitgenössischen Componisten, den Wagner gelten ließ und die Seinen heute noch gelten lassen. Das also war es nicht. In Wirklichkeit war es das Mißgeschick Marschner's, immer von gleichzeitig wirkenden, stärkeren Einflüssen zurückgedrängt zu werden, was jedoch nicht hindert, daß, unabhängig von der wandelbaren Gunst des Publicums, sein Platz in der Musikgeschichte feststeht. Aber in der Gegenwart, als das Bittere langsam an ihn heran kam, konnte das den Mann wenig trösten, der unter der Last äußerer und innerer Verhältnisse schließlich erlag. Je mehr Wagner's Opern in den Vordergrund traten, desto mehr wurden sie für den Grafen Platen, wie sehr auch der ehemalige Barricadenkämpfer von Dresden ihm fatal sein mochte, das Mittel, um Marschner bei Seite zu schieben, als Componist und fühlbarer noch als Dirigenten. Die hannoversche Bühne, die wahrhaft königlich ausgestattet war und in dem jugendlichen Niemann den nicht wieder erreichten Darsteller des „Tannhäuser" und „Lohengrin" besaß, wurde lange vor Bayreuth eine Wagner-Bühne par excellence.

Für Marschner, der der Oper seines sächsischen Landsmannes gewiß nicht im Wege gestanden hätte, waren alle diese Vorgänge nur insofern von Bedeutung, als er in ihnen die Machinationen und Intriguen seiner Feinde sah; sie, nicht Wagner, machten ihm das Theater zur Qual, wie es im zweiten der drei folgenden Briefe heißt:

Donnerstag, den 3. Januar 1856, Abends.

Lieber Freund!

Glück auf zum neuen Jahr! Möge es Ihnen die Erfüllung, wenn auch nicht aller, so doch der liebsten Wünsche, Zufriedenheit, ruhiges Blut und Muth, der Zukunft gegenüber zu treten, bringen!

Wir haben das neue Jahr 56 in dem Kreise einiger uns befreundeten Familien sehr heiter begonnen und bis Morgens 4 Uhr geschwärmt. Therese aber war so liederreich und sangeslustig, daß wir Alle der Zeit vergaßen und an den Schlaf gar nicht dachten!

Der 1. Januar aber selbst sollte mir die größte Freude bringen, denn der „Goldschmied" wurde richtig in Dresden zum ersten Male gegeben und hatte den vollständigsten, glücklichsten Erfolg. Das Haus war übervoll, und das begeisterte Publicum rief den anwesenden Dichter sammt allen Darstellern nach jedem Acte jubelnd hervor. Diese kurze Notiz erhielt ich heute Morgen (Dienstag) vom Dichter selbst, der sein Honorar zu einer Reise nach Dresden verwendet hatte. Auch der Oberregisseur meldete mir dasselbe. Näheres, z. B. die Besetzung des Stückes ꝛc.,

werde ich wohl morgen oder später erfahren. Daß ich über diesen Erfolg sehr glücklich bin — besonders meinen hiesigen, mich immer mehr in Staub tretenden, Feinden gegenüber — werden Sie wohl glauben und sicherlich meine Freude theilen.

Aus Altenburg schreibt mir der dortige Director Meinardt, er wünsche sehr unsere „Margaret" zu geben, leider aber könne er es nicht honoriren. Macht es Ihnen nun Freude, Ihr Stück dort (wenn auch gratis) aufgeführt zu sehen, so schreiben Sie mir, ich selbst will deshalb gern auf das Honorar verzichten. Sie müssen mir aber das (abgeänderte) Buch senden. Wie steht es denn damit in Kassel? Herr Platen hat mich noch nicht honorirt!!

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für die gesendeten Lieder, wovon ich zwei componirt habe, nämlich „Vorgefühl" und „Der schöne liebe Herbst ist da". Auch das Frühlingslied „War das nicht Lerchensang?" habe ich componirt und dem Hefte, das ich nach Leipzig gesendet, einverleibt, und Therese behauptet, sie seien mir sehr gelungen. Nun, möge das Publicum nur ebenso freundlich urtheilen! — Die vierstimmigen Lieder bei Senff sind nun ebenfalls erschienen und jubelnd von den Kölnern begrüßt worden. Das langersehnte Liederheft (bei André in Offenbach) erscheint auch noch in diesem Monat, und sobald es eintrifft, werde ich es Ihnen senden. Jetzt aber will ich mich von dem Liedercomponiren ein wenig ausruhen und habe deshalb mehrere Instrumentalsachen begonnen, die mich wohl geraume Zeit beschäftigen werden.

August und Therese grüßen Sie herzlichst. Studiren Sie fleißig, aber vergessen Sie nicht, dabei auch manchmal freundlichst zu gedenken

Ihres Ihnen treu ergebenen Freundes
Dr. H. Marschner.

Verzeihen Sie das schlechte Geschreibsel. Aber Tinte und Feder sind gleich schlecht, wie das nun einmal bei mir so Sitte ist[1]).

Hannover, den 16. Januar 1856.

Mein theurer Freund!

Ihr Vorwurf wegen meines (nur zufälligen) Schweigens hat mich aus meinen jetzigen musikalischen Träumereien aufgeschreckt, und ich eile, Ihnen zu sagen, daß Ihr gesendetes Büchlein nebst meiner Musik bereits an den Director Meinhardt abgegangen ist.

Theresens Hand ist leider noch nicht wieder vollständig geheilt, und so hat sie es auch schon aufgegeben, vor dem Frühling oder Sommer auf vollständige Genesung zu hoffen. Sonst aber ist sie ganz wohl und vergnügt und entzückt mich unbeschreiblich mit ihrem Gesange. Ach, könnten es nur Tausende hören! Schöner als von ihr können Beethoven'sche, Schubert'sche und meine Lieder gar nicht gesungen werden! Ich schreibe jetzt ein großes Duo für Piano und Violine.

Daß der Heiling Sie so lockt, ist sehr liebenswürdig von Ihnen. — Aber vergessen Sie nicht, daß er ein Kobold und Erdgeist ist, der seine Freude daran findet, die Menschen zu äffen und zu narren, zu necken und zu schrecken, wie er eben jetzt deutlich darthut, indem er sich heute in die „Stumme von Portici" verwandelt hat und auf nächsten Sonntag bereits sich vorgenommen hat, sich in „Undine" zu verwandeln. Wie also würden Sie sich ärgern, eine so weite Reise gemacht zu haben und — angeführt zu sein!

Daß Senff Ihnen noch keine Lieder gesendet hat, wundert mich sehr. Doch bedarf es sicherlich nur eines Wortes, und Sie erhalten zwei Exemplare. Gerne

[1]) Dies muß nach den vorliegenden Originalen doch bestritten werden; Marschner schrieb eine sehr feine, sehr klare, sehr hübsche Handschrift: alle diese Briefe sind heute, nach vierzig Jahren, noch ebenso deutlich lesbar wie am ersten Tage, und auch die Tinte hat die Probe der Zeit bestanden.

sendete ich Ihnen selbst ein Exemplar, aber — sie haben gerade ausgereicht und das letzte geht heute Morgen noch an Glaßbrenner ab, dem ich es zu seinem Ende Januar stattfindenden Concert versprochen habe. In Köln wird der berühmte Männergesangverein sie theilweise in seinem, Ende des Monats stattfindenden Concerte vortragen, und sicherlich *musterhaft*. Warum haben Leute wie wir nicht Zeit und Geld genug und auch Flügel, um bei solchen Gelegenheiten überall sein zu können! — Von Dresden weiß ich auch weiter nichts Specielles, als daß der „Goldschmied" in neun Tagen viermal und dazwischen einmal der „Templer" gegeben worden ist. Haben Sie von Frankfurt aus schon etwas gelesen, wie der „Templer" (ehemals eine dortige Lieblingsoper) ausgefallen ist?

Ein Lieblingsgedanke, der täglich besprochen und ausgemalt wird, ist jetzt, „nächsten Sommer nach Wien zu gehen". Daß meine gute, sehr aufrichtige Therese (na, Sie kennen Sie ja) daran schuld ist, wird Ihnen sehr natürlich erscheinen. Dieser Gedanke aber macht mir selbst sehr vieles Vergnügen, und sollte ich so glücklich sein, sie in ihrer Vaterstadt — die längst schon meine Therese kennt und ehrt — recht glänzen zu sehen, so würde mir das noch viel größere Freude machen als ein eigener, noch so glänzender Erfolg. Aber das dumme Geld und mehr noch die Sorge wegen August machen die Ausführung dieses mich so erquickenden Gedankens doch noch sehr problematisch. Gott! Es gibt so viele dumme und überreiche Kerls, und doch hat sich noch kein einziger gefunden, dem es eingefallen wäre, mich aus Hannover zu erlösen und mir ein Tusculum zu gewähren, wo ich wenigstens den kleinen Rest meines Lebens noch sorgenlos meiner Muse lauschen und aller Theaterqual enthoben mich fühlen dürfte! Da sammeln sie und sammeln Tausende für Todte, die sicherlich den Teufel nach steinernen oder broncenen Denkmälern fragen und lassen die Lebendigen, die doch etwas der Art besser brauchen könnten, darben und schmachten, und wäre es auch nur nach Freiheit und Unabhängigkeit!

Dumme Welt!

Schreiben Sie mir bald wieder, es freut mich so sehr. Daß Therese und August Sie tausendmal herzlich grüßen lassen, versteht sich von selbst, ebenso wie ich bin und bleibe

Ihr treu ergebener Freund
Dr. H. Marschner.

Hannover, den 6. März 1856.

Mein theurer Freund!

Endlich ein Zeichen, daß Sie noch leben, und wie ich sehe — Gottlob recht vergnügt, wenn auch viel beschäftigt. Nun, das ist gut. Arbeit, tüchtige Arbeit fördert die Zeit und bringt immer etwas Gutes im Gefolge.

Was Sie mir schreiben, klingt ja recht versprechend, und ich freue mich, mehr von Ihren Plänen oder Aussichten für die Zukunft zu hören, und werde Ihnen gern meinen Rath mittheilen, wenn es dessen bedürfen sollte.

Die Dedication Ihres großen Gedichtes werde ich mit Freuden entgegennehmen und mich dieser Ehre hoch erfreuen!

Meine Rache soll später nicht ausbleiben!!

Also am 5. schon wurde „Margaretchen" in Leipzig gegeben? Ei, ei, das ist ja gewaltig geschwind — wenn nur auch recht gut gegangen. Auf Gotha und Kassel baue ich keine — Paläste, Gotha zumal — kenne ich recht gründlich. Seit mehr als vier Jahren schuldet das dortige Hoftheater mir eine nette Summe; aus Zahlen aber denkt dieses, wie es scheint, niemals. Da mir alles Mahnen nichts half, so schrieb ich etwa vor drei Wochen an G. Freytag, den Freund des Herzogs, schilderte ihm meine Noth und die dortige ignoble Theaterwirthschaft und gestand ihm, daß ich nur aus hoher Achtung für den trefflichen Fürsten und Componir-Collegen die Sache noch nicht öffentlich gemacht hätte u. s. w. Gestern Abend

bekam ich nun plötzlich — keine Antwort von Freytag, sondern ein Schreiben der Gothaer Hoftheater-Intendanz, welches verspricht, nächstens meinen „Heiling" aufzuführen und in wenigen Tagen die alte Schuld abzuführen. Merken Sie was?

Gibt es etwas Interessantes für mich zu lesen (Sie sehen, ich werde in meinen älteren Tagen viel eitler als ich es jung war!), so senden Sie es mir. Sie wissen ja, welche Freude Sie mir und Theresen (die Sie von Herzen grüßt) machen.

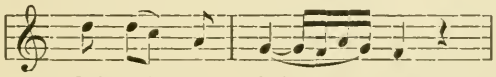
Wenn Sie hierher kommen, worauf ich mich sehr freue, werden wir noch eine Menge Dinge, von denen sich besser plaudern als schreiben läßt, zu besprechen haben!!

Wir sind Gottlob Alle gesund. Theresens Hand ist vollständig wieder in guter Ordnung, und sie spielt auch wacker Clavier. Ich habe ein neues Clavier-Duo (mit Violine) geschrieben, sonst nichts, und pflege jetzt der Ruhe; denn die Sehnsucht, hinaus — ins Freie — in die Welt, läßt mich jetzt schon nicht mehr still sitzen.

Adieu für heute, und nicht nur bis zu unserem baldigen Wiedersehen, sondern immer

Ihr treu ergebener
H. Marschner.

Gestern hab' ich alle meine Schulden bezahlt und



Weber's „Freischütz".

Die gute Laune, die Lust am Scherzen waren so sehr ein Bestandtheil von Marschner's Natur, daß sie gleich den lebendigen Quellen immer neu hervorströmten. Er war höchst impressionabel; ebenso wie das Leid ihn niederdrückte, hob ihn ein froher Augenblick wieder. Aber dennoch, wenn ich auf diese Jahre seines Lebensabends zurückschaue, sie mit denen vergleichend, während welcher ich ihn auf der Mittagshöhe seines Ruhmes gesehen habe, dann kann ich mich der Wehmuth nicht enthalten und jenes Wort von den Todten, „die sicherlich den Teufel nach steinernen oder broncenen Denkmälern fragen," gewinnt einen schmerzlichen Sinn für mich. Auch Marschner hat heute seine Denkmäler; kaum, daß er die Augen geschlossen, so war der damals noch regierende König von Hannover — zu seiner Ehre soll es gesagt sein — der Erste, der sich an einer Sammlung für diesen Zweck betheiligte, und in nämlicher Absicht führte das Hoftheater den „Hans Heiling" auf. Ja, wenn die Todten es erleben könnten! . . .

Als ich diese Briefe bekam, war ich eben in Göttingen bemüht, meine juristische Doctorschrift zu Stande zu bringen, in der ich, wie sich das für einen deutschen Lyriker ziemt, mannhaft für das „Regredienterbenrecht der adligen Töchter" eintrat. Dann, nachdem ich nun endgültig mit dem akademischen Leben abgeschlossen, von der hessischen Universität und meinen Lehrern Abschied genommen hatte, ging ich zum ersten Male nach England und kehrte von dort mit einer Ueberfülle neuer, mächtiger Eindrücke zurück ins Elternhaus. Wieder nahm mich das traute Zimmer auf, dessen Wände, wenn sie gewollt, so viel hätten erzählen können von meiner Jugend Leid und Lust, — von so viel Träumen, die hier geträumt, von so viel Hoffnungen, die nicht in

Erfüllung gegangen; und hier entstand der „Herbst in Wales", der mir die willkommene Gelegenheit bot, Marschner's Mitarbeit noch einmal in Anspruch zu nehmen. Neben den mancherlei Märchen und Sagen hatte ich aus diesen alten Sitzen der britischen Inselkelten, zwischen den hohen Gebirgen und dem Meer, eine Reihe walisischer Volkslieder heimgebracht, wie ich sie dort zur Harfe hatte singen hören, und ich übergab sie nun Marschner, der mit unveränderter Beibehaltung der Melodie eine einfache Clavierbegleitung dazu schrieb. In dieser Gestalt sind sie als Musikbeilage meines Buches erschienen.

Es war der letzte Winter, den ich in der Heimath verbrachte. Bei der Arbeit, während um mich her, wie auf thauigen Wiesen, im Morgenroth, die Feen ihren Ringelreihen tanzten und der Phuka der kymrischen Berge, der Puck des Sommernachtstraums, seine Purzelbäume schlug, kam mir plötzlich der Gedanke, dem Meister, der inzwischen unser Aller Freund geworden, die Heimath und das Elternhaus zu zeigen, bevor wir es für immer verließen. So lange wir denken konnten, hatten wir Kinder Marschner in einer Art von Glorienschein gesehen, und jetzt, beim Abschied, lebten alle die frühesten Erinnerungen an ihn wieder auf und erregten den Wunsch, diesem Lebensabschnitt in einer Marschnerfeier den festlichen Beschluß zu geben. Der Plan fand die freudige Zustimmung meiner Eltern und begeisterten Anklang in dem kleinen Städtchen, das damals eine Schar der hübschesten Mädchen und einige recht intelligente Männer besaß. Es war nicht das erste Mal, daß ich sie zu solch' löblichem Thun aufgerufen; manchen Polterabend und manche silberne Hochzeit hatten wir schon durch unsere Künste verherrlicht. Sogleich ging ich ans Werk und dichtete mein Festspiel, das, „Puck's Weihnachtsbilder" benannt, nach einem einleitenden Prolog, in einer Art von erläuterndem Text drei große Tableaux aus Marschner's drei Hauptopern zeigen sollte. Die ganze Einwohnerschaft gerieth in Bewegung, es war wie ein letztes Aufwachen der Romantik, das selbst die Philister ergriff. Im Nu verwandelten sich die Töchter und Söhne der ehrbaren Bürgerfamilien in Edelfräulein und gepanzerte Ritter, in normannische Krieger und verschleierte Orientalinnen, in Erdgeister und Klosterbrüder — ein bunter Schwarm in schimmernden Costümen; mein Vampyr, mein Templer und mein Hans Heiling war unseres Nachbars, eines Kupferschmieds Sohn, meine Königin der Nacht und Rebecca das schöne Fräulein vom benachbarten Gutshofe; mein Freund, der Apotheker, ein Tausendkünstler, sorgte für die bengalischen Flammen, und sein zierliches Töchterchen, in phantastischem Gewande, machte den Puck, der mit der Zaubergerte die Bilder heraufbeschwört. Von Marschner'scher Musik war das Ganze durchflochten; zwei junge Damen, die beide virtuos spielten, saßen am Flügel, und hinter der Scene sang der Chor zu jedem Tableau die begleitende Weise: zur Templerscene die wundervolle Introduction des zweiten Actes: „Es zittert im Frühroth" ꝛc. Während die Vorbereitungen im Gange waren, übernahm es meine Mutter, den verehrten Meister nebst dessen Gemahlin feierlich einzuladen, und erhielt hierauf nachstehendes Schreiben:

Hannover, den 15. December 1856.

Hochverehrteste Frau und Freundin!

In Folge Ihrer mich und meine liebe Resi herzinnig freuenden Einladung begab ich mich heute Mittag sogleich nach Empfang derselben zu dem Herrn Graf von Platen (meinem Vorstand!), um zu erfahren, ob ich Ihnen gute oder schlechte Antwort geben könnte. Wie schwer mir auch ein solcher Gang wird (fragen Sie nur Julius, was ich dabei fühle!), ich that ihn dennoch gern, denn meine und der Meinigen Sehnsucht auf Wiedersehen übertrifft sicherlich noch die Ihrige.

Trotzdem nun oben genannter Graf für diese Weihnachtszeit gerade auf meine besondere Thätigkeit gerechnet hatte, so war er doch — politisch genug — sofort bereit, andere Dispositionen zu machen und mich vom 25. bis 27. December zu beurlauben. Freilich ist es schon und noch unlängst vorgekommen, daß besagter Herr seine Versprechungen wiederum zurückgenommen hat — aber ich will ausnahmsweise einmal weniger schwarz sehen als wie gewöhnlich und mich ganz dem freudigen Gedanken hingeben, mit meinen Lieben ein paar glückliche Tage in Ihrer Mitte zu verleben.

Also am 25. oder am ersten Feiertag früh werden wir von hier abgehen und wohl noch vor Mittag bei Ihnen eintreffen. Sollte aber (was Gott verhüte!) auf irgend einer Seite etwas vorfallen, was ein solches Zusammenkommen unthunlich machte, so wollen wir uns hiermit das Wort geben, uns gegenseitig sobald als möglich davon zu avertiren und — nicht hinterm Berge halten. Ihrem lieben Julius (der mir fast nicht weniger lieb ist) meine herzlichsten Grüße, sowie auch Ihrem verehrten Herrn Gemahl, den ich bitten lasse, der (friedlichen) Einquartierung freundlich entgegen zu sehen. Möchte nur der Himmel auch recht heiter auf das Fest herab blicken und Ihre liebe Emma auch zu sehen sein!

Mit herzlichem Danke für all Ihre viele Freundlichkeit und mit herzinniger Hochachtung

Ihr ganz zueigner Verehrer
Dr. H. Marschner.

Am ersten Weihnachtstag, in der Frühe des Wintermorgens, als Alles noch still und dunkel war, saß ich bei meinem einsamen Lämpchen und las im Jean Paul „über das Immergrün der Gefühle", damals nicht ahnend, daß, wenn jedes Andere verwelkt, das der liebenden Erinnerung noch blühen mag. Wie Wenige von denen leben noch, die jener Tage froh mit uns gewesen, und wie schön waren sie doch! Man kann sich das Aufsehen denken, als Marschner, dessen Opern damals selbst jeder Kleinstädter kannte, durch die Straße des Oertchens schritt, von allen Seiten ehrerbietig gegrüßt und aus der Freude seines überströmenden Herzens wieder grüßend. Huldigungen ganz anderer Art waren ihm in einem langen Leben dargebracht worden; aber diese that ihm offenbar wohl, weil sie so spontan kam, aus Kreisen, in denen er sich zuvor nie bewegt und die nun so zutraulich ihm näher traten. Wie glücklich war meine Mutter, wie stolz war ich! In unserm Hause bewegte sich Marschner wie Einer, der zur Familie gehörte. Niemals habe ich ihn munterer und gesprächiger gesehen; er neckte sich mit meinem Vater, er machte meiner Schwester, der einzigen, die noch unverheirathet und bei den Eltern war, in der liebenswürdigsten Weise den Hof, er sprach mit meiner Mutter wie mit einer alten Freundin, und ging mit mir den Text zu einer Oper „Sangkönig Hiarne" (von W. Grothe) durch, der letzten, die er componirt hat.

Der zweite Weihnachtstag brachte noch in zahlreichen Wagen aus Hannover viele andere Gäste zu der Aufführung; und eine glänzendere Versamm-

lung, als an diesem Abend, hat der große Saal im „Stockholm", dem Wirthshaus unseres Städtchens, nie vorher und wohl auch nie wieder nachher umschlossen. Unsere Mittel waren ja nur geringe; doch wir erreichten mit ihnen, was ein großartiger Apparat manchmal nicht vermag. Marschner, der von dem eigentlichen Inhalt der Veranstaltung nichts wußte, war zuerst sichtlich betroffen, dann, je weiter die Sache fortschritt, zeigte sein Lächeln den Ausdruck höchster Befriedigung, und bei der letzten Scene wurden seine Wangen feucht. Es erschien nämlich auf einem Altar seine Büste, von den Musen umgeben und der vortretenden Euterpe mit dem Lorbeer gekrönt — Alles vom Freund Apotheker in ein Glühen, wie Morgenroth, getaucht, indessen von ungesehenen Sängern angestimmt, Marschner's schönstes Chorlied: „Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder" erklang.

Da konnte der also Gefeierte nicht länger an sich halten: er stieg zur Bühne hinauf und umarmte sämmtliche neun Musen, eine nach der anderen; ja, der baumlange Templer rühmte sich noch lange, von der Frau Marschner sogar einen Kuß bekommen zu haben. Eine der heiligen Neunzahl, die, wie sie mir schreibt, vor vierzig Jahren auch zur Jugend gehört und mitgewirkt hat, eine Schönheit damals, und ich will hoffen heute noch, wiewohl von Kindern und Enkeln umringt, schildert mir in einem allerliebsten Briefchen, was sich hinter den Coulissen zutrug: „Die griechischen Gewänder (aus Vorhangsmull) für das Musenbild lagen bereit; einstweilen waren es Rebecca, Rowena, Bäuerinnen u. s. w. (zum Theil nur einseitig mit Hermelin aus Watte u. dergl. decorirt), die friedlich umherstanden und dem kleinen, lustigen Puck zuhörten. Da — wir trauten unseren Ohren kaum — ließ er sich auf einmal über die Musen in Witzen aus, die uns so sehr ärgerten, daß wir einmüthig beschlossen, *nicht* zu erscheinen. Es bedurfte vielen Zuredens, bis wir uns zur Nachgiebigkeit bestimmen ließen und immer noch grollend auftraten. Aber der Empfang, der uns zu Theil ward, versöhnte die Herzen — dreimal mußten wir uns zeigen, ich glaube in verschiedener Beleuchtung (die sehr zum Husten reizte). Doch hatte man nun Muße, seine Zuschauer zu betrachten, und mein Blick haftete auf den bewegten Gesichtern der hohen Gäste. Neben Herrn Marschner erschien eine imposante Frauengestalt mit schwarzem, glänzenden Haar, gütig blitzenden Augen und einem Gesicht, das man nicht vergißt, besonders, wenn man es so von Mutterglück strahlen sah wie ich."

Das Fest endete, wie dergleichen zu geschehen pflegt, mit einem fröhlichen Mahl und einem noch fröhlicheren Tanz, der bis zum grauen Morgen währte.

Frau Resi Marschner hatte nicht nur an diesem Abend, sondern auch am folgenden Tag uns mit ihrer unvergleichlichen Stimme, von innerem Feuer ergriffen, die neuesten Lieder ihres Mannes gesungen; wir lebten ein erhöhtes Dasein ganz in Musik, in Frohsinn und beseligendem Genusse des Augenblicks, aus welchem uns plötzlich das Posthorn wieder zur Erde rief. Ich erinnere mich, daß die Sängerin mitten in einem Lied abbrach — die Stunde war gekommen, das Fest war aus, und in der Winternacht verschwand Alles, wie ein Traum. —

Im folgenden Jahre, 1857, siedelten meine Eltern nach Hannover über, und nicht lange, so hatte Marschner den Schmerz, auch den letzten seiner Söhne zu verlieren. Prüfung häufte sich auf Prüfung; sein Verhältniß zum Chef gestaltete sich immer unerträglicher, und unter dem Vorgeben, daß sein Gehör gelitten habe, ward er für dienstuntauglich erklärt und im Jahre 1859 mit dem Titel eines General-Musikdirectors pensionirt. Dies war der härteste Schlag, der ihn treffen konnte. Denn wenn gleich das Uebel, das ihn mehrfach schon heimgesucht, zeitweise wiederkehrte, so waren der Trieb und die Kraft zur Arbeit doch noch lebendig in ihm; jetzt, wider seinen Willen, zur Unthätigkeit verurtheilt, nagte das bittere Gefühl des Vergessenwerdens an ihm, und jetzt ward er wirklich krank. In diesen letzten beiden Jahren seines Leidens war meine Mutter viel um ihn; und ich weiß, wie hülfreich sie der Gemahlin Marschner's zur Seite stand, welchen Trost sie dem Kranken brachte, so oft sie kam. Marschner's wohnten damals am Theaterplatz. Aus seinem Lehnstuhl am Fenster blickte er hinüber nach dem Theater, der Stätte seines Wirkens, an der jetzt fremde, ihm abholde Geister herrschten. So habe ich ihn zum letzten Mal gesehen, als ich, nach mehrjährigem Wanderleben, in Berlin mich dauernd niedergelassen hatte und zum Besuch in Hannover war. Seine Hand ruhte in der Hand derjenigen, die mir einst, vor vielen Jahren, zuerst gesagt hatte: „Das ist Heinrich Marschner!" Es war ein warmer Spätsommernachmittag, ein Sonntag. Unten strömte die Menge zum Theater, in welchem eine Wagner'sche Oper gegeben ward. Ein grüner Schirm verdeckte zur Hälfte das Gesicht des Leidenden, aber verhinderte nicht, daß er die sich drängende Menge wahrnehmen konnte, und seine kranken Augen füllten sich mit Thränen. Schweigend saßen wir, Frau Marschner, meine Mutter und ich, um ihn, als er auf den Platz herniedersah, auf welchem jetzt, vor dem Theater, sein im Jahre 1877 errichtetes, vom Bildhauer Hartzer geschaffenes Denkmal steht.

Wenige Monate später, in Berlin, an einem Decembertag 1861, erhielt ich die Nachricht, daß Marschner nicht mehr unter den Lebenden sei. „Du kannst nicht denken," schrieb ich meiner Mutter, „wie mich die Trauerbotschaft erschüttert hat. Es war neun Uhr Morgens, und ich wollte eben anfangen, zu arbeiten. Aber die Feder fiel mir aus der Hand, und ich nahm sie nur wieder auf, um meinen Schmerz in einem Gedicht auszuströmen, welches ich sofort abschrieb und nach Hannover an die „Zeitung für Norddeutschland" schickte. Nicht viel später als diesen Brief wirst Du es wahrscheinlich schon lesen. Bitte, gib es der lieben, armen Frau Marschner." Hier ist es.

Ein trüber Morgen! Sieh', die Sonne kann
Den dichten Flor des Himmels nicht durchdringen . . .
Ich sitze da . . . ich schau' die Wolken an . . .
Da, aus der Ferne tönt ein leises Klingen.
Woher der Klang in winterlicher Zeit?
Woher Musik in dieser frühen Stunde?
Als ob aus einem Nebel, tief und weit,
Mich Jemand riefe mit bekanntem Munde.

Ich horche hin . . . so lieblich klang es nie,
Es schwebt heran auf feuchten Windesflügeln . . .
Sie naht sich — o! ich kenn' die Melodie,
Sie kommt, sie kommt von meiner Heimath Hügeln.
„Es zittert im Frührоth . . .“ wie ein Hoffnungswort,
Von unsichtbaren Stimmen mir gesungen . . .
Da, plötzlich stille . . . mitten im Accord
Schrill ab, wie eine Saite, die gesprungen.

Was war das? — Nur die Post. Warum zerstört
Ward mir der Traum, der eben mich entzückte?
Warum entschwand der Klang, den ich gehört,
Und der in bess're Sphären mich entrückte?
Gebt her! — Gleichgült'ge Briefe — und nicht werth,
Daß sie der Seele Andacht mir verdorben —
Halt! — Da ein Brief mit Schwarz — und wie ein Schwert
Geht's durch das Herz mir — „Marschner ist gestorben!“

Das also war's! — In Klängen, die mir lieb,
Die mir vertraut seit meiner Kindheit Tagen,
Wollt' er zum Freunde, der zurücke blieb,
Die Kunde seines Scheidens selber tragen.
Ein Schwan, der im Gesange, den er singt,
Melodisch scheidet von der Welt hienieden,
So bist auch Du, vom eig'nen Lied beschwingt,
Emporgehoben und von uns geschieden!

Du gehst hinan — ich sehe Deine Bahn,
Wie sie durch Wolken läuft gleich gold'nem Lichte.
Die Sonne kommt . . . Du blickst mich lächelnd an,
Ich aber kehr' mich ab mit dem Gesichte.
O, laß mich weinen, Geist! — Auch Du, auch Du
Hast oft geweint, wo Niemand Dich belauschte;
Auch Du hast oft geschluchzt, bis Himmelsruh'
In sanften Tönen auf Dich niederrauschte.

Du gehst — doch Deine Töne bleiben mir,
Mir bleibt von Dir ein sonniges Erinnern;
Mir bleibt, o Freund, Dein liebes Bildniß hier,
Hier an der Wand und hier in meinem Innern.
O, mehr als Freund! Mit väterlicher Hand
Hast Du geführt mich auf den dorn'gen Wegen
Des Anfangs — und der Kunst gelobtes Land
Du zeigtest mir's und gabst mir Deinen Segen.

Nun aber steh' ich hier, und weinend schaut
Mein Aug' Dir nach, da Du nun doch gegangen;
Ein wunderbarer Wunsch wird in mir laut,
Und mich ergreift ein tiefes Heimverlangen.
„O, diese Zeit!“ ein Bess'rer, der auch todt,
Von ihrem Himmel, ihrem zwiefach grauen,
Sang er[1]). — Den Todten Heil! — Ins Abendroth,
Das über Gräbern schimmert, laßt mich schauen.

[1]) Georg Spiller von Hauenschild (Max Waldau), der nach kurzem, vielverheißenden Schaffen im beginnenden Mannesalter starb, und dessen frühes Scheiden ich lange nicht verwinden konnte.

Den Todten Heil! — Aus einer finstern Welt,
Die ohne Wohllaut ist und ohne Frieden,
Geh'n sie. — Klagt nicht zu sehr, daß Nichts sie hält,
Nichts mehr sie mahnt an Qual und Schmerz hienieden.
O, laßt sie zieh'n! — Brecht einen Lorbeer! — Gebt
Zum Abschied ihnen Blumen, Kränze, Lieder —
Blickt auf und jubelt; seine Seele schwebt
„Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder!"

Die Büste Marschner's, die wir damals, am Schlusse des Festspiels, in bengalischem Lichte haben erglühen lassen, befindet sich jetzt in meinem Besitz. Es ist ein Abguß von jener Marmorbüste, die ich an meinem ersten Abend im Marschner'schen Hause gesehen hatte. Sie stellt den Meister dar, wie er in seinen jüngeren Jahren war — in den Jahren seines Glücks und seiner Triumphe, freundlich lächelnd, die Stirn ohne Falten, die Lippen von einem feinen, geistreichen Zug umspielt, das volle Haar nach hinten zurückgeworfen. Seit jener letzten Weihnacht in der Heimath hat meine Mutter diese Büste wie ein Heiligthum bewahrt, und nach ihrem Tode, mit so vielen anderen theuren Reliquien, habe ich sie erhalten. Tausendmal, während ich dieses schrieb, habe ich sie angeschaut, und am 16. August 1895, zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages, haben wir ihr einen frischen Lorbeerkranz geweiht. Ueberall in Deutschland hat man dieses Tages gedacht und mit rühmlichem Beispiel ist die königliche Bühne der Reichshauptstadt vorangegangen. Man hat Marschner's Grab in Hannover und sein Geburtshaus in Zittau bekränzt, seine Denkmäler an beiden Orten geschmückt und an vielen anderen seine Opern aufgeführt. Die schönen Worte haben ihre Bethätigung gefunden, mit denen einst der auch von Joseph Joachim unterzeichnete Aufruf zur Errichtung eines Denkmals in Hannover schloß: „Dem ganzen Deutschland hat Marschner's Herz geschlagen, dem ganzen Deutschland hat seine Muse gesungen; das ganze Deutschland hat sich seiner Muse gefreut. So werde denn auch das Denkmal Marschner's ein neues redendes Zeugniß von dem einigen Geiste, der alle Glieder der Nation beseelt."

Das war in den Tagen der Zersplitterung, als es für Deutschland noch kein einigendes Band gab, außer dem seiner Literatur und seiner Kunst; jetzt, da wir uns der nationalen Größe freuen, und mitten unter den Siegesfeiern des Augustmonats 1895 hat es sich gezeigt, daß man auch Heinrich Marschner zu Denen zählt, die Theil an dieser Größe haben, und daß unser Volk darum sein Andenken in Ehren hält.

Adolf Menzel.

Zu seinem achtzigjährigen Geburtstage am 8. December 1895.

[Nachdruck untersagt.]

Es gibt hochbegnadete Menschen, an denen der Wirbeltanz der Jahre vorübergleitet, ohne sie ihrer Kraft zu berauben, die noch schaffensfreudig sind, wenn schon Generationen vor ihnen dahingesunken. Es mag uns dies bei dem still arbeitenden Gelehrten mit Ehrfurcht erfüllen, aber voll staunender Bewunderung stehen wir vor dem bildenden Künstler, vor Adolf Menzel, dem in diesem Monate Achtzigjährigen, welchem Auge und Hand gehorchen, wie in seinen besten Tagen, dessen kleinstes Blatt noch heute den Ehrenplatz jeder Ausstellung würdig und unbestritten einnimmt.

Diesen köstlichen Abend hat sich der Künstler in einem Leben voll Mühe und Arbeit zu erringen gehabt. Nichts ist ihm in den Schoß gefallen, jede Frucht am Baume hat er auf dürrem Boden, in Sturm und Kälte, mit eisernem Fleiße zur Reife bringen müssen. Und wenn sie reif waren, so fehlte es, außerhalb eines engen Kreises, an einem zustimmenden, verständnißvollen Widerhall; Jahrzehnte vergingen, ehe auch nur seiner Heimathstadt zum Bewußtsein kam, welchen Mann sie den Ihrigen nennen durfte. Erst dem gereiften Manne in der zweiten Hälfte des Lebens wurde der volle Erfolg. Schließlich aber, welch' ein Weg von dem armen Lithographenlehrling, der mit Tagelöhnerarbeit den Unterhalt seiner Mutter und Geschwister erzwang, bis zum Kanzler des Ordens pour le mérite; welch' ein Weg von den verschlossenen Thüren der Zimmer, in denen er die Beleuchtungsstudien zu seinem Flötenconcert Friedrich's des Großen machen wollte, bis zu jenem Handschreiben, mit welchem ihn an seinem siebenzigsten Geburtstag Kaiser Wilhelm I. als den Künder der Ehren des preußischen Hauses begrüßte, und bis zu jener Vorfeier des achtzigsten Geburtstages, welche der regierende Kaiser ersann, indem er selbst, die Kaiserliche Familie und der Hof in lebender Form jenes Bild des Flötenconcertes an historischer Stelle in historischer Tracht in der von Menzel geahnten Beleuchtung dem Künstler vorführten, eine Huldigung, wie sie vollkommener und feinsinniger wohl niemals von einem Monarchen einem Künstler erwiesen worden ist. Und selbst dieser Glorienschein bekam noch erhöhten Glanz durch Theilnahme eines ganzen

Volkes an dieser Ehrung, durch die unbedingte, ausnahmslose Anerkennung, daß Menzel ihrer gleich würdig gewesen als Künstler und als Mensch.

Alle Verehrer Menzel's haben jetzt die Freude, von dem Lebenswerke des Meisters, wenigstens bis zum Jahre 1890, eine umfassende Darstellung zu besitzen. Max Jordan und Robert Dohme hatten sich vereinigt, „das Werk Adolf Menzel's" in prächtiger Form herauszugeben. Alle wichtigeren Gemälde und Aquarellen, dazu ein gutes Theil der Drucke und ausgewählte Proben der Handzeichnungen sind hier vereinigt mit einem genauen Text, dessen Angaben durch Verkehr mit dem Meister sichergestellt werden konnten[1]). Die königliche Nationalgalerie hat eine Reihe der wichtigsten Schöpfungen erworben, die Tafelrunde Friedrich's des Großen, das Flötenconcert in Sanssouci, das Eisenwerk, dazu die sämmtlichen Studien und Zeichnungen, die zu den historischen Schöpfungen Menzel's gehören; besondere Ausstellungen haben auch weiteren Kreisen einen Einblick ermöglicht und haben Schöpfungen, die bei ihrem Entstehen fast unbekannt blieben, gleichsam wieder entdecken lassen; selbst das Ausland hat besondere Menzel-Ausstellungen zu verzeichnen. Aber so unerschöpflich ist das Werk dieses einzigen Künstlers, daß selbst dem meist Eingeweihten immer neue Ueberraschungen bereitet werden, sobald sich gelegentlich die sorgsam gehüteten Mappen des Meisters aufthun, oder der Sammler in längst verschollenen Publicationen der dreißiger und vierziger Jahre seine Spuren wieder auffindet.

Derartige Illustrationen und Einzelblätter aufzusuchen, ist kein unfruchtbares Bemühen, denn dieser gewaltige Künstler entläßt kein Blatt seiner Hand, dem er nicht die volle Größe seines Geistes aufgeprägt hätte, hierin vergleichbar nur Einem unter allen Gewaltigen der Kunst, dessen Namen sich uns immer wieder aufdrängt, wenn wir von Menzel zu reden haben: Albrecht Dürer. Wie dem Meister der Reformationszeit sprudelt ihm die Fülle der Erfindungen so unaufhaltsam, daß er sie nicht in großen Gemälden allein zu fassen vermag; wie der bescheidene Zunftmeister von Nürnberg war auch er genöthigt, kleine Druckblätter herzustellen, die zunächst der Bürger für den täglichen Gebrauch kaufte, bis alsbald das Flugblatt, die billige Einladungskarte als ein Kunstwerk, würdig des vornehmsten Sammlers, erkannt wurde. Wie Dürer's Kupferstiche und Holzschnitte den Weg nach Italien fanden und die stolzesten Schöpfungen eines Raffael und seiner Genossen beeinflußten, so war Menzel's Friedrichsbuch um die Mitte unseres Jahrhunderts fast das Einzige, was das Ausland von moderner deutscher Kunst wußte; die ersten Meister Frankreichs, wie ein Meissonnier, haben gerne bekannt, daß sie auf den Schultern des deutschen Meisters standen.

Fünfunddreißig Jahre war Menzel alt, ehe er mit einem Gemälde, der Tafelrunde von Sanssouci (1850), einen weithin sichtbaren Erfolg erzielte;

[1]) In letzter Stunde erhalten wir noch die ersten Bogen einer sehr dankenswerthen Publication, die kleinere Ausgabe des oben genannten dreibändigen Riesenwerkes, ein Band Großquart mit 31 Vollbildern und 106 Textillustrationen, mit Text von Max Jordan (München, Friedrich Bruckmann). — Derselbe Verlag kündet zu dem großen Hauptwerk einen Nachtrag an, der die Arbeiten von 1885—1895 enthalten soll.

aber damals waren schon Hunderte der wunderbarsten Drucke entstanden, zumeist allerdings weiteren Kreisen völlig unbekannt.

In dem Werke Jordan's, in der nahezu vollständigen Sammlung der Nationalgalerie können wir jetzt diese Jugendarbeiten verfolgen. Mit fünfzehn Jahren geht Menzel aus seiner Vaterstadt Breslau mit seiner Familie nach Berlin; sein Vater, ursprünglich Schullehrer, hatte die damals aufblühende Kunst des Lithographirens ergriffen, der Sohn wurde Schüler und Gehülfe und nach des Vaters frühem Tode mit siebzehn Jahren Erhalter der Familie. Wie dieser Knabe arbeitete, davon liegen merkwürdige Proben vor. Die Berliner Kunsthandlung von Sachse wollte das beliebte Werk eines jetzt verschollenen Stuttgarter Malers, Baron Löwenstern, „Das Leben Luthers", neu herausgeben. Menzel erhielt den Auftrag, die Steindruckblätter zu copiren; von der dürftig bezahlten Arbeit hatte er zu leben, aber er bekam es nicht über das Herz, die leeren Posen der im anerkannten Geschmack der Zeit gehaltenen Blätter zu wiederholen, und übersetzte jede Figur des Blattes in seine Sprache: die Chorknaben, mit denen Luther einherzieht, sind nach den Chorendeknaben der Berliner Straße studirt, die Massen, welche die angeschlagenen Thesen umdrängen, sind von wahrer Leidenschaft erfüllt, die Pferde — bei Löwenstern noch die akademischen Rosse nach den Stichen eines Marc Anton — werden lebendige Thiere: hier zuckt bereits der Funke einer wirklichen Historienmalerei in modernem Geiste.

Wenige Jahre später, in den zwölf Blättern zur Brandenburg-Preußischen Geschichte (1834—1836), ist dieser Funke zur leuchtenden Fackel geworden. Hier wird zum ersten Male innerhalb der modernen Kunst mit vollem Bewußtsein der Versuch gemacht, die Vergangenheit zu schildern, wie sie wirklich ausgesehen haben kann. Weder Raffael noch Dürer, noch Rembrandt hatten sich eine solche Aufgabe gestellt, und sie waren vielleicht glücklich, sie sich nicht stellen zu brauchen. Menzel erkannte mit voller Klarheit die völlig veränderte Aufgabe unserer Zeit. In einem höchst merkwürdigen Briefe spricht der einundzwanzigjährige, von der historischen Bildung kaum berührte Jüngling es aus, daß der moderne Geist an die Stelle des Glaubens die Forschung gesetzt und daß die Kunst zu folgen habe. „Alle Fortschritte und Abwege der Geistesentwicklung hat die Kunst mitgemacht und wird sie stets mitmachen. Daher halte ich die Neigung unserer Kunst nach dem Verstandesprincip hin nicht mehr für einen Abweg, sondern für ein folgerechtes Ergebniß."

Und Menzel that, was er sagte; er erfaßte das Historienbild in gleichem Maße wissenschaftlich und künstlerisch. Die kleinsten Aeußerlichkeiten waren ihm strengster Forschung werth, sie erschienen ihm nicht als Zufälligkeiten einer Modelaune, deren sich der Maler in lustigem Spiele bedient, sondern als der nothwendige Ausdruck bestimmter Lebensbedingungen. In den Besonderheiten des Anzugs und der Umgebung konnte auch die Bewegung der Menschen nicht zu allen Zeiten die gleiche sein. Wie weggeblasen ist aus seinen Bildern die Pose der akademischen Ueberlieferung in ihrer gespreizten Zierlichkeit angelernter Modelle. Die alten Zeiten sind wieder lebendig, als ob er selbst sie geschaut.

Wenn Menzel der objectivste Forscher ist, den die moderne Kunst hervorgebracht hat, so wird er vor einer wissenschaftlichen Nüchternheit bewahrt durch die reine Flamme seiner vaterländischen Begeisterung. Adolf Menzel's Kunst wurzelt im Vaterlande, in seiner norddeutschen Heimath, in seinem geliebten Preußen.

Der Accent, den Menzel in seinen Blättern zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte angeschlagen, ist gewaltig. Man vergleiche Alles, was bei uns oder in der Fremde in den dreißiger Jahren an Historienmalerei auf mächtigen Wandflächen geschaffen ist: wie körperlose Schatten weht es dahin, während Menzel's lithographische Blätter wie Monumente stehen. Wo ist jemals der Sturmschritt der Colonnen geschildert, wie in der Schlacht von Mollwitz, wo jemals die heilige Begeisterung der Freiheitskriege, wie in seinem Ausmarsch der Freiwilligen und dem Schlußblatt, dem „Victoria"? Sechzig Jahre sind jetzt dahingegangen, die ganze Kunstentwicklung dieser Zeit hat den Meisterwerken eines zwanzigjährigen, ungeschulten Jünglings nichts Wesentliches hinzuzusetzen gehabt. Man ist versucht sich zu fragen, welchen Weg die deutsche Kunst genommen hätte, wenn der Wunsch des Jünglings in Erfüllung gegangen wäre, einen Cyclus aus der vaterländischen Geschichte in großem Maßstabe malen zu dürfen, wenn aller Welt vor Augen geführt worden wäre, was damals in den losen Blättern kaum bemerkt wurde!

Zu gleicher Zeit mit diesen historischen Zeichnungen entstanden ideale Compositionen größesten Stils. Menzel's auf Stein gezeichnetes „Vater Unser" vom Jahre 1837 ist die selbständigste Schöpfung religiöser Kunst, die seit Dürer's Tagen entstanden ist. Wie hier jede der sieben Bitten in ergreifender Weise zum Ausdruck kommt, wie Alles umfangen wird von der himmlischen Gnade, als deren Träger Engelsreigen in gewaltigem Schwunge auf- und niedersteigen, die gesammte Menschheit mit der Gottheit verbindend! Menzel hat sich in diesem Blatte eine eigene Art der Composition geschaffen, auf welche Dürer's damals gerade veröffentlichte Randzeichnungen zum Gebetbuch Maximilian's von Einfluß gewesen sind. Hier wie dort haben wir ein Ornamentenwerk, in welches sich die Figuren einordnen. Aber diese Ornamente beruhen auf keiner Tradition, am wenigsten einer architektonischen: es sind frei erfundene Ranken, durchsetzt in echt deutscher Art mit allem Erdenklichen an Beziehungen; tiefer Ernst und lachender Schalksinn stehen wohlgefällig bei einander, und gar manches Mal ist der lachende Philosoph noch tiefsinniger als der ernsthafte. Das Blatt der fünf Sinne, die Gesellenbriefe der Zimmerleute, der Maurer, das Blatt des Officierschießvereins, des Potsdamer Kunstvereins sind Werke dieses Geistes. Aber derselbe Geist lebt auch in den unscheinbarsten Gelegenheitsblättern dieser Tage. Für den Hof von Meiningen zeichnet er die Einladungskarte zu einem Maskenballe, und die Paare marschiren auf, in Zeitcostümen und dabei vollkommen in der Haltung der jeweiligen Zeit. Keiner der um 1840 weltberühmten Historienmaler Frankreichs und Belgiens hat etwas Aehnliches vermocht.

Für den gemeinen Betrieb der Lithographengeschäfte zeichnet Menzel Jagdkarten, Einladungen, Einrahmungen zu Costümblättern, Büchertitel, für

die Feste des Künstlervereins und des Gewerbevereins bescheidene kleine Tischkarten, um die Plätze zu belegen, und für jedes dieser Blätter hat er ein Füllhorn von geistvollen Einfällen. Diese Erfindungskraft ist ihm bis in die reifen Jahre seiner Kunst geblieben und hat ihn zum unvergleichlichen Meister aller Adressen und Gelegenheitsblätter gemacht. Ob um des verstorbenen Gottfried Schadow Denkmal des Bildhauers Monumentalwerke in ernsthafter Feierlichkeit wie eine Ehrenwache stehen, oder ob den noch lebend gefeierten Christian Rauch seine Helden und Victorien in neckischem Fluge umschwirren; ob er die sieben Tage des deutsch-österreichischen Krieges auf dem Hintergrunde der sieben Jahre Friedrichs II. ausklingen läßt, ob er dem Prinzen Friedrich Wilhelm zu seiner Großjährigkeit das Bild königlicher Erziehung entrollt oder die Ehre des Großindustriellen im Feuerscheine seiner Essen erstrahlen läßt, ob er für Bismarck und Moltke die Ehrenbriefe der Stadt Berlin malt oder den Wehruf über den ungeheuerlichen Frevel des Attentats geleitet: stets tritt dem Worte der Documente das selbständige Wort der Kunst vollgültig an die Seite.

Seine künstlerische Reife erwarb Adolf Menzel als Zeichner; 1839—1842 entstanden die vierhundert Holzschnitte zu dem Leben Friedrichs des Großen von Kugler. Hier war Alles neu zu schaffen. Die Holzschneider mußten für die Technik angelernt, jedes Blatt mußte strichweise auf dem Stock vorgezeichnet werden; der Facsimileschnitt macht diese Drucke zu selbständigen Kunstwerken. Aber noch bedeutsamer war die künstlerische Eroberung der Fridericianischen Zeit. In jenen Tagen galt das Rococo als die Zeit des tiefsten Verfalles der Kunst, seine Erzeugnisse waren vernachlässigt, kein Mensch hielt die Linienführung eines Rococogeräthes als darstellbar in einem ernsthaften Kunstwerk. Aber Menzel sah der Zeit seines Helden fest in das Gesicht; in den Winkeln der Schlösser und Montirungskammern erkämpfte er sich in heißer Arbeit, von der Hunderte und aber Hunderte von Studienblättern Kunde geben, die sachliche Kenntniß der Zeit; aber was er Sachliches festhielt, genau bis in jede Fuge, bis in jedes Zopfbändchen hinein, das war kein todtes Material; er verarbeitete es, bis es die innere Glaubhaftigkeit der Erscheinung erreicht hatte, bis sich die Könige und die Füseliere, die Pferde und die Gärten so fest und geschlossen darstellten, daß der Beschauer gezwungen ist, die Zeit zu sehen, wie der Künstler sie gesehen hat. Wir Alle, inner- und außerhalb Deutschlands, leben für die Zeit Friedrich's des Großen in dem Banne von Adolf Menzel; selbst der gleichzeitige Schilderer jener Tage, der liebenswürdig-gewissenhafte Chodowiecki, tritt für uns zurück gegen den modernen Maler, der Alles aus Bruchstücken aufzubauen hatte. Es ist nicht nöthig, dem deutschen Volke zu sagen, was es an dem Friedrichsbuche besitzt. Daß jene große Welle nationaler Begeisterung, in der Goethe zu sagen wußte, daß man „gut fritzisch" sei, nicht verlaufen ist im Sande historischer Forschung; daß wir den einzigen König für alle Zeiten als Heros und Menschen vor uns haben, das ist nicht zum kleinsten Theile die That Adolf Menzel's.

Einen mächtigen Widerhall fand das Werk bei seinem Erscheinen, und die Fortdauer dieser Bewunderung mußte den Künstler dafür entschädigen, daß ein noch viel tiefsinnigeres Werk zunächst völlig verborgen blieb. Es waren

die zweihundert Blätter, welche er für die Prachtausgabe der Werke Friedrich's des Großen zeichnete. Im Jahre 1849 waren sie vollendet und blieben in diesem nur für fürstliche Geschenke bestimmten Werke verborgen, bis sie 1882 — also dreiunddreißig Jahre später — in einer besonderen Ausgabe endlich dem deutschen Volke geschenkt wurden. Diese Blätter hatten eine bescheidene Aufgabe; als Schmuck in den Text eingestreut, durfte keines breiter sein, als zwölf Centimeter. Sie sind nicht Illustrationen im gewöhnlichen Sinne. Nur in vereinzelten Fällen geben sie directe Abbildungen vorhandener Werke oder objective Darstellungen erwähnter Vorgänge. Zumeist sind es Vignetten, welche den Inhalt des vorausgehenden Abschnittes bildnerisch ausspinnen, bald das Ganze wie in einem Schlagwort zusammenfassen, bald einen einzelnen Satz spielend herausgreifen; selbst die Porträts sind nicht bloße Nachzeichnungen, sondern immer wird das eigenthümliche Verhältniß des Dargestellten zu Friedrich II. oder der Charakter betont, in dem der König ihn darzustellen liebte. Der Künstler stellt sich selbständig neben den königlichen Schriftsteller: wenn Friedrich die Eitelkeit menschlicher Größe in einem Todtengespräch zwischen Choiseul, Struensee und Sokrates behandelt, dann hat Menzel als erschreckend positive Antwort einen Glasschrank mit alten Königsgewändern, den ein gelangweilter Schloßdiener gaffenden Kleinbürgern zeigt. An den Schluß von Friedrich's Antimacchiavell setzt er das Bild des großen Florentiners von „Féderic 1740“ an den Schandpfahl genagelt, und oben an den Pfahl heftet er den vollen Lorbeerkranz für den von unserer Zeit besser erkannten italienischen Patrioten, mit der Jahreszahl 1840. Mit gleichem Freimuth folgt der Maler allen Anregungen des religiösen und politischen Freidenkers und verschärft sie durch geschliffene Pointen; die Priester aller christlichen Confessionen vor dem verschlossenen Tempel der Wahrheit, die Monarchen, welche bei Friedrich's heroischen Worten schlafen, der Adel, dem vom König die Grundzüge der Erziehung zugerufen werden, und der mit seinen Jungen auf die Hetzjagd reitet: das sind merkwürdige Vignetten in der für monarchische Geschenke bestimmten Prachtausgabe. Und wenn wir die unangetastete geistige Freiheit des Künstlers in diesen Blättern bewundern, so wollen wir nicht vergessen, daß sie geschaffen wurden von 1843—1849, in der Zeit, die wir bis vor Kurzem als die Zeit einseitigen Rückschrittes anzusehen pflegten. Ich bekam 1882 die Ausgabe dieser Blätter Menzel's in denselben Tagen, als die fast gleichzeitigen Briefe des Fürsten Bismarck vom deutschen Bundestage aus dem preußischen Archive auferstanden, und freudig durchzuckte mich das Bewußtsein: hier ist Blut von demselben Blut, hier ist der große zielbewußte Zug preußischer Geschichte, der auch in umwölkter Zeit sich nicht irren läßt und Gebilde in der Politik wie in der Kunst fördert, die als eiserne Glieder sich einfügen in die Reihe der Ereignisse.

Wahrlich, historische Thaten sind es, die Menzel mit seinen Friedrichsbildern vollbracht. Zunächst schaffte er das gewonnene Material in Sicherheit. In den 228 Blättern seines Armeewerkes, nur in zwanzig Exemplaren gedruckt, sind die Studien über das Heer des großen Königs mit archivalischer Treue festgelegt, dann erschienen Bilderfolgen der Truppen, der Feldherren, vor Allem

von 1850—1860 jene Gemälde, der Stolz unseres Volkes, die Tafelrunde von Sanssouci, das Flötenconcert, Friedrich auf Reisen, auf dem Landtage in Breslau, in seiner Begegnung mit Joseph II. und als gewaltigster Schluß das grandiose Drama von Hochkirch; daneben ein Kranz anmuthiger Aquarelle, die Jugendzeit des Königs in Rheinsberg behandelnd. Hätte Menzel hiermit sein wahrlich schon reiches Lebenswerk beendet, so hätte es scheinen mögen, als ob jene strahlende Sonne Friedrich's des Großen ihn einzig erfüllt hätte.

Aber der Beginn der letzten großen Periode preußischer Geschichte, welche uns die Erfüllung alter Träume bringen sollte, der Regierungsantritt Kaiser Wilhelm's, lenkt auch bei Menzel den Blick von den Heldenthaten der Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Bei der Krönung von 1861 war Menzel berufen, den feierlichen Akt in lebensgroßen Figuren darzustellen. Fünf Jahre strengster Arbeit wurden diesem Werke gewidmet. Von der conventionellen Schönseherei höfischer Bilder durch einen Abgrund getrennt, geht diese Malerei auf Wahrhaftigkeit der Erscheinung los, unerbittlich bis zur Schroffheit, den Meisten von uns fast erschreckend, wenn es sich um die weiblichen Figuren handelt, bei denen wir Alle gewohnt sind, uns vornehmlich die reizvollen Züge einzuprägen. Das fertige Bild hatte seiner Zeit fast ebenso viel Befremden als Freude erregt; aber mit jedem Jahre ist es vor uns gewachsen in seiner gewaltigen Eigenart; die fast zweihundert Studien zu dem Bilde, welche die Nationalgalerie bewahrt, sind ein unvergleichliches Material für die Zeitgeschichte.

Seit jener Stunde der Krönung hat Menzel im Banne seines Königs gestanden; sein Werk hat den Sieger jubelnd empfangen, der 1866 aus Böhmen zurückkehrte, es hat ihn geleitet, als er 1870 nach Frankreich zog, es wuchs zu lustigen Blüthen, wenn in jenem Schlosse, das Friedrich I. wie in einer Vorahnung künftiger Größe erbaute, der Glanz der Hoffeste den greisen Kaiser umschwirrte.

Als das Leben so voll pulsirte, brauchte Menzel seinen Blick nicht mehr rückwärts zu wenden, ungetheilt gehört sein Schaffen nunmehr der Gegenwart. Nicht der Höhen des Daseins bedarf es, um ihn zu begeistern. Gerne steigt er in die Straßen der Stadt, auf ihre Märkte, in die Gärten und Vergnügungsorte. Aber auch in gewaltigen Zügen weiß er das Leben unserer Tage zu künden. Nur mit Ehrfurcht können wir jenes Bildes des Walzwerkes (1875) gedenken, das er selbst „Moderne Cyklopen" genannt. Seinem Auge erschloß sich die Hoheit der menschlichen Arbeit, die mit den Elementen ringt und in den Eisenwerken unserer Tage mit ihren Feueressen und glühenden Metallflüssen sich zu grandioser Phantastik steigert. Die Griechen übersetzten sich diese Erscheinungen in die übermenschlichen Typen der Cyklopen, während die Kraft eines Menzel die wirkliche Erscheinung in ihrer vollen Phantastik festzuhalten weiß. Wenn einst künftige Generationen von unserer Eisenzeit sprechen werden, so wird dieses Bild wie ein Monument vor ihrer Seele stehen: es ist kein Programm, es ist eine Offenbarung des modernen Geistes. Als der Künstler es vollendet, war seine Seele frei und sein Blick vor- und nachher ebenso offen für alle heitere Schönheit der lieblichen Natur. Jahr für Jahr schweift er hinaus in

die Berge mit dem malerischen Bauernvolk; dem alten Schilderer des Rococo haben es die Kirchen von Innsbruck, Salzburg, Einsiedeln mit ihren krausen Jesuitenaltären angethan; dann weilt er wieder in Thüringen und schildert die Sommerreisen, das Badeleben, die Predigt im Walde. Die Weltausstellung führt ihn nach Paris; von den Malern hat er nichts zu lernen, aber das Leben der Stadt in seinem lustig bunten Glanz fesselt ihn ebenso, wie auf seiner ersten, im fünfundsechzigsten Lebensjahr unternommenen Italienfahrt das Gewirre auf dem Marktplatz von Verona, über den hinaus er nicht gelangte. Von jeder dieser Ausfahrten bringt er goldene Früchte heim, Berge von Studien, die zu köstlichen Werken ausreifen, entworfen mit der Frische des Jünglings, ausgeführt mit der Kraft und Erfahrung des Mannes und keines berührt von einem Hauche des Alters, jedes, auch das letzte, so vollkommen sicher, fertig und unabweisbar, daß mit jedem erst die volle Höhe dieser unvergleichlichen Künstlerschaft erreicht zu sein scheint. Wenn Menzel für eine Studie nur ein Dutzend Striche zur Verfügung hat, so sagen diese so viel, als ein Bild, und wenn er ein Bild malt, so scheut er sich nicht, hundertmal anzusetzen, wo ein Anderer mit einem Pinselstrich hinweggleitet. Das letzte Köpfchen im fernen Hintergrunde eines Aquarells beruht auf einer ebenso genauen Studie, wie der lebensgroße Kopf auf dem Krönungsbilde; was Menzel wissentlich und willentlich fortläßt, ist mehr, als was hundert Andere zu malen vermögen. Seine Herrschaft über das Material ist beispiellos; da wird nichts untermalt und übermalt und abgestimmt, das Bild ist im Kopf lebendig, an einer Ecke wird es angefangen und die betreffende Ecke fertig gemalt, während Alles ringsherum weißer Grund ist, oder es bleibt eine Stelle mitten im Bilde frei, weil hier noch eine Studie einsetzen soll.

Aber wo enden, wenn man von Menzel's Werk sprechen soll! Neben allen Hauptstücken liegt in ganzen Stößen das, was bei Menzel kleine Abfälle sind und was bei einem Anderen hinreichen würde, einen Weltruhm zu besiegeln: die wunderbaren Aquarelle vom Feste der weißen Rose, die dreißig Blatt zu Kleist's Zerbrochenem Krug, die Zeichnungen zu Shakespeare, zu Scherr's Germania, die Versuche mit Pinsel und Schabeisen, in denen er eine neue Technik erschuf, die Radirungen, in denen er eine alte neu belebte, die Entwürfe für das Porzellangeschirr des kronprinzlichen Paares, die ein ganzes Museum von Stillleben aufwiegen, das Kinderbuch, welches er seinen Neffen je nach Gelegenheit mit allerlei Studien nach Menschen und Thieren vollmalte, und dessen dreiundvierzig Blätter jetzt zu den Kleinodien der Nationalgalerie gehören, große historische Cartons, die Studien im japanischen Dörfchen unserer Ausstellung oder im zoologischen Garten und so fort, schier in das Unendliche hinein.

Das Merkwürdigste ist, daß es bei Menzel wohl Manches geben kann, das Diesem oder Jenem nicht gefällt, weil es den eigenen oder den landläufigen Schönheitsbegriffen zuwiderläuft, daß es aber nichts von Menzel gibt, auch nicht das kleinste Blatt, das unbedeutend wäre. Jedes will etwas und kann etwas und weiß es auszusprechen.

Menzel gehört kaum irgend einer Schule an. Er hat sich selbst erzogen; die Berliner Kunstakademie, die er kurze Zeit besuchte, hatte mit der knorrigen Eigenart des Knaben nichts anzufangen gewußt. Aber trotzdem hat die Berliner Kunst ihren Antheil an ihm. Die hellsehende, vorurtheilslose Art eines Chodowiecki, die feste gesunde Männlichkeit eines Schadow sind die Vorstufen seiner Kunst. Schadow war auch der Erste, der die Erstlingsarbeit Menzel's, „Des Künstlers Erdenwallen", in seiner Bedeutung erkannte und rückhaltlos pries. In Berlin hatte Menzel seine kleine, aber geistig um so vornehmere Gemeinde, als deren begeisterter Wortführer Ludwig Pietsch mit voller Klarheit die Stellung Menzel's in der modernen Kunst erörterte, ehe noch die große Welt von ihm Kenntniß nahm. Aber die Isolirung in Berlin, die Arbeitslast, in welcher des Künstlers Wuchs erstarkte, wie der einer zähen Kiefer im märkischen Sande, hat doch auch seine Entwicklung lange aufgehalten. Er hat mehr als eines Jahrzehntes bedurft, ehe er sich die Fertigkeit in der technischen Behandlung der Farben aneignete; dem jungen Lithographen fehlten Zeit und Geld für die Lehre des Ateliers: bei seinem ersten Versuche in der Oelmalerei 1834 klagt er „daß er das Bild mehr knete als male".

Seine frühesten Bilder leiden unter dieser Mühsal. Als er sie aber überwunden, war auch coloristisch etwas entstanden, das, völlig frei von Schulrecepten, in wunderbarster Eigenart erblühte. Wir haben in den letzten Jahren so viel Stichworte erklingen hören vom Kampfe der Jungen und der Alten, der Secessionisten, der Freiluftmaler, der Impressionisten, und wie alle Pfadfinder moderner Kunst heißen mögen. Wer aber Menzel eingehend kennt, wird bei diesen Vorstößen kaum etwas bemerkt haben, was Menzel nicht wie selbstverständlich längst vorgetragen hätte. Wenigstens nichts wirklich Lebensfähiges! Auf Systeme oder Principien in der Kunst hat sich Menzel niemals eingelassen und kam dadurch auch niemals in die Gefahr, etwas an sich Richtiges einseitig zu Tode zu hetzen. Menzel hat Freiluft gemalt, Jahrzehnte ehe „plein air" erfunden war; er hat die „Impression" festgehalten, die uns auf dem Hintergrunde manchen Bildes, in der Nähe betrachtet, nur „pointillirte" Farbenflecke sehen läßt, während im richtigen Abstand Alles gerade so weit lebt, als das menschliche Auge es erfassen kann. Aber was er auch wagt, immer sitzt in jeder Figur, in jedem Baum, in jedem Blatt das volle Mark absoluter Meisterschaft, niemals ein Zwiespalt von Wollen und Können.

Wie sollte man es wagen, auf wenigen Seiten das Wirken eines solchen Mannes mit dem Anspruche einer gewissen Vollständigkeit zu schildern! Wir wollen es auch nicht; wir stehen zu Menzel, dem achtzigjährigen Jüngling mit der Mannesseele, dankbar wartend auf Alles, was er uns noch aus den verborgenen Schätzen erschließen, was er uns noch Neues schaffen wird. Was bei anderen Menschen einen Abschluß, das bedeutet bei Menzel nur eine Stufe, und diese Worte sollen nur ein Gruß sein, den wir dem Altmeister auf der neuen Stufe darbringen, ein Gruß, der ihm von hundert und aber hundert Seiten entgegentönen wird an seinem Festtage, der zu einem Festtage seiner Heimathstadt und der gesammten deutschen Kunst werden wird.

Julius Lessing.

Walter Robert-tornow.

[Nachdruck untersagt.]

Walter Robert-tornow, der Mitte September in Helgoland sanft gestorben ist, war Bibliothekar Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Er stand erst in den Anfängen der vierziger Jahre, hatte aber seinen Tod vorausgesehen, den auch seine Freunde befürchteten, der unerwartet aber eintrat. Als ganz kleines Kind hatte die Wärterin ihn fallen lassen, und es wurde ein Stillstand seines Wachsthums dadurch bewirkt, der Weiterleben endlich für ihn zu einer physischen Unmöglichkeit machte. Walter Robert-tornow lebte gern und hatte alle Eigenschaften, die ihn in ein glückliches Alter hineingeleitet hätten. Er zumeist war sich klar darüber, daß er das nie erreichen werde. All' das aber vereinigte sich wieder, um den ganz besonderen Menschen aus ihm zu gestalten, der die Welt mit so viel Liebe umfaßte, und dem dies Gefühl reichlich vergolten worden ist. Alles in ihm und um ihn stimmte zusammen; er war etwas Besonderes, er wird Denen, die ihn kannten und liebten, unvergeßlich sein.

Walter Robert-tornow war der jüngste Sohn eines pommerschen Gutsbesitzers. Seine Geschwister wuchsen heran und traten ins Leben ein; er, mit seinem gebrechlichen Körper, blieb bei seinem Vater, in dem er, wie das auf Gütern das Natürliche ist, den herrschenden Mann vor Augen hatte, der klüger und autoritätvoller als alle Anderen war. Nicht nur sein Sohn, sondern die gesammte Umgegend scheint diese Meinung von ihm gehabt zu haben. Die Kindheit in Ruhnow schloß Walter Robert-tornow's glücklichste Jahre in sich. Das Gut hat eine herrliche Lage; der Vater baute ein stolzes Wohnhaus, eher ein Schloß, für die Familie; eine Reihe von Zimmern wurde angefüllt mit einer Bibliothek. Was andere Kinder in der Schule durchmachen mit Ihresgleichen, erlebte Walter in einsamen Lehrstunden unter diesen Büchern. Hier legte er den Grund zu der umfassenden Belesenheit, mit deren Ausdehnung er ruhelos immer beschäftigt war. Er hätte ohne sie aus Büchmann's „Geflügelten Worten" nicht das Buch gestalten können, dessen fortwährende Verbesserung bis zu seinem Ende sein Stolz war. An diese Arbeit aber trat er erst später heran; seine früheste war eine Zusammenstellung dessen, was über das Verhältniß der antiken Völker zu den Bienen und zum Honig sich finden ließ. Der Prediger auf Ruhnow war ein eifriger Imker: ihm zur

Freude brachte Walter das Buch zu Stande, das er lateinisch schrieb, und das er, fast ohne Nacharbeit, vor zwei Jahren erst drucken ließ[1]).

Robert-tornow war schon kein Kind mehr, als sein Vater das Gut dem ältesten Sohne übergab, um nach Berlin zu ziehen. Eine neue Art einsamer Existenz begann. Der seiner Zeit als reicher Kunstfreund in Berlin bekannte Assessor Robert-tornow besaß in der abgelegenen Johannisstraße ein einstöckiges Gartenhaus, in dem seine kostbaren Sammlungen aufgestellt waren. Hier wurde Wohnung genommen. Für Walter waren die Schätze dieses raffinirten Kunstfreundes die Schule für eine neue Welt. Damals besuchte er meine Vorlesungen, und daher datirt unsere Bekanntschaft.

Nach dem Tode des Onkels wohnte er dann in dem weiten, stillen Hause mit Vater und Mutter allein. Beide waren kränklich und auf strenge Einsamkeit angewiesen. Ein Tag kam, wo auch seine Eltern nicht mehr da waren, und das Haus, an dem die Geschwister Theil hatten, keine Heimath mehr für ihn sein konnte. Jetzt kam der dritte und letzte Act seines Lebens: vom Kaiser Friedrich zu seinem Bibliothekar ernannt, siedelte er ins königliche Schloß über und schuf sich mit dem ihm eigenen Geschmack für Hausrath und Schmuck des Hauses die unbeschreiblich seltsamen Räume, welche seine Wohnstuben dort werden sollten, zu dem Schauplatze einer Geselligkeit um, die den schon leidenden jungen Mann mit der alten Erfahrung dicht und warm umgab, als ob es seine eigene große Familie sei. Von hier aus hat er die Welt verlassen, nachdem er das ihm untergebene Institut und sein eigenes Amt zu dem gestaltet hatte, was sie bei dem ihm entgegengebrachten Vertrauen durch ihn geworden sind. In der besten Berliner Gesellschaft war er gesucht. Rathschläge, die er gab, wurden erbeten und gern gehört. Er hatte eine Vorliebe für feine Formen des Umganges wie für feine Weine, von denen er freilich kaum trinken durfte. Er war wie ein liebenswürdiger Beichtvater, der sich für das, was er gewährte, gern danken ließ. Jugend und Alter waren ihm gleich zugethan. Kinder hingen an ihm als ihrem alten Freunde, und alte Männer an ihm als an ihrer liebsten jugendlichen Gesellschaft. Jedes dieser Verhältnisse pflegte er mit eigener Zartheit. Es gehört nicht hierher, Namen zu nennen und von der Lebensstellung Derer zu sprechen, die ihn mit Recht als ihren Freund ansahen. Arme, verschlagene Schicksalsbürger behandelte er ebenso gütig und intensiv theilnehmend, wie Andere, welche äußerlich nichts bedurften. Er besaß eine Wünschelruthe, um elende, verborgene Existenzen ausfindig zu machen, die er dem Jammer entzog und wieder gerade richtete. Man sagt manchem Gärtner nach, daß er beim Schneiden und Oculiren der Bäume besonders glückliche Hand habe: seinem Willen nach wüchsen sie; das ließe sich auch Walter Robert-tornow nachrühmen. Mit sanfter, zarter Hand griff er zu, pfropfte er ein gesundes Reis auf den kranken Stamm, und die Dinge entwickelten sich ihm zu Danke. Er war es, der die

[1]) Unsere Leser erinnern sich wohl noch des Aufsatzes, den, anknüpfend an dies Buch, die „Deutsche Rundschau" jüngst erst (1895, Bd. LXXXVII, S. 236 ff.) gebracht hat: „Biene und Honig. Ihre Symbolik und Poesie. Von Bernhard Kübler." Die Redaction.

Uebersetzerin der Gedichte Ada Negri's mit Rath und That unterstützte und ermunterte, er trat für Johanna Ambrosius ein und gab reichlich, wo Andere uns vergebens warten ließen; er hatte das lebhafteste Gefühl für die Deutsche neuere, werdende Literatur und kannte sie gründlich. Er hat mich auf Vieles im Bereiche der modernsten Dichtung hingewiesen. Hier ist sein Verlust am wenigsten sichtbar, aber vielleicht am empfindlichsten.

Es ist etwas, Anfang der Vierzig genau zu wissen, daß man sterben müsse, und jeden Genuß nur mit dem heimlichen Abschied auf Niemals-wiedersehen zu erleben. Er lebte gern und klammerte sich ans Leben an. Immer noch mit der heimlichen Hoffnung, den Tod vielleicht doch zu überlisten, stets aber die Dinge mit Gelassenheit nehmend wie sie lagen. Bei diesem Werthe, den das Leben für ihn hatte, darf uns nicht wundernehmen, daß er beinahe wie ein Geiziger dem Golde gegenüber den Bestand seiner Existenz oft überzählte und seiner, bis auf den letzten Tag der Gegenwart, froh ward. Dazu gehörten die Rückblicke auf seine Anfänge. Er erzählte voll Dankbarkeit von dem hochbejahrten Philologen Ißler, der seinen Vater und seine älteren Brüder schon unterrichtet hatte, und von dem er die philologische Schulung empfing. Der ihn, so lange er lebte, mit „Junge" anredete. Der den ersten Grund seiner skeptischen Gleichmüthigkeit in ihm festgelegt hatte. Ich bin Niemand begegnet, der ein so bis ins Kleinste ausgebildetes Erinnerungsvermögen besaß, als Walter Robert-tornow, und zugleich die Gabe, das Erfreuliche festzuhalten. Und weil er so gut zu erzählen verstand, hörte man gern zu, auch wo er unbekannte Personen und Verhältnisse besprach. Seine eigentliche Heimath nahm da eine vornehme Stelle ein. Im letzten Sommer noch besuchte er seine Schwester auf Voßberg und beschrieb mir, mit welchem Entzücken er sein geliebtes Pommern nun wieder bewohne, wie die Stille der Tage und Nächte ihm wohlthue, der Athem der blühenden Roggenfelder, das Dasein unter den arbeitenden Menschen und der Klang ihrer Sprache. Immer aber war es, als nehme er Abschied. Eins seiner Gedichte schildert, wie er im Traume Nachts nach Ruhnow wieder kommt, dort Einlaß findet, die Vergangenheit um ihn wieder aufsteigt und gespenstisch ihn umgibt. Aus Helgoland schilderte er in seinem letzten Briefe die erquickende, salzerfüllte, sanfte Luft des Meeres, von der er leichteren Athem erhoffte, den er im Frühjahr in Tirol vergebens gesucht. Wir pflegten Frühjahrs zusammen zu reisen und suchten Schloß Labers bei Meran auf. Ich sehe ihn noch im Sonnenscheine da behaglich umhersteigen. Alle hatten ihn dort gern. Es war ihm die Gabe verliehen, leicht Bekanntschaft zu machen. Er stand im Zeichen der Geselligkeit. Sogleich hatte er den Punkt gefunden, wo er wohl thun konnte. Dies Anklang Suchende in seinem Wesen war auffallend. Wir beobachten oft, wie Menschen, die durch körperliche Mängel zur Einsamkeit verurtheilt sind, sich durch scharfsichtige Aufdeckung fremder Fehler eine Art von Genugthuung schaffen, so daß sie hart, ja böse im Urtheil werden. So gewöhnlich ist diese Erfahrung, daß man bei körperlich gehemmten Menschen ohne Weiteres mitleidslose Schärfe der Beobachtung voraussetzt. Walter Robert-tornow war in der Beurtheilung der Menschen nicht milde, aber er hatte ein gutes Herz und keine Feinde.

Die resignirte Stimmung, die in den letzten Jahren immer weniger zu verhüllen war, gab ihm das Recht, die Dinge dieser Welt mit einer gewissen Grazie von oben herab zu besprechen. Niemals aber hat er verletzt. Nie in ihn gesetztes Vertrauen getäuscht. Immer mehr gethan als erwartet wurde. Er erinnerte sich der Geburtstage und hatte an den Geschenken, die er brachte, Freude, als ob Er sie empfangen hätte. Immer ist er für seine Freunde hell eingetreten und hat kein Hehl aus seiner Meinung gemacht. Viele haben viel verloren durch sein Hinweggehen.

Das von Walter Robert-tornow hier Erzählte sind aber doch nur vergängliche Schicksale eines vergänglichen Menschen. Wir suchen nach dem Bleibenden, wenn wir von einem Todten sprechen. Robert-tornow war, obgleich er stets mit Büchern zu thun hatte, kein zünftiger Gelehrter. So gut er sprach, so wäre er nicht der Mann gewesen, Vorlesungen zu halten. Es war ihm eine glückliche Gabe eigen, Gedanken, Gefühl und Stimmung dichterisch zu formen und festzuhalten. In seinem vor mehreren Jahren erschienenen „Begleitbuche" hat er eine Reihe von Erfahrungen, die Tag auf Tag ihm zuflossen, in der Form kurzer Sinngedichte zusammengedruckt. Die Lebensaufgabe seiner letzten Jahre war eine Uebersetzung der Gedichte Michelangelo's. Hierauf hat er unendliche Mühe gewandt. Ihr Erscheinen steht zu erwarten.

Wenn wir die Geschichte Berlins in den letzten hundert Jahren und noch etwas weiter zurück verfolgten, so fällt uns die besondere Art der dortigen guten Gesellschaft auf, die Welt zu betrachten und zu besprechen. Man war sich dessen in Berlin bewußt, und auch im übrigen Deutschland kannte man den Berliner Ton. Dieses Wesen ist oft geschildert worden und hat etwas so Entschiedenes, daß man es für eine angeborene Eigenschaft der Berliner halten möchte. Gehen wir den bekannteren Hauptrepräsentanten des Berliner Lebens aber nach, so ergibt sich, daß sie reichlich aus Zugewanderten bestehen. Walter Robert-tornow war einer der geistreichsten Vertreter dieser Gattung. Geschmack, Schärfe des Urtheils, Schlagfertigkeit bei Controversen und ungemeine innerste Gutmüthigkeit treten in diesem Berlinerthum hervor. Leichter Spott und aufopfernde Hülfsbereitschaft verbinden sich. Unter dem Anschein des Unbeschäftigtseins unermüdliche Arbeit. Heute wird die Stadt so umfangreich, und die Zahl Derer, welche hier dauernd leben, verringert sich so sehr neben Denen, welche nur kommen, um wieder zu gehen, daß dies alte Berlinerthum auch in Berlin selbst als eine Besonderheit auffällt. Walter Robert-tornow hatte Etwas, als gehöre er einer der früheren Schichten der Berliner Gesellschaft an, als habe er so, wie er war, vor fünfzig oder hundert Jahren hier herumgehen können. Der echte Berliner ist universal angelegt. Robert-tornow hat nach Stahr's Tode dessen Buch über Lessing neu herausgegeben: es war, als sei das Lessing'sche Dasein nun in seine Anschauungen eingedrungen. Zugleich aber lag etwas Goethe'sches in ihm. Er war oft in Weimar und hatte Freunde auch dort. Er gedachte einmal, ehe die Berufung ins königliche Schloß erfolgte, sich dort niederzulassen. Goethe's Werke kannte er durch und durch und wußte bis auf Worte und Satzwendungen, wie die Stellen lauteten und wo sie zu finden seien.

Goethe hat in seinen Romanen die Typen menschlichen Daseins festzuhalten gesucht, von denen er sich umgeben sah. Er zählt in einem seiner Briefe an Frau von Stein auf, welche Vertreter der deutschen Gesellschaft er in „Wilhelm Meister" in charakteristischen Bildern festzuhalten wünsche. Eine der eigenthümlichsten mithandelnden Personen in den „Wahlverwandtschaften" ist der einsame, trotzdem aber ganz auf den Verkehr mit Menschen basirte Mann, dem er den Namen „Mittler" beilegt, und der an drei Stellen des Romans eingreifend bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der Dinge hat. Ohne im Einzelnen mit Walter Robert-tornow zusammenzufallen, enthält dieser Charakter das, was bei ihm als das Typische gelten darf: die Hingabe an die selbstgestellte ideale Aufgabe, sich in den Dienst Derer zu stellen, die seines Zuspruches bedürften. Jedes Gespräch mit Robert-tornow schlug unwillkürlich die Richtung auf das Geistige ein. Er wußte die Menschen bei ihren innersten Interessen zu fassen. Diese machte er zur Hauptsache und ließ die eigenen aus dem Spiele. Damit hat er viel Dankbarkeit geerntet. Dankbarkeit aber ist meiner Erfahrung nach das dauerhafteste Gefühl bei der Erinnerung an die, die uns vorangingen.

Geboren wurde Walter Robert-tornow den 14. Juli 1852. Sein Todestag ist der 17. September 1895.

October 1895. Herman Grimm.

Armer Calcedonio!

Eine Geschichte aus den römischen Bergen

von

Gustav Floerke.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Ich habe vor einigen Jahren meine römischen Freunde in den Albaner Bergen aufgesucht, seit 1872 zum ersten Mal wieder. So recht grün-weiß-roth ist freilich keiner von ihnen geworden. Ihre höchste Bürgertugend heißt einstweilen, den neuen Verhältnissen gegenüber, Indifferentismus. Aber einen ganzen Roman haben sie inzwischen fertig gebracht, den ich hier auf die Gefahr hin, für einen müßigen Erfinder gehalten zu werden, erzählen will. Die Abwesenheit jeglicher poetischen Gerechtigkeit, aller Rücksichtnahme auf die Nerven geneigter Leserinnen und endlich, wie ich fürchten muß, die Unerfindlichkeit irgend einer Moral in diesen Mittheilungen wird mich indessen, wie ich hoffe, vor solchem Verdacht schützen.

Diese Rocchegianer Freundschaft — ich sage einfach Rocca ohne bestimmenden Zusatz, weil noch Einige übrig geblieben sind, die sich des Gebrauchs ihrer Messer weiter erfreuen — bestand damals, als ich sie anknüpfte, aus einer stattlichen Reihe von Personen. Die Einleitung zu ihrem Familienroman (die, wie man gleich sehen wird, noch in die väterliche Regierung Pius' IX. zurückweist) hatten sie damals freilich schon hinter sich. Ich will zunächst erzählen, wie mir von derselben Nachricht wurde, und wie ich daraufhin — im Jahre 1871 — die persönliche Bekanntschaft meiner Leute machte. Schon dieser Anfang klingt romanhaft genug.

* * *

In der einsamen Osterie „Zu den Horatiern und Curiatiern" (halbwegs nach Rocca), wo ich meinen verdienstvollen Esel durch Feigen und Wein in Erstaunen zu setzen dachte, traf ich — im Spätsommer 1871 — einen deutsch-römischen Freund. Als ich hinter das Haus ging, um mich nach den feuchten Hohl- und Buschwegen der Vorhügel von der letzten Sonne anscheinen zu lassen, saß er da, am Ende seines langen veilchenblauen Schattens, auf dem

kahlen Krautland des Abhangs, und schlug, während jenseits der nebelnden Campagna hinter Sanct Peter die Sonne unterging, melancholisch an eine umgestürzte Pflugschar, als ob er den reichlich feierlichen Moment auch noch melodramatisch gestalten müsse. Ohne Ueberraschung, wenigstens höchst gelassen, reichte er mir sein Glas zum Gruß, nickte meinem Thier zu, welches behaglich Salat (hier ist Alles Grünzeug Salat) zu rupfen anfing und sagte: „Schade, daß man kein Esel geworden ist. Man hätte doch nicht soviel moralische Prügel auszuhalten. Kriegte man hin und wieder eins übergezogen, so steckte man ja in Eselshaut. Dazu Gleichmuth und Futter. Auch nützt man seinen Mitgeschöpfen. Grüß Dich Gott und nimm Platz."

Ich dachte: als Deutschem gehen ihm die Sonnenuntergänge nahe, die er als moderner Maler verachtet, schon weil sie nicht auf seiner Palette stehen. Daher die Zerklüftung. — Inzwischen brachte ich die Reste eines hohen Kükenkorbes zum Stehen und setzte mich neben Carlo.

Diesmal indessen saß sein Schmerz tiefer. Ich hatte vergessen, daß der gute Junge meist unglücklich verliebt sein mußte, so sehr er auch gewohnt war, über diese Schwäche vor seinem tadellosen gesellschaftlichen Ich die Achsel zu zucken. Zwar war es kein Klosterwein, den wir schlürften, aber endlich löste er die Zunge. Bis dahin sprach Carlo's eifriges stilles Trinken schon für Liebeskummer. Dann er selber.

Er wollte mich begleiten; wohin, sei ihm gleichgültig. Aber als ich mein Ziel nannte, änderte er sein Vorhaben. Ich versuchte nicht lange, ihn zu überreden, sondern erklärte, einstweilen mit ihm weiter trinken und auf den Mond warten zu wollen. Das half.

Ich ging nach Rocca, und er las sich gerade eine stille Messe für eine Liebe, mit der er dort im vorigen Jahr verunglückt war. Somit erblickte er in mir ein ebenso andächtiges wie interessirtes Publicum. Er klingelte also an sein Glas und begann von Neuem:

„Thu so, als ob Du Dich an den schwarzen Studienkopf erinnertest, der im Atelier über meinem Hutnagel hängt: eine Masse Asphalt — wie man so damals malte — mit ein paar Augen und ein paar Glanzlichtern. Also Du erinnerst Dich? Gut. Als dankbarer Zuhörer erinnert man sich immer an Alles, was verlangt wird. Das war die Rubina, als ich im vorigen Jahr bei ihren Eltern wohnte, die den „Gallo", das beste Wirthshaus in Rocca, halten. Selbstverständlich — wie Du sagen wirst — verliebte ich mich, als grüner, deutscher Rafael und bei der aufregenden Frühlingsluft, in diese wie in jede andere schöne Wirthstochter, in Italien heißt das, und auf dem Lande; in der Stadt wäre das natürlich ganz was Anderes. Etwas weniger selbstverständlich war — und ein Italiener, d. h. ein Signore, verstünde das überhaupt nicht — daß mich Romantik und Gelegenheit des einsamen Nestes so einwickelten, daß ich bald im Stillen und ohne auch nur der Rubina davon zu sprechen, Heirathspläne schmiedete. Das Letztere, mein Schweigen nämlich, ging ganz gut. Denn wie Du weißt: die Anfänge einer kleinen Liebelei — die wir in Deutschland so leicht ernsthaft, die Dorfdamen hier aber höchstens als Chance nehmen — sind hier zu Lande um so leichter, als

die Gefahr kaum vorhanden ist, daß so ein Herzlein mit dem Kopfe davonliefe, wie etwa bei unseren guten Töchtern. Wo kein Unglück zu befürchten ist, gehört das bißchen Schönthun — wenigstens Fremden und Signori gegenüber — zu den berechtigten Vergnügungen der Jugend und zu den Pflichten der Wirthstöchter. Die Rubina spielte ruhig mit dem Feuer, weil sie wußte, daß sie sich nicht verbrennen würde. Sie war Mädchen und ebenso stolz und sicher wie alle römischen Mädchen. Sie lachte und scherzte demnach auch mit andern Gästen, und ich nahm ihr das nicht übel. Ich wußte, was ich wollte, und begriff, was für sie Pflicht war.

Da denk' Dir, was passirt!

Zu denen, welche häufiger auf ein Glas Wein unter die Pergola ihres Vaters kamen, gehörte auch Monsieur Robinet, und sie wußte, daß sie dem Herrn Brigadier nicht wenig gefiel. Du weißt, in jedem noch so kleinen Nest des seligen Kirchenstaates, wenigstens südlich von Rom, gab es einen französischen Zuavenposten, so sicher wie ein Dutzend Priester, von denen man bis zum August vorigen Jahres hier herum sagte: ‚Auch die Pfaffen thun uns an Weibern und Töchtern Schaden genug — wer weiß das nicht? — aber wer will es ändern? Außerdem sind wahre Heilige darunter, und man braucht sie, für die Erde wie für das Paradies. Aber diese verdammten Franzosen! Was haben *sie* hier zu suchen? Thun sie nicht, als ob unser Heiliger Vater ihnen gehöre, und — hol sie der Teufel!'

Na, so sprach man von ihnen, im Stillen natürlich, und die ganz Klugen ausgenommen. Von dieser Sorte war denn auch der Herr Brigadier in Rocca. Aber die Rubina war anders, ich sage eben nur anders, als er's in der Stadt gewohnt sein mochte.

Also er begegnete ihr und wollte mit ihr auf der Straße anbinden. Sie ging ihm aus dem Wege. Er gedachte die Sache zu beschleunigen, indem er sich ihrer Gunst an der nächsten Straßenecke rühmte, und sie stellte ihn an derselben Straßenecke zur Rede. Er fand sie reizend, umfaßte sie und küßte die Wüthende. Dann ging er trällernd seiner Wege. Die Rubina aber hinein in den offenen Laden Sor Gasparone's, des Pizzicarols.

‚Einen Augenblick, Gevatter', sagte sie und nahm das angenehme Messer vom Tisch, mit welchem man hier Schinken schneidet, — drei Zoll breit und anderthalb Fuß lang die Klinge, und dünn wie Atlasband. Zwanzig Schritt, und sie hatte meinen Brigadier eingeholt, der an einer zugigen Ecke stand und bald den Kirchgängerinnen die windigen Domstufen hinauf nachschaute, bald sich für die Marktweiber interessirte, die sich zu ihren Körben bückten."

Hier machte Freund Carlo eine Kunstpause und trank sein Glas aus. Ich rief nach Wein und ging der Wirthin entgegen.

„Ja, so, unsere Geschichte", fuhr Carlo fort, als Alles in Ordnung war und ich mich wieder gesetzt hatte, — „nein, beruhige Dich Schatz, sie hat ihn nicht erstochen, die Rubina. An ihren Händen klebt kein Blut, kaum am Messer; wenigstens nicht soviel, daß es der Rede werth ist. So interessant sind diese reizenden Hände denn doch nicht.

Aber sie setzte ihrem ‚Liebhaber', der sich's ohne Halsbinde bequem machte, das drei Palm lange spitze Ding — damals durften sie noch spitz sein, die

Messer, — hinter den Uniformkragen, machte fürchterliche Augen, rief die Leute herbei, und als der tapfere Herr sich vom ersten Schreck erholt hatte und sich wehren wollte, hielt ihm die dichte Menge — Niemand konnte sagen wer — die Arme fest, und die Rubina, immer noch mit dem gezückten Messer an seiner Kehle — ersuchte ihn höflich, zu erklären, daß er ein ganz verdammter Lügner sei, was denn auch, Angesichts dieser lebendigen Mauer von fremden drohenden Bauerngesichtern, als eine recht öffentliche Beichte, unter den ‚brava'-rufen des drängenden Marktvolkes vor sich ging.

Darauf trug die Rubina das Messer mit vielem Dank wieder zum Pizzicarol, der noch heute Schinken damit schneidet; nur hat es die Vorsicht der neuen Regierung, wie alle anderen Messer der Art, durch Breitschleifen der Spitze zum Stechen untauglich machen lassen. Seit die Piemontesen in Rom sind, zeigt es der alte Gauner von Latino — oder Collatino, wie er im Kirchenbuch heißt — Jedem, der es sehen will, und erzählt die dazu gehörige Geschichte. Allerdings ist er ein Spötter und Republikaner, der inzwischen auch die Madonna in seinem Verkaufsgewölbe mit einem rothhemdigen Garibaldi vertauscht hat, und vor *ihm* das Licht brennt, welches der Allerheiligsten Gottesmutter zukommt.

Die Rubina selbst packte damals ihre wenigen Sachen und Ersparnisse in ein Tuch und ging in die ‚macchia', den Buschwald. Sie war schon weit, jedenfalls weit genug, als der Herr Brigadier aus seiner Ohnmacht erwachte, und sich ganz einsam auf einem Stuhl sitzen fand, den ihm der Apotheker, sagte man, nach einem ersten Verband in den Schatten hinausgesetzt hatte. Der Platz war völlig geräumt. Alle Thüren und Läden gesperrt.

Unter den Bewohnern von Rocca war somit niemand in der Lage, das Geringste über den Vorgang aussagen zu können. Das schließt natürlich nicht aus, sagte Carlo, daß ich dieses Alles von Augenzeugen habe. Denn sie selber, als sie später wiederkam, redete nicht weiter darüber, sondern hatte höchstens eine verächtliche Handbewegung für die ganze Geschichte, — was Alles mich nur um so stolzer auf meinen Schatz machte.

Mit Nachfragen in der Umgegend war es begreiflicherweise für die Herren Franzosen damals erst recht nichts. Denn der Brigadier und seine Kameraden lagen erst seit kurzer Zeit hier draußen und hatten sich bisher, wie Du gemerkt haben wirst, darauf beschränkt, auf *ihre* Weise die Stadt kennen zu lernen. Führer nützten ihnen selbstverständlich auch nichts. Denn, hielten die regierenden Priester und Franzosen zusammen, so thaten es die Regierten erst recht.

Die Rubina galt inzwischen, ob ihrer kühnen That, wie eine Art entflogener Stadtengel. Jedermann wußte, wo sie sich aufhielt, und es wird ihr nicht schlecht gegangen sein während der paar Sommermonate im hohen fieberfreien Buschwald; bis eines Tages die Franzosenherrlichkeit bei uns ein jähes Ende nahm, nachdem ihre Vertreter schon lange besorgt nach der nahen neapolitaner Grenze geschaut hatten, wo diese ‚gottverdammten Piemontesen' ja längst auf die Erlaubniß warteten, über Rom herzufallen. Am entscheidenden Tage brachte man die Rubina im Triumph herein, während die Franzosen zur Porta Romana hinausrückten."

„Ich sah nun gleich," fuhr Carlo nach einer tiefen Trinkpause fort, „daß ich meine Zeit versäumt und daß nunmehr die ganze Lage zu meinem Ungunsten verändert war. Calcedonio, der Sohn des Fettwaarenhändlers, hatte schon längst zu Denjenigen gehört, mit welchen die Rubina zu scherzen pflegte, wenn er auf ein Mezzo oder eine Partie Tresette zu ihnen hinauskam. Indessen an eine ernste Nebenbuhlerschaft seinerseits hatte ich anfangs um so weniger zu denken gebraucht, als er, der reiche Hanssohn, ebenso geschäftsklug und, Geringeren gegenüber, protzig angelegt war, wie sein Vater, der alte Latino.

Jetzt aber trat Calcedonio sofort als offener Bewerber um die Rubina auf. Ich begriff das durchaus. Denn sein Alter, der wie jeder verständige Christenmensch nur arbeitete, um es desto eher nicht mehr nöthig zu haben, überlegte doch ganz gewiß so gut wie sein Herr Sohn, wie zugkräftig inzwischen allein das Messer geworden; wieviel mehr also im Verein mit einer so unternehmenden interessanten Schwiegertochter es dies bleiben müsse. Solch' ein Ruhm, wie dieser der Rubina, war auch eine Mitgift, zumal die Fremden das ganze Jahr über kamen.

Ebenso sah ich von ihrer Seite Alles voraus.

Rubina, die als ein kluges katholisches Mädchen nur im äußersten Nothfall ihre ewige Seligkeit an einen Ketzer gewagt haben würde (von dem man noch dazu nur wußte, daß er Maler war, nicht aber, was ihm diese Kunst einbrachte). Rubina kam natürlich dem viel wahrscheinlicheren und durchaus abschätzbaren Calcedonio auf jede in ihrem ‚Paese' erlaubte Weise entgegen, d. h. sie gestattete ihm offen, als ihr erklärter Liebhaber aufzutreten.

Er lag demnach, obgleich das Wetter früh anfing, winterlich zu werden, entsprechend der romantischen Sitte dieser Berge, die ganzen Nächte unter ihrem Fenster, einen Begleiter neben sich, der die Brummstimme machte, so daß es ganz schwermüthig klang, und sang Ritornelle auf ihre Schönheit und seine ewige Liebe; und wenn die Gäste ihres Vaters davon nicht ebenso erbaut waren wie die Rubina, so bewies dies nicht etwa, daß Calcedonio's poetische Ader nicht für ganze Nächte ausgereicht hätte oder gar, daß Verliebte gewöhnlich Dummheiten reden, wie Rubina's Vater meinte. Vielmehr war dieser Mangel an Anerkennung darin zu suchen, daß der Alte natürlich nicht, wir dagegen, wie sich das bei Malern und Fremden von selbst versteht, ebenfalls, und zwar sehr verliebt waren. Und ferner darin, daß unsere Gesellschaft aus dummen Städtern bestand, welche für die Poesie des Dorflebens so wenig Empfindung haben, daß sie lieber schlafen als ihr in regnerischen Nächten lauschen möchten.

Natürlich störte trotzdem Niemand den Bewerber. Auch der ewig selbst verliebte Hofhund Fido, mit den ewig blutigen fliegenzerfressenen Ohren, dem in dieser einsamen Gegend lange keine menschliche Liebeswerbung vorgekommen sein mochte, gewöhnte sich bald an die verwandten Töne. Und wenn der Alte duldete, daß Calcedonio uns, seine Gäste, um den Schlaf brachte, so war das Beweis genug, daß die Werbung so gut wie angenommen war.

Nur Eines litt die Rubina von ihrem Liebhaber nicht: ins Haus durfte er ihr nicht mehr kommen. ‚Wozu?' sagte sie zu mir. ‚Er würde ja doch

nur eifersüchtig oder müßte sich so anstellen; kann ich doch nicht plötzlich mit den Herren in einem andern Ton sprechen."

Also blieb sie unbefangen mit mir wie mit allen Andern. Trotzdem räumte ich das Feld und gab den Kampf ohne Entscheidungsschlacht auf.

Aber wenn ich in diese Gegend komme, packt es mich doch von Neuem. Nur mag ich natürlich nicht nach Rocca, um die Rubina wiederzusehen. Denn sie wird damals gleich darauf ihren Bauern geheirathet haben, vor zehn Monaten nehm' ich an; bei ihrem Schlage und der guten Nahrung Zeit genug, um dick und metzgerhaft zu werden.

Und nun mach, daß Du weiter kommst. Du weißt Bescheid, und der Mond ist längst hinter dem Berg hervor."

II.

Noch in derselben Nacht klopfte ich den braven Andrea, den Vater Rubina's, heraus, und am andern Mittag saß ich mit ihm und seiner mädchengesegneten Familie bei Tisch. Sie waren alle nicht eigentlich schön, die Kinder; aber wenn die Gesellschaft beisammenhockte, blitzte es von scharfgeschliffenen Augen und Zähnen wie ein ganzer Juwelierladen. Nur die Rubina fehlte: dies schönste Kleinod der reichen Sammlung hatte Calcedonio, wie Carlo richtig vermuthete, längst zwischen seine rosigen Salami und goldigen Käse verpflanzt, durch welche sie nun mit süßem Lächeln und herrlichen weißen Armen das nur noch schneidende Messer gleiten ließ.

Also ging ich in Calcedonio's Fettwaarengewölbe und ward hier bald Stammgast. Ich fand die Rubina weder stark geworden noch bäuerisch. Im Gegentheil! Als ich das erste Mal von der Gasse in das Halbdunkel ihres Ladens blickte, sah ich sie sitzen, ein schlankes schwarzes Kätzchen mit weißen Pfoten und Beinen, die weißen Strümpfe nämlich über einander geschlagen und den großen schwarzen Radfächer wie in Erwartung ausnahmsweise stillhaltend. Als ich eintrat, und so lange ich ihr ein Fremder war, that sie vornehm und würdevoll wie etwa eine französische Buffetkatze. Während Ihresgleichen sich hier gerne mit Schmuck behängt, gleich einer Wallfahrtsmadonna, saß sie da mit einem silbernen Kamm als Krönlein auf der antiken Frisur, mit einer Kaisermünze am Arm, wie die allerechteste Marchesa, im engsten nachschleppenden Trauerkleid und nicht ganz sauberem Plisseestreifen. Ihre Stöckel waren wohl für ihre Gewöhnung zu hoch, aber sie hatte wenig auszugehen, seit sie am Ladentisch saß; ihr Mund schien vielleicht etwas zu groß, aber das war nur wegen der Zähne so weise eingerichtet. Dazu die Wangen wie gepudert, Brauen und Wimpern wie gemalt . . .

Sor Calcedonio spielte offenbar stark den Padrone. Er stand hinter dem Tisch und las, den Hut im Nacken, seine Zeitung. Er kümmerte sich um nichts, rührte sich nicht bei meinem Kommen und grüßte kaum, ohne den Hut abzunehmen. Ich hörte noch, daß er sogar mit „Lei" sprach (das heißt das vornehme „Sie" anwandte), und zwar über die Achsel hinweg. Er war einer jener schönen Opernrömer, die trotz ihrer kräftigen Gestalt und schlachterhaften Gesinnung (der Handel mit Vieh und Fleisch hat überall dieselben

Folgen) nur in weichen, stolzen Stellungen lehnen, die statt der Toga die Jacke auf der Schulter in Falten legen, die nie vergessen zu betonen: „ich bin ein Römer," und die viel vornehmer aussehen, als ihre vornehmeren römischen Vorfahren auf Münzen oder in Büstensammlungen.

Der hatte völlig Recht, wenn er die Arbeit seiner Frau überließ, das mußte Jeder empfinden, der ihn sah. Umgekehrt wie der liebe Herrgott, feierte er denn auch sechs Tage in der Woche und höchstens jeden siebenten, bei größeren Ein- oder Verkäufen, besonders wenn es dabei nach Rom ging, faßte er mit an.

Ich bestellte mir einen Liter Rothen und etwas Salami.

Der schöne Caledonio, der sich darauf hin, daß ein Gast kam, noch dazu ein vielleicht doppelt zahlender Forestiere, langsam seine Cigarre wieder angezündet hatte, verließ, nachdem er meine Bestellung überschlagen, vornehm grüßend das Local, — „den sicheren Verdienst im Spazierengehen zu verspielen," dachte ich mir.

Und ich blieb zu meiner großen Verwunderung diesmal, und von nun an täglich, allein mit der Rubina. Allein mit der Rubina und ihrer unbefangenen, selbstbewußten römischen Sicherheit, die wir Nordländer gar so leicht zu unsern Gunsten auslegen. Ich fand sie schöner, als ich vermuthet hatte und durchaus nicht so spröde, wie mein armer Freund Carlo.

Zunächst versuchte ich es mit der Bewunderung. Ich sprach ihr von der Geschichte mit dem französischen Brigadier. Aber sie warf die Lippen nicht auf, noch schwollen ihr die Zornadern. Sie lachte.

„Ja," sagte sie, „wenn ich die Teufelin machen will, kann ich's. Aber ich will die Leute eingehen lassen und nicht, daß Einer meint, mich bloßstellen zu können. O, ich weiß ausgezeichnet, mich in Respect zu setzen."

Nun hoffte ich von meiner Eigenschaft als mehr oder minder beschädigter Franzosenbesieger (wir schrieben noch 1871) auf ihre besondere Sympathie. Aber ihr war das gleichgültig: ihr wäre der Brigadier an sich gar nicht unangenehm gewesen, und daß Einer sich in sie vergaffe, brauche sie doch weiter nicht rachsüchtig zu machen. Nur die freche Form mußte sie übelnehmen. „Was im Zimmer eine Huldigung sein kann, wird vor den Leuten eine Verweigerung der schuldigen Achtung," sagte sie.

„Ist das dasselbe Messer?" fragte ich nach dieser ersten Belehrung. Sie nickte. „Und wie es schneidet! Jetzt sticht es nicht mehr. Aber wie es schneidet!" wiederholte sie.

Und dann ließ sie ihre Hand, ihren Arm bewundern, bis man ihr den Gefallen that und ein wenig zu weit ging. Denn Alles das hatte seine bestimmten Grenzen, die bei der Frau allerdings weiter gesteckt sind, als beim Mädchen. Sie hatte dann ihren stolzen Abgang. So geschmeichelt sie war, sie stand auf und bat, nicht zu vergessen, wer sie sei: „Resto sempre la Rubina, Signor." (Ich bleibe immer die Rubina, mein Herr.)

Aber gleich darauf begann es auch wieder: ein unbefangenes Umgehen mit ihren Reizen, oder auch ein höllisches Kokettiren mit den weißen Schlangen von Armen, mit den von Grübchen getupften Händen, daß ich mehr aß von ihrer zart geschnittenen Mortadella und reichlicher trank von ihrem blutrothen Wein, als zu meiner Erhaltung nothwendig war.

Wer mir gesagt hätte, daß es darauf ja ganz allein abgesehen sei! Freund Carlo z. B. wäre dazu im Stande gewesen, in seinem jetzigen Zustande wenigstens. Ich brauchte nur an den stolzen Calcedonio zu denken und an die „notorische" Eifersucht römischer Ehemänner, die ich aus Reisebeschreibungen und Romanen kannte, oder an meinen doch viel weniger glücklichen Freund, um meine herzlich resultatlose Liebelei im pikantesten Lichte zu erblicken.

III.

Und nun komme ich einige Jahre später wiederum nach Rocca und das Erste, was ich erfahre (von Sor Pippo Rossi natürlich, dem Allerwelts-Sor Pippo, dem seine Oelbäume gestatteten, das Leben für einen Jocus anzusehen, zu dem man mit den Beinen baumelt) von Sor Pippo, der gerade vor einem Gewölbe am Platz saß, wo sein Wein ausgeschenkt wurde; — das Erste, was ich in Rocca erfahre, ist: Calcedonio hat seiner schönen Rubina den Hals abgeschnitten, „Sissignore, glatt abgeschnitten." Sor Pippo erzählte mir das bei einem schönen blutrothen Pastoso zu sechs Soldi.

Mir wurde plötzlich, als ob meine Füße von Blei wären und mein Kopf ebenfalls. Indessen, es ging glücklich vorüber. Unwillkürlich aber zog ich den Kopf zwischen die Schultern wie eine Schildkröte. Ich sah noch immer diesen Hals, dieses Messer „wie ein breites Atlasband . . ."

„Um Gotteswillen," sagte ich endlich, „war er denn so eifersüchtig?"

„Das nicht . . ."

„Und sie so falsch?"

Sor Pippo drohte mit dem Finger, aber mir war durchaus nicht scherzhaft zu Muthe.

„Das," sagte er, „hätte Calcedonio sich ja noch gefallen lassen (er ging ja auch seine eigenen Wege, wie alle jungen Leute) so lange es nur im Geschäftsinteresse geschah, versteht sich, — also wie mit Euch Herren zum Beispiel." (Das war an die Adresse meiner Eitelkeit.) „Auch der verdammte Scagnozzo, der nach Euch kam, mit ihr schön zu thun, so ein verdammter Pfaff ohne Kirche und Pfründe, der, wie man nun weiß, von zusammengebettelten Messen lebt, focht ihn wenig an, obgleich der mindestens den ganzen Tag da herumlag; denn auch er schien ihm, dem Calcedonio, dem guten Jungen, kein schlechter Gast; denn so oft er etwa heimkam, sah er den Schwarzen mit etwas Gutem aus seinem Gewölbe beschäftigt. Und nun, denkt Euch, muß diese brave Seele erfahren, auf offener Straße unter seiner eigenen Ladenthür, daß sie, seine Frau, die er doch im Interesse des Geschäfts geheirathet hatte, nicht allein ihr Lächeln, wie er etwa beabsichtigte, sondern auch seine Schinken und Würste seit geraumer Zeit an ihren Liebhaber verschwendete und dem Geschäft somit, anstatt des erhofften Vortheils, Schaden und Spott zubrachte. — Das war nun doch um einen Holzheiligen in Wuth zu bringen, wie Ihr gestehen müßt. So getäuscht zu werden! Dabei fiel dem armen Kerl, dem Calcedonio, der sich abwenden mußte, das Messer in die Augen, das schon einmal einen Mann beschädigt hatte; dies Messer, mit welchem sie ihn jetzt täglich um Gott weiß wie viel an seiner besten Mortadella schädigte . . !

„Also übergab er dem Piccolo das Geschäft: er wolle eine halbe Stunde ruhen, sagte er — nahm heimlich das Messer unter die Schürze, ging hinauf, und dort hat er ihr — sie saß gerade vor dem Frisirspiegel, um sich zur Messe herzurichten und lächelte ihm aus diesem entgegen, als er hinter sie trat — hat er ihr mit dem großen Messer, —" Sor Pippo zeigte an seinem Arm die Länge und fragte, ob ich das Werkzeug kenne? Gerechter Gott! — wie ein antikes Schwert sah es aus, nur „breit und dünn wie Atlasband." Mich schauderte . . . — „Gut, mit eben diesem berühmten Messer," sagte Sor Pippo „— wollen wir es ansehen gehen? — denn natürlich war der Alte später nicht so naiv, das richtige auszuliefern — hat er ihr den Hals glatt abgeschnitten, mittendurch wie eine Mortadella . . . Armer Calcedonio! Welche Scherereien hat er jetzt nicht mit den Gerichten, die sich nun einmal in Alles, auch in die intimsten Familienangelegenheiten, mischen dürfen, wie es scheint."

„Ja und die Aussicht, zeitlebens ins Bagno zu wandern . . ."

Sor Pippo sah mich erstaunt an.

„Chè!" machte er geringschätzig, „welcher Geschworene, glaubt Ihr denn, wird sich dazu hergeben? Wer von uns, Theuerster — seien wir aufrichtig —, hätte das nicht gerade so gemacht? Nein — und das wußte Calcedonio auch recht gut.

„Als er droben fertig war, kam er ruhig auf den Platz herab. Ich und Maso Lattuga standen just noch vor seiner Thür, drüben, wo der alte Zoppo die Lupinen und Kürbiskerne verkauft, und sprachen über den armen Jungen, wie ihn die Rubina betrüge. ‚Guten Morgen Pippo,' sagt er und: ‚wie geht's Maso?' — ‚Danke. Und Du, Gevatter?' — ‚Ich hab's eben beendigt,' sagt er und fährt sich mit der Hand unterm Kinn weg.

„Natürlich verstanden wir ihn gleich; denn alle Welt sah längst, was dem vertrauensvollen guten Jungen erst heute deutlich geworden war.

„‚Armer Calcedonio!' sagte ich also, denn ich dachte doch sofort an alle die Unannehmlichkeiten, die ihm heut zu Tage, unter der neuen Regierung, daraus erwachsen mußten.

„Nur Maso sagte so etwas wie: ‚Das schöne Geschöpf!' und starrte auf die gelben Lupinenhülsen, die noch zu unseren Füßen lagen: noch vor einer Stunde hatte die Rubina hier, unter ihrer Thür, gestanden und die Lupinen daraus gegessen, eine nach der anderen, durch den schönen schlanken Hals hindurch, den jetzt eben Calcedonio . . .

„Calcedonio, der gehört hatte, was Maso sagte, zuckte die Achseln. Und er hatte Recht.

„Indem kamen zwei Carabinieri den Corso herab auf den Platz. Maso zeigte so fragweise mit dem Kopf auf sie, und ich nickte. Gleich darauf ging er, eifrig mit ihnen redend, gegen seine Vigne hinunter, vermuthlich weil ihm dort wieder eingebrochen war.

„‚Also die Rubina,' sagte ich und sah ebenfalls unwillkürlich auf die gelben Schalen da auf dem Pflaster, ‚armer Calcedonio! Ja so! — trinken wir noch erst ein Glas, Gevatter?' ‚Du hast Recht', sagte er, ‚trinken wir noch eins.' Und wir gehen hinein, hierher an diesen Tisch, und ich schenke ein, von diesem selben Rothen. ‚Voll, voll, Gevatter,' sagt Calcedonio. Als es

dann überlief — so dick und dunkel auf dem weißen Tisch — setzte er das Glas doch hin, und es überlief ihn auch, als ob er das Fieber habe. Aber es war gleich wieder vorbei.

‚Hast Du die Zimmerthür verschlossen?‘ fragte ich, während er trank. — Er nickte. ‚Nun,‘ sag' ich, ‚dann werden sie sie vor dem Abendessen nicht vermissen; bis dahin kannst Du weit sein. Wird Dein Pferd gesattelt?‘ — ‚Wozu?‘ fragte er, ‚bis zur Carabinieri-Kaserne sind zehn Schritt.‘

„Erst sah ich ihn betroffen an, dann mußte ich ihm Recht geben. Hätte er nicht sonst sein Leben lang wie ein wildes Thier im Busch herumkriechen können, was doch wahrlich kein Spaß ist für einen Christenmenschen. Und das schöne Geschäft, das Haus, die Vignen . . .?“

„Nur eine Frage hatte ich noch,“ fuhr Sor Pippo nach einer Herzstärkung fort: „warum er nicht bis nach der Messe gewartet habe mit dem . . .? Ihr wißt ja! (Pippo machte zum Ueberfluß eine erklärende Handbewegung.) Ich sagte Euch schon, das Messer hatte ihn geblendet, ihm keine Zeit gelassen, jenes Messer, mit welchem sie früher selber einmal so bereit gewesen war, sich zu rächen, und auch die schöne rothe Mortadella stach ihm giftig in die Augen — die sie eben noch für den hungrigen Schurken von Priester damit zerschnitten —. Aber es hatte ihn selbst schon bedrückt, daß sie so vor der heiligen Messe dahingefahren war; und nun gab mir der gute Junge fünfzig Lire und bat mich, dafür fünfzig, oder, wenn's Einer billiger thun würde, noch mehr Seelenmessen für sie lesen zu lassen.

„Und sie wird hundert dafür haben,“ sagte Sor Pippo sehr stolz zu mir und kramte in seiner riesigen Brieftasche, „da ist die Quittung für die ersten fünfzig, — Lire fünfundzwanzig!“

„Und damit haben wir zugleich den hungrigen Priester aus der Stadt gekriegt, und den armen Calcedonio, wenn er zurückkommt, einer unangenehmen Lage überhoben. Denn was sollte er machen? Einem Priester gegenüber! Stellt Euch vor! Also um es kurz zu machen: der Hund von . . . liest die Messen, und zwar um die Hälfte des Preises. Um die Hälfte, ja — kupfern Geld, kupferne Seelenmessen, sagt Ihr wohl —; aber ich will um seiner Hundeseele willen hoffen, daß er sie inbrünstiger liest als ein Unbetheiligter. Wir haben ihm den Altar in Rom anweisen lassen, und das Geld wird ihm dort, zehn Bajocc nach jeder Messe, von dem Hochwürdigen, dem's zusteht, ausbezahlt.“

Ich bedurfte einiger Zeit, um mich von dem Erstaunen über diese vorzügliche Combination meines politischen Sor Pippo zu erholen.

„Und der brave alte Romano!“ sagte ich nach einer nachdenklichen Trinkpause mit wirklichem Bedauern. (Meine Leser werden vielleicht so freundlich sein, sich zu erinnern, daß ich den Vater Calcedonio's so genannt habe.)

„Ja, nicht wahr,“ sagte Sor Pippo lebhaft, „— alle Zeitungen waren voll von der Geschichte, und mit den Verhandlungen demnächst beginnt das von Neuem, — überall der Name Pollastri, der seinige so gut wie der seines Sohnes. Von den Alpen bis zum Aetna, überall ‚Calcedonio di Romano Pollastri,‘ — wie ja auch die Firma heißt, seit der Alte sie dem Jungen abgetreten, — überall die Firma, und kostet keinen Bajocc. Die Reclame!

Der Alte hat natürlich, seit Calcedonio die Untersuchungshaft über sich ergehen lassen muß, das Geschäft wieder übernommen und besonders den Versandt von Mortadella, auf Bologneser Art dünn aufgeschnitten und in Büchsen verpackt, sofort in größter Ausdehnung angefangen. Gehen wir ein wenig zu ihm hinüber?"

Sor Pippo begriff absolut nicht, warum ich das nun doch nicht mochte, und noch weniger, daß ich zu den Balbi's gehen wollte, Rubina's Eltern. Die Leute seien gänzlich heruntergekommen.

„Aus Trauer über die Tochter?"

„Nein, schon seit der Alte in die Büsche gegangen sei. Ja — sonst hätte sich der arme Calcedonio wohl nicht so leicht hinreißen lassen. Oder wenn doch — kein Mensch hätte einen Soldo für das Leben von Balbi's Schwiegersohn gegeben. Ja, Andrea Balbi!"

IV.

Ich fand das Haus und seine übrig gebliebenen Bewohner in einem wenig befriedigenden Zustand. Freilich in europäischem Sinn hier von Reinlichkeit zu sprechen, wäre von jeher Poesie gewesen. Aber jetzt hätte die Muse des begeistertsten und verlogensten deutschen Italienschilderers, wenn sie je so weit vorgedrungen wäre, an dieser Stätte schaudernd ihr Haupt verhüllt.

Sora Tuta, die Mutter, fing meinen bedenklichen Blick, der kaum irgendwo zu ruhen wagte, auf. — „Eh!" meinte sie, sie werde alt, was ich wollte von einer alten Frau, und so ohne Mann . . .

Ich fragte nach diesem. Die beiden Frauen (auch die Ninetta, die zweite Tochter, war im Zimmer mit einem Kind auf dem Arm) sahen sich an, dann streifte mich die Alte, der Sicherheit halber, noch einmal mit einem mißtrauischen Blick, darauf zuckte sie die Achseln und ließ ihrer Zunge freien Lauf: wir kannten uns ja so lange, dachte sie offenbar, und diese Forestieri sind Signori und keine Angeber. Was kümmern sie sich um die Hunde von Poliziotti und Carabinieri? — Wo er war, ihr Mann, Andrea?

„In der Macchia, Sor Gustavio mio, — was wollt Ihr! Stellt Euch vor! Jeder will doch sein Recht, versteht sich . . . Im Paradiese, nun ja, — wer darauf warten will, — da mag das ja wohl von selber kommen, — aber hier auf Erden, mein lieber Sor Gustavio, muß man sich selbst zu helfen wissen, mit dem da (sie pochte sich vor die Stirn) und ein wenig mit dem da — Muskeln mein ich! — Und dazu überlegt doch, die schweren Zeiten, und die Steuern, und die Regierung, die den heiligen Vater eingesperrt hält, — Sor Gustavio mio, wer weiß noch, was er thun soll? — Warum sollen wir besser sein als Vittorio und Cavour und wie sie alle heißen? Da schoß Einer — verflucht sei seine Seele — dem Franco Piselli, dem Weinwirth oben bei den Cappuccini, seinen Bruder todt, in der Kirche, als sie sich stritten, wer das Kreuz vortragen solle. Was wollte Franco thun als Galantuomo? Er stach ihn nieder, den Mörder, und ging in die Berge. Das hättet Ihr auch gethan. Und zu ihm ist auch mein Andrea hinausgegangen, Poverino, — wer weiß, wo sie heute sind! Eh, denkt nur ein bißchen nach: wenn da ein

alter Obstler hergeht und ruft, Aepfel, Aepfel! und Euer Jüngster — na ja, Ihr habt keinen, was wißt Ihr davon, — doch inzwischen? die Madonna behüte ihn Euch! — also Euer Jüngster, wie mein armer Paolina, geht so hin und fragt, was sie kosten, die Aepfel — Madonna mia! — und nimmt einen, beschaut ihn und läuft davon, wie so Kinder sind, und der Hund von einem Obstler — heiligste Maria mit den Schwertern, mir fährt's noch heute in die Beine — sticht ihn, Sor Gustavio mio, sticht ihn um einen Apfel, und da liegt das Kind in seinem Blut, in Eurem Blut, und seine Mutter schreit — ich Unselige — und die Heiligen — pah, ja die Heiligen! Andrea sagte immer, daß der einzige richtige Vergleich für sie der sei, mit der Polizei in Rom, die auch nie zu finden sein soll, wo Einer sie nöthig hat... Aber wozu hat man einen Vater für seine Kinder? Natürlich hat Andrea ihn hinübergeschickt, den schändlichen Mörder, mit der Axt hat er ihn niedergeschlagen — da draußen lag er zwischen seinen Aepfeln (den Paolino hatten wir schon hereingetragen), und Niemand wagte die Leiche anzurühren, oder das gute Obst, das nun doch herrenlos auf der Straße lag. Aber konnte Er nun bleiben vor den Schergen des Pilatus? Zu den Geschworenen, wie sie's nennen, hatte man damals noch kein rechtes Vertrauen: wer kennt sie vorher! Und dann, wir sind arm und haben keine große Freundschaft oder Verwandte in der Gegend, Sor Gustavio mio. Also ging er zum Franco. Lange genug haben wir sie verborgen oder ihnen hinausgeschickt — da die Ninetta, wißt Ihr, ist wie ein Wiesel — sie thaten keinem Menschen etwas zu Leide, aber es wurde nicht anders; der gute Papst blieb Gefangener — und so sind sie denn gegangen, die ‚Andern' zu treffen — eh, der Mensch ist ein Mensch, und wenn man ihm seine Heimath nimmt und seinen heiligen Vater — nachher nennen sie das Briganten. Arme Teufel! Mancher von ihnen muß ja wohl daran glauben, wenn ihn die Madonna nicht beschützt, aber das bringt das Handwerk mit sich. Inzwischen ist mein Andrea, der Aermste, noch wohlauf; neulich noch kam Einer, weither, mir zehn Scudi von ihm zu bringen, fünf davon zu Wachs für St. Andrea und fünf für seine arme Familie. Man muß doch leben, Sor Gustavio! Ach, als Ihr und die andern Herren uns noch zu verdienen gabt, da ging es ja, gewiß — aber jetzt! Nein, laßt Euer Geld stecken — Gott segne Euch und vergelt's Euch tausendmal im Paradiese! Küß dem Herrn die Hand, Ninetta! Ja, das arme Mädel — für die Armen, wie sie, findet nun Santa Anna selber keinen Mann mehr . . ."

Ich fragte nach den andern Mädchen. Die eine mache in Rom Modell, hieß es, sie schicke auch von Zeit zu Zeit Geld. Zwei seien noch zu Hause außer der da, der Ninetta, — ob ich nicht auch eine mitnehmen wolle nach Rom?

Ich sah fragend auf das Kleine, das die Ninetta in eine offene Schublade gelegt hatte, von wo aus es nun anfing, an unserer kläglichen Unterhaltung schreiend theilzunehmen.

„Immer noch neuen Zuwachs, Sora Tata?"

„Eh!" sagte die Alte, „das ist der Angiolina ihr's. Sie hat ihr Möglichstes gethan, um ihren Liebhaber, einen römischen Kaufmann, zu heirathen — aber das ist die einzige Folge davon."

Ich weiß nicht, warum ich so grausam war, das Gespräch noch auf die Rubina zu bringen. — Sie gerathe noch in Wuth und Zittern, sagte Tuta, wenn sie an den feigen Hund von Calcedonio und seine ganze Bande denke, und daß die sichere Hand ihres Andrea auch gerade weit, Gott wisse wo, in den Wäldern arbeiten müsse. Wer wolle jetzt die Vendetta üben? . . . Ja, Andrea Balbi! Wäre der zu Hause gewesen, hätte der Hund von Calcedonio ihr armes Kind nicht angerührt. — O, Andrea Balbi!

„Nun, einstweilen sitzt Calcedonio sicher," dachte ich in meiner himmlischen Unschuld, denn ich rechnete doch nur mit ihm, als dem Mörder. — Sei es nicht ein Jammer, sagte indessen Sora Tuta, daß diese Pflicht nun auf dem uralten Checco, ihres Mannes Vater, den Schuster, zurückfalle, der doch kaum noch zum Flicken gut sei? Der den Sohn durch das Eisen in die Berge und bereits zwei Enkelkinder, wieder durch das Eisen, ganz verloren habe, und daß diese verdammten Gerichte den eigentlich Schuldigen der Rache entziehen dürften? . . .

Nachdenklich ging ich heim. Meine Wirthin, eine schöne vornehme Frau, die einzige im ganzen Städtchen (zu dessen angesehensten Wein- und Oelbauern ihr Mann gehörte), die wieder das volle alte Costüm trug, weil es ihr so gut stand — meine Wirthin saß stolz und prächtig unter den Zitronen und Orangen ihrer Terrasse.

Auch sie bedauerte den alten schwachen Schuster, von dem ganz Rocca sprach.

„Ja," dachte ich, „daß solch' barbarische Sitten ihm jetzt noch eine derartige Pflicht auferlegen wollen."

„Denn!" sagte die schöne Frau, „wie muß er sich verzehren, daß seine Armuth und Schwäche dem großprotzigen Romano nichts anhaben kann."

„Calcedonio," wagte ich schüchtern zu verbessern.

„Romano," wiederholte meine Wirthin, „denn da dergleichen nicht aufgeschoben werden darf, und Calcedonio Gott weiß wie lange in Haft ist, so handelt es sich jetzt um Sor Romano, den Vater Calcedonio's, wie Ihr wißt . . ."

Ich war noch nicht weitere drei Tage in Rocca, und die ganze Angelegenheit war bereits zur allgemeinen Zufriedenheit abgethan.

Es war an einem Sonntag nach der Messe. Ich hörte den Lärm von St. Andrea her und sah den Auflauf. Meine schöne Wirthin, die mir bereits auf der Stiege entgegen kam, wäre mir fast um den Hals gefallen, so aufgeregt und so ganz voller Bewunderung war sie.

„Er hat ihn," rief sie und hob ihren prachtvollen Arm, um ihn schwer auf meine linke Schulter fallen zu lassen, „er hat ihn, denken Sie sich! In St. Andrea war er still hinter ihn gekniet" . . . — von wem konnte in Rocca anders die Rede sein als von Romano und dem alten Checco — „und kaum, daß jener die Messe weg hatte — die hat er ihm noch gegönnt, der fromme alte Mann, — ah! da saß der Stich. Bravo, bravo Checco! Armer Sor Romano!" . . .

Und so hatte der alte Schuster seine Herzensruhe wieder, seine und seiner Familie Ehre war glänzend hergestellt, und er kann auf den schönen Ponza-Inseln, oder wohin sie ihn sonst verschicken, und wohin ihm die Achtung seiner

Mitbürger nachfolgen wird, noch einen sonnigen und zufriedenen Lebensabend verbringen.

Ich konnte damals den Schluß dieser Geschichte nicht abwarten. Zwar sollten schon in vier Wochen die Assisen sein, die über das Schicksal Calcedonio's zu sprechen hatten, aber ich mußte vor der Entscheidung nach Rom. Indessen — Sor Pippo hatte bereits sein bestes Faß in die obere Grotte bringen lassen. Er und die Gevattern freuten sich darauf, trotz der Trauer um den alten Romano, seinen Erben, Calcedonio, nach seiner Freisprechung, an der Niemand zweifelte, würdig zu empfangen. Und sie mußten es wissen, was landesüblich ist. Nur rieth ich ihnen noch, dann, um ganz sicher zu gehen, ohne Messer zu tafeln. Darauf fuhr ich beruhigt nach Rom.

Die Rocheggianer hatten völlig Recht. Auch meiner inzwischen acclimatisirten Anschauung nach war es lächerlich, anzunehmen, daß besitzende, besonnene Menschenkenner — die Hand aufs Herz! — ein anderes Verdict fällen sollten als das ganz natürliche, freisprechende: „forza irresistibile"!

— —

Aber ich und die von Rocca hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Etwa drei Wochen später fiel mir ein Bericht, in der „Capitale" glaub' ich, in die Hände, aus welchem ich einen ganz anderen und gründlicheren Schluß dieses Familienromans erfuhr.

„Als gestern," schrieb das radicale Blatt, „zwei Untersuchungsgefangene in das Schwurgerichtsgefängniß von Frosinone überführt werden sollten, wurde die Patrouille, welche den Transport begleitete, in der Nähe des Bahnhofs Valmontone von sechs Bewaffneten, die sich mit Papier maskirt hatten, überfallen, wobei einer der Gefangenen, ein gewisser Calcedonio P., auf den es abgesehen schien, sofort todt zu Boden gestreckt wurde. Der Mörder, der bei seiner mit dem Messer vollzogenen That durch das Feuer der Bedeckungsmannschaft selbst schwer verwundet war, schleppte sich nun, während unsere braven Carabinieri hinter der fliehenden Bande drein feuerten, bis zu den Füßen des zweiten Gefangenen, umklammerte dieselben, nachdem er sich das Papier vom Gesicht gerissen hatte, und verschied so, während jener, der geschlossen war, vergebens versuchte, ihn zu segnen. Dieser Gefangene ist der achtzigjährige Checco Balbi, des Mordes angeklagt; der gefallene Bandit erwies sich als ein gewisser Andrea Balbi, wegen Todtschlags flüchtig. Auch er ist, wie die beiden Gefangenen, aus Rocca Laziale gebürtig. In den andern Männern vermuthet man Leute aus dem berüchtigten Monte Fortino. Ob hier eine der leider noch immer sich wiederholenden Familientragödien vorliegt, wird wohl erst bei den Assisenverhandlungen klar werden. — Wann wird dies verbrecherische, wenn auch begreifliche Gemisch von Ehr- und Rachegefühl unter unseren braven Bergbewohnern aufhören! Aber da spürt man wieder so recht die mächtigen Nachwehen der glücklich beseitigten Priesterherrschaft, von welcher Lamoricière seiner Zeit sagte, daß sie die Civilisation der Menschheit bedeute. . . . O schön, Lamoricière!"

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte November.

Die Friedensmission, die Deutschland übernommen, gelangte nicht bloß nach dem chinesisch-japanischen Kriege, sondern auch neuerdings wieder in der osmanischen Angelegenheit zur deutlichen Erscheinung. Wie Deutschland durch das gemeinsame Vorgehen mit Rußland und Frankreich in Tokio die Japaner unter Wahrung ihrer berechtigten Interessen zur Mäßigung bestimmte, läßt es sich nunmehr auch angelegen sein, beim Sultan im versöhnlichen Sinne zu wirken. Sehr zu Statten kommt diesen Bestrebungen, daß Deutschland zunächst nicht an dem auf die Türkei ausgeübten Drucke theilgenommen, vielmehr ebenso wie Italien und Oesterreich-Ungarn Zurückhaltung beobachtet hat, ohne jedoch die Fühlung mit den übrigen Mächten zu verlieren. Aus den persönlichen Beziehungen zwischen dem Kaiser Wilhelm II. und dem Zaren, sowie aus dem Besuche, den Fürst Lobanow unlängst abstattete, erhellt denn auch, daß diejenigen Kreise Frankreichs sich im Irrthume befinden, die eine einseitige Parteinahme Rußlands für französische Interessen erhoffen. Muß doch gerade der jüngste Systemwechsel in Frankreich: die Berufung eines radicalen Ministeriums, in Petersburg zur Vorsicht mahnen.

Als nach dem unerwarteten Rücktritte Casimir Périer's von der Präsidentschaft der französischen Republik Felix Faure zu dessen Nachfolger ernannt wurde, machte sich vielfach die Ueberzeugung geltend, daß der neue Chef der Executivgewalt ein radicales Ministerium mit der Leitung der Regierung betrauen würde. Dem gemäßigten Cabinet Ribot wurde deshalb ein wenig günstiges Horoskop gestellt, so daß es immerhin überraschen mußte, als das Ministerium an zahlreichen parlamentarischen Klippen vorbeisteuerte. Andererseits hätte kaum angenommen werden können, daß eine verhältnißmäßig minder bedeutsame Angelegenheit, wie die bei der Finanzirung einiger Bahnlinien im südöstlichen Frankreich verübten Betrügereien, gerade dem Ministerium Ribot verhängnißvoll werden sollte. Man würde denn auch bei der Auffassung fehlgehen, daß das Gewissen der französischen Deputirtenkammer sich plötzlich geregt habe; vielmehr entsprechen die tugendhaften Aufwallungen, denen das Cabinet zum Opfer fiel, nicht so sehr dem Wunsche, der Corruption im öffentlichen Leben ein Ende zu bereiten, wie dem Brauche, neuen Männern die Gelegenheit zu bieten, der Segnungen, d. h. der sehr materiellen Vortheile der republikanischen Regierungsgewalt theilhaftig zu werden. Damit soll nicht etwa behauptet werden, daß ein Politiker wie Cavaignac, ein Gelehrter wie Berthelot sich durch eigennützige Absichten leiten ließen, als sie sich bereit erklärten, in das radicale Cabinet einzutreten. Die Umwälzung, die durch die nach links hin vollzogene Schwenkung im gesammten Verwaltungspersonale Frankreichs hervorgerufen wird, gestaltet sich aber so umfassend, daß mit Fug eine neue Vertheilung der Staatsämter im Interesse der Radicalen angekündigt werden konnte.

Im Auslande ist man längst daran gewöhnt, die zahlreichen Ministerkrisen in Frankreich im Wesentlichen unter dem Gesichtswinkel der inneren Politik des Landes

zu betrachten. So hat es nicht besonders überrascht, daß ein besonnener Staatsmann, wie Hanotaux, der frühere Minister des Auswärtigen, durch den Chemiker Berthelot ersetzt worden, der bisher weit mehr durch seine wissenschaftlichen Arbeiten über die Explosivstoffe als durch seine Begabung auf dem Gebiete der activen Politik sich einen Ruf gemacht hat. Als Vorsitzender des Ausschusses für die „wissenschaftliche Vertheidigung" von Paris war Herr Berthelot, dem damals die wichtigsten Entdeckungen zum Zwecke der Abwehr und der Vernichtung feindlicher Heere von der französischen Presse zugeschrieben wurden, anderwärts eine Zeit lang die Zielscheibe manches Epigramms. Trotzdem darf der Erwartung Ausdruck geliehen werden, daß der neue französische Minister des Auswärtigen durchaus correcte Beziehungen mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland, wird aufrecht zu erhalten wissen. Mit einem gewissen Interesse durfte man in der ministeriellen Erklärung dem auf das Verhältniß Frankreichs zu Rußland bezüglichen Passus entgegensehen. Bilden diese Beziehungen doch den Kernpunkt der auswärtigen Politik der Republik, während andererseits die Frage aufgeworfen werden konnte, ob ein in Frankreich im Interesse der Radicalen sich vollziehender Regierungswechsel in Petersburg nicht Bedenken hervorrufen würde.

In der im Senate, sowie in der Deputirtenkammer verlesenen ministeriellen Erklärung wird deshalb ausdrücklich betont, daß das „im republicanischen Frieden reconstruirte Frankreich werthvolle Bündnisse erworben, die das allgemeine Gleichgewicht wiederhergestellt haben". Ohne jede Verschleierung wird hier die französisch-russische „Allianz" dem Dreibunde gegenübergestellt, nur daß von maßgebender russischer Seite der formelle Abschluß einer solchen Allianz bisher keineswegs zugestanden worden ist. Da es nun aber in Frankreich selbst, insbesondere im radicalen Feldlager, nicht an Skeptikern fehlt, die, auch unter der Voraussetzung eines französisch-russischen Defensivbündnisses, sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß der Löwenantheil von Rußland in Anspruch genommen werden könnte, wird in Bezug auf diese „Allianz" hinzugefügt: „Wir werden dem einstimmigen Wunsche des französischen Volkes entsprechen, indem wir ihr treu bleiben und mit ihr an allen Punkten, wo wir dazu verpflichtet sind, die friedliche Entwicklung unseres Einflusses, unserer Interessen und unserer Rechte verfolgen." Im französischen Texte ist von „des alliances" die Rede, als ob es sich sogar um verschiedene Bündnisse handelte. Offenbar kommt aber nur Rußland in Betracht; auch verdient hervorgehoben zu werden, daß „le développement pacifique" in den Vordergrund gerückt wird, wodurch die Annahme eines Schutz- und Trutzbündnisses beseitigt erscheint. Als reines Defensivbündniß gedacht, könnte ein Zusammengehen Frankreichs und Rußlands lediglich demselben friedlichen Zwecke dienen, wie die Tripelallianz, der zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien bestehende europäische Friedensbund.

Auf dem Gebiete der inneren Politik Frankreichs umfaßt das von dem Ministerium Bourgeois-Cavaignac aufgestellte Programm so tief eingreifende Neuerungen, daß diese Regierung über eine für die französischen Verhältnisse ungewöhnliche, ja unmögliche Lebensdauer und Kraft verfügen müßte, wenn anders nur ein wesentlicher Theil des Programms verwirklicht werden soll. Daß das neue Cabinet eine strenge Untersuchung über die bei einigen Eisenbahnlinien im südöstlichen Frankreich verübten Betrügereien in Aussicht stellt, mußte von Anfang an erwartet werden, da die Regierung ihre eigenen Existenzbedingungen nicht verleugnen kann. Bedeutsamer ist die von ihr übernommene Verpflichtung, den Kammern ein Gesetz vorzulegen, laut dessen Bestimmungen die Mitglieder beider Kammern in Zukunft nicht mehr den Verwaltungsräthen von Gesellschaften angehören dürfen, die Verträge mit dem Staate abgeschlossen. Ebenso soll den Senatoren und Deputirten verboten sein, bei Verlust ihres Mandates, den Emissionssyndikaten finanzieller Unternehmungen anzugehören. Der Director des Crédit foncier, der Abgeordnete Albert Christophle, der ebenfalls in den Südbahnscandal verwickelt erscheint, ob-

gleich er in Folge seiner Betheiligung nur Verluste erlitten haben will, hat sich denn auch beeilt, seine reich dotirte Stellung niederzulegen. Allerdings wird von wohlunterrichteter Seite behauptet, daß Herr Christophle diesen Schritt mehr der Noth als dem eigenen Triebe gehorchend gethan. Wird aber den Mitgliedern der beiden parlamentarischen Körperschaften die Möglichkeit einer gewinnreichen Ausbeutung ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit entzogen, so würde diese selbst für Viele, wie die Erfahrung gezeigt, den hauptsächlichen Reiz verlieren. Sobald daher die Staatsämter mit Radicalen besetzt sind, wird es dem Ministerium Bourgeois-Cavaignac an weiteren Mitteln der Propaganda mangeln, und darin muß, im Hinblick auf gewisse Begehrlichkeiten, ein neues Argument für die geringen Aussichten des Cabinets auf Bestand erkannt werden.

Wohl begründet erscheint in der ministeriellen Erklärung der Klageruf, daß seit dem Beginne der gegenwärtigen Legislaturperiode durch zahlreiche Krisen, sowie durch ernste und tragische Ereignisse viele Reformen verhindert worden seien. Nur muß bezweifelt werden, daß die von der neuen Regierung geplanten Reformen verwirklicht werden könnten. Daß das Budget für das Jahr 1896 noch vor Ablauf dieses Jahres im Gegensatze zu den früher gemachten Erfahrungen durchberathen werden könnte, so daß es nicht wiederum der Bewilligung provisorischer Zwölftel bedarf, ist zwar wenig wahrscheinlich; immerhin gehört dieses Verlangen nicht zu den unmöglichen Forderungen. Viel größeren Schwierigkeiten wird schon die Annahme des Gesetzes über die Einführung einer progressiven Steuer auf die Erbschaften begegnen. Vor Allem droht aber das „Reformwerk" der neuen Regierung an der von ihr in den Vordergrund gestellten Einkommensteuer zu scheitern. Cavaignac hat sich früher bereits als ein entschiedener Anhänger der Einführung einer progressiven Einkommensteuer bekannt, während nunmehr nur angekündigt wird, daß die allgemeine Einkommensteuer als das Mittel erscheine, die bestehenden Ungleichmäßigkeiten zu verbessern, sowie die Steuerlast gemäß der Leistungsfähigkeit der Bürger richtig zu vertheilen. Ein dieses Ziel anstrebender Gesetzentwurf soll dem Parlamente sehr bald unterbreitet werden.

Alle Kenner der französischen Verhältnisse stimmen nun darin überein, daß gerade ein solches Project auf den heftigsten Widerstand stoßen wird. Im Gegensatze zu anderen Ländern, in denen die Einkommensteuer längst einen wesentlichen Theil des Steuersystems bildet, besteht gerade in Frankreich eine Art Idiosynkrasie gegen „l'impôt général sur le revenu". Durch den Verzicht des „Kriegsministers" Cavaignac auf seinen Lieblingsplan einer progressiven Einkommensteuer würde die Opposition gegen das Project, zu dem sich die Regierung bekennt, nur unwesentlich verringert werden.

Die Socialisten in der französischen Deputirtenkammer waren jedenfalls diejenige Partei, in deren Mitte die angekündigten Gesetzentwürfe einer progressiven Erbschafts- und einer allgemeinen Einkommensteuer ungetheilten Beifall fanden. Mit den Radicalen stimmten sie auch der Verheißung eines Gesetzes über die Liberté d'association zu, durch das zugleich die endgültige Regelung der Beziehungen zwischen den Kirchen und dem „souveränen" Staate vorbereitet werden soll. Weniger nach dem Geschmacke der Socialisten war dagegen der Hinweis, daß auch ohne die Monarchisten und die Ralliirten, sowie ohne Diejenigen, „die glauben, daß der Fortschritt aus dem Classenkampfe und der Gewalt hervorgehen kann", eine geschlossene republikanische Mehrheit vorhanden sei. Den Socialisten wurde zugleich entgegengehalten, daß sie im Widerspruche mit dem Geiste der Revolution vorgehen, daß das individuelle Eigenthum die materielle Kundgebung und die sicherste Bürgschaft der Freiheit der menschlichen Persönlichkeit ist. So konnten in allen wesentlichen Punkten nur die Radicalen der ministeriellen Erklärung zustimmen. Sicherlich hat es aber noch gute Wege, bis diese Projecte die Feuerprobe zu bestehen haben, zumal da es beiden Kammern an Arbeitsmaterial keineswegs fehlt.

Allerdings wird das Parlament nicht bloß mit Rücksicht auf das ohnehin drohende Deficit, sondern auch im Hinblick auf neue, nothwendige Ausgaben für ergiebige Hülfsmittel Sorge tragen müssen. An den Feldzug auf Madagaskar anknüpfend, betonte die Regierung, daß sie die Errichtung einer Colonialarmee in Vorschlag bringen werde. Ist die jüngste Expedition durch das Einrücken der französischen Truppen in Tananarivo zu einem vorläufigen günstigen Abschlusse gediehen, so ist doch durch mancherlei Mißstände, die sich insbesondere aus der Unerfahrenheit der Mannschaften, sowie aus ihrer Unkenntniß der klimatischen Verhältnisse ergaben, erhärtet worden, daß eine besondere Colonialarmee die bei Unternehmungen wie die Madagaskar-Expedition gestellten Aufgaben weit sicherer zu lösen vermag. Nicht minder legen die Vorgänge im Oriente die Erwägung nahe, daß die Republik in den Stand gesetzt werden müsse, ohne die Wehrkraft Frankreichs in Europa in Frage zu stellen, die eigene Position in Tongking, in Cochinchina und in Siam zu behaupten, sowie bei etwa eintretenden neuen Verwicklungen, die sich noch aus dem Kriege zwischen Japan und China ergeben könnten, an einer wirksamen Action theilzunehmen. Hervorgehoben zu werden verdient, daß, während früher insbesondere die „Bresche in den Vogesen" als Argument diente, wenn von französischer Seite die Verringerung der Effectivbestände des Landheeres bekämpft wurde, gerade aus Anlaß des chinesisch-japanischen Conflictes Frankreich gemeinsam mit Deutschland und Rußland an der diplomatischen Action in Tokio theilnahm.

Die Isolirung Englands, dessen Staatsmänner, nachdem sie zuerst sich auf die Seite China's gestellt, später doch die allzu weit gehenden Forderungen Japans nicht bekämpft wissen wollten, hat nun eine Diversion der britischen Politik veranlaßt. Früher bereits ist die Vermuthung geäußert worden, daß England, um Rußlands Vorgehen im äußersten Oriente abzuschwächen, die armenische Angelegenheit, die ursprünglich nur eine mehr locale Bedeutung gehabt, zu einer wichtigen Frage für die europäischen Mächte aufzubauschen bestrebt war. Gelang es der englischen Regierung, Rußland und Frankreich zu gemeinsamen Schritten in Constantinopel zu bestimmen, so hatten diese doch zu geringen praktischen Erfolg, als daß das Ministerium Salisbury annehmen könnte, die Isolirung Englands sei wieder wettgemacht. Jedenfalls hatte das unerwartet impulsive Verhalten der britischen Regierung zur Folge, daß die armenische Bewegung zunahm. War es auf der Grundlage des Berliner Vertrages durchaus erwünscht, der Willkür türkischer Beamten in Armenien ein Ende bereitet zu sehen, so mußte es zu diesem Zwecke doch vor Allem darauf ankommen, die Türkei selbst in den Stand zu setzen, ihren Verpflichtungen zu genügen, nicht aber das Ansehen der Pforte zu schwächen. Der wiederholte Wechsel im Großvezierate kann ebenfalls nicht dazu beitragen, die Herbeiführung der im Berliner Vertrage in Aussicht genommenen Reformen in Armenien zu beschleunigen. Ob Halil Rifaat Pascha, der den früheren Großvezier Kiamil Pascha ersetzt, unter anderen Verhältnissen große Neigung verspüren würde, durch rasche, energische Maßregeln den Forderungen der drei Mächte, mit denen auch Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien die Erfüllung der berechtigten Wünsche der christlichen Armenier verlangen, zu entsprechen, mag sehr zweifelhaft sein. Gegenüber der Einmüthigkeit der europäischen Regierungen wird aber die Hohe Pforte nicht unterlassen können, sich zu fügen. Nur darf nach wie vor daran festgehalten werden, daß von einer einseitigen Action Englands nicht die Rede sein kann. Auch die kriegerische Sprache eines Theils der englischen Presse wird daran nichts ändern, wie sich denn gerade die beunruhigenden Mittheilungen dieser Blätter in jüngster Zeit häufig als reine Phantasien erwiesen haben. Dies gilt unter Anderem von der angekündigten Betheiligung Italiens an einer Sonderaction Englands.

Lord Salisbury hat inzwischen in der am 9. November gehaltenen Guildhall-Rede einer friedlicheren Auffassung der Situation Ausdruck geliehen. Nachdem er

die Hoffnung geäußert, daß in Ostasien der Friede wieder eingekehrt wäre, führte er allerdings aus, daß es in der Türkei nicht so hoffnungsvoll aussähe; er betonte jedoch die Einigkeit aller Großmächte, die entschlossen seien, „in Allem, was das ottomanische Reich betrifft, gemeinsam zu handeln". Konnte es eine Zeitlang den Anschein gewinnen, als ob England eine Sonderaction plane, so weist Lord Salisbury diese falsche Vorstellung nunmehr ausdrücklich zurück. Darf er sich doch nicht verhehlen, daß, falls das ottomanische Reich zusammenbreche, die daraus entstehenden Gefahren nicht bloß die Türkei bedrohen, vielmehr das dort entzündete Feuer sich auch auf andere Nationen ausdehnen und „alle, selbst die mächtigsten und civilisirtesten Europa's, in den gefährlichen Kampf mit hineinziehen würde". Der Grundzug der Rede des englischen Premierministers war jedoch ein durchaus friedlicher; mag er immerhin an der Nothwendigkeit der Reformen in Armenien festhalten, zu denen andererseits der Sultan im Principe sich bereit erklärt hat.

Von Rom aus ist zugleich das durchaus grundlose Gerücht von einer gemeinschaftlichen Action Italiens und Englands mit dem Hinweise dementirt worden, daß sämmtliche Mächte von aufrichtigster Friedensliebe beseelt wären, so daß ein auf Einverständniß derselben beruhendes Vorgehen im Interesse des Friedens gesichert erscheine. Italien denkt so wenig daran, sich auf Abenteuer einzulassen, daß es zunächst nicht einmal an der diplomatischen Action Englands, Frankreichs und Rußlands in Constantinopel theilgenommen, vielmehr mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn Zurückhaltung beobachtet hatte. Nicht minder ist durch das vorsichtige Verhalten des Generals Baratieri in der italienischen Colonie Eritrea gegenüber dem Negus von Abessinien, Menelik, bewiesen worden, daß Crispi durchaus nicht einer Politik der Abenteuer zuneigt, wie ihm von seinen Widersachern im Parlamente zum Vorwurfe gemacht worden. Trägt aber die italienische Regierung Bedenken, dort, wo ihre unmittelbaren Interessen im Spiele sind, ihre abwartende Stellung aufzugeben, so wird sie sicherlich noch viel weniger bereit sein, sich in der orientalischen Angelegenheit vorzuwagen.

Während Italien und Frankreich auf dem Gebiete der Colonialpolitik in jüngster Zeit neue Erfolge verzeichnen durften, so daß weder dem einen Staate aus Anlaß der Colonie Eritrea, noch dem anderen im Hinblick auf Madagaskar unmittelbare Schwierigkeiten bevorzustehen scheinen, birgt für Spanien nach wie vor die cubanische Frage eine schwere Gefahr. Der Marschall Martinez Campos hat, obgleich gerade auf ihn große Hoffnungen gesetzt wurden, bisher nicht vermocht, die aufständische Bewegung einzudämmen. Allerdings hegt die spanische Presse, die in der cubanischen Angelegenheit patriotische Einmüthigkeit bekundet, die Hoffnung, daß es während der günstigen Jahreszeit gelingen werde, die Insurrection zu unterdrücken. Im Interesse der Aufrechterhaltung der Monarchie in Spanien muß gewünscht werden, daß diese Erwartung sich erfülle, da durch den Verlust der großen Antille die Machtstellung Spaniens eine weitere starke Erschütterung erfahren würde. Kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß die spanische Regierung selbst früher bereits durch ihr mit den Grundsätzen der internationalen Courtoisie schlecht im Einklange stehendes Verhalten aus Anlaß des mit Deutschland vereinbarten Handelsvertrages das Ansehen des eigenen Landes schwer geschädigt hat. War es den eifrigen Bemühungen des deutschen Botschafters in Madrid, Herrn von Radowitz, der sich auf diesem Posten ebenso vortrefflich bewährt, wie früher in Constantinopel, gelungen, mit den spanischen Unterhändlern einen Vertrag zu vereinbaren, durch den die Interessen beider Länder gewahrt wurden, so führten die Bemühungen der Schutzzöllner in Catalonien, sowie in Bilbao dahin, daß dieser Vertrag nicht einmal in den Cortes zur Discussion kam. Damals ist die spanische Regierung gewissermaßen „tragisch schuldig" geworden; auch kann Canovas del Castillo, obgleich er sich noch nicht in leitender Stellung befand, zu seinen Gunsten keineswegs anführen, daß er aus Gründen der inneren Politik die schutzzöllnerische Strömung in seinem Interesse habe benutzen müssen.

Literarische Rundschau.

Herman Grimm's „Homer".

[Nachdruck untersagt.]

Homer. Ilias, erster bis neunter Gesang 1890; zehnter bis letzter Gesang 1895. Von Herman Grimm. Berlin, Wilhelm Hertz.

Man liest bisweilen auf modernen Büchertiteln das Wörtchen „unzeitgemäß". Es liegt eine unschuldige Koketterie darin, die Jeder leicht durchschaut. Die Arbeiten, denen die Bezeichnung vielleicht wirklich zukommt, pflegen nicht an solche Spielerei zu denken, denn sie sind zu ernst. Das Buch, dem diese Zeilen gelten, wird dem Schicksal nicht entgehen, daß man ihm von vielen Seiten die Existenzfrage stellt, ehe man mehr als ein paar Seiten darin gelesen hat. Es wird auch nicht an solchen fehlen, die ihm die Existenzberechtigung absprechen eben im Sinne des Wortes „unzeitgemäß". Durch die siebenhundert Seiten des Werkes selbst aber geht auch nicht der leiseste Klang, der dem vorbauend entgegen käme: in jeder Zeile ist es ein tapferes, im besten Sinne selbstbewußtes Buch, das auf den Plan tritt, um seinen Mann zu stehen, auch wenn es allein steht.

Ein Werk der Dankbarkeit nennt Grimm seine Arbeit. Dankbarkeit gegen die Dichtung, die ein Menschenleben lang als einheitliches Kunstwerk vor ihm gestanden hat. „Mit der Homer-Forschung stehen diese Aufzeichnungen außer Zusammenhang." So wird der Skeptiker glauben, es handle sich bloß um eines jener Werke, wo ein reifer Mann sich noch einmal zu seinen Jugendidealen zurückträumt — mit einem wehmüthigen „trotzalledem" den Knoten noch einmal trennt. Aber das Buch ist in Wahrheit unvergleichlich viel mehr als eine solche subjective Elegie, als ein biographisches Erinnerungsblatt, das uns lieb und theuer ist, weil es ein Erinnerungsblatt aus dem Leben von Herman Grimm ist. Es ist ein Bekenntniß, dem man ansieht, wie es die Jahre gereift haben — lange, arbeitsreiche Jahre. Das aber jetzt hervorbricht mit der ganzen Kraft, wie man sie eher in einem Jugendwerke selbst suchen würde.

Ich möchte es tiefer fassen, als im Sinne einer Anklage, wenn ich sage: in der „Homer-Forschung" (um Grimm's Wort zu gebrauchen) stecke etwas Greisenhaftes. Es ist das Greisenhafte, das nach einem unabänderlichen Gesetz der strengen Forschung anhaftet, wenn man sie mit der Dichtung vergleicht. Dem Historiker und Philologen gegenüber ist der Dichter ein Jüngling, auch wenn er graue Haare hat. In dem Buche Grimm's spricht der Dichter über eine Dichtung. Die Dichtung ist uralt, und der Dichter keiner von den jungen. Aber in seiner Sprache, seiner Auffassung steckt der ganze Zauber der Jugend, ihr Muth, ihre Farben, ihre Freudigkeit der Bewunderung — und auch ihre Kraft, Dinge unmittelbar und intuitiv sicher zu erschauen, denen das Alter nur auf weiten Umwegen und inmitten aller Irrthumsmöglichkeiten unsicher tastender Mühe nahe kommt.

Als durch die Auszüge, die in dieser Zeitschrift erschienen sind, mir zuerst die Kunde wurde, daß ein Buch der Art von Grimm zu erwarten sei, empfand ich eine intensive Freude. Endlich, inmitten der erregten Kämpfe dieses Jahrhunderts, doch noch eine große ästhetische Arbeit über Homer! Im Gebiete der Forschung steht unser neunzehntes Jahrhundert auf sich selbst, wie wenig andere; es hat aufgebaut und niedergerissen, wild, selbstherrisch, mit dem Rechte des Pioniers, der das Bewußtsein hat, daß mit ihm eine Epoche beginnt, und daß er sich einzig und allein vor der Zukunft zu verantworten hat. Auf ästhetischem Gebiete aber liegen die Dinge doch anders. Hier sind wir das ganze Jahrhundert hindurch in einer ungeheuren Dankesschuld geblieben gegenüber der strahlenden Lichtwelle, die über den Anfang floß. Inmitten dieser Lichtwelle stehen nicht bloß die deutschen Männer, an die man zuerst denkt, sondern auch „Homer". Es ist fast trivial, noch darauf hinzuweisen. Und doch ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß wir beinahe jetzt aus diesem neunzehnten Jahrhundert herausgegangen wären, ohne eine einzige umfassende, rein ästhetische Arbeit über die Homerische Dichtung zu dem Schatz älterer Anregungen dankerfüllt beizufügen. Und das Angesichts der, mindestens grausamen, Zerzausung des Begriffes „Homer" durch die Forschung dieses Jahrhunderts! Es thut der Forschung gewiß keinen Abbruch, aber eine ästhetische Vernachlässigung charakterisirt es unbedingt, wenn durch Verwirrung der Begriffe einem oberflächlichen Beschauer heute beinahe die Vermuthung kommen könnte, unsere großen Dichter an der Wende zu dem Jahrhundert hätten sich auch rein ästhetisch in Homer so geirrt, wie etwa die ersten Schwärmer in Ossian. In dem Kampfe gegen den classischen Unterricht auf unseren Schulen ist Aehnliches wiederholt gesagt worden. Man hat es auch vorgebracht, wenn es galt, die classicistische Wendung bei Goethe und Schiller zu bemängeln. Als wenn die ästhetische Erzieherrolle Homer's davon abhinge, ob ein paar deutsche Knaben mehr oder weniger griechische Vocabeln lernen. Und als wenn gerade der Geist Homer's nicht auch über dem Deutschesten stände, was Goethe geschaffen hat: über den gesunden Theilen des Werther, über Hermann und Dorothea. Aber das sah man nicht; man schaute hartnäckig auf den Ort, wo so viele Jahrzehnte einseitig gekämpft wurde: auf die Forschung. Diese aber blieb negativ, mußte es bleiben, nachdem sie einmal einer bestimmten Methode Raum gegeben. Selbst da, wo die Begeisterung so hell aufflammte wie bei Schliemann, blieb im innersten Princip ein Realismus der Auffassung am Ruder, der mit Aesthetik nichts zu thun hatte. Der Weg zur ästhetischen Deutung und Werthung einer Dichtung, die über alle Zeiten herauf wächst, führt niemals durch die Gräber der realen Urbilder des Gedichts, auch wenn sie wirklich noch vorhanden sein sollten. Schliemann's Homer-Begeisterung hat etwas unendlich Rührendes. Aber die Dankesschuld, die ich genannt habe, wollte nicht abgezahlt sein mit den Goldschätzen verbrannter Wirklichkeitsstädte — sie forderte das ideale Gold aus der geistigen Anschauung einer Stadt, die nach dem Wesen aller Dichtung ewig in den Wolken lag, und uns doch heute, nach Jahrtausenden, noch unendlich viel vertrauter und näher war als die einsamen Urtrümmer des Hügels von Hissarlik.

Von der Ilias wenigstens läßt sich jetzt sagen, daß unserer Generation das Buch gegeben ist, das zum ersten Male nach so langer Zeit wieder den eigentlichen ästhetischen Faden aufnimmt und ihr dichterisch gerecht wird in einer solchen Vollendung und Abklärung des Standpunktes, daß man von einem entscheidenden Markstein in der gesunden Fortentwicklung reden darf. Grimm hat das Schwerste versucht, was versucht werden konnte. Er hat sich daran gemacht, die ganze Ilias von der ersten bis zur letzten Zeile uns noch einmal zu „erzählen". Das heißt: zu erzählen in der Weise, daß er überall, während der Erzählung, wie von selbst die Fäden der Gesammtcomposition auseinander wickelt, die Charakteristiken, die in Einzelzügen über die ganze Dichtung zerstreut sind, zu runden Bildern aneinander gefügt und mit einem fortlaufenden Commentar jeden kleinsten Zug des Ganzen

nach seiner ästhetischen Seite hin beleuchtet. Eine erste Grundbedingung war hier, sich viel Raum zu nehmen, und so sind zwei dicke Bände zu Stande gekommen. Ein Glück — denn ästhetische Untersuchungen, die wirklich Etwas sagen sollen, brauchen den größten Raum. Es ist eins der Grundübel, die zu der allgemeinen Verlotterung unserer modernen pseudo-ästhetischen Kritik geführt haben, daß die Kritik eines Kunstwerkes sich, meist um der gleichgültigen Zweckmäßigkeitsgründe vergänglicher Tagesblätter willen, heute durchweg nicht den nöthigen Raum zu nehmen wagt. Aber auch in unsere Buchliteratur ist dieses Sparprincip vielfach verhängnißvoll eingedrungen. Was läßt sich auf den paar Seiten Einleitung zu einer neuen Textausgabe oder Uebersetzung, was in dem kurzen Paragraphen einer Literaturgeschichte (etwa gar einer Weltliteratur) Neues über Homer sagen! Auf das Neue aber kam es an. Daß die Ilias eine ergreifende Dichtung auch für uns noch sei, daß Agamemnon oder Achill wundervolle Charakterleistungen seien, ist in dieser Allgemeinheit des Ausdruckes beinahe eine Trivialität für jeden halbwegs Gebildeten, so oft ist es ausgesprochen worden. Das Beweisarsenal für diese Allgemeinheiten galt es einmal wieder in ganzer Breite zu entwickeln und im Lichte des modernsten Empfindens neu zurecht zu legen. Das erforderte aber den denkbar größten Raum. Ein zweiter Punkt, der allerdings ganz wesentlich schwerer zu erfüllen war, steckt in der Textfrage. Welche Uebersetzung sollte für die wörtlichen Citate zu Grunde gelegt werden? Das ganze Buch ist zugleich so einheitlich deutsch und so modern gedacht, daß es sich hier wirklich nicht um eine Nebensache handelt. Grimm spricht in schönen und anerkennenden Worten über den Text, wie ihn uns Voß geschenkt hat. Trotzdem hat er selbst das Bedürfniß gefühlt, seine Citate nicht in Voß' Hexametern zu geben. Mir persönlich ist es eine alte und vertraute Erfahrung, daß — alle Vorzüge bei Voß in Ehren — Homer eine ganz besondere und höchst merkwürdige Wirkung hervorbringt, wenn man ihn in glatter, aber ganz schlichter deutscher Prosa wiedergibt. Die Pracht des rhythmischen Beiwerks, die Klangmalerei, der Zauber der Versanpassung in den Constructionen, die ganze Musik, mit der die Versssprache den Inhalt begleitet, gehen natürlich verloren. Aber die Wirkung des reinen Inhalts, der einfachen Erzählungs- und Dialogworte ohne musikalische Abtönung, des schlichten Realgehalts an Bildern und Associationen in den Gleichnissen ist trotzdem eine so gewaltige, daß man jetzt erst eigentlich sieht, wie tief Homer ist. Man muß den Versuch vergleichend bei Ariost machen, um zu sehen, wie erstaunlich wenig dort und wie viel hier übrig bleibt. Man fühlt, wie sehr, trotz ihrer Herrlichkeit, die Form doch bei Homer niemals den Inhalt *ersetzen* soll, wie sehr sie „Form" bleibt. Und man begreift auch, wie im Grunde doch hier die Quelle steckt, warum uns Homer heute noch so als lückenloses Kunstwerk in jedem Verse packt, obwohl (was Grimm öfter sehr gut hervorhebt) offenbar ein sehr großer Theil der formalen oder wenigstens an der Grenze von Form und Inhalt spielenden Reize uns heute selbst beim griechischen Originaltext überhaupt nicht mehr zum Verständniß kommt. Bei jedem Versuche einer deutschen Versübersetzung — und ganz besonders stark eben bei Voß — wird dagegen, meinem Gefühl nach, die Formalwirkung in einer Weise in den Vordergrund gedrängt, daß die Homerische Art sehr zum Nachtheil des Inhaltes verschoben erscheint. Inhaltstheile, die im griechischen Text trotz aller Wortmalerei eine innerliche Schlichtheit wahren, die gerade ihre Tiefe recht eigentlich zum Ausdruck bringt, werden in den Pomp und Aufputz hineingerissen und verlieren dabei großentheils ihre Kraft. Es liegt das nun einmal im Geheimniß unserer deutschen Sprache, die gerade in der untrennbaren Verkettung von Form und Inhalt ihren Vorzug vor allen anderen — todten wie lebendigen — besitzt, aber nun auch, man möchte sagen, bei Uebersetzungsversuchen ihren Eigensinn zeigt, der die gefährliche Kehrseite des großen Vorzuges ist. Trotzdem — wenn man das Alles rund zugibt: ein gewisses Gefühl sträubt sich doch dagegen, eine Versdichtung mit durchgehenden Zeilen als Prosa wiedergegeben zu sehen. Schon das Auge wehrt sich, mindestens

dem Druck gegenüber. Hier hat nun Grimm einen feinen und glücklichen Ausweg gefunden. Er übersetzt in einer rhythmisch gefärbten Sprache, die scheinbar und in einer für das versesuchende Auge äußerlich genügenden Weise in Verszeilen abgedruckt werden kann, die aber — und hier steckt das sinnige Geheimniß der Vermittlungsform — in Wirklichkeit nur dann melodischen Fluß zeigt, wenn man sie vom ersten Wort an als volle Prosa (mit dem vollen Wortaccent) zu lesen beginnt. Grimm nennt diese reichlich eingestreuten directen Citate „keine Uebersetzungen, sondern nur einen kahlen Auszug der betreffenden Verse mit Fortfall dessen, was nicht durchaus nothwendig ist". So liest man zwar in einer Anmerkung bei dem Autor selbst — aber ich glaube, daß der Leser hier ein kleines Recht besitzt, den Autor der Citate gegen den Autor der allzu bescheidenen Anmerkung in Schutz zu nehmen. Gewiß sind diese freien Zeilen nur eine Uebersetzung mit Einschränkungen im Sinne des oben Gesagten. Sie sind es sogar noch mehr, da die stereotypen Schmückwörter vielfach fortgelassen, die Constructionen vereinfacht, kurz in Allem und Jedem alle uns irgendwie heute störenden Arabesken, bis hart an die Inhaltsgrenze heran, einfach weggeschnitten sind. Aber das hat auf der anderen Seite nicht verhindert, daß als deutsche und nur deutsche Sätze diese Zeilen bei Grimm an sich einen Wohlklang empfangen haben, der das feinste und sicherste dichterische Gefühl verräth und uns durch einen Kunstgriff in des Wortes veredeltster Bedeutung keinen Augenblick aus der Empfindung fallen läßt, daß wir Citate aus einem Text hören, der im Original auch durch die weihevollste Versprache entzückte.

Es ließe sich darüber reden, ob es nicht rathsam gewesen wäre, den ganzen Text in dieser anziehenden Umschreibung zu geben. So wie die Dinge jetzt liegen, ist allerdings wieder etwas Besonderes erreicht worden, das auch seinen Reiz hat. Die Ilias erscheint nämlich auf engem Raum in ihrem höchsten Glanze, indem eine Auswahl durchweg hochbedeutender Stellen durch die wörtliche Uebertragung hervorgehoben und aneinander gereiht sind; in ihnen selbst ist eine Menge belangloser Rankenwerks beseitigt, so daß der Glanz des Echten und Bleibenden verstärkt leuchtet; die Längen des Gesammttextes aber und die bisweilen unverkennbar hervortretenden Beschädigungen und Flickwerkeinsätze sind zwar im Commentar gebührend behandelt, treten aber, da die Citate sie meist nicht geben, ganz anders in den Hintergrund als bei der Lectüre einer vollständigen Textübersetzung. Es liegt zum Theil hier, zum Theil allerdings auch in der ungemein geschickten Art, wie der Commentar die Handlungsfäden krystallklar sondert und durchsichtig macht, der Grund für eine Erfahrung, die wohl Jeder bei Grimm's Buch machen wird: die Ilias, deren Inhalt doch uns allen mehr oder minder genau vertrautes Material enthalten sollte, liest sich hier so fesselnd wie eine geradezu raffinirte Romanhandlung. Darüber ist schlechterdings kein Zweifel, daß wir so geschlossene, in prächtiger Steigerung vor uns aufwachsende Charaktergestalten, wie sie Grimm uns hier aus Homer heraus krystallisirt, bisher in der gesammten Homer-Literatur auch nicht annähernd besessen haben. Gewisse Charakterbilder gibt ja die Ilias Jedem mit, der sie auch nur einmal und flüchtig im Leben gelesen hat. Wer von uns trägt nicht den Umriß etwa der Andromache und, scharf davon gesondert, den der Helena in sich? Aber man erstaunt doch wie vor etwas Neuem, wenn man die Menge kleiner Züge sieht, die in der Dichtung aufs Sorgfältigste nach einander vorgebracht werden, um schließlich als Gesammtresultat jenes Allgemeinbild entstehen zu lassen, das selbst in dem eiligen Beschauer mit so zähen, unveränderlichen Linien haftet. Und ein Theil der Bewunderung geht dabei über auf den Mann der feinen Analyse, der uns dieses ganze Geheimniß des Dichters, mit dem wir gefangen wurden, ohne die Maschen eigentlich zu sehen, so folgesicher Masche für Masche aufdeckt. Hier ist nicht nur etwas Hochbedeutsames für die einzelne Ilias gethan, sondern die Leistung greift weit hinaus in das große Gebiet dichterischen Schaffens überhaupt. Das kündigt sich auch äußerlich im Text an durch die Fülle der Excurse, der treffenden Bemerkungen über andere Dichter und Dichtungen bis in

solche der neuesten Zeit hinein, die über das ganze Buch mit reicher Hand ausgestreut sind. Eine Aesthetik des „Epos" ganz allgemein könnte sich das Werk sehr gut nennen. Und es war heute noch, nach so viel Kämpfen, so viel Zweifeln möglich, diese Aesthetik des Epos zu geben an der Hand des Beispiels „Ilias" ... Hier steckt das, was die ganze Arbeit, trotz einer relativ sehr vorsichtigen, beinahe ablenkenden Einleitung, eigentlich von Zeile zu Zeile — zwischen den Zeilen lesen läßt. Mögen sich die Historiker und Philologen damit auseinandersetzen.

Ich bin oben davon ausgegangen, daß eine große und liebevolle ästhetische Studie über Homer heute gleichsam eine Dankesschuld abzuzahlen hat inmitten der stürmischen wissenschaftlichen Kämpfe, die unsere Zeit sich allmälig gewöhnt hat beinahe allein noch klirren zu hören, wenn das Wort „Homer" ausgesprochen wird. Mit dem ästhetischen verknüpft sich aber eng auch noch ein ethisches Motiv, von dem ich ebenfalls finde, daß es vielfach sehr merklich vernachlässigt worden ist und eigentlich in diesem Buche Herman Grimm's zum ersten Male auch wieder ganz zu seinem Rechte kommt. Wenn wir uns in noch so viel Streitereien und Skepticismen darüber einlassen, wie die Homerischen Gesänge in ihrer vorliegenden Gestalt zu Stande gekommen sind (u. s. w. — der Leser weiß ja, was hier Alles gemeint ist) so dürfen wir doch um keinen Preis dabei vergessen, daß diese Dichtungen (und zwar als Ganzes!) noch eine andere Rolle in unserer Welt spielen, als die einer literarischen Station im Griechenthum, über die wir diese oder jene Wahrscheinlichkeit nachzuweisen suchen. „Homer" bezeichnet und erschöpft in sich einen ethischen Wendepunkt der Menschheit in sehr ähnlicher Weise, wie es in gewissem Sinne das Alte Testament, als Totalität gedacht, thut und in noch viel deutlicherer Weise die Evangelien leisten. Diese ganz großen Bücher der Menschheit (denen man gewiß auch Dante und Goethe's Faust anreihen wird) führen, außer ihrer literarischen und der historischen und philologischen Kritik zugänglichen Existenz, noch ein ganz besonderes Dasein in der Menschheit, in dem sie ihrem Wesen nach absolut untheilbar und ein ewiges Ganzes bleiben. Die ethische Wandlung, die den Idealgehalt der Homerischen Gesänge ausmacht, haben wir innerlich, in ihren Folgen, alle in uns, in unserem ganzen Fühlen und Handeln, genau so wie die, deren sichtbarer Merkstein etwa die Evangelien sind — auch ohne Buch und Lied, die uns direct davon berichten. Aber wenn wir uns stärken wollen durch unmittelbare Anlehnung an das Frühere und seine Stufen, wenn wir vorwärts bauen wollen, indem wir uns noch einmal den tiefsten Nerv des Vergangenen möglichst scharf vergegenwärtigen, so greifen wir zu einer kleinen Reihe von solchen Universalbüchern, in denen der Mensch auf Momente in begnadeter Weise Menschheit gewesen ist — und ein solches Buch ist auch „Homer". Aus der Tiefe dieses Empfindens, dieses Bedürfnisses heraus wird auch der Aufgeklärte immer wieder der Erste sein, um einzugestehen, daß keine noch so raffinirte Evangelienkritik uns jemals hemmen wird, im rechten Moment das Neue Testament als eine Einheit zu begreifen und für unsere Wünsche zu verwerthen. Und aus derselben Tiefe wird Homer eine ethische Einheit bleiben über alle philologische Kritik hinaus. Ich finde nun, daß über diese Dinge, die in der Empfindung thatsächlich überall noch fortbestehen (denn Tausende von Menschen erbauen sich factisch heute noch aller Orten an Homer wie an der Bibel), in der Theorie und allgemeinen Erörterung bei uns viel Unsicherheit und Vernachlässigung eingerissen ist. Wie selten hat man dieses Argument in dem „Kampf um die Schule" gehört! Freilich ist es ja auch kein strenges Argument für den „griechischen Unterricht", denn man könnte sonst mit einem gewissen Recht diesen auch für die Kenntniß der Evangelien als absolute Voraussetzung fordern, was kein Einsichtiger mehr versuchen wird. Für Homer speciell und seinen Werth auch in Uebersetzungen spricht Grimm in seinem Buche hier goldene, tief zu beherzigende Worte! Aber davon abgesehen — im Ganzen ist sein Werk das erste wieder, in dessen kunstvoller Analyse auch jener ethische Gehalt Homer's mit voller Macht gleichsam „theoretisch"

anerkannt erscheint. Er arbeitet an den meisten Stellen den speciell ethischen Gedankenwerth und Handlungswerth gar nicht einmal ganz in Worten heraus, und doch leuchtet er aus seiner Umschreibung und Analyse mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Das enge, unlösbare Band von Ethik und Aesthetik wird hier praktisch wieder klar. So würde eine vollkommene ästhetische Analyse des Faust auch die ethischen Kerngedanken der Dichtung von selbst ins hellste Licht setzen. Erschütternd tritt in Grimm's klarer Beleuchtung die furchtbare Tragik der Homerischen Weltanschauung hervor. Wie leichtsinnig hat man es oft ausgesprochen: die Homerische Welt wandle noch in der reinen Lebensfreude und Lebenshingabe, nicht angekränkelt von den trüben Schicksalsfragen und Resignationen späterer Zeit. In Wahrheit bezeichnet die Ilias einen der Punkte im geistigen Emporgang der Menschheit, wo gerade die ganz hoffnungslose Tragik auf dem Punkte stand, am meisten über den Menschengeist Herr zu werden. Hinter der Welt ein unfaßbares, unerbittliches Schicksal. Vor dem Vorhang die Götter, mit einer gewissen Machtvollkommenheit über Glück und Leid des Moments, aber im Grunde launisch und werthlos in ihrem Thun, beinahe nur eine Symbolisirung dessen, was wir heute etwa neckischen Zufall nennen würden, der die Würfel des Lebens wild durcheinander rüttelt, aber letzten Endes doch nicht hindern kann, daß gewisse große Schicksalsnothwendigkeiten sich vollziehen. Und als Spielball von beiden der Mensch, dessen eigene ethische Entwicklung schon weit genug gediehen ist, um gewisse Forderungen zu stellen, gewisse Ideale von Recht und Sieg des Rechten auszudenken, und der sich doch dem Unbegreiflichen und der Willkür erliegen sieht. Von dem „Wer immer strebend sich bemüht . . ." noch keine Spur. Aber doch schon ein Keim zu dem Wege, der dahin führen sollte. Man beachte das große, ethische Schlußfacit der Ilias in der herrlichen Priamus-Scene des vierundzwanzigsten Gesanges. Nach dreiundzwanzig Gesängen voll Waffenlärm jetzt endlich unter der Wucht all' dieses hoffnungslosen Dahintobens die Erkenntniß, daß es in der allgemeinen Unglückslage des Menschen besser wäre, das Schwert hinzulegen und sich mit Mitleid zu begegnen — Priamus und Achill vor der Leiche Hektor's, die sich beide als Opfer des Schicksals erkennen und — verzeihen. Wie ein letzter, vager Lichtschein taucht diese Idee des Mitleids mit dem Menschen, weil er „Mensch" ist, in dem absoluten Bankerott, in der tiefsten Nacht Homerischer Welttragik auf. Und doch war dieses vage Flämmchen die Fackel, mit der der Mensch Jahrhunderte später versuchen sollte, noch einen Schritt weiter in das Weltgeheimniß hinein zu leuchten, und in deren Schein er sich wirklich auf lange Zeit hinaus in ein neues, glücklicheres Verhältniß zu dem Innersten der Welt zu setzen verstand: der Stern, der von der Ilias hinüber glimmt zum Evangelium.

Möchte das schöne Buch, das uns Grimm geschenkt, überall mit der Wärme und dem Ernst aufgenommen werden, mit denen es geschrieben ist. Ein solches Geschenk wird uns nicht oft und zu beliebiger Stunde zu Theil werden. Es lag eine Nothwendigkeit darin, daß es heute kam. Und so ist es in eminentem Sinne ein „zeitgemäßes Buch".

Wilhelm Bölsche.

Zwei neue Classiker-Biographien.

[Nachdruck untersagt.]

Goethe. Von Karl Heinemann. Leipzig, Seemann. 1895.

Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1895.

Die Deutschen haben lange auf Lewes gescholten, ohne seinem gewandten aber flachen Buch eine zugleich schriftstellerisch tüchtige und tiefer fundirte Gesammtdarstellung Goethe's entgegenzusetzen. Erst Herman Grimm hat das Eis gebrochen, und heute ist die Scheu in einen regen Wetteifer Berufener und Unberufener umgeschlagen. Unser Büchermarkt wimmelt von Werken über Goethe, den jungen und den ganzen. Einige werden der Preisausschreibung, die Richard Meyer verdiente Ehren eintrug, als verschämte Nachzügler entsprungen sein. Auch in den besten Denkmälern, und gerade in diesen, sieht das Publicum einen Wunsch unbefriedigt: es will nicht bloß die Gedanken geistreicher Köpfe über Goethe empfangen, sondern mehr von Goethe erzählt finden. Es begehrt daneben eine Biographie, worin die Analyse der Werke zurücktritt hinter dem Wechsel der Begebenheiten und den in diesen großen Lebenslauf stärker oder flüchtiger eingreifenden Personen. Ein gelehrter, aber von allen Musen und Grazien verlassener Veteran hat das mit einer plan- und endlosen Auffädelung aller überlieferten Thatsachen rein chronikalisch zu leisten versucht. Anders und ungleich besser, nach sorgfältiger Vorbereitung und mit schriftstellerischem Geschick ist nun der erfolgreiche Biograph der Frau Rath ans Werk gegangen, um uns im ersten Bande bis zur Rückkehr aus Italien zu geleiten[1]). Sein Buch ist nicht durch neue Gesichtspunkte ausgezeichnet, die Composition könnte manchmal runder, die Zeichnung der Nebenpersonen schärfer, die absichtlich kurz gehaltene Würdigung der Poesie prägnanter sein; z. B. überschätzt er den Elpenor, hat über den jugendlichen Faust wenig zu sagen und weiß ein Götz-Capitelchen nicht wirksamer zu beschließen als auf Grund eines eigenen, trefflichen Aufsatzes mit Bemerkungen über den Zwischenvorhang und die Technik der Actschlüsse. Aber er erzählt kundig und fließend, begnügt sich Anfangs nirgends mit einer Umschreibung von „Dichtung und Wahrheit" und verwerthet später umsichtig und geschmackvoll die Tagebücher und Correspondenzen. Dazu kommen, ebenso gut ausgewählt wie künstlerisch reproducirt, die sehr zahlreichen Abbildungen von Menschen, Häusern, Landschaften. Wir denken an Stella's physiognomische Lehre: „Ihr sollt sein Porträt sehen! — sein Porträt — O, mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu Allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt." Freilich, manches wünschenswerthe Bildniß ist nicht zu erlangen: so fehlen Thorane, Behrisch, die Max Brentano (von der aber ein sehr schönes der Veröffentlichung harrt); Friederikens Conterfei wird nur als „sogenanntes", das der schönen Mailänderin nur als „angebliches" (die Aquarelle aus der „Sammlung" Kräuter-Keil rührt gewiß weder von Goethe her noch stellt sie die Maddalena Riggi dar) mitgetheilt. Uebel fahren Lessing, Klinger; ungenügend ist Juel's Goethe reproducirt; Cornelie nach O. Jahn, nicht nach ihres Bruders viel feinerer Originalzeichnung in Weimar. Das Gartenhaus möchte man auch in Kraus' Radirung mit dem längst entschwundenen Altan und dem weiten Vordergrund sehen. Doch klingt derlei wie Genörgel gegenüber all' den schönen Gaben, die auch eigene Blätter Goethe's von Leipzig bis Rom bieten und uns den alten Plan Frankfurts wie Goethe's Mansarde, das Wetzlarer Deutsche Haus wie Lottens Zimmer mit seinem berühmten Spinett vorführen. Es ist in der That eine rechte Illustration, die artigen Leipziger hutschwenkend auf der Promenade zu sehen oder mitten in Heinemann's Bericht über die aufsteigende Familie Goethe das bescheidene Urväterhäuschen

[1]) Soeben ist der 2. abschließende Band erschienen.

zu Artern und das stattliche Gebäude am Frankfurter Hirschgraben zu erblicken. Das Buch wird seinen Weg machen.

Wychgram's „Schiller" ist von der Verlagshandlung, die König's Literaturgeschichte, ein „Standwerk für den deutschen Bücherschrank", dank den Bildern zu vierundzwanzig Auflagen gedeihen sah, als „neues Standwerk über den Lieblingsdichter des deutschen Volkes für das deutsche Volk" angekündigt worden. Auch der Verfasser hat rhetorische Neigungen, hält sie aber fester im Zaum. Die Idee der Freiheit betonend, will er zugleich belehren und sittlich erbauen. Er denkt vor Allem an die reifere Jugend und stellt drei Ziele auf: Ausscheidung alles Unwesentlichen, möglichst wenig Reflexionen und Controversen, Wärme des Tones und der Gesinnung. Im Großen und Ganzen ist er diesen löblichen Tendenzen treu nachgeschritten, ein begeisterter, sorgsamer, den drei stehen gebliebenen Biographen Brahm, Minor, Weltrich dankbar folgender und dann allein die Bahn durchmessender Mann. Hier und da fällt ein gewisses Schulgeschmäcklein auf, auch ein unnöthiger Apologetenton, als gelte es, „Schiller-Hasser" zu entwaffnen. Allzu oft heißt es: „wir wollen, theilen mit, schalten ein" oder gar „Lassen wir ihn selbst darüber plaudern". Die Besprechung der Werke geschieht in festlichem Stil, aber nicht bloß lobrednerisch, wie z. B. die nach dem Plan des Ganzen annalistisch eingetheilte Charakteristik der Balladen zeigt. Ein Abdruck des ältesten Carlos-Entwurfes ohne nachfolgende genaue Verwerthung scheint uns zwecklos; das Referat über die Skizzen zur „Polizei" dankt seine ganz unökonomische Ausführlichkeit nur dem Umstande, daß Wychgram gerade Ludwig Stettenheim's vortreffliche Studie in die Hand bekam. Hätte Wychgram lieber am „Demetrius" verweilend Schiller's Arbeitsweise, mit Ausblicken auf die anderen, nunmehr sämmtlich von Kettner aufs Beste geordneten Bruchstücke, erläutert, es würde seinem Zweck, seinem Publicum mehr frommen. Manche Leser werden sich nicht sowohl an die philosophischen Auseinandersetzungen, an die Xenien-Excerpte, an die etwas abstracte Einleitung zum „Wallenstein" halten, als an die Vergegenwärtigung des Menschen und mit Wychgram auch in Schiller's Kinderstube behaglich einkehren. Ein Epilog verfolgt die weiteren Schicksale der Familie. „Wir haben," heißt es im Probeheft, „mit berathender Beihülfe des Verfassers dem Buche eine Fülle von Bildern . . . beigegeben." Dafür sind wir dankbar. Es sind auch neu entdeckte darunter. Der Freiherr v. Gleichen-Rußwurm hat sich Allen voran wieder als hülfreichster Förderer bewährt. Die Porträts machen uns durch vier Generationen in Schiller's Familie heimisch. Von Schiller selbst ist keines weggelassen, auch schlechte und unsicher beglaubigte nicht. Wie Heinemann muß Wychgram junge Zeitgenossen mehrmals nach Bildnissen aus ihrem Alter vorstellen. Anders als Heinemann bringt er oder die Verlagshandlung zahlreiche Nachbildungen von Titelseiten, Theaterzetteln und eine große Menge Facsimiles von dichterischen Blättern und von Briefen. Darin ist Heinemann sehr sparsam, Wychgram unserer Meinung nach zu weitherzig. Gewiß, auch wer die Weissagungen der Graphologie ungläubig vernimmt, wird gern Goethe's Schriftzüge von den Labores juveniles bis zum zweiten Theile des Faust, Schiller's in reifen Jahren so mächtige Hand von dem Knabengedicht 1769 bis zum Demetrius beobachten, hier seinen Correspondenten näher zu treten, bedeutsame Urkunden in treuer Nachbildung unmittelbarer zu würdigen meinen. Aber warum gleich acht Seiten von Henriette und Lotte v. Wolzogen? Gleich zwei Briefe Körner's (sammt der geschenkten Brieftasche in Folio photographirt)? Gleich ein ganzer Großquartbrief Hoven's mit dem Couvert? Ein von Schreiberhand ausgefertigtes Zeugniß für einen Bedienten, ein Schiller's Adelung betreffender Kanzleibogen, den Carl August nur unterzeichnet hat, kann doch unmöglich dasselbe Interesse beanspruchen, wie Goethe's amtliche Empfehlung zur Jenaischen Professur oder das Bürgerdiplom für den Schriftsteller „Gille". Die Ausstattung macht dem Verlag Ehre. E. S.

ρ. **Im großen Hauptquartier 1870/71.** Persönliche Erinnerungen von J. v. Verdy du Vernois. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1895.

Unsere Leser kennen die „Erinnerungen", welche die gewaltigen Ereignisse von vor fünfundzwanzig Jahren noch einmal an ihnen vorüberziehen ließen — nicht in systematischer Darstellung, als eine militärische Geschichte des Krieges, sondern mit jenem vorwiegend persönlichen Element, das diesen Aufzeichnungen ihren eigenthümlichen Charakter und ihren besonderen Werth verliehen hat. Denn auch wo nur das häusliche Leben, so zu sagen, des großen Hauptquartiers erzählt wird, bleibt es doch immer der hohe Generalstabsofficier, der zu uns spricht, der hinter den schweren, die Schlachtfelder bedeckenden Vorhang geschaut hat und aus dessen Andeutungen man viel lernen kann. Mit der Sympathie, welche seine soldatische Tüchtigkeit, seine humanen Anschauungen und nicht zuletzt sein gesunder Humor uns einflößen, verbindet sich Bewunderung für die Kunst des Schriftstellers, der uns solche Cabinetsstücke, wie die Momentbilder des obersten Kriegsherrn, des Grafen Moltke und vieler anderen Helden und Führer geliefert hat. Den Monumenten von Erz und Stein, welche dieses Jahr der Jubelfeiern uns brachte, reiht sich nicht unwürdig dieses literarische Denkmal an. Jenes unvergeßliche Capitel über den „Zug nach Sedan", mit welchem einst, vor einundzwanzig Jahren, der Verfasser dem ersten Hefte der „Deutschen Rundschau" die Signatur gegeben hat, ist dem auch sonst mannigfach erweiterten Buche einverleibt worden, das, wie es den nach uns Kommenden ein redendes Zeugniß des großen Krieges sein wird, den Mitlebenden ans Herz legen möge, durch ernste Friedensarbeit zu sichern, was in blutigen Kämpfen errungen ward.

εσ. **Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur.** Eine Ergänzung zur deutschen Literaturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg, Elwert. 1895.

Was der Titel verspricht, leistet das stattliche Foliowerk, schon in seiner ersten Auflage thurmhoch erhaben über die Speculationsbücher mit schlechtem Text und mehr oder weniger guten Illustrationen, vollauf, und der alte wie der mehr als ein Viertel umfassende neue Bestand zeugt rühmlich für die Kenntnisse, den Spüreifer, den Geschmack des Marburger Archivraths. In klarer Gliederung, mit knappen, zuverlässigen Erläuterungen führt uns Könnecke, überall weislich wählend und stets am rechten Orte sparsam oder freigebig, durch die lange Galerie deutscher Schriftstellerei, indem er Anfangs auch Gothen und Scandinavier heranruft. Er berücksichtigt die Wissenschaft, soweit sie unmittelbar zur Nation gesprochen hat, und geleitet die Dichtung bis zu Sudermann und Hauptmann. Luther, H. Sachs, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller sind besonders reich vertreten, und die großen Bildnisse stellen sich denen des ausgezeichneten Seidlitz'schen Porträtwerks (München, Bruckmann) an die Seite. Eine Fülle von Facsimiles liegt hier vor, so daß auch die Entwicklung der deutschen Schrift, des Druckes, der Illustration verfolgt werden kann; nicht minder die Einrichtungen des Theaters. Manches Porträt, manches Autograph wird zum ersten Mal ans Licht gezogen. Anderseits ist nun getilgt, was Anstoß erregte, wie das häßliche und unbeglaubigte Bild von Goethe's Offenbacher Mädchen. Daß z. B. Heyse, Mommsen, Scherer schlecht wegkommen, ist Schuld der benutzten Photographien, und solche Mängel sind ebenso vereinzelt, wie die Hyperbel, Lagarde sei „der tiefste und sittlich ernsteste" wissenschaftliche Publicist der Neuzeit. Die elf Lieferungen des Bandes enthalten 2200 Abbildungen und 14 foliogroße Beilagen: Porträts Luther's, H. Sachsens, Lessing's, Goethe's, Schiller's; alte Blattdrucke; farbige Reproductionen aus der Heidelberger Minnesingerhandschrift. Wir können diesen Atlas aufs Wärmste empfehlen.

εσ. **Georg Rudolf Weckherlin's** Gedichte herausgegeben von Hermann Fischer. 2. Band. Tübingen, 1895.

Der schwäbische Lyriker, der im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts sein „Liebelein und seines Herzens Diebelein" besang, aber auch über strenge Töne gebot, soll hier nicht charakterisiert werden, sondern darauf wollen wir dankbar glückwünschend hinweisen, daß dieser Band der 200. einer großen, für Germanisten und Romanisten ungemein werthvollen Sammlung ist und der „Literarische Verein in Stuttgart" ein schönes Jubiläum feiert. Wie der deutschen Poesie, so blüht auch der Literaturgeschichte kein augustisch Alter. Es ist in Deutschland viel leichter, einer Regierung oder Akademie die Kosten für eine Sammlung chinesischer Texte abzugewinnen, als einen kleinen Beitrag zur Drucklegung nationaler Dichtwerke. Nur die Großherzogin von Weimar übt hochsinnig „des Mediceers Güte", ohne die, zumal bei unsern allzu läßlichen Nachdrucksgesetzen, eine erschöpfende Goethe-Ausgabe unmöglich wäre. Nach ausländischen Vorbildern schritt man 1839 zur Selbsthülfe und gründete in Stuttgart den Literarischen Verein, um ältere Geschichtswerke und Dichtungen ohne Vermittelung des Buchhandels an die Mitglieder zu vertheilen. Opferwillige Männer besorgten die Geschäfte. Adelbert v. Keller führte 1849 eine lange Blüthezeit herauf, von einem Ausschuß unterstützt, dem auch Jacob Grimm angehörte. Keller selbst häufte als Herausgeber Band auf Band. Ihm folgte 1883 sein Tübinger College Holland, ein im Leben und in der Wissenschaft schwerwandelnder Gelehrter, unter dessen Leitung Alles stockte, bis 1891 H. Fischer rüstig an die Spitze trat, für raschen Fortgang sorgte, das Programm erweiterte, die Herausgeber auch in erläuternden Beigaben freier schalten ließ, dem schleuderhaften Abdrucken vollends steuerte und säumige Fachgenossen zum Beitritt anwarb. So ist die Arbeit im besten Gange. Die vielen

dem Mittelalter gewidmeten Bände übergehend, greifen wir ein paar Namen heraus, um die Fülle des Gebotenen anzudeuten. Hier feiert Hans Sachs mit allen nicht-meistersingerischen Poesien die Urstend; auch sein Nachfolger Ayrer und die Vorgänger im Fastnachtspiel. Wir empfangen den ganzen Grimmelshausen, Gryphius, Fleming, Logau und lauschen dem kernigen Deutsch, das die Pariser Briefe der Pfälzerin Liselotte von Orleans reden. Neben alten Romanen steht die culturhistorisch so wichtige Zimmerische Chronik; allerdings gleich den „Katzipori" und „Nachtbüchlein" unsauberer Schwanksammler keine Lectüre für „ohrenzarte" Damen. Reisebeschreibungen, Haushaltungsbücher erscheinen in bunter Reihe. Dem herzoglichen Dramatiker Braunschweigs folgen namenlose Verfasser populärer geistlicher Spiele . . . Jährlich werden vier Bände ausgegeben. Der Verein umfaßt jetzt etwa 325 Mitglieder; Keller, ein formstrenger Herr, hat für eine regelmäßige Aufzählung „nach Standsgebühr und Würden" gesorgt. Die Mitgliedschaft erwirbt man durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 20 Mark an den Schatzmeister Kanzleirath Roller in Tübingen.

ρσ. **Theodor Körner in Dichtung und Wahrheit.** Von Hugo Gruber. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1895.

Der auffallende Titel verleitet den Leser, von dem Büchelchen eigentlich Anderes zu erwarten, als er thatsächlich darin findet. Es bietet nicht etwa eine mit neuerem Material geführte Untersuchung, sondern eine populäre Darstellung des Lebens und Dichtens Theodor Körners, die, wie gerne anerkannt sei, nicht ohne Stimmung geschrieben ist und als solche ihren Platz in Virchow's und Wattenbach's „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", Heft 223, ausfüllen mag; anderen Anforderungen kann und will das Heftchen nicht entsprechen.

ρ. **Studien** von Adalbert Stifter. Mit Illustrationen von Franz Hein und Fr. Kallmorgen. Erster Band. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1895.

Mehr als fünfzig Jahre sind es, seitdem diese „Studien" zum ersten Male erschienen; aber sie haben in der langen Zeit nichts von ihrer ursprünglichen Poesie verloren. Die Generation, die sich an ihnen damals erfreut und begeistert hat, ist zum größeren Theile dahin gegangen; aber wer aus ihr noch lebt, wird mit einer eigenen Art von Rührung der wundersamen Gewalt sich erinnern, die diese ganz in Waldesduft getauchten Erzählungen einst auf ihn ausgeübt haben. Eindrücke, wie sie „Der Hochwald", „Der Condor", „Die Narrenburg", „Das Haidedorf" gemacht, sind unvergeßlich. Wie das jüngere Geschlecht sich zu ihnen stellen wird, ist freilich eine andere Frage, doch eine, die, wie wir hoffen, zu Gunsten ihres tiefen, ethischen Gehalts, ihrer reichen, dichterischen Schönheit, die keinem Veralten unterliegen, beantwortet werden wird. Nicht aufregende Menschenschicksale sind es, die der Dichter behandelt: vielmehr ist es die Natur, die bald in ihrer Lieblichkeit und ihrem Frieden, bald in ihrem Sturm und Aufruhr, immer aber in ihrer Erhabenheit und Größe den Vordergrund einnimmt und mit deren ewigen Geheimnissen uns Ahnung und Sehnsucht verbinden. Hier hat Stifter Töne angeschlagen, die nicht zu übertreffen sind; und so lange man die Sprache der Natur versteht, so lange wird man auch Stifter's „Studien" verstehen und lieben. Ein großes Verdienst — wir können kaum sagen um ihre Wiedererweckung, denn ganz sind sie niemals verschwunden gewesen; wohl aber um ihr würdiges Neuerscheinen hat sich die Verlagshandlung erworben, die mit dieser Ausgabe dem deutschen Publicum ein erlesenes Festgeschenk anbietet. Möchte der trefflich ausgestattete Band mit den stimmungsvollen, sehr hübsch wiedergegebenen Bildern dazu beitragen, daß statt der banalen Weihnachtsliteratur einmal wieder echte Poesie zur Geltung komme.

ρ. **Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1896.** Herausgegeben von Otto Braun. Sechster Jahrgang. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896.

Der Cotta'sche Musen-Almanach ist uns ein lieber Bekannter geworden, den wir bei seiner alljährlichen Wiederkehr gern begrüßen. Immer, und diesmal besonders, bietet das zierliche Bändchen eine Fülle der edelsten Gaben, in deren Auswahl und Anordnung der feine Geschmack des Herausgebers sich bekundet. Zu den Sängern von altem Ruf und Ruhm gesellen sich jüngere Talente, deren sinnige Weisen uns in der Zuversicht bestärken, daß der lautere Quell deutscher Dichtung nicht versiegt ist. Unter diesen hat uns vornehmlich Ernst Lenbach durch seinen kecken Humor angenehm überrascht. Einigen Andren, wie Robert Haaß, Carl Busse, Rudolf Krauß und Daniel Saul, sind wir schon früher begegnet und freuen uns ihrer hier aufs Neue. Stimmungsvoll sind die Oden von Eduard Paulus, seltsam anmuthend das Winternachtlied von Isolde Kurz. Ein echtes Renaissancebild ist J. V. Widmann's erster Sforza. Paul Heyse gibt in markigen Versen ein Stück nordischen Heldengesangs und eine Reihe treffender Sprüche, Hermann Lingg's schöne Gedichte sind tief ergreifend, und voll von echter Lebensweisheit die Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach, der Classikerin dieser Gattung. Fügen wir den Genannten noch die Namen von Adolf Wilbrandt, Wilhelm Hertz, Albert Möser, J. G. Fischer, Heinrich Kruse, Ludwig Fulda hinzu, so haben wir damit noch nicht einmal das Register erschöpft, aber wenigstens angedeutet, wie reichhaltig die kleine Sammlung ist. Nicht unerwähnt lassen möchten wir die Prosadichtung „Diaboleia" von Ricarda Huch, deren eigenartig starke Begabung auch auf diesen wenigen Blättern zur Geltung kommt. Ein schöner Frauenkopf „im Schmuck der Rose" nach einem Gemälde von G. Max und fünf andre, gleich sauber ausgeführte Bildchen zieren

den Almanach, der in jedem Betracht der Verlagshandlung Ehre macht und in seiner reizenden Ausstattung Vielen ein erwünschtes Festgeschenk sein wird.

γ. **Neugriechische Volks- und Liebeslieder** in deutscher Nachdichtung von Hermann Lübke. Berlin, S. Calvary & Co. 1895.

Während die altgriechische Poesie seit mehr als hundert Jahren bei uns ununterbrochen in deutscher Nachbildung immer neu belebt worden ist, fehlte es an einem Buche, das die neugriechische Volkspoesie in einer dem heutigen Stande wissenschaftlicher Kenntniß und modernen Bedürfniß entsprechender Weise dem deutschen Publicum behaglich vor die Augen brächte. Hier will Hermann Lübke mit seinen Nachdichtungen eintreten. Er hat für seinen Zweck die zerstreute Literatur dieses Faches durchgenommen und das Schönste daraus gewählt. Voran gehen Tanz- und Liebeslieder. Es folgt die Novelle der „hundert Liebesworte". Den Schluß bilden Balladen meist historischen Inhalts — alle gewandt und frei in unsere Sprache übersetzt; bisweilen auch, wo die Ueberlieferung versagte, selbständig von ihm ausgedichtet. Durch die Wahl und Anordnung der Lieder gewährt das Buch einen Einblick in die Seele des neugriechischen Volkes, und so gestaltet es sich zugleich zu einer Art poetischer Cultur- und Nationalgeschichte, die man mit Genuß und Vortheil lesen wird.

βλ. **Goethe's religiöse Entwicklung.** Von Dr. Eugen Filtsch, ev. Pfarrer in Bukarest. Gotha, F. A. Perthes. 1894.

Es ist nicht möglich und auch nicht beabsichtigt, diesem feinsinnigen, von den edelsten Sympathien getragenen Buch in ein paar kurzen Worten gerecht zu werden. Vielmehr bitten wir den Leser, sich nicht mit oberflächlicher Durchsicht desselben zu begnügen, auch wenn er im Hauptpunkt dem Verfasser ebensowenig beizupflichten gesonnen ist, wie wir. Dr. Filtsch erklärt in der Vorrede, daß dankbare Begeisterung ihn angeregt habe. Ihm half Goethe, sagt er, nicht nur eine zerschlagene Welt wieder aufbauen: er unterstützte ihn auch, „aus den Nebeln des Zweifels auf den Weg des Glaubens und zu der einen Quelle des Heiles, zu dem Heiland und seinem Evangelium zurückzugelangen". Der Weg ist eigenthümlich gewählt und hat den Verfasser zu sonderbaren Zugeständnissen verleitet. Ein Genius wie Goethe ist nicht denkbar ohne den Blick auf das Ewige, ohne die nie gestillte Sehnsucht nach dem Urquell alles Lichtes, das ihn ausgesendet, mit andern Worten ohne Gottesglauben, ohne Religion. In diesem Sinn war der größte der Deutschen eine durchaus religiöse Natur. Er war es auch in dem Sinne, daß er die Reue, die Grundbedingung aller Religiosität, gekannt hat. Denn er war ein Mensch, er hatte gefehlt, und er wußte es. Dazu war er ein großer Künstler, und der Dichter, den wir kennen, und konnte als solcher weder der christlichen Gedankenwelt noch der christlichen Symbole entbehren. Die wunderbarsten seiner Schöpfungen, Iphigenie, Natalie, Eugenie, die Wahlverwandtschaften, vor Allem Faust, sind Schöpfungen, die das christliche Ideal verklärt hat. Das hat Dr. Filtsch ebenso schön als wahr auseinandergesetzt; allein statt hinzuzufügen, daß das Zeugniß um so lauter spricht, als es von einem Menschen kommt, der das Christenthum persönlich abgelehnt hat, überladet er seine Schrift mit Rechtfertigungsversuchen eines Standpunktes, der zu keiner Zeit bei Goethe ein christlicher war. Auch an die Größten und Besten stellt das Christenthum bestimmte Anforderungen des Glaubens und Gesetzes, denen Goethe sich nicht gefügt hat. Statt das einfach zuzugestehen und sich jedes verdammenden Urtheils darüber zu enthalten, folgt Dr. Filtsch dem Jünger von Rousseau und Spinoza, dem Freunde Herder's in das antikirchliche Lager und lehnt, wie er, Dogma und Offenbarung ab. Aber Dr. Filtsch ist ein evangelischer Geistlicher und ein Seelsorger. Er spricht den Rationalismus von Goethe frei. Dieser hätte kaum ein Gleiches in Bezug auf den seinigen gethan.

β. **Schopenhauer.** Ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik von Rudolf Lehmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1894.

Schopenhauer ist nach des Verfassers Meinung der Metaphysiker κατ' ἐξοχήν; die Widersprüche in seiner Weltanschauung sind in Lehmann's Augen von typischer Bedeutung, weil charakteristisch für das Wesen der Metaphysik überhaupt. In diesem Sinne wird von ihm die vorliegende Schrift, die sich die Aufgabe stellt, die Eigenthümlichkeit der Schopenhauer'schen Lehre psychologisch und historisch abzuleiten, als „ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik" bezeichnet. Dieser Auffassung wird man nur zustimmen können, wenn man den erkenntnißtheoretischen Standpunkt des Verfassers theilt. Man braucht ihn aber nicht zu theilen, um sich an den klaren und geistvollen Darlegungen desselben, die von eindringendstem Verständniß zeugen, zu erfreuen. Das Buch ist eine werthvolle Bereicherung der Schopenhauer Literatur. Besonders die psychologische Ableitung, die die Eigenart der Schöpfung aus dem Charakter des Schöpfers erklärt, scheint ganz vorzüglich gelungen. Aber auch das, was der Verfasser über den Einfluß der großen geistigen und specifisch philosophischen Strömungen jener Zeit, der rationalistischen, romantischen und monistischen, auf den Urheber der „Welt als Wille und Vorstellung" sagt und über den Gegensatz, in dem seine Anschauungsweise zu dem herrschenden ästhetischen Optimismus stand, dürfte wohl im Wesentlichen das Rechte treffen und auf das Ganze seiner geschichtlichen Erscheinung wie auf manche Einzelheiten ein helles Licht werfen. Die Schrift ist jedenfalls anregend, und jeder Freund des großen Denkers und Schriftstellers Schopenhauer, der nicht zu den kritiklosen Jüngern des „Meisters" zählt, wird sie mit Genuß und Interesse lesen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Die Dobratschrose. Erzählung von Arthur Achleitner. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1896.

Ackermann-Salisch. — Der Siloismus und der Antrag Kanitz, sowie der Schrecken der Brotvertheuerung im Lichte der Zahlen. Von Ackermann-Salisch. Berlin, Hermann Walther. 1895.

Aldert. — Kant's transscendentale Logik mit besonderer Berücksichtigung der Schopenhauer'schen Kritik der Kant'schen Philosophie. Ein philosophischer Beitrag von Georg Albert. Wien, Alfred Hölder. 1895.

Avonianus. — Dramatische Handwerkslehre von Avonianus. Berlin, Hermann Walther. 1895.

Bastian. — Schwester Lies. Eine Geschichte von Anselm Bastian. Leipzig, Walther Fiedler.

Bellermann. — Schiller's Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Benoist. — De l'organisation du suffrage universel. La crise de l'état moderne. Par Charles Benoist. Paris, Firmin-Didot et Cie. 1895.

Berg. — Zwischen zwei Jahrhunderten. Gesammelte Essays von Leo Berg. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1896.

Bergmann. — Die Wirthschaftskrisen. Geschichte der nationalökonomischen Krisentheorien. Von Eugen von Bergmann. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1895.

Berlepsch. — Mutter. Eine Erzählung von G. von Berlepsch. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1895.

Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters bis 1500. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Erster Halbband. Berlin, W. Weber. 1895.

Biedermann. — Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Von Dr. Karl Biedermann. Vierte, vermehrte (Volks-) Ausgabe. Erste Lieferung. Breslau, S. Schottländer. 1896.

Blum. — Bismarck's Mahnworte an das deutsche Volk. Zusammengestellt und erläutert von Dr. Hans Blum. Erlangen, Palen & Enke. 1895.

Blum. — Das erste Vierteljahrhundert des Deutschen Reiches (1871—1895). Von Dr. Hans Blum. Braunschweig, Albert Limbach. 1896.

Böhlau. — Der Rangierbahnhof. Roman von Helene Böhlau. Berlin, F. Fontane & Co. 1896.

Bolte. — Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert. Von Johannes Bolte. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1895.

Bormann. — Meer und Heide. Eine Erzählung von den nordfriesischen Inseln von Georg Bormann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Bormann. — Neue Shakespeare-Enthüllungen von Edwin Bormann. Zweites Heft. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. 1895.

Bourget. — Pastelle. Von Paul Bourget. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von A. Johanny. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1895.

Boy-Ed. — X. Roman von Ida Boy-Ed. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1896.

Brandes. — William Shakespeare. Von Georg Brandes. Sechste Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Braune. — Seine Schwiegermutter. Schwank in einem Aufzug von C. A. Rudolph Braune. Roßla (Harz), R. Braune's Verlag. 1896.

Braun-Steinmann. — Natur und Leben. Gedichte von Heowig Braun-Steinmann. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Breidenbach. — Bunte Ranken. Erzählungen von E. v. Breidenbach. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Brociner. — Tandaradei! Novellen von Marco Brociner. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1896.

Bulling. — Die Rechte der unehelichen Kinder nach dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich kritisch beleuchtet (auch für Nichtjuristen) von Carl Bulling. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1895.

Busse. — Neue Gedichte von Carl Busse. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1896.

Cabanis. — Die Mar vom Jordansee. Von Paul Sylvester Cabanis. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Castelane. — Journal du maréchal de Castelane. 1804—1862. Tome deuxième. Paris, Librairie Plon. 1895.

Chamberlain. — Richard Wagner. Von Houston Stewart Chamberlain. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vorm. Friedrich Bruckmann). 1895.

Chamisso-Thumann. — Lebens-Lieder und -Bilder. Liederkreis von Adelbert von Chamisso. Illustrirt von Paul Thumann. Dreizehnte Auflage. Leipzig, Adolf Titze.

Coquelle. — Histoire de Monténégro et de la Bosnie depuis les origines. Par P. Coquelle. Paris, Ernest Leroux. 1895.

Dahms. — Das literarische Berlin. Illustrirtes Handbuch der Presse in der Reichshauptstadt. Herausgegeben von Gustav Dahms. Berlin, Richard Taendler.

Dehmel. — Der Mitmensch. Drama von Richard Dehmel. Berlin, Hugo Storm. 1895.

Düntzer. — Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal von Heinrich Düntzer. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt (B. W. Esche). 1895.

Eckart. — Aus alter Zeit. Eine Schulmeistergeschichte von Rudolf Eckart. Leipzig, Felix Simon.

Eggeling. — Die heilige Schrift vom Standpunkte der ästhetischen Theologie gewürdigt durch Otto Eggeling. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1895.

Ehrenberg. — Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth. Von Dr. Richard Ehrenberg. Jena, Gustav Fischer. 1896.

Ertl. — Miss Grant und andere Novellen von Emil Ertl. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896.

Ertl. — Opfer der Zeit. Zwei Novellen aus dem Wiener Leben von Emil Ertl. Jena, Hermann Costenoble.

Eschricht. — Unter dunklen Menschen. Roman von E. Eschricht. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Estaunié. — L'empreinte. Par Édouard Estaunié. Paris, Perrin et Cie. 1896.

Evers. — Deutsche Lieder. Von Franz Evers. Berlin, G. Grote. 1895.

Evers. — Königslieder von Franz Evers. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe. 1895.

Fircks. — Aegypten 1894. Von A. Freiherrn von Fircks. Berlin, Geographische Verlagshandlung (Dietrich Reimer). 1895.

Fischel. — Der Liebeshof. Novellen von Alfred Fischel. Wien, Carl Konegen. 1896.

Fontane. — Effi Briest. Roman von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane & Co. 1896.

Fontane. — Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 und 13 von Theodor Fontane. Wohlfeile Volksausgabe. Berlin, Wilhelm Hertz. 1896.

François. — Les grands problèmes. Par Adolphe François. Paris, Ch. Noblet. 1895.

Franke-Schievelbein. — Kunst und Gunst. Roman von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Freeman. — Geschichte Siciliens unter den Phönikiern, Griechen und Römern. Von Edward A. Freeman. Aus dem Englischen übersetzt von Jos. Rohrmaser. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1895.

Frenzel. — Rococo. Büsten und Bilder von Karl Frenzel. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1895.

Frieberger. — Der letzte Flittertag. Von Gustav Frieberger. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Ganghofer. — Der Klosterjäger. Roman aus dem 14. Jahrhundert. Von Ludwig Ganghofer. Illustrirt von Hugo Engl. Siebente Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Gizycki. — Vom Baume der Erkenntniß. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Paul von Gizycki. Berlin, Fero. Dümmler. 1896.

Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath. Ein Bild aus der Zeit von 1789—1835. Aus ihren Aufzeichnungen. Zwei Bände. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1896.

Greif. — Martin Greif's gesammelte Werke in drei Bänden. Erster Band: Gedichte. Sechste, reich vermehrte Auflage. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1895.

Grünberg. — Drei Novellen. Von Victor Grünberg. Brunn, Karafiat & Sohn.

Halbmonatliche Heidelberger Blätter zur Unterhaltung für Jedermann. Heft 1—10. Heidelberg, Verlag der vorm. Weiß'schen Universitätsbuchhandlung.

Hamsun. — An des Reiches Pforten. Schauspiel in vier Aufzügen von Knut Hamsun. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1895.

Harrys. — Zehn Madrigale von Torquato Tasso Uebersetzt von Hermann Harrys. Hannover, Schmorl & v. Seefeld Nachf. 1895.

Heiberg. — Acht Novellen von Hermann Heiberg. Zweite Auflage. Leipzig, Gustav Fock. 1895.

Heiberg. — Graf Jarl. Von Hermann Heiberg. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, Gustav Fock. 1896.

Heigel. — Der Volksfreund. Roman von Karl von Heigel. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1896.

Hellwald. — Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Vierte Auflage. Leipzig, P. Friesenhahn. 1896.

Herzl. — Das Palais Bourbon. Bilder aus dem französischen Parlamentsleben. Von Theodor Herzl. Leipzig, Duncker & Humblot. 1895.

Hesdörffer. — Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei von Max Hesdörffer. Erste Lieferung. Berlin, Robert Oppenheim.

Hosäus. — Gedichte von Wilhelm Hosäus. Dessau, C. Dünnhaupt. 1896.

Hornstein. — Fühlung. Psychologische Dichtungen von Ferdinand von Hornstein. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1896.

Janitschek. — Gott hat es gewollt. Aus dem Leben eines russischen Priesters. Von Marie Janitschek. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe. 1895.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Siebente Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Kambli. — David Friedrich Strauss. Vortrag von Conrad Wilhelm Kambli. Basel, Benno Schwabe. 1896.

Kettner. — Schiller's dramatischer Nachlaß. Nach den Handschriften herausgegeben von Gustav Kettner. Zwei Bände. Weimar, Hermann Böhlau. 1895.

Klitscher. — Von Weibes Herzen. Zwei Novellen von Gustav Klitscher. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.

Knötel-Nöchling. — Der alte Fritz in fünfzig Bildern für Jung und Alt von Carl Nöchling und Richard Knötel. Berlin, Paul Kittel.

Kralik. — Weltwissenschaft. Ein metaphysischer Versuch von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1896.

Krampe. — Die italienischen Humanisten und ihre Wirksamkeit für die Wiederbelebung gymnastischer Pädagogik. Ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Jugenderziehung und der Leibesübungen. Herausgegeben von Wilhelm Krampe. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. 1895.

Kraus. — Im Zuge der Pest. Roman aus Kurlands Vorzeit. Von Eberhard Kraus. Reval, Franz Kluge. 1895.

Kretzer. — Im Riesennest. Berliner Geschichten von Max Kretzer. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Kries. — Carl Ludwig †. Von Johannes von Kries. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1895.

Kruse. — Nero. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1895.

Kumm. — Entwurf einer empirischen Aesthetik der bildenden Künste. Von Karl Kumm. Berlin, Selbstverlag. 1895.

Kurz. — Italienische Erzählungen von Isolde Kurz. Stuttgart, G. J. Göschen. 1895.

Lang. — Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761—1837. Von Wilhelm Lang. Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck. Bamberg, C. C. Buchner. 1896.

Lehmann. — Erinnerungen eines Künstlers. Mit 15 Porträtzeichnungen in Lichtdruck und einem Titelbilde. Von Rudolf Lehmann. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1896.

Lenbach. — Zeitgenössische Bildnisse von Franz von Lenbach. Neue Folge. München, Verlag für Kunst und Wissenschaft (vorm. Friedrich Bruckmann). 1895.

Lenz. — Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse von Oskar Lenz. Wien, Verlag der literarischen Gesellschaft. 1895.

Lindau. — Aus China und Japan. Reiseerinnerungen von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1896.

Lindenberg. — Kaiser Friedrich als Student. Von Paul Lindenberg. Berlin, Gerd. Tummler's Verlagsbuchhandlung. 1896.

Liszt. — Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung. Herausgegeben von der internationalen kriminalistischen Vereinigung. I. Band: Das Strafrecht der Staaten Europa's. Herausgegeben von Dr. Franz von Liszt. Berlin, Otto Liebmann. 1894.

Lorenz. — Genealogisches Handbuch der europäischen Staatengeschichte von Dr. Ottokar Lorenz. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage des „genealogischen Hand- und Schulatlas". Berlin, Wilhelm Hertz. 1895

Maaß. — Afrikanische Frühlings-, italienische Sommertage. Federskizzen von Alfred Maaß. Leipzig, Th. Grieben.

Meißner. — Weihnachtsspiele. Bilder aus der deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für Jung und Alt von Dr. Leopold Florian Meißner. Erstes Heft: Aus der Zeit der Babenberger. Wien, Verlag der literarischen Gesellschaft. 1896.

Morley. — Essais critiques par John Morley. Traduits de l'anglais par Georges Art. Introduction par Augustin Filon. Paris, Armand Colin et Cie. 1895.

Müller. — Der Bau des Reichsgerichts zu Leipzig. Von Voltmar Müller. Berlin, Georg Siemens. 1895.

Müller. — Theosophie oder psychologische Religion. Gifford-Vorlesungen von F. Max Müller. Aus dem Englischen übersetzt von Moritz Winternitz. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1895.

Münch. — Anmerkungen zum Text des Lebens. Von Wilhelm Münch. Zugleich zweite (verdoppelte) Auflage der „Tagebuchblätter" des Verfassers. Berlin, Hermann Heyfelder. 1895.

Nassen. — Heinrich Heine's Familienleben. Erster Theil: Heine's Beziehungen zu Mutter, Schwester und Gattin. Von J. Nassen. Fulda, Fuldaer Aktiendruckerei. 1895.

Neumayr. — Erdgeschichte. Von Prof. Dr. Melchior Neumayr. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Prof. Dr. Viktor Uhlig. Zweiter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895.

Nietzki. — Heinrich Heine als Dichter und Mensch. Beiträge zu seiner Charakteristik von Dr. Max Nietzki. Berlin, Mitscher & Röstell. 1895.

Nippold. — Die Regierung der Königin Marie Stuart von England, Gemahlin Wilhelm's III. Von W. A. Nippold. Hamburg, Gräfe & Sillem. 1895.

Nissel. — Dramatische Werke von Franz Nissel. Dritte Folge. Nebst einem Anhang: Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1896.

Nörrenberg. — Die Volksbibliothek: ihre Aufgabe und ihre Reform. Nach einem Vortrage von Dr. Constantin Nörrenberg. Zweiter Abdruck mit Anhang: Einrichtung und Verwaltung. Kiel, Gnevkow und v. Gellhorn in Commission. 1896.

Nover. — Hans Sachs. Von Dr. Nover. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895.

Oberholtzer. — Die Beziehungen zwischen dem Staat und der Zeitungspresse im Deutschen Reiche. Von Ellis Paxson Oberholtzer. Berlin, Mayer & Müller. 1895.

Ostwald. — Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Vortrag von Wilhelm Ostwald. Leipzig, Veit & Co. 1895.

Peters. — Das goldene Ophir Salomo's. Eine Studie zur Geschichte der phönikischen Weltpolitik. Von Dr. Carl Peters. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1895.

Pettersch. — Der Heiden-Heiland. Ein Essay von Dr. Carl Hugo Pettersch. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1895.

Pietsch. — Allein und frei! Gedichte von Willy Pietsch. Konitz, C. F. Wollsoorf's Buchhandlung. 1896.

Pilz. — Die kleinen Reisenden oder fröhliche Wanderungen durch Deutschland in Briefen und Erzählungen. Ein Buch für zwölf- bis dreizehnjährige Kinder von Dr. Carl Pilz. Leipzig, Felix Simon.

Pöhlmann. — Aus Altertum und Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen von Robert Pöhlmann. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Prevost. — Cousine Laura. Roman aus der Coulissenwelt von Marcel Prevost. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1895.

Quinet. — La France ideale. Par Mme. Edgar Quinet. Paris, Calman Lévy. 1895.

Ranzoni. — Das Schöne und die bildenden Künste. Von Emerich Ranzoni. Wien, A. Hartleben. 1896.

Raphaels. — Künstlerische Photographie. Von J. Raphaels. Düsseldorf, Ed. Liesegang. 1895.

Rogge. — Eine Osterreise nach Jerusalem über Aegypten und Griechenland. Von Bernhard Rogge. Anhang: Eine Osterpredigt in Jerusalem. Hannover, Carl Meyer. 1896.

Roliff. — Unter Buchen und Birken. Gesammelte Dich-

tungen und Uebersetzungen von R. Rolff. Wien, Carl Konegen. 1895.

Rosegger. — Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Thal von Peter Rosegger. Leipzig, L. Staackmann. 1896.

Rückert. — Friedrich Rückert's Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Ludwig Laistner. Erste Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Russell. — Die Volks-Hochschulen in England und Amerika. Von Dr. James Russel. Deutsch mit Anmerkungen von Otto Wilhelm Beyer. Leipzig, R. Voigtländer. 1895.

Ruville. — William Pitt (Chatham) und Graf Bute. Ein Beitrag zur inneren Geschichte Englands unter Georg III. Von Albert von Ruville. Berlin, J. Guttentag. 1895.

Scartazzini. — La divina commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Seconda edizione. Milano, Ulrico Hoepli. 1896.

Schasler. — Ueber ein halbes Jahrhundert. Erinnerungsbilder aus dem Leben eines alten Burschenschafters von Max Schasler. Jena, Bernhard Vopelius. 1895.

Scherr. — Illustrirte Geschichte der Weltliteratur. Von Johannes Scherr. Zweite bis neunte Lieferung. Stuttgart, Krandb'sche Verlagshandlung.

Schmitt. — Alsalieder. Von Christian Schmitt. Zweite, vermehrte Auflage. Zabern i. E., A. Fuchs.

Schnakenburg. — Lose Blätter. Von J. Schnakenburg, Leipzig, Alfred Janssen. 1896.

Schönbach. — Walther von der Vogelweide. Ein Dichterleben. Von Anton E. Schönbach. Zweite Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1895.

Schreiber. — Wider die „Gleichheit" im Wahlrechte. Von Schreiber. Berlin, Hermann Walther. 1895.

Schulte vom Brühl. — Der Marschallstab. Ein Roman aus dem Bergischen von Walther Schulte vom Brühl. Zwei Bände. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1896.

Schultze. — Der Zeitgeist der modernen Literatur Europas. Einige Capitel zur vergleichenden Literaturgeschichte von Dr. Siegmar Schultze. Halle a. S., C. H. Kämmerer & Co. 1895.

Schuster. — Der Menschenfreund. Trauerspiel in vier Akten von M. Schuster. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1895.

Sievers. — Shakespeare's zweiter mittelalterlicher Dramen-Cyclus von Dr. E. W. Sievers. Mit einer Einleitung von Dr. W. Welz. Berlin, Reuther & Reichard. 1896.

Sirius. — Kennst du das Land? Wander- und Wundertage in Italien und Sicilien von Peter Sirius. München, Verlag der „Illustrirten Reiseblätter". 1896.

Sombart. — Streiflichter über sociale Fragen Von C. M. Sombart. Magdeburg, C. E. Klotz. 1895.

Sorel. — Montesquieu. Von Albert Sorel. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1896.

Spandow. — Von Ihr und mir. Von Philipp Spandow. Mit einer musikalischen Beigabe von Professor Richard Schmidt. Berlin, E. Kantorowicz. 1896.

Spie. — Eine Leidenschaft. Roman von Vosmeer de Spie. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von Paul Nachè. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Stieler. — Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71 von Karl Stieler. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1895.

Stieler. — Habts a Schneid!? Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart von Karl Stieler. Neunte, durchgesehene Auflage. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Stößel. — Freunde. Roman von Alfred Stößel. Leipzig, Robert Friese (Separat Conto). 1896.

Suttner. — Nichts Ernsthaftes. Kleine Geschichten von A. G. von Suttner. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Teichert. — Für Israel! Mahn-, Weck- und Trostrufe. Von Adolf Teichert. München, Carl Rupprecht.

Thiébault. — Mémoires du général Thiébault. Publiés sous les auss ces de sa fille Mlle. Claire Thiébault d'après le manuscrit original par Fernand Calmettes V. Troisième éditien. Paris, Librairie Plon 1895.

Thiel. — Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung von Peter Johannes Thiel. Neue, vermehrte Auflage. Elberfeld, Selbstverlag. 1896.

Thimme. — Die inneren Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft. 1806—1813. Von Friedrich Thimme. Zweiter Band. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1895.

Tovote. — Heißes Blut Novellen von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1896.

Traudt. Auf einsamem Pfad. Gedichte von Valentin Traudt. Zweite, vermehrte Auflage. Zabeur i. E., A. Fuchs.

Verdy du Vernois. — Im großen Hauptquartier 1870/71. Persönliche Erinnerungen von J. von Verdy du Vernois. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1895.

Viélé-Griffin. — Poèmes et poésies. Par Francis Viélé-Griffin. Paris, Société du Mercure de France. 1895.

Vincent. — Un bonheur par Jaques Vincent. Paris, Librairie Plon.

Vogt. — Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke von Carl Vogt. Stuttgart, Erwin Nägele. 1896.

Volkswohlstand und Landeswährung. Sonderabdrücke aus dem Deutschen Adelsblatt. Frankfurt a. O. In Commission bei Gustav Harnecker.

Voß. — Die Frauen in der Kunst. von Dr. Georg Voß. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Vrchlicky. — Gedichte von Jaroslaw Vrchlicky. Ausgewählt und übersetzt von Friedrich Adler. Autorisirte Uebersetzung. Mit dem Bildniß des Dichters. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Wagner. Die akademische Nationalökonomie und der Socialismus. Rede zum Antritt des Rectorats der königl. Friedrich Wilhelm-Universität in Berlin, gehalten von Adolph Wagner. Berlin, Julius Becker. 1895.

Weichelt. — Hannoversche Geschichten und Sagen. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Weichelt. Erster Band. Norden, Diedr. Soltau.

Weitbrecht. — Phaläna. Die Leiden eines Buches von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz u Co. 1896.

Wiedemann. — Die Lehre von der Elektricität von Gustav Wiedemann. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Dritter Band. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1895.

Willner. — Hanna's Ferien. Eine Erzählung für Mädchen von Meta Willner. Zürich, Orell Füßli. 1896.

Wilson. — An atlas of the fertilization and karyokinesis of the ovum. By Edmund B. Wilson. With the co-operation of Edwary Leaming. New-York, Macmillan and Co. 1895.

Woerner. — Henrik Ibsen's Jugenddramen von Roman Woerner. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Wolzogen. — Um dreizehn Uhr in der Christnacht. Eine Weihnachtsgeschichte von Ernst von Wolzogen. Dritte Auflage. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Wutke. — Die Breslauer Messe. Von Dr. Konrad Wutke. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895.

Wychgram. — Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen. Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. Erster Jahrgang. Erstes Heft. Leipzig, R. Voigtländer. 1895.

Zeller. — Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Eduard Zeller. Bonn, Emil Strauß. 1895.

Zenker. — Der Anarchismus. Kritik und Geschichte der anarchistischen Theorie. Von E. V. Zenker. Jena, Gustav Fischer. 1895.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Pactow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.85

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY